
254
1 E
18

Geschichte

der deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.



Geschichte

der

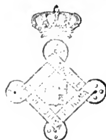
deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.



Dritter Band: Die Gegenwart.

1814 – 1867.

Leipzig.

Friedr. Wilh. Grunow.

1867.

Vorrede.

Der gegenwärtige Band umfaßt 53 Jahre, und ist doch nicht stärker geworden als die frühern Bände; den Grund habe ich schon im vorigen Bande angedeutet.

Das Buch hat bereits seine Geschichte. In der ersten Auflage 1853 ging es hauptsächlich darauf aus, gewisse Richtungen der Literatur zu bekämpfen, die mir schädlich schienen; die kritische Tendenz fand damals viel Zustimmung und noch mehr Widerspruch. Es knüpft sich eine gar nicht kleine Literatur daran.

In jeder folgenden Ausgabe bemühte ich mich mehr und mehr, das Kritische in's Historische zu verwandeln, am entschiedensten in der gegenwärtigen, die von den Recensenten mit Recht als ein völlig neues Werk bezeichnet ist. Zugleich dehnte sich jede neue Ausgabe mehr und mehr über die Geschichte der Vergangenheit aus, die gegenwärtige umfaßt die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland im ganzen 18. u. 19. Jahrhundert; denn die „Geschichte des geistigen Lebens von 1681—1781" und die „Geschichte der Literatur von 1781—1867" bilden ein zusammenhängendes Werk.

Für die Zeit nach 1853 ziemte sich weder die Methode der ersten noch die der letzten Ausgabe. Die ausführliche und heftige Polemik gegen krankhafte Erscheinungen ist heute völlig antiquirt. Andrerseits paßte auch die Form des historischen Referats, die immer ein Urtheil ist, nicht für ein Werk, das ursprünglich selbst als Partei erschien; noch weniger die Einflechtung persönlicher Lebensschicksale in die Geschichte der Schriften für eine Zeit, wo die Personen zum großen Theil noch leben. Ich habe von den wissenschaftlichen und poetischen Leistungen jener Jahre im letzten Capitel, nicht chronologisch sondern sachlich geordnet, nur dasjenige hervorgehoben, was mir als neu und charakteristisch für die moderne Bildung erschien.

Für die Zeit bis 1853 wird man wiederum die chronologische Methode angewandt finden, von der ich mich mehr und mehr überzeuge, daß sie für jedes historische Werk die allein richtige ist.

Berlin, 1. Juli 1867.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Zweites Buch.

Erstes Buch.

1.

Der Krieg und der Congreß.

„Wenn etwas Ungeheures geschehen ist, kommen die Ausleger mit Deutungen nach: nichts ist bequemer, als aus dem Nachher das Vorher erweisen. Auch dem preußischen Staat ist solches widerfahren; er ist nach seinem Fall nicht blos betrauert, sondern recht methodisch bis zu seiner Gruft hingedeutet und hingerichtet worden: selbst Schimpf und Hohn hat nicht gefehlt. Unleugbar war eine gewisse Erstarrung und Verstockung da, nicht allein veranlaßt durch die Bestürzung über die großen Wechsel rings umher, sondern tiefer liegend. Soll etwas Ungeheures geschehn und etwas Neues werden, so erstarren die lebendigen Kräfte in ihnen selbst, es wird matt, was lebendig, feig, was muthig, dumm, was geistvoll war: es geht dann in den Staaten das vor, was in Menschen vorgeht einige Stunden oder Tage vor dem Punkt, wo sie in eine schwere Krankheit fallen sollen. Der große Uebergang der Zeiten, die große Scheidung des Alten und Neuen wird immer so gemacht. Darum soll man in gewissen Epochen die einzelnen Menschen nicht zu schwer anklagen, sondern den geheim webenden Geist der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Geschlechter regiert, und wenn er neue Schöpfungen machen will, das Alte augenblicklich lähmt und versteinert, damit es durch geschwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Gestaltungen den Stoff zurückgebe. Alle Deutsche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Gesetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbniß der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und

seine Herrlichkeit hatten viele deutsche Herzen schon lange nicht gefühlt; was sollten sie betrauern, was sie kaum gekannt? Die meisten hatten sich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Theilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten hatten sie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigern zu folgen und durch die Beschlüsse der großen deutschen Staaten bestimmt zu werden, empfanden viele die Herrschaft der Fremden kaum als Unglück. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Auch die vor einigen Jahren noch so mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der schweren Starrsucht erwacht: alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten sie die Schande; sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr. Napoleon hatte gemeint, der preußische Staat sei durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerrissen nun so liegen lassen, bis die Zeit da sei, ihn ganz zu vernichten. Napoleon hatte Recht, soweit ein gemüthloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurtheilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt, was zermalmt werden konnte; die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos gewesen ist, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles messen, nur nicht, wie weit die Geister sich beherrschen lassen."

Die prachtvolle Stelle steht im „Geist der Zeit", in welchem E. M. Arndt, 44 J., während des Krieges den Entschluß der Deutschen befeuerte. Er war mit dem Frhn. v. Stein in Rußland gewesen und hatte in dessen Auftrag mit einer Reihe von Flugschriften sich an den Ereignissen betheiligt. Der große Freiherr zeigt sich in dieser Geschichte nur im Hintergrund: ein Bild von ihm, wo diese gewaltige, dämonische Willenskraft, diese herbe, despotische Natur mit all ihren Vorurtheilen, dieser edle Mensch von strengster Sittlichkeit und Gottesfurcht ohne alle Spur von Menschenfurcht, in der ganzen Anschaulichkeit hervorträte, ist noch nicht vorhanden. Die schroffen, knorrigen, zuweilen wilden Gestalten, die mit ihm das Werk der Befreiung leiteten, wie Blücher, York, Gneisenau, verblaßten in der langen Friedenszeit mehr und mehr: was in unsern Tagen geschehen, wird auch ihrem Bilde wieder helleres Licht und sattere Farben leihen.

„Was ist des Deutschen Vaterland?" — Wohl konnte man so fragen, als man von deutscher Nation nur durch Klopstock's Bardite und durch Pütter's Staatsrecht wußte. „Das ganze Deutschland soll es sein!" Die Antwort wollte nichts Anderes sagen, als daß kein Fußbreit Landes den Franzosen überlassen werden dürfe; eine Kritik der Frage vom engern Bundesstaat, die 34 J.

später aufgeworfen wurde, konnte Arndt natürlich nicht beabsichtigen. Das neue Deutschland konnte nur durch einseitige Gewalt geschaffen, das alte mußte, wenn auch in unvollkommener Form, durch gemeinsame Gewalt wiedergewonnen werden.

Arndt's Gedichte sind die besten Zeugnisse der damaligen Stimmung. „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Heute versteht man die stolzen Klänge wieder richtig. Auf eines aber ist aufmerksam zu machen. „Wer ist ein Mann?" Das erste Wort, das Arndt zur Antwort giebt, ist: „Der beten kann, und Gott dem Herrn vertraut". Das war eine andere Religion, als welche die Romantiker in müßiger Spielerei ergrübelt. Die Noth lehrte beten, in der Zeit der Sklaverei und des Aufstandes lernte das Volk, daß die resignirte heidnische Philosophie nicht trösten kann; das zum Humanismus abgeklärte Griechenthum hatte den Barbaren des Westens nicht Widerstand geleistet. Jetzt predigten ihm seine Sänger den deutschen Gott, den Gott der Schlachten, und nach einiger Besinnung ward man gewahr, daß er schon in den alten Psalmen verkündet sei. „Was uns bleibt?" fragt Th. Körner, als er die Möglichkeit bespricht, daß Deutschland wieder der Knechtschaft verfalle. „Rühmt nicht des Wissens Bronnen, nicht der Künste friedensreichen Strand! Für die Knechte giebt es keine Sonnen, und die Kunst verlangt ein Vaterland." — Ein neuer Lebensinhalt war für Deutschland gewonnen.

Mit Verdruß erlebte Goethe den Einmarsch der ersten Preußen in Weimar. „Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein." Er entfloh 17. April nach Teplitz; unterwegs in Meißen traf er den Rittmeister v. Fouqué, der seine Compagnie vor ihm salutiren und seine Waffen von ihm segnen ließ; in Dresden Stein, Arndt und den jungen Th. Körner, auf die er keinen angenehmen Eindruck machte. In Teplitz legte er sich, um die Gegenwart ganz zu vergessen, mit Eigensinn auf die chinesische Geschichte; das frivole Lied: „ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht!" und die Balladen „Todtentanz", „der getreue Eckard" und „die wandelnde Glocke" entstanden hier; recht anmuthig, aber etwas frostig. An H. Meyer, der nach Zürich gereist war, schreibt er 21. Juli: „Sie sollen gepriesen sein wegen Ihres Entschlusses! Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden."

Ende Oct. 1813 besuchte ihn Gentz mit W. v. Humboldt, die sich mit Stein in Prag aufhielten. In jenen Tagen hatte Gentz viele Gespräche mit Metternich. „Der Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Stein'schen Pro-

clamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah, gab zu ernsten Betrachtungen und Besorgnissen über die Zukunft Anlaß; und die Idee, daß der Sturz eines auf der Revolution gegründeten Despotismus wohl statt einer wirklichen Restauration abermals zur Revolution zurückführen könne, wurde von mir lebhaft angeregt."

Es waren die Tage der Schlacht von Leipzig. „Wo kommst du her in dem rothen Kleid? und färbst das Gras auf dem grünen Plan? — Ich komm' aus blutigem Männerstreit, ich komme roth von der Ehrenbahn. Wir haben die blutige Schlacht geschlagen, drob müssen die Mütter und Bräute klagen, da ward ich so roth."

In Fichte's Tagebüchern finden wir ausführliche Betrachtungen über die Frage, wieweit jeder Einzelne verpflichtet sei, am Kampfe theilzunehmen; mit unglaublichem Scharfsinn geht er allen Eingebungen seiner Einbildungskraft zu Leibe, man verehrt die Gewissenhaftigkeit seiner Erwägungen, aber man wünscht doch einen schnelleren Abschluß. „Um Muth zu zeigen, bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife: den weit höhern Muth, mit Verachtung des Urtheils der Menge treu zu bleiben seiner Ueberzeugung, muthet uns das Leben oft genug an." Vollauf that er, was er als seine Pflicht erkannte, die Seinigen mit ihm. Bei der Krankenpflege verfiel seine Frau 3. Jan. 1814 in's Lazarethfieber; er wurde angesteckt und starb 27. Jan., (51. J.) in der vollen Blüthe seiner Kraft. Daß er den Rückschlag nicht mehr erleben durfte, der auf jede Begeisterung folgt, ist gewiß beneidenswerth.

Fouqué feierte sein Andenken in feurigen Stanzen seines Heldengedichts „Corona"; Rahel schreibt 14. Febr. an ihren Bräutigam Varnhagen: „Laß uns zuerst von unserm verehrten Lehrer und Freund sprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzusehn, dem ich das tausendmal in die Augen hineindachte und nie sagte, welches ich jetzt gründlich bereue, weil einem Menschen von andern, edel denkenden nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! laß uns von Fichte sprechen! Deutschland hat sein eines Auge zugethan, wie ein Einäugiger zittere ich nun erst für das andre! Ich nenne keinen; wie die Griechen die Furien umgehn und wahre Herzensangst es immer thut! Nun kann ja Unverstand, Lüge, Irrthum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern, und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut ihr alle Kräfte nehmen und sich aneignen; keine rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, säet ihn aus, den reinen nährenden Weizen, der Geschlecht zu Geschlecht verbessernd zu geleiten vermag! . . . Ich weiß nicht, ich war beschämter, als erschrocken; so gedemüthigt, fast beschämt, daß ich leben geblieben, und dann

wieder eine wahre Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte sterben muß, dann ist niemand sicher; mich dünkte immer: Leben schützt vor dem Tode; wer lebte mehr als der? — Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholten, Zäune aufgebaut wurden, dem Bauer geholfen, den Gesetzen nachgeholfen, daß die Schulen sich wiederherstellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! daß Gesetze erfunden und ausgetheilt wurden, daß die Denker frei, ohne dem Augenblick zu schaden, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen durften; dies selbst ein Glück, zu aller Zukunft Glück! Der Mann, der dies, und also Deutsches, was allein so genannt werden dürfte, nur einzig und allein beabsichtigte, mißverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht aufgehn sehn, was er aus den dunkeln Schatten im Schweiße seines Angesichts, in dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft hervortrieb?"

Als Professor Luden in Jena, 34 J., Anfang 1814 eine vaterländische Zeitschrift „Nemesis" herausgab, äußerte sich Goethe gegen ihn ebenso ungläubig als früher. Er empfand wohl die Noth des Volks, aber das Durchziehn neuer wilder Völkerschaften, der großsprecherische Ton, die Unterbrechung alles wissenschaftlichen und künstlerischen Treibens war ihm zuwider, ihm kam die ganze Begeisterung gemacht vor.

31. März zogen die Verbündeten in Paris ein, 20. April war Napoleon auf Elba. Die Thatsachen redeten. Noch bevor der Friede 30. Mai abgeschlossen war, forderte man Goethe von Seiten des berliner Theaters auf, ihn in einem Festspiel zu verherrlichen. Erst stutzte er, aber in einem Monat war „Epimenides Erwachen" vollendet.

„In tiefer Sklaverei lag ich gebunden, und mir gefiel der Starrheit Eigensinn, ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden; die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn." — „Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen, wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick!" — Der weise Epimenides, der sein Sinnen früh und treu der Natur und Kunst geweiht, findet sich in seiner Zeit vereinsamt. Die Götter schläfern ihn ein, gerade als ein wilder Kriegslärm ertönt. Die alten Pflanzstätten der Cultur werden zerstört, schon wächst Gras auf den Ruinen; der Dämon der Unterdrückung hat Glauben und Liebe gefesselt: nur die Hoffnung steht aufgerichtet und wendet gegen ihn den Speer. — „Doch welch ein Nebel, welche Dünste verbergen plötzlich die Gestalt! Verdichtet schwankt der Nebelrauch und wächst und webt, er webt undeutliche Gestalten, die deutlich doch undeutlich immerfort das Ungeheure mir entfalten. Gespenster sind's, nicht Wolken, nicht Gespenster, die Wirklichen sie dringen auf mich ein. Wie kann das aber wirklich sein das Webende, das immer sich entschleiert? Verschleierte Gestalten, Ungestalten,

in ewigem Wechseltrug erneuert! — Sie sind's! sie sind auch nicht! und aus dem Grauen muß ich voran lebendig Kräft'ge schauen: fürwahr es drängt sich Brust an Brust voll Lebensmacht und Kampfeslust; die Häupter in den Wolken sind gekrönt, die Füße schlangenartig ausgedehnt ... Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke lebendig tausendfach, vom ganzen Volke, von allen Edlen schwer; sie sinkt, sie drückt, sie beugt mich nieder, sie erstickt!"

Epimenides erwacht. „Während meines Schlafes hat ein Gott die Erd' erschüttert, daß Ruinen hier sich auf einander thürmen ... So ist es hin, was alles ich gebaut und was mit mir von Jugend auf emporstieg ... Wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott, und ohne Gott will ich nicht länger leben." — Da klingen die Jubellieder der Jugend, die alten Tempel steigen aus dem Schutt empor. Epimenides richtet den Blick nach Oben. „Wie selig euer Freund gewesen, der diese Nacht des Jammers überschlief, ich konnt's in den Ruinen lesen, ihr Götter, ich empfind' es tief." — Dann aber, sich zum Volk wendend: „Doch schäm' ich mich der Ruhestunden, mit euch zu leiden war Gewinn: denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer als ich bin." — Vor diesem ernsten Wort verstummt jeder weitere Vorwurf, und freudig stimmt man in den Chor der Priester ein: „Tadle nicht der Götter Willen, wenn du manches Jahr gewannst: sie bewahrten dich im Stillen, daß du rein empfinden kannst; und so gleichst du künftigen Tagen, denen unsre Qual und Plagen, unser Streben, unser Wagen endlich die Geschichte beut, und nicht glauben, was wir sagen, wirst du wie die Folgezeit."

Als wenn ein Alp von seiner Brust gelöst, athmete Goethe frisch und voll von neuem auf. Die Schilderung des St. Rochusfestes, das er 15. Aug. bei Bingen mitmachte, erinnert in seiner Weinseligkeit an die anmuthigsten Ausgelassenheiten seiner Jugend. 18. Oct. wurden ihm in seiner Vaterstadt, bei Gelegenheit der Aufführung seines Tasso, glänzende Huldigungen zu Theil.

Die neue Dichtung, welche aus den Freiheitskriegen entsprang, konnte ihn nicht anmuthen. Da war zunächst Th. Körner's „Leier und Schwert"; der junge Dichter war, im 22. J., den Heldentod gefallen. Seine ziemlich schwachen Dramen — deren völlig ausgeschriebene Hand wenig Hoffnung für die Zukunft gab — hatte Goethe protegirt; in den neuen Liedern, die den Mund sehr voll nahmen, und eben deshalb der Menge bequem waren, hörte er nur den abgeschwächten Ton des Schiller'schen Reiterliedes heraus, der überhaupt in sämmtlichen Freiheitsdichtern durchklingt. — Da waren die gehaltvollen, etwas steifen Zeitgedichte des Geh. Raths v. Stägemann (51. J.), des Gemahls der Elisabeth; die ritterlichen, galanten, sanften Verse Schenkendorf's: „Freiheit, die ich meine, komm mit deinem Scheine, süßes

Engelbild!" 30. J. alt, war er seit 12. Dec. 1812 mit der Witwe Elisabeth Barclay verheirathet, die sich von Frau v. Krüdener hatte aus Königsberg nach Karlsruhe entführen lassen, und dort unter dem Schutz des frommen Jung-Stilling stand. Im Frauencultus blieb er kaum hinter Fouqué zurück: „Frauen haben mich erzogen, ihrem Dienst mich früh geweiht, haben meinen Sinn gebogen von der Roheit zu der Weiblichkeit." Da waren endlich „Freimund Reimar's geharnischte Sonette", geistreich und schwungvoll: aber wer ein feineres Ohr für die Schwingungen des Gemüths hat, wird nicht selten das Anempfundene herausfühlen. Der Dichter, Fr. Rückert, 25 J., hatte sich mit seinem feinen Formtalent ganz an Goethe und den Romantikern gebildet. Schon in seinen frühesten Gedichten überrascht die spielende Leichtigkeit, die gegenständliche Welt dichterisch aufzufassen; einzelne von ihnen, z. B. „das versunkene Dorf", enthalten eine gesättigte, hochpoetische Anschauung; in andern ist der Tonmalerei zu viel.

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen, geliebtes deutsches Vaterland! Denn dir, dem neuerstandnen, freien, ist all mein Sinnen zugewandt. Doch Heldenblut ist dir geflossen, dir sank der Jugend schönste Zier: nach solchen Opfern, heilig großen, was gälten diese Lieder dir?" — Mit diesen Worten leitete L. Uhland die erste Sammlung seiner Gedichte ein, Oct. 1814. Der Dichter war, 27 J., eben Advocat in Stuttgart geworden. In seinen Taschenbüchern, durch die thätigen Freunde C. Mayer, 28 J., und G. Schwab, 22 J., sammelten sich die Lyriker des ganzen Reichs, nicht blos die Schwaben, J. Kerner, Köstlin, J. v. Eichendorff, O. v. Löben, Rosa Maria Assing, Amalie Weiße u. s. w. — Die Sammlung, die bereits ziemlich alles enthält, was wir an Uhland lieben, machte damals keinen bedeutenden Eindruck: an das volltönende Pathos der Schillerschen Schule gewöhnt, konnte man sich in diese knappe, schlichte Art nicht finden. War doch von Gesinnung kaum die Rede. Es dauerte 17 J., bis sie durchdrangen, bis man empfand, welch tiefer Schatz des Gemüths in diesen einfachen Rhythmen verborgen lag. Es war ja die alte ursprüngliche deutsche Weise, die von Walther von der Vogelweide durch S. Dach, Chr. Weise, Günther und das Wunderhorn bis zur Schwabenschule leitete. Aber damals war die Art etwas Neues; sie drängte nicht mehr, wie bei den Hellenisten und Romantikern, mit unklarer Sehnsucht in die Ferne, sie erregte das liebe Heimathgefühl, sie führte in den Gottesfrieden des Hauses und der Familie ein. — Goethe hat sich fast immer absprechend über Uhland geäußert, vielleicht, weil es ihm als Abspannung vorkam, wenn die Poesie sich in Stoff und Form beschränkte. Bei den Nachahmern konnte man allerdings oft mit Unmuth empfinden, daß die Virtuosität in kleinen zierlichen Phrasen, die Manierirtheit des be-

wußten kindlichen Gemüths nicht ganz außerhalb des Einflusses der ursprünglichen Form standen. Die Welt der Empfindung muß von vorhergehenden Gedanken zehren; sie versumpft ohne das Triebwerk neuer Gedanken. Auch den Cultus der Gemüthlichkeit kann man übertreiben. Dem Menschen ist es da gemüthlich, wo er sich zu Hause fühlt, wo er sich ungenirt bewegen kann, wo er nur gewohnten Vorstellungsformen, geläufigen Modulationen des Gefühls begegnet. Aber in der schlauen Treuherzigkeit und dem naturwüchsigen Humor der norddeutschen Sprichwörter ist eine sehr ausgeprägte Physiognomie des Empfindens, die für den Niederdeutschen vollkommen den Begriff der Gemüthlichkeit ausdrückt, obgleich sie der schwäbischen, der rheinischen, der wiener Gemüthlichkeit entgegengesetzt ist. Das Ueberwiegen der Naturbestimmtheit in der Poesie bezeichnet stets eine Abnahme der schöpferischen Kraft. Die Einflüsse der Abstammung und der heimathlichen Gewohnheiten auf den Charakter und die Bildung werden von einem mächtigen Geist entweder ganz überwunden oder wenigstens so verarbeitet, daß sie für seine Charakteristik keine erhebliche Bedeutung haben. In Zeiten dagegen, wo es an einer Kraft fehlt, die gebundnen Geister gewaltsam nach einer allgemeinen Richtung fortzureißen, hat der Localgeist freiern Spielraum und auch größere Berechtigung, denn in ihm individualisirt sich die Nation. Indem alsdann die individuelle Form des Vorstellens und Empfindens über die allgemeine heraustritt und sich in der Dichtung fixirt, wird dadurch eine bestimmte Art der Gemüthlichkeit mit Verdrängung aller andern gleichsam zur Convenienz erhoben. So ist diese Freude am Niedlichen, diese Ehrbarkeit im Spiel, die Beschränkung auf bestimmte Stoffe des Gefühls, wie sie sich in den Liedern der schwäbischen Schule ausspricht, in unsern literarischen Cirkeln zur Norm des gemüthlichen Wesens gestempelt worden, und man nimmt keinen Anstand, den Mangel an Sympathie für verfallne Nonnenklöster, für das Waldhorn und die Flöte, für Frühling und Waldeinsamkeit als untrügliches Zeichen der Gemüthlosigkeit zu betrachten.

Der Kirchthurmgeist der Literatur hing mit der Kleinheit und Eingeschränktheit der politischen Zustände zusammen. Es war den deutschen Stämmen nicht gelungen, sich von innen heraus zu entwickeln, für die Gemeinsamkeit ihrer sprachlichen, ökonomischen und Rechtsverhältnisse eine gemeinsame Form zu finden. Die deutsche Politik ging in das Spiel der Dynastien auf, die sich bei der Ohnmacht des Reichsregiments zu selbständigen Staaten entwickelten. Diese Staaten waren nicht der Ausdruck einer besondern Volkseigenthümlichkeit, sondern nur die Besitzmasse einzelner Familien. Die romantische Lyrik unterstützte nun das angebliche Stammesbewußtsein, das doch zur Auflösung bestimmt war, denn wo die politische Erkenntniß sich klärte, wandte

sich die Sympathie dem gemüthlosen Preußen zu. Freilich widerstritt diese Sympathie so manchen volksthümlichen Ideen, z. B. der Idee des Kaiserthums. Das Kaiserthum war die einzige unter den Reminiscenzen der deutschen Geschichte, die noch von keinem bestimmten Makel berührt war, und da man die Einheit Deutschlands wollte, so weissagten selbst so entschieden preußische Dichter, wie Schenkendorf, beständig vom Kaiser und vom Reich. Nun knüpfte man die Idee des Kaiserthums immer an Oestreich, allein man machte es, wie die Theologen in schwierigen Fällen, man malte sich den Widerspruch nicht deutlich aus. Sehr lebhaft tritt dieser innere Widerspruch in v. Gagern's „Nationalgeschichte der Teutschen" hervor, die zu Anfang des Krieges erschien; ebenso in der periodischen Literatur.

Anfang 1814 gründete Görres, 38 J., in Koblenz den „Rheinischen Mercur". „Er führt," schreibt Sulpiz an Goethe, „eine tüchtige freie Sprache und ist voll der besten Einfälle. Der wilde Vogel, nachdem er lange in den Lüften herumgesegelt, hat endlich seinen rechten Zweig gefunden; er singt jetzt ein jedem vernehmliches, allen Menschen von Sinn und Herz erfreuliches Lied." Der Rheinische Mercur wurde mit größerer Erregung aufgenommen als irgend eine andere Zeitschrift. Der Ton war leidenschaftlich bewegt und spielte in allen Modulationen, vom burlesken Humor bis zum tragischen Pathos, der Inhalt war keineswegs so extrem, als man erwarten sollte. Sie vertrat nur die Stimmung des Volks, sie steigerte den Idealismus sowie den Unmuth über die Enttäuschung, aber sie gab ihm keine neuen Gedanken. Das Bild, welches sie von dem restaurirten Teutschland aufstellt, ist ebenso verwaschen als dasjenige, welches Anfang 1818 in der Paulskirche entworfen wurde. Die damaligen Machthaber können in keiner Weise damit entschuldigt werden, daß die Verhältnisse schwierig waren, denn sie haben diese Schwierigkeiten durch bösen Willen verstärkt, aber man muß gestehn, daß sich aus den Anforderungen der liberalen Schriftsteller nicht viel machen ließ. Republikanische Ideen lagen damals, wo die Pietät gegen die Fürsten aus den Tagen der Noth noch frisch war, dem allgemeinen Gesichtskreis fern. „Es ist kein Mensch," sagt Görres in einer seiner ersten Nummern, „der also unsinnig wäre, die Grundfesten der Throne im Vaterland zu untergraben; es ist vielmehr aller Wille, sie zu befestigen, damit sie, stark von innen und außen, eine Gewähr geben dem Volk für seine künftige Ruhe und Sicherheit." Aber wie dieses Fortbestehn der einzelnen Throne mit dem Gedanken der deutschen Einheit zu versöhnen sei, darüber findet sich kaum ein Wink. Görres scheint geneigt, die Wiederherstellung des östreichisch-deutschen Kaiserthums zu beantragen, auf der andern Seite ist er aber schonend gegen Preußen. Er verlangt ein Repräsentativsystem für ganz Deutschland und doch das Fortbestehn der sou-

veränen Mächte Oestreich und Preußen. Die bayrische Regierung, noch erfüllt von ihrer Rheinbundsouveränetät, gründete gegen ihn eine eigne Zeitschrift; schon im Sommer 1814 war der „Rheinische Mercur“ in Bayern, Würtemberg und Baden verboten.

Unter den Versuchen der Wissenschaft, den Regierungen eine bestimmte Bahn für den deutschen Fortschritt anzuweisen, heben sich drei hervor. Zunächst Feuerbach „über deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände“. Feuerbach, 39 J., war seit 9 J. im Staatsdienst zu München; vor 15 J. hatte seine „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts“ Epoche gemacht; seine „Sammlung merkwürdiger Criminalrechtsfälle“ verrieth in dem eleganten Stil und dem psychologischen Interesse den Einfluß der Humanitätsbildung unseres classischen Zeitalters. — In ähnlichem Sinn, mit voller Wärme des Herzens, schrieb Thibaut, 40 J., seit 9 J. Professor zu Heidelberg, „über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland“. Kantianer, als Jurist reiner Praktiker, betrachtete er den Staat als Quelle alles Rechts, und glaubte, es käme nur auf den guten Willen an, die gesetzlichen Bestimmungen mit den öffentlichen Wünschen und Bedürfnissen auszugleichen; über Lykurg und Solon hätte er wie Schiller geurtheilt. Bei seinen Vorschlägen war es ihm nicht blos um das Recht zu thun: es galt, die Schranken aufzuheben, die sich dem geistigen und physischen Verkehr der Nation entgegenstellten.

Gegen ihn ist Savigny's Schrift „vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ gerichtet. „Im Zweck sind wir einig: wir wollen Grundlage eines sichern Rechts, sicher gegen Eingriff der Willkür und ungerechter Gesinnung; desgleichen Gemeinschaft der Nation und Concentration ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen auf dasselbe Object. Für diesen Zweck verlangen jene ein Gesetzbuch, das aber die gewünschte Einheit nur für die eine Hälfte von Deutschland hervorbringen, die andere schärfer als vorher absondern würde. Ich sehe das rechte Mittel in einer organisch fortschreitenden Rechtswissenschaft, die der ganzen Nation gemein sein kann. Den gegenwärtigen Zustand erkennen wir beide für mangelhaft: aber jene sehn den Grund des Uebels in den Rechtsquellen und glauben durch ein Gesetzbuch zu helfen: ich finde ihn vielmehr in uns, und glaube, daß wir eben deshalb zu einem Gesetzbuch nicht berufen sind.“

v. Savigny war 35 J. alt, seit 4 J. Professor in Berlin, eifriger Studiengenoß von Niebuhr und Eichhorn: in Vielseitigkeit der Gelehrsamkeit alle Mitbewerber überragend, dabei classisch gebildet und vom feinsten Sinn für das Schöne. Eine vornehme Erscheinung, als Lehrer hinreißend. Seine Schrift erschien Oct. 1814; eben (18. Sept.) war der wiener Con-

greß eröffnet. Die politische Geschichte desselben — eine der häßlichsten Stellen in unserer Entwickelung — gehört nicht hierher. Die Sache war bereits in Paris verpfuscht; dort hatte Stein getrieben, unter dem frischen Eindruck der großen Siege alles zu beendigen; Hardenberg's Unschlüssigkeit hatte es dazu nicht kommen lassen. „Er flickt lieber, als daß er heilt!“ schreibt Stein „und ist, ohne sich's zu gestehn, ein despotischer Bureaukrat.“ Die gemeinste Selbstsucht nahm das Werk in die Hände; der nationale Gedanke war völlig erstickt.

„L'aspect des affaires publiques,“ schreibt gegen Ende des Jahres Gentz, der Protokollführer des Congresses, „est lugubre; mais il ne l'est pas, comme autrefois, par le poids imposant et écrasant suspendu sur nos têtes, mais par la médiocrité et l'ineptie de presque tous les acteurs; or, comme je n'ai rien à me reprocher, la connaissance intime de cette pitoyable marche et de tous ces êtres mesquins qui gouvernent le monde, loin de m'affliger, me sert d'amusement, et je jouis de ce spectacle comme si on le donnait exprès pour mes menus plaisirs... Quant à la chose publique, je vois qu'il est inutile de croire qu'elle remplira jamais les vaines espérances dont se bercent les enthousiastes, et auxquelles j'ai renoncé pour toujours... Ergo sit felix et faustum!“

Für ihn selber war die Ausbeute des Jahres glänzend: von sämmtlichen Höfen mit Geschenken überhäuft, hatte er eine Einnahme von 17,000 Dukaten gehabt. Freilich nicht ohne Anstrengung. „Durch die Ankunft der Herzogin von Sagan wurde der Aufenthalt sehr stürmisch: meine Verhältnisse mit dem Fürsten Metternich hatten eine bedenkliche Wendung genommen, und ich mußte die Ehre, Vertrauter und Vermittler in diesen Verhältnissen zu sein, oft theuer bezahlen.“ Er selbst hatte eine schmutzige Geschichte, die er in seinen Tagebüchern ganz unbefangen erzählt. Er war 50 J. alt.

Von seinen alten Freunden war W. v. Humboldt da, 47 J., als zweiter preußischer Bevollmächtigter. Die Ueberlegenheit seiner Bildung, die Schärfe und Bitterkeit seines Witzes und seine vornehme, kalt ablehnende Haltung machten ihn bei den übrigen Congreßmitgliedern gefürchtet; sie rächten sich, indem sie mit der Zähigkeit eines einfachen Willens durchsetzten, was sie wollten.

Ferner Rahel, 43 J., seit einem Monat Frau v. Varnhagen, mit ihrem 29j. Mann, der im Dienst Hardenberg's stand; Ad. Müller, 35 J., Wiesel, Fr. Schlegel, 42 J. Dorothee, seine Gemahlin, 52. J., hatte sich vor einiger Zeit schwer beklagt: „Das Leben ist hier so theuer, wenn auch mit noch so geringen Ansprüchen, so umständlich, schwerfällig und beschwerlich in jeder Hinsicht, daß es einem zur unerträglichen Last wird.

Vollends als Literat und Gelehrter sich fortzubringen, möchte in jeder kleinen Landstadt Deutschlands eher thunlich sein, als in dieser sogenannten Hauptstadt von Deutschland, wo man auf jede andere Ehre eifersüchtiger ist als auf die, Deutschlands Hauptstadt zu sein; denn Sie müssen wissen, daß man Hanaken nicht für Ausländer, aber alle Deutschen, die nicht am wiener Berge geboren sind, allerdings für Ausländer ansieht, daß nichts so viel Widerspruch erfährt, so verhaßt und recht eigentlich verfolgt wird, als diese sogenannte ausländische Literatur. Schlegel hat dies selbst erfahren müssen, und würde noch härter darunter leiden ohne seine Anstellung. Ein solcher Angestellter ist freilich gegen grobe Anfälle gesichert." Und Fr. Schlegel selbst: „Man hat meist nur die Elenden am Geist, die Lahmen und Gichtbrüchigen, in die Welt ausgesandt, um Oestreichs und Deutschlands Sache zu vertreten, mich aber hier hinter dem Ofen sitzen lassen." Auch Jak. Grimm war da, 29 J., als kurhessischer Geheimsecretär; sein Bruder war an der Bibliothek zu Kassel angestellt, wohin ihm Jakob im folgenden Jahr folgte, nachdem er vorher eine Mission in Paris ausgerichtet. Der geistreiche Voltairianer Feldmarschall Fürst Ligne starb während des Congresses in Wien, 13. Dec. 1814, 79 J.

Kaiser Alexander besuchte viel Frau v. Krüdener, die mit einer ganzen Schaar von Aposteln den Congreß besuchte. Im 45. J. besaß sie noch große Reste früherer Schönheit, ein schwärmerisches Auge, eine hinreißende Unterhaltung. Sie glaubte in einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit zu stehn, von ihr Mittheilungen, selbst wunderthätige Kräfte zu erhalten, und der Kaiser lauschte auf ihre Eingebungen.

Auch der Theosoph Baader, 49 J., fand bei Alexander Wohlgefallen. Seine akademische Rede „über die Begründung der Ethik durch die Physik" war durch den Präsidenten Jacobi beanstandet worden, eine Schrift: „der Blitz als Vater des Lichts" bereitete er vor; Aug. 1814 richtete er an die drei verbündeten Monarchen gleichlautende Eingaben über die Verbindung der Religion und Politik; Oestreich und Preußen blieben kalt, aber von Rußland erhielt er das Amt eines literarischen Berichterstatters. In welchem Sinn er schrieb, lehren gleichzeitige Briefe. „Mit dem thierischen Magnetismus fängt es wieder an gewaltig zu spuken. Es sind die finstern Mächte des Orkus, die durch diese unvorsichtig geöffnete Pforte sich zu uns heraufdrängen. Weil sie, die armen Menschen, die Wunder Gottes verleugneten, so sollten sie die Wunder des Teufels anerkennen! Die Ursache der Gefahr beim Magnetismus ist folgende: unser Körper und unsre Körpersinne wurden uns gegeben, um uns von den Mächten des Orkus geschieden zu halten; denn die Leibwerdung des Menschen war seine erste Taufe, nachdem er aus dem Abgrund wieder emporgehoben worden durch die Hand der Liebe. Wenn man also die Armure

ihm vorzeitig nimmt, und den innern Menschen bloß setzt, so sind es gewiß die finstern Mächte zuerst, die sich seiner bemächtigen, wenn anders der Magnetiseur nicht Priester Melchisedek ist." — Weiter: „Da der Mensch (Adam) durch den Fall sein göttliches Liebes- und Lichtbildniß (das Weib seiner Jugend — Sophia) aus dem creatürlichen (potenzirten) Zustand in jenen der bloßen stummen Essenz reducirte, so ist die Nothwendigkeit des Selbstopfers seiner falschen Potenzirung begreiflich. Die Creatur thut hier das (nämlich durch Selbstaufgabe ihres creatürlichen Vermögens und durch das Sinken bis in den tiefer als der Zorn- und Gerechtigkeitsgrund liegenden Gnadengrund, denn jener reicht nur in den Creaturgrund) an ihr selbst, was Gott nicht an ihr thun will, und kann." Mit vielen Citaten aus Jakob Böhme, Paracelsus, die ihm zuerst Licht über die Somnambulen geben: „Jung hat den spiritum sidereum für unser ewiges Seelenorgan genommen, und also den zerstörlichen Sternengeist mit dem ewigen Lichtgeist vermengt; natürlich erscheint aber jener Sternengeist (als der wahre spiritus familiaris) in jener Verzückung zweizüngig, dem Guten und der Hölle offen u. s. w." — „Das wichtige Resultat des thierischen Magnetismus ist eben, sich durch's Factum überzeugt zu haben, daß der Mensch von einer und derselben Welt eine doppelte Anschauung (die sinnliche und die magische) haben kann, woraus denn folgt, daß er in dieser Corporisation von der höhern (oder noch tiefern) Welt nur durch das Medium jener magischen Anschauung der niedern Welt (als ihrem Spiegel) Kunde erhalten kann. Diesen Zustand mit Wissen und Willen (an sich und andern) hervorzubringen, ist möglich, aber gefährlich und vermessen." — „Ohne die Einsicht, daß bei jedem Blutvergießen die Bluttinctur des Gemordeten in's Blut des Mörders tritt, versteht man nichts vom Blutgericht, von der Nemesis, vom Opferduft, von der Inspiration u. s. w. Da es sich nun aber mit dem Samen und dessen Tinctur auf ähnliche Weise wie mit dem Blut verhält, so versteht, ja ahnt man nicht einmal, daß und wie durch verderbende Unzucht und Mordlust als gleichsam durch zwei Sacramente des Dämons dieser in ununterbrochenem Rapport mit den Menschen sich erhält, als mit den Erzeugtwerdenden, den Lebenden und den Abgeschiedenen. In der That aber bewahrt nur die Unwissenheit den großen Haufen davor, daß sie bei ihrem boshaften Samen- und Blutverderben nur unwissende Werkzeuge, und nicht, wie die Heiden, Mitschuldige der Dämonen sind. Wie nämlich das kaltgiftige, blutlose Insect und die Schlange Bluträuber und Blutvergifter sind, und vom horror vacui getrieben, dem warmen Blut der Lebenden nachstellen, so jener Selbstmörder vom Anfang, welcher immer noch das Project seiner Incarnation als Mensch durch diese Mittel nicht aufgab!"

Der Idealismus predigt die Freiheit des Geistes und läutert ihn, soweit

es möglich ist, von den Schlacken der thierischen Natur, er predigt, gleichviel ob klar oder unklar, den Glauben an Gott, unsern Führer und Richter, unser klar angeschautes Ideal in der Form der reinsten Menschlichkeit. Die Naturphilosophie führt den Namen Gottes auf den Lippen, aber eigentlich ist es der Teufel, dem sie Altäre errichtet. Sie redet viel vom Geist, eigentlich aber kennt sie nur das Fleisch, das sie in einer ebenso sinnlosen als unschönen Mystik verherrlicht. Die Ekstase, in der sie Gott schaut und Gott zu schauen lehrt, ist nichts Andres, als jene trübe Regung des Blutes, aus der die gräßlichsten Scenen in der Geschichte der Menschheit entflossen sind. Aber die Naturphilosophie trug nicht allein die Schuld; die Geister kamen überhaupt in die Mode. Man kann es den Romantikern nicht verdenken, wenn sie sich über die deutschen Aufklärer langweilten, die nichts Anderes zu sagen wußten, als daß $2 \times 2 = 4$ ist, daß es keine Gespenster giebt, daß der Meuchelmord ein Laster und die Dankbarkeit eine Tugend sei; aber wenn sie nun, um Abwechselung in diese Eintönigkeit zu bringen, behaupteten, 2×2 macht nicht 4, die Gespenster sind die Crême des Lebens, der Mord ist eine Tugend und der Wahnsinn der normale Zustand des Menschen, so wurde dadurch die Poesie allerdings bunter und mannigfaltiger, aber sie verlor auch allen Sinn und Verstand. Der Skepticismus, wenn er aus der Speculation in den Gedankenkreis des Volks, in die Poesie übergeht, ertödtet alle Kraft und alle Gesundheit; aber der Skepticismus besteht nicht darin, daß man an Gespenstern und an Hexen, am Fegfeuer, an der Dreieinigkeit, an dem psychischen Doppelleben des Magnetismus zweifelt, sondern darin, daß man am Einmaleins und an den zehn Geboten zweifelt. Der Unrath, der sich in den letzten Jahren aufgespeichert, trat mit der Vertreibung der Franzosen doppelt unbequem hervor.

Auf dem wiener Congreß zeigte sich auch Zach. Werner, 46. J., der sich nach einer Wallfahrt nach Loretto hatte zum Priester weihen lassen, und in seinen Predigten durch eine Mischung von Witz und Mystik, hyperpoetischen Schwulst und Zoten die erlauchten Gäste unterhielt. Eben war sein „24. Februar" erschienen, mit einem Prolog versehen, der die Herrschaft des Schicksals und den alten Fluch der Sünde als ein Symbol der Welt auffaßte, wenn nicht die Gnade sie erleuchte. Er beschwört die Menschen knieend, zu Jesu Wunden zu eilen, ehe es zu spät sei, und aus diesem heidnischen Liede das Gefühl der das ganze Leben finster umschattenden Nachtgewalten zu schöpfen, die das schuldlose Herz zerstören, das auch dem Dichter einst beschieden war: „doch er verlor's im wilden Lebensreigen!" Wenn Deutschland vor diesen Nachtgespenstern sich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche geflüchtet, dann verspricht er der entsühnten, vom Fluch

befreiten Welt einen Dichter der Gnade. Für seine frühern Sünden thut er in der „Weihe der Unkraft" feierlich Buße, indem er „als Frühergrauter mit Scham zur deutschen Heldenjugend hinanblickt". „Durch falsche Lust verlocket und durch das Spiel der Sinne, doch wissend, daß aus Liebe der Quell der Wesen rinne, setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron, und durch das Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn. Als ob das, was den Weisen erleuchtet, spornt den Held, zerbricht der Völker Ketten, besät das Sternenfeld, was aus der Frommen Busen sich empor zu Gott erhebet, aus Schmerz- und Scherzgetändel sei der niedern Lust gewebet! Und weil solch Götzenbild auf krummen Füßen stand, das nicht nur anzubeten ich mich thöricht unterwand, dem ich auch Tempel bauen wollt' mit meiner schwachen Hand, so kam's, daß es zu füllen ich manch Hirngespinst erfand. So zog ich, keck im Frevelmuth, doch tief in mir erschlafft, zu meiner Gaukelbude selbst die Weihe deutscher Kraft." Im weitern Verlauf des Gedichts, welches zum Schluß aus dem Pathos wieder in die gewöhnliche possenhafte Manier übergeht, wird der gesammte speculative und poetische Idealismus gegeißelt: „Dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit, durch welche deutsche Stärke zur Ohnmacht ward entweiht, dir laulichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein, auch ich von deinesgleichen, dir präg' ich Demuth ein!" —

Werner's Beispiel hatte bereits böse Früchte getragen. In Müllner's kleiner Tragödie „der 29. Februar" ist der Mittelpunkt ein vierzehnjähriges Bürschchen. Der gute Emil ist leider die Frucht einer Blutschande. Der Mann, der seine Frau wider Willen des Vaters geheirathet hat und deshalb von ihm verflucht ist, muß erleben, daß sich diese Frau als seine Schwester herausstellt. Nachdem er sein älteres Kind an dem verhängnißvollen Tage verloren, ist Vater und Mutter um den jungen Emil ängstlich besorgt, und wenn er z. B. Schlittschuh läuft, so fürchten sie immer, er werde umkommen. Aber Emil, ein fein gebildetes Gemüth, kommt sich beim Schlittschuhlaufen „wie ein Geist" vor, wie „ein todtes Kind, das sich den Engeln nähert". „Seelen sind nicht schwer," bemerkt er einmal, „nur die Leiber hindern". Dies seine Kind beschließt der sonderbare Vater als Sühnopfer seiner unfreiwilligen Schuld zu ermorden. Er hat dafür keinen andern Grund, als daß Mutter und Sohn so etwas geträumt haben, zum Ueberfluß bittet der letztere sehnsüchtig seinen Vater, ihn zu ermorden; er sieht, nachdem ihm das Messer in's Herz gestoßen ist, wie die Engel ihm entgegenkommen, und fordert seinen Vater auf, ihm nachzufliegen, was derselbe denn auch thut, indem er sich den Gerichten ausliefert. Müllner ist keineswegs wie Werner ein verworrener Kopf und ein verworrenes Gemüth, sondern ein geschickter Maschinist, der weiß, was das Publicum haben will, und es ihm giebt. Zu solchen Modeartikeln gehören hysterische

Motive, wie jener Entschluß, seine Schuld durch den Mord des Sohnes zu sühnen, ferner stammelnde Kinderweisheit, endlich geheimnißvolle Verbrechen, wie eine unbewußte Ehe zwischen Geschwistern.

Mit unermeßlichem Erfolg ging im folgenden Jahr „die Schuld" über die Bretter. Müllner hatte einen Prolog in Terzinen dazu geschrieben, in welchem er verspricht, über die innere Natur der Schuld Aufschluß zu geben. Die Rhetorik der Braut von Messina ist beibehalten, aber von dem großen Gehalt der Gedanken ist keine Spur. Ueberhaupt wird sich nicht leicht ein Theaterstück finden, in dem sich die Reminiscenzen so fabelhaft aufdrängen. Aus Calderon sind die Formen entlehnt, aus Tieck und Matthisson die süßliche Empfindungsweise, das Harfengezwitscher u. s. w. Der altkluge Emil spielt wieder eine bedeutende Rolle. Ein Orakel, welches der Mutter Hugo's prophezeit, ihr Sohn werde seinen Bruder ermorden, veranlaßt diese, ihn einer fremden Familie zu übergeben, und wird dadurch die Ursache des wirklich erfolgten Brudermords. Nebenbei kommt Müllner auf Motive, die weit über Calderon hinausgehn. Als z. B. Don Valeros, der Vater des ermordeten Don Carlos, entdeckt, daß der Mörder sein eigner neugefundner Sohn Hugo ist, fordert er diesen zum Zweikampf und wendet alle möglichen Mittel der Beschimpfung an, um ihn dazu zu bestimmen, wenn er auch kurz darauf bemerkt, es sei nur eine Erregung des Augenblicks gewesen, und seinen Sohn in großer Rührung umarmt. Diese Abschwächung der Motive wiederholt sich auf eine unerträgliche Weise. Elvira hat mit Hugo Ehebruch getrieben, aber, wie es scheint, in einem somnambulen Zustand; Hugo hat seinen Bruder erschossen, aber er wollte es eigentlich nicht thun, das Gewehr ist durch einen halben Zufall losgegangen. Wie die Zurechnungsfähigkeit verdeckt wird, so leidet darunter auch der tragische Eindruck, denn man kann nur über zurechnungsfähige Charaktere zu Gericht sitzen. Dennoch ist das Stück nicht ohne Werth. Müllner war ein geschickter Advocat, und zeigt das bei der allmählichen Aufhellung des Verbrechens. Der höchst schwächliche letzte Act mit seinen astrologischen Spielereien ohne alles Resultat verdirbt den Eindruck, und wenn die philosophische Jertha (groß und ruhig) dem altklugen Jungen, der sie fragt, warum so Entsetzliches geschehen sei, den Bescheid ertheilt: „Fragst du nach der Ursach, wenn Sterne auf- und untergehn? Was geschieht, ist hier nur klar; das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehn!" so ist das für das Publicum, welches unmöglich bis zum jüngsten Gericht warten kann, eine ungenügende Auskunft. — Die Schuld ist der Glanzpunkt Müllner's; alle spätern Versuche sind abgeschwächte Variationen auf das alte Thema. — Müllner war 39 J., als „die Schuld" erschien. Auf allen Bühnen wurde sie mit glänzender Ausstattung gegeben, eine Auflage drängte die andre, nicht

blos in deutschen Zeitschriften, sondern selbst im Journal des avans erschienen lange Commentare darüber, die sie gleichsam zur Basis einer Theorie der Tragödie machten, und der wackere Advocat von Weißenfells, der seine Stücke sämmtlichen deutschen und auswärtigen Potentaten widmen durfte, äußerte sich in seinen Vorreden und Nachreden wie später Hebbel und Victor Hugo. Er legt eine große Geringschätzung gegen die Misère des Theaters und gegen die Masse überhaupt an den Tag, natürlich auch gegen die Kritiker, obgleich er selbst in diesem Felde mehrere Jahre hindurch im Morgenblatt mit mehr Eifer und Erfolg als Verständniß gearbeitet hatte, und ist ganz erfüllt von seinem hohen poetischen Beruf. Heute ist er nicht blos vergessen — dieses Schicksal theilt er mit Werner und andern — sondern es giebt gar keinen Liebhaber der Kunst in Deutschland, der sich nicht mit geringschätzendem Achselzucken über ihn äußerte.

Werner leistete noch ein Stück, die „Mutter der Makkabäer". Diese macht gleich bei ihrem ersten Erscheinen auf den Unmenschen Antiochus den Eindruck einer Göttin; er stürzt vor ihr auf die Knie mit der Bitte, ihn zu segnen. Sie legt ihm die Hände auf's Haupt und spricht: „mit Makkabäer-Segen segn' ich dich, daß, eh' dir noch die schwarze Stunde schläget, dein wüthend Herz zur bittern Reue sich, zur späten, doch nicht allzu späten reget." Dieses zarte Verhältniß hindert den König keineswegs, den martervollen Tod ihrer Söhne zu beschließen. Sie müssen ihm den Triumphwagen ziehen, dagegen wird die Mutter, in reich gestickte Tunica und Purpurmantel gekleidet, eine goldne Ehrenkette auf der Brust, von geschmückten Edelknaben, auf einer mit Purpursammet bedeckten Erhöhung sitzend, durch die Straßen von Antiochia getragen, und das Volk muß sich vor ihr in den Staub werfen. Die Schlußkatastrophe würde eine abscheuliche aber eindringliche Wirkung machen, wenn in der Sprache die Roheit nicht so groß wäre. Auf der einen Seite sitzt der König, dessen Wuth sich immer steigert, und der einen nach den andern von den Makkabäern hinrichten läßt; auf der andern Salome, die jeden Einzelnen vor dem Todesgang einsegnet; im Hintergrund hört man den dumpfen Schall der Marterwerkzeuge; dazwischen donnert eine furchtbare Stimme vom Himmel. Als der König eben die größten Lästerungen ausgestoßen hat und forteilen will, bleibt er „wie vom plötzlichen krampfigen Bauchschmerz überfallen zum Boden hinstarrend stehn", er blasphemirt noch eine Weile, dann aber ruft er Gott um Gnade an. Indem eröffnen sich, wie von einem gewaltsamen Sturmwind aufgerissen, die Pforten des Hintergrundes, und der Richtplatz mit dem auf einem Hügel noch brennenden Scheiterhaufen wird sichtbar. Rechts am Hügel ist der kolossale Kessel, in welchem Benoni, der jüngste Sohn, gemartert worden ist. Cidli, die Schwiegertochter, kniet mit zerstreuten Haaren am Kessel,

über den sie das Haupt, wie in trostloser Erstarrung hineinblickend, hingebeugt hält. Auf dem übrigens sonst ganz menschenleeren Richtplatz herumliegende Marterinstrumente bezeichnen die schon vollzogene Hinrichtung der sämmtlichen Märtyrer. Da erscheint Salome's Geist über den Flammen des Scheiterhaufens und ruft mit majestätischer Stimme: „Löschet, Flammen!" Die Flammen verlöschen, so daß Salome's und ihrer beiden jüngsten Söhne bereits verbrannte Ueberreste auf dem Scheiterhaufen sichtbar werden. Die Bildsäule Jupiters stürzt mit Krachen zusammen; das Volk theilt sich voll Entsetzen. Salome's Geist hält eine Rede und verschwindet; dann öffnet sich der Himmel, und auf einer leuchtenden Wolke erscheint über der Arche Salome's Geist noch einmal, in einem weiten, purpurfarbigen, mit goldenen Sternen besäeten Mantel, der über ihre sieben, darunter in weißen, glänzenden, mit purpurfarbigen Stolen geschmückten Gewändern kniend erscheinenden, verklärten Söhnen ausgebreitet ist. Salome erhebt in der rechten Hand hoch ein großes blutrothes Kreuz. Ueber dieser Gruppe schweben in lichten Wolken acht kleine Engel, die über den Häuptern der Mutter und ihrer sieben Söhne Sternenkronen und Palmenzweige halten. —

Während des wiener Congresses schlug zum ersten Mal Beethoven's „Fidelio" durch; vor 9 Jahren hatte er keinen Anklang gefunden. Hier sah man, daß die Musik keines phantastischen Beiwerks, keiner Pracht, keiner Wunder und keiner Symbolik bedürfe, um mächtig die Seele zu ergreifen: eine einfach rührende Geschichte, das menschliche Herz im Kampf mit dem Leben, weckte die höchsten Accorde der Kunst. Jetzt endlich drangen die Werke des Meisters auch im übrigen Deutschland durch. Er selbst hatte keine Freude mehr daran: 44 J. alt, war er völlig taub, vereinsamt und verbittert. „Er ist kurz gewachsen, aber stark gebaut; hat tiefsinnige, melancholische Augen, eine hohe, gewaltige Stirn, und ein Antlitz, in dem sich keine Spur von Lebensfreude mehr lesen läßt."

Sonst hatte man die Musik mehr genossen als über sie reflectirt, das war nicht mehr möglich, seitdem die wortlose Musik einen so großen Spielraum gewonnen. Bei Beethoven's Sinfonien haben wir das Gefühl, es handle sich um etwas ganz Anderes als um den gewöhnlichen Wechsel von Lust und Schmerz. Wir ahnen den geheimnißvollen Abgrund einer geistigen Welt und quälen uns um das Verständniß; wir wollen wissen, was den Tondichter so bis zur grenzenlosen Verzweiflung, bis zum ausgelassensten Jubel getrieben hat. Um so mehr drängt sich das Bedürfniß auf, wenn die Musik sich immer tiefer in den Abgrund der innerlichen Welt einwühlt, wie in Beethoven's letzter Periode.

Die Musik schien für das freie Phantasiren der Romantiker eine sehr

willkommene Kunst zu sein: sie führt ein ideales, von der Wirklichkeit gesondertes Leben, ihr Gesetz ist an einem bestimmten Gegenstand nicht zu messen. Auch ließen sie es an Sonetten und Canzonen zu ihrer Verherrlichung nicht fehlen; aber sie verstanden zu wenig von der Sache, und kamen daher über ganz allgemeine Sympathien und Antipathien nicht hinaus.

Im „Phantasus“ findet Tieck, daß man nur in Rom wahre Musik höre, er ist begeistert von Palestrina und Pergolese; die Neuen läßt er nur theilweise gelten. Selbst von Mozart will er kein Requiem hören. „Als die Musik ihre himmlische Unschuld verloren und sich schon längst zu den kleinlichen Leidenschaften der Menschen erniedrigt hatte, lehrte sie Mozart aus bewegtem Herzen das Wundersamste, Fremdeste, ihr Unnatürlichste austönen; zugleich jene tiefe Leidenschaft der Seele, jenes Ringen aller Kräfte in unaussprechlicher Sehnsucht; nicht fremd sogar blieb ihr das gespenstische Grauen und Entsetzen.... Himmel und Hölle, die durch unermeßliche Klüfte getrennt waren, sind zauberhaft und zum Erschrecken vereinigt, in einer Kunst, die ursprünglich reines Licht, stille Liebe und lobpreisende Andacht war.“ — Nachdem er so in's Blaue hineinphantasirt, kommt er auf Beethoven's Sinfonien. „In ihnen vernehmen wir aus dem tiefsten Grunde heraus das unersättliche, sich verirrende und in sich zurückkehrende Sehnen, jenes unaussprechliche Verlangen, das nirgend Erfüllung findet, und in verzehrender Leidenschaft sich in den Strom des Wahnsinns wirft, nun mit allen Tönen kämpft, bald überwältigt, bald siegend aus den Wogen ruft, und Rettung suchend tief und tiefer versinkt. Es geschieht dem Menschen allenthalben, wenn er alle Schranken überfliegen und das Letzte und Höchste erringen will, daß die Leidenschaft in sich selbst zerbricht und zersplittert, das Gegentheil ihrer ursprünglichen Größe. Wenn wir Mozart wahnsinnig nennen dürfen, so ist der geniale Beethoven oft nicht vom Rasenden zu unterscheiden, der selten einen musikalischen Gedanken verfolgt und sich in ihm beruhigt, sondern durch die gewaltthätigsten Uebergänge springt, und der Phantasie gleichsam selbst im rastlosen Kampf zu entfliehen sucht.“

Anders ein Urtheil in Rochlitz' „Zeitung für Musik“. — „Beethoven's Instrumentalmusik öffnet uns das Reich des Ungeheuern und Unermeßlichen. Glühende Strahlen schießen durch dieses Reichs tiefe Nacht, und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf und abwogen, enger und enger uns einschließen, und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht, in welcher jede Lust, die schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, hinsinkt, und untergeht; und nur in diesem Schmerz, der Liebe, Hoffnung, Freude in sich verzehrend aber nicht zerstörend, unsere Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklang aller Leidenschaften zersprengen will, leben

wir fort und sind entzückte Geisterseher! ... Den musikalischen Pöbel drückt sein mächtiger Genius, die Weisen versichern, es fehle Beethoven nicht im mindesten an einer reichen Phantasie, aber er verstehe sie nicht zu zügeln; er werfe ohne Auswahl und Formung alles hin. — Nur durch ein sehr tiefes Eingehen entfaltet sich in Beethovens Instrumentalmusik, wie bei Shakespeare, die hohe Besonnenheit, die vom wahren Genie unzertrennlich ist."

Die Stelle wurde in die „Phantasiestücke in Callot's Manier, Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten" aufgenommen, für welche Jean Paul 24. Nov. 1813 eine empfehlende Vorrede schrieb. Der Verfasser, T. A. Hoffmann aus Königsberg, 38 J., — gleichalterig mit H. v. Kleist, Görres, W. v. Schütz — hatte das juristische Studium nur des Broderwerbs wegen betrieben; seine idealen Neigungen richteten sich auf Musik und bildende Kunst; in jener war er früh und ernstlich gebildet, in dieser legte er sich hauptsächlich auf Carricaturen: sein Falkenauge zeigte ihm die bunte Welt deutlich genug. Sein Geschmack für Poesie war nicht sehr entwickelt; Geistergeschichten waren seine Lieblingslectüre, bis Jean Paul ihn ganz gefangen nahm. Eine Freundschaft mit dem Neffen des Dichters Hippel gab seiner angebornen Sentimentalität reiche Nahrung; ein zartes platonisches Verhältniß ging neben einem derbern, zu einer jungen Polin, die er nach vieljährigem Schwanken heirathete. Nachdem er erst in Glogau gedient (Juni 1796 bis Aug. 1798), wurde er nach Berlin an's Kammergericht, und nachdem er sein drittes Examen bestanden, April 1800 nach Posen versetzt. In der liederlichen Atmosphäre dieser Stadt verwilderte er sehr; endlich heirathete er, und ging April 1802 nach Plock, April 1804 nach Warschau. Hier ging ihm eine neue Welt auf: prachtvolle Paläste neben schmutzigen Hütten, Mönche und Nonnen, Kameele und Tanzbären; slavischer Kaftan neben dem nordischen pariser Frack. Bald nach seiner Ankunft führte ihn Itzig bei Z. Werner ein, für dessen „Kreuz an der Ostsee" er die Musik setzte; die Geheimnisse der romantischen Schule wurden ihm enthüllt, Tieck und Calderon wurden seine Abgötter: des letztern „Schärpe und Blume" bearbeitete er zur Oper. Ein Liebhabertheater wurde aufgeschlagen, Hoffmann richtete die Stücke ein, setzte die Musik, malte die Decorationen. Die Politik hielt man sich geflissentlich fern, man las nicht einmal die Zeitungen, und war nicht wenig überrascht, als eines schönen Morgens der preußische Staat zusammenstürzte, und die preußischen Beamten in Polen brodlos wurden.

Itzig ging März 1807 nach Berlin, Hoffmann folgte Juli 1808. Jener errichtete eine Buchhandlung, für diesen wollte sich nichts finden, bis er endlich die Stelle eines Musikdirectors am Theater zu Bamberg erhielt. Die Verhältnisse waren so ungesund als möglich, aber Hoff-

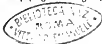
mann hatte eine kindische Freude daran, daß die katholischen Bamberger die bigotten Vorstellungen Calderon's und Z. Werner's goutirten: daß er selber Protestant war, hatte er völlig vergessen. Das Verhältniß löste sich, da die Direction Mai 1809 sich für insolvent erklärte; seitdem schrieb er für Rochlitz: zu seinen ersten Aufsätzen gehörten die „Kreisleriana" und „Beethovens Instrumental-Musik".

Im folgenden Jahr nahm sich Holbein des bamberger Theaters an: tüchtige Kräfte wurden engagirt, classische Opern gegeben, und Hoffmann trat mit vollem Eifer wieder ein. Ihm lag hauptsächlich daran, die „Andacht zum Kreuz" und andere Stücke Calderon's aufzuführen. Er befolgte darin eine andere Methode als Tieck: während dieser auf das einfache Brettergerüst zurückging, und die Stücke durch die eigne Kraft wollte wirken lassen, bot Hoffmann den denkbarsten Aufwand von Decorationen, bengalischen Flammen, Ballet, Musikbegleitung u. s. w. auf, um dieselben zu heben. März 1811 lernte er C. M. v. Weber kennen, 24 J. alt. Als Holbein Juli 1812 die Direction niederlegte, war er wieder brodlos. In diese Zeit fällt das leidenschaftliche Verhältniß zu einer hochbegabten Schülerin Cäcilie, die er im „Gespräch Berganza's" (Febr. 1813) als „Ombra adorata" gefeiert hat. Sie wurde die Braut eines Andern. Die Extravaganz der Empfindung wurde oft bei ihm durch den Frost der Ironie unterbrochen: bei seinem schwächlichen und contracten Körper fühlte er sich oft zweifelhaft über seinen Beruf zur Liebe. In denselben Tagen beobachtete er eine Somnambule. Seine eigne Gattin begnügte sich damit, ihm als treue Hausfrau das Leben angenehm zu machen.

Sept. 1812 schrieb er die Phantasie über Don Juan. Er stellte die Hypothese auf, zwischen Don Juan und Donna Anna habe eine wahre Liebe stattgefunden, die dämonische Natur sei dem hohen Weibe ebenbürtig gewesen, und er sei nicht unbefriedigt von ihr geschieden. Der Don Juan-Cultus begann; bald darauf erfüllte Lord Byron im „Childe Harold" die Welt mit den Bildern hypochondrischer und blasirter Genialität, die in Chateaubriand's „René" 11 J. vorher nur Frankreich bezaubert hatten. Das Phantasiestück „der Magnetiseur" schildert eine solche dämonische Natur.

Aus seiner üblen Lage wurde Hoffmann durch den Ruf an das dresdner Theater gerissen. 25. April 1813 kam er in Dresden an; das Theater spielte bald hier bald in Leipzig. Die Composition der „Undine", die Fouqué auf seinen Wunsch für ihn zur Oper umgearbeitet hatte, wurde noch in demselben Jahre fertig. Die Kriegsunruhen, die ihm nahe genug kamen, berührten ihn nur, insofern sie die Kunst störten.

26. Febr. 1814 hörte seine Stelle auf; 22. April ward der 1. Bd. der „Teufels-Elixire" fertig, gleich darauf folgten einige „Nachtstücke". In der-



selben Zeit ging „Spohr's „Faust", der zugleich eine Art Don Juan war, über die Bretter, der Componist war 30 J. alt. — Hoffmann's alter Freund Hippel vermittelte seinen Wiedereintritt in den Staatsdienst, als unbesoldeter Assessor am Kammergericht kam er 27. Sept. 1814, 38 J., in Berlin an, wo er Itzig (jetzt Hitzig), der seine Buchhandlung aufgegeben, in der nämlichen Stellung antraf.

Eben (22. Sept.) war Iffland, 55 J., gestorben, vorher hatte er noch den genialen Ludw. Devrient, 30 J., engagirt, der in Breslau als Franz Moor Aufsehen erregt. Die beiden Männer fanden sich bald, und die Weinhandlung Lutter und Wegener bewahrt noch treulich die Traditionen des lustigen Cirkels, der sich um sie gruppirte. Daneben pflegte Hoffmann die Literatur in den solideren Serapions-Abenden bei Hitzig: in diesem Kreise fanden sich Fouqué, 37 J., Chamisso, 33 J., dessen „Schlemihl" eben erschienen war, und der Juni 1815 sich zu seiner Weltumseglung aufmachte, der Schlesier Contessa, 37 J., u. A. Im „Abentheuer einer Sylvesternacht" schildert er Chamisso und sich selbst. Er war klein, hatte ein gelbes Gesicht, schwarze Haare, graue Augen, einen ungemein beweglichen Körper, seine Bewegungen streiften oft an's Fratzenhafte.

Das Werthvollste in den „Phantasiestücken" sind die Urtheile über Musik. Jetzt geht vieles davon als geprägte Münze um, damals war es sehr neu. Gegen das Schlechte, die fade Salonmusik und den affectirten Dilettantismus, ist Hoffmann unerbittlich; für alles Große hat er ein warmes Herz. Beethoven, Mozart, Gluck sind durch ihn dem belletristischen Publicum zugänglich gemacht: aber auch auf die Größe Sebastian Bachs hat er zuerst hingewiesen. Seine Urtheile über Poesie wollen nicht viel sagen, es ist eine Rederei nach dem Vorbild des „Phantasus", nur daß Fouqué als ebenbürtig neben Tieck und Novalis gestellt wird. Seine Bildung ist zu gering, er ist trivial in der unangenehmsten Manier, der mystischen. Bei Tieck geht die Ironie gegen das Spießbürgerthum vom Salon aus, bei Hoffmann von der Weinstube. Unermüdlich, die Philister zu geißeln, verarbeitet er sie zugleich zu komischen Idealen: sie haben Gestalt, Inhalt und Bewegung, ja sie sind in ihrer Art von einer ebenso fratzenhaften Genialität als die Künstler, während Nestor, Hintze u. s. w. nichts weiter sind, als gestaltlose Träger mißliebiger Ansichten. Hoffmann hat nie speculirt, seine Gedanken sind nirgend neu oder tief, aber seine Anschauungen von einer überraschenden Naturwahrheit. Ein tüchtiger Jurist, ein tüchtiger Musiker, ein tüchtiger Zeichner, ein Virtuos im Vagabundiren, hatte er die Urbilder seiner Phantasien aus erster Hand, und war im Stande, gut zu erzählen. Darum war er unter allen Romantikern der populärste: das moderne Feuilleton ist ganz in seine Fußtapfen getreten; die-

selbe Mischung von Idealismus und Humor, von künstlerischer Begeisterung und scurrilen Einfällen, von phantastischen Nebelbildern und hausbackener Wirklichkeit. Bei den besten seiner Novellen geht ihm zuerst die sinnliche Anschauung einer bestimmten Scene auf, vielleicht hervorgerufen durch ein wirkliches Gemälde; die Stimmung krystallisirt sich zu einer Melodie, und diese bildet nun gleichsam den Refrain seiner Geschichte, wie das Gemälde den Mittelpunkt derselben. Man verfolge diese Methode z. B. an folgenden Novellen: Doge und Dogaresse, die Fermate (vielleicht das reizendste unter seinen Bildern), Fragment aus dem Leben dreier Freunde, der Artushof, der Sängerkrieg, Martin der Küffner und seine Gesellen. Der Gesammteindruck würde reiner sein, wenn sich Hoffmann's Stil in edlern Formen bewegte; in dieser Beziehung bleibt er hinter Tieck weit zurück. So heiter uns die bunten Farben und die zierlichen Arabesken in seinen Geschichten anmuthen, so bleibt doch etwas darin, das dem gesunden Gefühl widersteht. Worin das liegt, sieht man am deutlichsten aus einem seiner Phantasiestücke, der „goldene Topf", einer echt romantischen Gegenüberstellung des Ideals und der Wirklichkeit: auf der einen Seite eine phantastische Karfunkelpoesie, auf der andern die trostlose Alltäglichkeit, und beides in einem wilden Wirbel durcheinandergetrieben. Das Fratzenhafte und das Ueberschwengliche spielt fortwährend in einander, und man hat an keinem seine Freude, weil in dem Augenblick, wo es dem Anschein nach Gestalt gewinnen soll, ein neues Nebelbild dazwischen tritt. Einzelne Einfälle sind drollig genug, und einzelne fratzenhaft-schauerliche Scenen in lebhaften Farben, aber das Ganze ist eine frostige Allegorie, die durch exotische Pflanzen, sprechende Vögel, grünfunkelnde Schlangen u. s. w. vergebens ein phantastisches Leben zu gewinnen sucht. Die Phantasie eines Fieberkranken ist nicht ein richtiger Ausdruck für die Poesie, ebensowenig wie die Betrunkenheit, der überhaupt in diesen Phantasiestücken ein gar zu großer Raum gegeben wird. Im spätern „Kater Murr" wiederholt sich jene Poesie des Contrastes: im poetischen Theil macht es sich der Dichter bequem, er läßt den Verstand vollständig beiseite, weil er Raum genug dafür im prosaischen Theil findet. Das ist nicht eine Rückkehr vom farblosen Idealismus zur Poesie des wirklichen Lebens, sondern eine Entfärbung des Lebens durch schattenhafte Ideale, eine Entwürdigung des Ideals durch endliche Beziehungen. Die Poesie ist ein Vampyr, der dem Leben das Blut aussaugt, aber keinen Gewinn davon hat, denn er bleibt todt und kalt.

Trotz seines scharfen Verstandes fühlte Hoffmann eine geheime Wahnsinnsader in sich, die sich Luft machen mußte: die Furcht, wahnsinnig zu werden, hat ihn mehrfach beschäftigt, und das Grauen, das er schildert, empfand er selbst. Er ist über seine Geister nicht Herr. Allerdings weiß er so viel

Entsetzliches zusammenzuhäufen, daß uns, wenn wir in der richtigen Stimmung daran gehn, das Blut in den Adern stockt; bringen wir aber diese Stimmung nicht mit, so kommt uns das Ganze von Anfang bis zu Ende ekel, schaal und unersprießlich vor, und je weiter wir kommen, je alberner wird uns zu Muthe. Wir werden in eine Fieberphantasie hineingerissen, wir wissen nicht warum, und blos materielle Gespenster ertragen nicht das Tageslicht des Verstandes. Die Poesie des Grauens liegt nicht in dem Gegenstand des Grauens, sondern in der Seele, aus der es hervorgeht, deren Stimmung es annimmt. Der Dichter darf entsetzliche Erscheinungen, auch wenn er sie gegenständlich schildert, nur aus der Stimmung hervorgehn lassen, die sie begreiflich macht, und sie nur so weit enthüllen, als sie der Seele angehören. Geistergeschichten in einem modernen Roman sind um nichts besser, als das Treiben der Somnambulen und Magnetiseurs in der wirklichen Gesellschaft; sie beruhn ebenso auf einem gemeinen Sinnenkitzel, wie die Zoten- und Mysterienliteratur, denn sie wenden sich an die thierische Seite unsers Wesens. Am breitesten ausgeführt sind die „Elixire des Teufels“. Dieser Wirrwarr, in dem man nie recht unterscheidet, ob man den Teufel, oder einen Wahnsinnigen, oder einen gewöhnlichen Menschen vor sich hat, macht, wenn man den ersten Anlauf überstanden, einen unaussprechlich komischen Eindruck: diesmal ganz wider Willen des Dichters, der sonst die Verbindung des Entsetzlichen mit dem Scurrilen als eine ganz besondre Würze der Phantasie anwendet. Es ist ein Leben im Traum. Im Traum, wo die höhern Functionen des Geistes aufhören, jagen wir mit hexenartiger Geschwindigkeit einem unbekannten Ziele nach, durch Mauern und Wände, es giebt keine feste Realität, die unsern Flug aufhalten könnte, und doch bewegen wir uns im Kreise und sehn uns plötzlich an den Ort des Grauens zurückversetzt, wo dann das frühere Entsetzen uns von neuem von dannen peitscht. Wir verwandeln uns willkürlich in andre Personen: der Ermordete in den Mörder, wir verlieren den Begriff des Unterschiedes, weil wir den Kern unsrer Persönlichkeit verloren haben. Mit einer unschönen Angst kämpft der Geist gegen die dämonischen Gewalten, die ihn vernichten wollen.

Hoffmann versteht nicht zur rechten Zeit abzubrechen. In den „Nachtstücken“ ist des Schauders zu viel, z. B. in dem „Sandmann“, wo zuerst dem armen Jungen, welcher der Held der Geschichte ist, von dem Teufel oder einem ihm ähnlichen Individuum aus Scherz oder versuchsweise die sämmtlichen Glieder auseinandergenommen werden, wo sich ihm später unter den Händen eine Geliebte im Augenblick der feierlichsten Entzückung in einen Automaten verwandelt, dem man die künstlich verfertigten Augen ausreißt u. s. w. Der plötzliche Uebergang aus dem Lebendigen in's Todte, in welchem sich in

der That aller Gespensterschauder concentrirt, hat dem Dichter die reichste Ausbeute geliefert. Diese Art Poesie kann man zuletzt handwerksmäßig treiben. Am deutlichsten zeigt sich die Geistlosigkeit, wenn sich der Dichter bemüht, philosophische Reflexionen an seine phantastischen Einfälle zu knüpfen, wenn er von dem doppelten Princip des Lebens spricht und die überirdische Welt analysirt. Höher stehn diejenigen Erzählungen, in denen das Unheimliche sich an Leidenschaften knüpft, z. B. die Darstellung einer dämonischen Mordlust und eines dämonischen Spieltriebs. Zwar hängen auch diese Gegenstände mit einer verkehrten Richtung der Zeit zusammen: wenn man sich früher damit beschäftigte, aus einer schönen Seele alle verborgenen Vollkommenheiten an's Licht zu ziehn, so wandte sich jetzt dieses Interesse am Individuellen zu der entgegengesetzten Seite des Lebens, zu der dämonischen Natur des Menschen. Man bemühte sich, die Seelen interessanter Verbrecher zu analysiren und in ihrem wüsten Treiben ein gewisses Verhängniß, eine innere psychische Nothwendigkeit herauszuempfinden; das ging so weit, daß man selbst in der sonst nüchternen Jurisprudenz gewisse Verbrechen als Aeußerungen eines innern Naturfatalismus dem Criminalrecht entziehn wollte. Es begann das belletristische Interesse an merkwürdigen Criminalfällen, und auch in den Romanen fing man an, die Helden im Bagno zu suchen.

Wie Katzenberger sucht Hoffmann die innerste, verborgene Natur in den Mißbildungen und krankhaften Auswüchsen, die Poesie in den Contrasten, und darin wurde er das Vorbild der heroischen Zwerge, der tugendhaften Giftmischerinnen, der schönen Seelen aus dem Bordell, der empfindsamen Hauswürste und der rührenden Blödsinnigen, mit denen uns die neufranzösische Romantik überhäuft hat: Quasimodo, Marion de Lorme, Fleur de Marie, Paillasse u. s. w. finden in Hoffmann ihre Vorbilder. Er verfügt nicht frei über seine Erfindungen, sie sind mächtig über ihn; es widerfährt ihm häufig, daß er scurrile Züge erzählt, die er selbst nicht loswerden kann, die aber weder belustigen, noch ein sinnlich verständliches Bild geben. Seine phantastischen Lieblingsfiguren, z. B. Kreisler und der Roth Krespel, obgleich sie auf realen Beobachtungen beruhn, gehn vielleicht gerade deshalb in der Widersinnigkeit noch weiter, als Arnim's Koboldgestalten Ein Symbol für Hoffmann's Poesie ist die Art und Weise, wie der Rath Krespel sich ein neues Haus baut. Er läßt zuerst vier Mauern ohne alle Oeffnungen und Gliederungen aufrichten, dann an beliebigen Orten Fenster hineinbrechen, an diese Fenster Zimmer ankleben, und aus diesem Wirrwarr soll dann ein vollständig befriedigender romantischer Bau hervorgehn. Hoffmann hat es häufig nicht anders gemacht. In dem Gefühl doch noch einen starken Philister in sich zu haben, ersetzt er den Vollgehalt der Poesie durch Phantastik: er macht aus

seinen Künstlern Sonderlinge, deren Denken und Empfinden einem andern Gesetz folgt als dem der Natur. Er liebt es, zu mystificiren und bei einem Charakterproblem, das in die lebhafteste Spannung versetzt, den Schlüssel vorzuenthalten; ja in diesem Unaufgelösten, Räthselhaften, Fragmentarischen die eigentliche Poesie zu suchen. Seine Charaktere haben immer einen geheimen Doppelgänger, der ihr Gegentheil ist, und wenn wir in dem Glauben stehn, es mit dem einen zu thun zu haben, grinst uns plötzlich aus der Larve heraus das boshafte Satyrauge des andern an. Die Züge des Alltagsmenschen legen sich unvorbereitet in entsetzliche, dämonische Falten, und Satan verwandelt sich ebenso unvermittelt in einen bequemen, gelangweilten Philister. Hoffmann hat mit scharfem Auge fratzenhafte Erscheinungen verfolgt und seine Gedanken darüber in Tagebüchern aufbewahrt; später drängen sich diese Gedanken hervor, wo sie am wenigsten hingehören. Sealsfield läßt in „Süden und Norden" einen deutschen Philosophen das Innere eines mexikanischen Landhauses überschauen. Es verwirren sich die wunderlichsten Gestalten durch einander, um die heiligen Götterbilder winden sich abscheuliche Thierformen, so daß es scheint, als wollte das verkümmerte Gemüth der Mexikaner seine eignen Heiligthümer mit einer Mischung von Schmerz und Muthwillen ironisiren. Bei Tage erkennt er, daß an diesem Durcheinander nur die falsche Perspective schuld war: er hat Körpertheile combinirt, die nicht zusammengehörten. Hoffmann's Mährchen verlangen, um als richtig empfunden zu werden, das Lampenlicht und die Dämmerung, den Tag ertragen sie nicht, denn ihre Romantik liegt nur in einer künstlichen Verrückung der Gesichtspunkte.

Am härtesten sprach sich zuerst Börne, 1819, in einer frankfurter Zeitschrift über Hoffmann's Dichtungen aus. „Es herrscht in ihnen eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tiefern, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rothglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als greuliche Rümpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmann'schen Erzählungen gesehn, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüths. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen, gesunden, lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden, und das Geschrei

der Eulen, die um Aeser schreien. Selbst die Musik dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehn und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen."

Etwas von diesem bösen Spuk verfinstert auch die beiden Erzählungen Cl. Brentano's: „die Geschichte des braven Kasperl und der schönen Annerl" und „die beiden Wehmüller und die ungarischen Nationalgesichter": sie erschienen gleichzeitig mit den Phantasiestücken und den Teufels-Elixiren. Aber der Spuk bleibt im Hintergrund, im Uebrigen heben sich beide Erzählungen hoch über die sonstigen meist läppischen Einfälle Brentano's hervor; ja sie gehören zu den besten deutschen Novellen. Kasperl darf sich durch die kräftige Zeichnung der Leidenschaft, die Macht der Stimmung und den Ernst des sittlichen Gehalts dreist neben Kohlhaas stellen, an den er auch sonst erinnert; nur ist Brentano's Ton wärmer, dagegen tritt die moralische Tendenz (die Dialektik des Ehrbegriffs) absichtsvoller hervor. Der tolle Humor in den Wehmüllern ist köstlich; die Nacht in der Hexenhütte mit der glänzenden Lichterscheinung der Zigeunerin Mitidika, so wie die bunte Verwirrung des ungarischen Pestcordons hat nur in einigen Erzählungen Mérimée's und im Atta Troll ihres Gleichen.

In Prag hatte Brentano ein großes historisch-mythisches Drama „die Gründung Prags" gedichtet. Die Widmung an die Großfürstin Katharina, in der Brentano einige Andeutungen über seine traurige Ehestandsgeschichte macht, ist vom Juli 1813, gedruckt wurde es erst 1815. Mitunter sieht es wie eine freche Weiber-Emancipationspredigt aus; die 22 Amazonen erfüllen den ganzen Schauplatz; in der Zeichnung der finstern Wlasta ist eine nicht gemeine Kraft, und der Moment, wo das hochmüthige Weib sich um die Liebe eines Mannes bewirbt und darüber in das nie gekannte Gefühl der Scham verfällt, ist mit sinnlicher Lebhaftigkeit gedacht. Das Hauptinteresse aber liegt im Mythologischen: die Gesammtanschauung eines Zeitalters, das abgesehn von einzelnen Chronisten, verloren gegangen, sollte sich mit dem ganzen Inbegriff seiner Empfindungen, Ideen, religiösen Vorstellungen und Sitten darin spiegeln, und diese Momente sollen das ganze Gedicht geistig so durchdringen, daß jeder einzelne Zug, ja jedes Wort mit Nothwendigkeit daraus hergeleitet werden könnte. Da von den altböhmischen Vorstellungen in lebendiger Ueberlieferung nichts mehr vorhanden war, so nahm der Dichter seine Kenntniß von den sämmtlichen slavischen Stämmen zu Hülfe, namentlich

von den Russen und Südslaven, in deren isolirtem und wildem Leben sich Traditionen der Vorzeit erhalten hatten. Alle einzelnen Notizen aus diesem weitläufigen Gebiet werden combinirt, durch die lebendigern Vorstellungen, die wir von dem Wesen des Aberglaubens, z. B. aus unsern eignen Hexenprocessen entnehmen, gefärbt und durch naturphilosophische Vorstellungen vergeistigt. „Die Hexen, die Zaubereien, der Aberglaube stehn im Garten des Weltnaturforschers wie verdorrte, nicht perennirende Pflanzen und Stauden; sind sie von seltnen Geschlechtern, so verdienen sie eine so ernsthafte Würdigung und Untersuchung, als irgend Conchylien auf Berggipfeln, ausgegrabne Mammuthgerippe oder sonst Fußtapfen der Urwelt, die längst vorübergewandelt ist. Die empirische Grimasse höherer Götterkunst oder das Wunderwirken der Hölle liegt uns mit seinem ganzen Costüm in tausend Hexenprocessen vor Augen und lebt noch in lebendiger Sage. Im Leben begegnet uns oft der tiefste Aberglaube, wenn ihn die höchste Wissenschaft bereits schon wieder als eine Erscheinung untersucht, zu der die Gesetze verloren gegangen." — Etwas von der Divination, mit der die Brüder Grimm aus vereinzelten Ueberlieferungen ein System des alten Heidenthums zusammensetzten, ist in Brentano's Werk vorhanden. Auch läßt er in einigen höher begabten Geistern des böhmischen Volks den dunkeln Instinct einer bessern Religion aufgehn, und kommt diesem Drange durch eine christliche Figur entgegen. Allein das Christenthum spielt nur wie ein fremdartiger, geisterhafter Schein auf der chaotischen Woge der Leidenschaften, die in diesem Drama durch einander wüthen, und macht den Sinn des Gedichts nicht deutlicher. Der weiße Gott war dem Dichter unnahbarer als der schwarze; er hat keine sinnliche Vermittelung gefunden, keine Traditionen und Anschauungen, die ihn belebt hätten, und darum ist ihm der Geist des Christenthums ein bloßer Schemen geblieben, während er für die finstern Gestalten der Nacht Farben und Linien gefunden hat, die eines Callot würdig wären. Die wüsten Zustände sind mit so scharfen Strichen gezeichnet und unter sich so zusammenhängend, daß wir mit einem ähnlichen Interesse daran gehn, wie an die Besichtigung eines vorsündfluthlichen Ungeheuers, freilich mit dem Unterschied, daß wir es bei dem letztern mit einer Realität zu thun haben, während uns bei den mythologischen Visionen des Dichters doch eigentlich nur die Natur seiner eignen Phantasie Gegenstand ist. Eine Probe dieser mythologischen Productivität ist der Monolog einer Hexe Zwratka, der Mutter der Amazone Wlasta. „Bald reißt der Hahn mit sichelförm'gem Schrei in's Herz der Nacht, und bricht die Zauberei. Jetzt muß es sein, eh noch der graue Saum des Himmels sich in Gluth des Safrans taucht, eh Morgenluft in Thau und Duft dem Traum die zauberischen Larven noch zerhaucht. O Kikimora, Traumgott, steh mir bei! Schon

in Triglawa's, deiner Mutter, Schoos triebst ungeboren du Verrätherei, ihr ward das Herz in Liebessehnsucht groß, und mit dem Monde ihre Buhlerei gabst ihrem Herrn, dem finstern Tschart, du bloß. Da riß er, zweifelnd, wer dein Vater sei, erzürnend dich aus ihrem Schooße los; sie fluchte dir und gab dich vogelfrei, und zwischen Nacht und Tod fiel dir dein Loos, gespenstisch Kind, in's Reich der Zauberei. Die Nacht des Himmels hast du losgerissen, Verräther, von des Abgrunds Finsternissen; und zwischen beiden saugst du nun, Bastard, des Zwitters Brust, des Schlafs, der Amme ward. Wie ein Vampyr trinkst du sein friedlich Blut, ihn mit des Traumes Heuchlerflügeln fächelnd, daß er sich reich und selig glaubt, und lächelnd hinschiffet auf der goldnen Lügen Fluth. Auch beißest du ihn wohl mit schwarzem Zahn und jagst ihn athemlos den Fels hinan, wo unter ihm ein Chor von Geisterschwänen sein Sterblied singt auf bitterm Meer der Thränen. Oft liegst du Bleiklump mit dem dummen Alpe auf edler Brust und schmuz'st das Leben ein u. s. w." — denn es geht noch eine ganze Weile so fort. — In diesen wunderlichen Geschichten bezieht sich jeder einzelne Punkt auf bestimmte mythologische Traditionen, und dabei hat es Brentano doch verstanden, diese Traditionen so weit zu idealisiren, daß sie ungefähr ein Symbol von dem Wesen des Traums geben, wie es sich im Kopf einer Hexe gestalten mag. —

Während Clauren's Erstlingswerk, „Mimili", die gebildeten Nähmamsells in Entzücken versetzte, trat in zwei geistvoll geschriebenen Romanen, „Memoiren des Freiherrn v. S . . . a" und „Ahnung und Gegenwart" die altpoetische Schule gegen den Zeitgeist in die Schranken. Im ersten gipfelt der Goethecultus, dem gegenüber alle andern deutschen Dichter, namentlich Schiller, stark in Schatten gestellt werden. Als höchste Aufgabe des Dichters wird dargestellt, individuelle Gestalten zu schaffen: dies habe weder Schiller noch die Romantiker vermocht. Es ist viel Bildung und Gefühl in diesen Urtheilen über die „Barbarei der deutschen Literatur"; leider hat der Verfasser sich verleiten lassen, den Historiker Woltmann in ein ungebührliches Licht zu setzen, der er doch selber war. Er hatte das Buch in Gemeinschaft mit seiner Frau geschrieben: er 45, sie 33 J. alt. Nach der Schlacht bei Bautzen waren sie aus Berlin nach Prag geflüchtet; er kränkelte und starb 2 J. darauf. Der andere Theil des Romans giebt eine sehr ergötzliche Satire auf die damalige Diplomatie, die Woltmann gut kannte: vieles gilt noch heute. Nebenbei eine ausschweifende Begeisterung für edle Frauen.

„Ahnung und Gegenwart" wurde von Fouqué herausgegeben; Verfasser war Joseph von Eichendorff, 27 J., Schlesier, Katholik. Seine ersten schönen Lieder waren schon 1808 erschienen, er hatte sich dann 3 J. in Wien aufgehalten, und als Freiwilliger die Kriege mitgemacht: der Roman war vor

denselben geschrieben. Das Vorbild ist „Franz Sternbald“: die Abentheuer laufen ohne inneren Zusammenhang in einander; nur die erhöhte Stimmung giebt ihnen die gemeinsame Farbe. Alle Augenblicke verflüchtigt sich die Begebenheit in Stimmungen, die sich bald landschaftlich, bald in freier Lyrik ausdrücken, die Welt der Töne und der Farben überwuchert den epischen Inhalt. Die eingestreuten Lieder sind von einem wunderbaren Wohlklang; sie krystallisiren sich zwar nie zu einem geschlossenen Bild, aber sie werden von einem innigen Naturgefühl durchweht, und es spiegelt sich in ihnen ein warmes, funkelndes Sonnenlicht. Einzelne Scenen, wirklich angeschaut, treten hell und scharf vor das Auge; freilich nur auf einen Augenblick, denn das Licht fällt nur auf einzelne Theile, und diese werden mit so übermüthiger Laune durcheinandergeworfen, daß man sich zuweilen an Arnim erinnern würde, wenn nicht der frische Ton einen vortheilhaften Contrast gegen die verdrießliche Stimmung dieses Dichters bildete. Dafür geht Eichendorff der historische Sinn ab, der Arnim so sehr auszeichnet. Selbst die Gegenwart wird in einem unklaren Licht angeschaut, es sind romantische Bilder des Studenten- und Kriegslebens, der Maskenbälle und Sommerreisen nach abgelegenen Schlössern, kurz ein stoffloses poetisches Treiben, das zu den vaterländischen Zuständen keine andre Beziehung hat, als das Mißbehagen an der Prosa des Lebens. In dieser Beziehung ist Eichendorff ganz Romantiker: aber er unterscheidet sich dadurch von der Schule, daß diese Trennung vom Leben ihm keineswegs als wünschenswerth erscheint, daß er eine tiefe Sehnsucht nach dem Leben empfindet. So bricht sein natürliches Gefühl einmal aus, als in einer Gesellschaft ein Gedicht auf die Jungfrau Maria im modernsten Stil vorgetragen wird: „Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los, und fangen schon an, ihre festen Glaubenssätze zu verpoetisiren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Thun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmüthig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstand oder der Poesie allein, sondern dem ganzen Menschen angehört, blos mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christenthum, und eins mit dem andern verwechseln und zerfetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird.“ „Wie wollt ihr, daß die Menschen eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn ihr selber nicht glaubt, was ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges

Spiel, und es hilft euch doch nichts, denn nichts ist groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Bis in den Tod verhaßt sind mir jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwinseln wollen, und wie ein Strohfeuer weder die Schlechten verbrennen, noch die Guten erleuchten und erwärmen. Habe ich nicht den Muth, besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. — Die Menge, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenschein und langt rührend nach dem ewigen Licht, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demuth und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt. Die Welt ist wirklich so bedeutsam, jung und schön, wie sie unser Gemüth in sich selber anschaut. Ihr Dichter seid alle eurer Unschuld über den Kopf gewachsen, und wie ihr eure Gedichte ausspendet, sagt ihr immer: da ist ein prächtiges Kunststück von meiner Kindlichkeit, da ist ein wohleingerichtetes Stück von meinem Patriotismus und von meiner Ehre."

Tieck und seinen Freunden kommt es darauf an, die freie Kunst in ein Asyl zu retten, wohin der Wellenschlag des gemeinen Lebens nicht dringt; Eichendorff sehnt sich, das wirkliche Leben poetisch zu verklären. Er hat den Drang nach Wahrheit in seinem Herzen, aber er kennt den Ernst der Arbeit nicht, und darum zeigt ihm das Leben immer nur einen schönen aber inhaltlosen Schein. Das heitere Maskenspiel geht in trübe, verworrene Gestalten aus. Nicht blos der geniale Uebermuth, der mit frecher Willkür sich der Gesetze zu bemeistern strebt, wie die Gräfin Romana, das stolze Weib, das aus Ueberdruß im schmählichen Selbstmord endet, oder der finstre Rudolph, der nicht glauben kann, und der deshalb den sonderbaren Entschluß faßt, sich der Magie zu ergeben und nach Aegypten, dem Land aller Wunder, zu pilgern, sondern auch Friedrich, der edle ritterliche Held, wird von der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit dieses Lebens niedergedrückt. Er geht in ein Kloster, also er flieht noch weiter als die Jünger der absoluten Kunst aus der Wirklichkeit. „Wir leben in einer weiten, ungewissen Dämmerung; Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig mit einander, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln durch unsre Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unsre Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsre Väter, uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampf sind wir geboren, im Kampf werden wir, überwunden oder trium-

phirend, untergehn. Denn aus dem Zauberreich unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Todtengesicht und blutigen Haaren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und ungewaffnet trifft. Ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem wird beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, Recht und Unrecht beide Parteien in blinder Wuth mit einander verwechseln." — Diese Zeit abzuwarten und sich auf sie vorzubereiten, ist wohl ein Kloster der ungeeignetste Ort; noch ungeeigneter als das Reich der Schatten, in welches die frühern Idealisten sich flüchteten.

Bei der romantischen Schule ist die poetische Welt eine gemachte, sie dient nur zur Folie gegen das verhaßte Wesen der aufgeklärten Philister; Eichendorff würde an seinen Stoffen Freude haben, auch wenn die Philister sich nicht darüber ärgerten. Kein Dichter weiß so gut zu schildern, wie die Brunnen rauschen und die Nachtigallen schlagen, wie die Sommerlüfte wehn und wie die Mondesstrahlen ein freundliches Grün bescheinen, wie hübsche Dirnen aus den Erkern des Morgens halb verschlafen auf die Wanderer grüßend herabblicken und sich dazu die Haare strählen. Einen Mangel aber theilt er mit den Romantikern: er kann keine bestimmten Gestalten abgrenzen, seine Romane sind ein unausgesetztes Stillleben, das nur in scheinbarer Bewegung zittert. Wir leben in einem beständigen Sonntag und beständig gutem Wetter. Auf die Länge ermüdet das, und wir sehnen uns nach einer Zeit zweckmäßiger Beschäftigung; wir sehnen uns nach Regen, Staub, Nebel, wir sehnen uns nach hausbackener Prosa. Das Spiel wie der Feiertag sind nur zur Sammlung da, sie haben keinen Sinn, wenn sie nicht eine geordnete Thätigkeit unterbrechen. Zum Theil rührt diese fixirte sonntägliche Stimmung davon her, daß Eichendorff geborner Katholik ist. Die katholische Auffassung macht den Feiertag zum Hauptzweck und Mittelpunkt des Lebens: die Arbeit ist ihr eine Last, deren sie sich gern entledigt. Darum ist in katholischen Ländern das Leben, wo es nicht durch den Fanatismus verfinstert wird, im Ganzen von einer größern Heiterkeit; aber es entwickelt weniger Tiefe des Gemüths. Selten wird ein protestantischer Dichter einen so heitern Eindruck machen als Eichendorff, aber was man davonträgt, ist doch dürftiger als bei irgend einem protestantischen Dichter desselben Ranges. Das intensive, das ganze Herz durchdringende Gefühl des Feiertags ist eigentlich nur im Protestantismus möglich, wo es als Sammlung nach harter Arbeit eintritt: ein solches Gefühl erregt z. B. Uhland's „Schäfers Sonntagslied". In Eichendorff's Liedern quillt eine Fülle üppiger Natur, aber es fehlt aller Schatten, aller Gegensatz, und darum auch alle bestimmte Gestalt; selbst musikalisch sind

sie nicht abgerundet, denn auch dazu gehört jene sinnige andachtsvolle Stimmung, die immer noch etwas zurückhält, in der man in den heitersten Bildern einen dunklen Grund der Trauer herausempfindet. Auch in Eichendorff's Novellen ist Flucht vor dem Kampf die Weisheit des Lebens, das Ideal der dem Weltgewühl fremde Dichter, der mit Bildung und Verstand sein Nichtsthun zu genießen weiß. Man könnte sich versucht fühlen, das Ideal, welches im „Leben eines Taugenichts" geschildert wird, aus der Sehnsucht des Bureaukraten nach einem Augenblick sorglosen Müßiggangs herzuleiten. Es ist begreiflich, daß der Beamte, der jeden Tag wie ein Uhrwerk seinen bestimmten Gang, einen ihm äußerlich gesetzten Zweck verfolgt, sich die Zwecklosigkeit als das Paradies des Lebens ausmalt, und sich kein lieberes Genrebild ersinnen kann, als einen vergnügten Menschen, der auf der Welt nichts zu thun hat, als träumerisch in's Blaue hineinzusehn, seine Pfeife zu rauchen, und höchstens einmal die Blumen zu begießen und der hübschen Nachbarstochter einen Strauß zuzuwerfen. Um dem tödtenden Mechanismus des bürgerlichen Lebens zu entgehn, würde der Edelmann, wenn er es nicht zum Künstler oder zum Tempelherrn bringt, allenfalls Lazzarone werden. Charakteristisch ist das häufig vorkommende Gähnen, nicht das verdrießliche Gähnen der Langeweile, sondern das glückliche Gähnen eines in seinem Innern zufriednen Müßiggängers, der eine unerhörte Anstrengung gemacht zu haben glaubt, wenn er die Kinnbacken von einander zieht. Dieser träumerische Müßiggang im hellen muntern Sonnenschein, wo die Bäume im frischesten Grün prangen und man sich nicht die Mühe zu geben braucht, den Ofen zu heizen, wo man an das geschäftige Treiben der Welt nur durch herumziehende prager Musikanten erinnert wird, macht einen sehr behaglichen Eindruck.

Sehr sinnig umschreibt Eichendorff's Novelle „das Marmorbild" die alte volksthümliche Sage vom Venusberg. Ein deutscher Künstler kam in der Nähe von Rom in einen alten heidnischen Tempel, der sich nächtlich mit den Gestalten, die ihn früher belebt, wieder anfüllte. Die Säulen strahlten in der alten Pracht, phantastische Blumengewinde deuteten irgend ein Fest der alten Götter an, und diese selbst traten aus ihren Marmorbildern heraus, in aller Kraft der heidnischen Sinnlichkeit und all der jugendlichen Lebensfülle, wie sie die griechischen Dichter geträumt hatten. Es erfolgte eine jener wilden Orgien, die für den Christen ein Abscheu sein mußten. Berauscht schlief der Künstler ein, und als er erwachte, fand er sich unter zertrümmerten Säulen und Götterbildern, die von wildem Unkraut und von Giftpflanzen umrankt waren, und welchen selbst das Morgenlicht ein gespenstisches Ansehn gab; ein Symbol für die lüsterne Sehnsucht unsrer Dichtkunst nach der antiken Kunst, Religion und Sitte, in die wir uns bis zur Selbstvergessenheit verloren, bis

uns langvergessene und eben darum im Anfang fremdartig und unheimlich klingende Glocken- und Orgeltöne diesem Zauber entrissen.

Der alte Führer der romantischen Schule, L. Tieck, 42 J., fühlte sich in seiner Schule immer mehr vereinsamt, in seinen Ueberzeugungen immer mehr geirrt. „Ich habe," schreibt er 12. Febr. 1815 aus Ziebingen an seinen Neffen, „an mir selbst und Andern die Erfahrung gemacht, daß diejenigen jungen Leute, die wirklichen Sinn für Poesie hatten, lange Zeit den Alten keinen Geschmack abgewinnen konnten. Trifft es sich, daß wir uns irgend einem großen Dichter der neuen Zeit befreunden, so werden leicht die größten Schönheiten des Alterthums verdunkelt, so daß uns erst später der Sinn für diese wieder aufgeht. Die einfache rührende Größe des Alterthums leuchtet erst recht ein, wenn wir vieles in uns überwunden, durchlebt, Irrthümer erfahren, und abgelegt haben. Warum soll die Jugend das Interessante, Blendende Sonderbare nicht vorziehen dürfen?" Aber fremd kam ihm diese Jugend vor: die Sänger der sittigen Nordlandsrecken, der lichtbraunen Minne; die Virtuosen in italienischen Versmaßen, die Kleinhändler mit Perlen, Jasmin und narkotischen Blumendüften. Wenn Tieck dies Wesen überschaute, so mußte er sich gestehn, er und seine Freunde hatten dazu einen ersten Anstoß gegeben. Es war dasselbe, was er gewollt, und doch etwas Anderes; es waren die Farben, welche er gebraucht, und doch ein fremdartiges Bild. Den neuen Genies gegenüber kam er sich nicht selten wie ein Philister aus der Vergangenheit vor, und fast lächerlicher noch als die Aufklärung waren ihm jetzt diejenigen, welche auf sie schalten.

Wenn er sich aber kritisch über die Neuerungen seiner Schule erhob, so war die Weise seines Schaffens noch die alte. Sein „Fortunat" (1815) ist nichts als die rohe Dialogisirung eines novellistischen Stoffs, eine Mosaikarbeit aus lauter Episoden. Das Stück, das wegen seines ungeheuern Umfangs in zwei Abtheilungen zerfällt, hätte noch bis in's Unendliche fortgesetzt werden können; am schlimmsten ist's im zweiten Theil, wo man nach einer Reihe von Schwänken und Possen plötzlich durch einen schrecklichen Ausgang überrascht wird, der wohl beleidigend, aber nicht tragisch wirkt. Wir finden hin und wieder einen guten Einfall, eine launig vorgetragene phantastische Begebenheit, aber diese einzelnen Bilder können den Eindruck der Dürftigkeit nicht aufheben. Wenn wir von den phantastischen und wunderbaren Motiven absehn, die nur des Contrastes wegen angebracht sind, so bleibt kein andres Verdienst, als das des rohesten Realismus. Der Dichter sucht die Menschen so darzustellen wie sie sich im gewöhnlichen Leben, wenn keine erhebenden Motive in dasselbe, eintreten, benehmen. Das ist genau dasselbe, was Tieck bei Kotzebue und anderen populären Schriftstellern mit so viel Beredsamkeit angreift: vielleicht gerade,

weil sie das Handwerk besser verstanden. Kotzebue ist auch gar nicht so empfindsam gewesen, wie die Personen, die er zum Amusement des Publicums weinen läßt; er hat im Stillen ebenso darüber gelacht, wie Tieck; aber dies ironische Verhalten zu den eignen Schöpfungen macht noch nicht den Dichter. Um komische Ideale zu zeichnen, reicht es nicht aus, wenn man die Wirklichkeit übertreibt. Freilich ist Kotzebue's Sprache gerade so roh, wie sein Denken und Empfinden; Tieck dagegen schreibt einen feinen und graziösen Stil, wir haben die wohlthuende Empfindung, uns in gebildeter Gesellschaft zu bewegen, und das hat in einer Zeit, wo man Bildung mit Talent verwechselte, Viele bestochen. Die treuesten Freunde und Anhänger Tiecks waren Fr. v. Raumer in Breslau und Solger in Berlin. Der letzte versuchte 1815 in „Erwin, vier Gespräche über das Schöne in der Kunst" die alten Theorien der Romantiker im Licht der modernen Bildung zu verklären. „Das künstlerische Schaffen geschieht durch die Phantasie, welche das göttliche Wesen in die Erscheinung überführt, denn sie ist das Zauberbad, durch welches die Dinge hindurch müssen, um vergöttert zu werden und ihr eignes Wesen in sich vollkommen auszudrücken. So tritt also in der Kunst die göttliche Schöpferkraft selbst in die Existenz ... Das Leben des Ewigen im All tritt für den mit Phantasie begabten Menschen unmittelbar personificirt in's Bewußtsein. Die Idee der Gottheit wird durch den Mythus zur besondern Erscheinung, während das Mysterium auf die Einheit zurückdeutet. Mystik und Mythologie sind die beiden Pole der Religion ... Den Mittelpunkt der Kunst bildet jedoch die künstlerische Ironie, als diejenige Verfassung des Gemüths, worin wir erkennen, daß unsre Wirklichkeit nicht sein würde, wenn sie nicht Offenbarung der Idee wäre; daß aber eben darum mit dieser Wirklichkeit auch die Idee als etwas Nichtiges wird und untergeht. Die Ironie, als diese Gewißheit, daß es das Loos des Schönen ist, unterzugehn, weil es schön ist, enthält eben den Trost, daß es, wie das Herrlichste in der Wirklichkeit, nichts ist gegen die Idee." — —

Der wiener Congreß nahm eine Wendung, daß eine Allianz zwischen Frankreich, Oestreich und England gegen Rußland und Preußen heimlich schon geschlossen war. Auch die wirklichen Patrioten waren nicht einig. Stein gestand zwar die völlige Entfremdung Oestreichs von Deutschland zu (17. Febr. 1815): „Die große Menge mißtraut der Einsicht, der geistigen Bewegung, welche sich bei ihren Nachbarn zeigt; den Oestreichern behagt die Ruhe; die Beweglichkeit und der Idealismus der Deutschen, selbst die Verschiedenheit in der Sprache, verursacht ihnen Mißbehagen; sie messen alle ihre politischen Leiden Deutschland bei." Gleichwohl war er für Herstellung des Kaiserthums

welcher Humboldt entschieden widerstrebte. „Der Schwerpunkt Oestreichs liege in Ungarn und Polen. Die Sicherheit Deutschlands und sein Einfluß auf das Gleichgewicht Europa's beruhe auf der Einigkeit Oestreichs und Preußens; die Aufgabe sei, in den verfassungsmäßigen Verhältnissen der beiden Mächte jeden Grund zur Uneinigkeit zu entfernen. Daher sei ein Bund dem Kaiserthum vorzuziehn."

Der Congreß war im Begriff auseinanderzugehn, da landete Napoleon 1. März in Frankreich, 20. März war er in Paris. — 30. März wurde zum ersten Mal Goethe's „Epimenides" in Berlin aufgeführt. — 22. Mai publicirte Preußen die Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks. — 18. Juni war die Schlacht bei Waterloo, 7. Juli der Einzug der Verbündeten in Paris.

Ad. Müller, der als östreichischer Hofrath in Paris war, schreibt 14. Juli an Gentz: „Sollte man bei einer so complicirten Frage eine andere Entscheidung als die des politischen Gewissens geben? . . . Problematisch ist mir der künstliche Charakter Ihres gegenwärtigen politischen Systems und Ihre anscheinende Gleichgiltigkeit dagegen, ob der Grundgedanke Ihres ganzen politischen Lebens triumphire oder nicht. Kam es denn auf etwas Anderes an als darauf, daß das Princip der Revolution gestürzt werde, und daß die Herrschaft der politischen Phantome, Schatten, Larven ein Ende nahm?" — Darauf Gentz: „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen Ausfluß oder einen offenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren. Wenn Sie — was Gott verhüte! — das jus divinum im buchstäblichen oder mystischen Sinn nehmen — dann können wir uns nie vereinigen."

Die Kunde von der Schlacht bei Waterloo hatte Goethe am Rhein empfangen, wo er sich den Sommer hindurch aufhielt, im Verkehr mit Boisserée, Hebel, Paulus u. A. Er hatte eine neue Beschäftigung gefunden. Hammer's Uebersetzung des „Hafis" war ihm in die Hände gefallen, „und ich mußte mich productiv dagegen verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehn können."

„Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern. Flüchte du, im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten; unter Lieben, Trinken, Singen, soll dich Chiser's Quell verjüngen." Es entstand der Plan zum „Westöstlichen Divan". — „Alles was dem Stoff und dem Sinn nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt,

die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war. Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens wandte ich mich zur Sprache, insofern es unerläßlich war, jene Luft zu athmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. So häufte sich der Stoff, bereicherte sich der Gehalt, daß ich nun ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Obgleich die Gelehrten kaum ahnen, noch weniger begreifen konnten, was ich eigentlich wollte, so trug doch ein jeder dazu bei, mich auf's eiligste in einem Felde aufzuklären, in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich umgesehn hatte. Ueberall schöpfte ich frische östliche Luft." Doch nahm er bald wahr, daß die neuen Dichtungen aus der Weise seines alten Schaffens hinausgingen. „Um dir ein neues Gedicht zu schicken," schreibt er März 1815 an Zelter, „habe ich meinen Divan gemustert, dabei aber erst klar eingesehn, wie diese Dichtung zur Reflexion hintreibt; denn ich fand darunter nichts Sangbares. Auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. — Jedes einzelne Glied ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet. — Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein, als immer nur die Jugend." —

„Nur dies Herz, es ist von Dauer, schwillt im jugendlichsten Flor; unter Schnee- und Nebelschauer rast ein Aetna dir hervor. Du beschämst wie Morgenröthe jener Gipfel ernste Wand, und noch einmal fühlet Hatem" (d. h. Goethe) „Frühlingshauch und Sommerbrand." Schelmisch fragt ihn Suleika: „Sag, du hast wohl viel gedichtet, hin und her dein Lied gerichtet, schöne Schrift von deiner Hand, prachtgebunden, goldgerandet, bis auf Punkt und Strich vollendet, zierlich lockend manchen Band? Stets wo du sie hingewendet, war's gewiß ein Liebespfand?" Hatem gesteht seine vielfältigen Versuche ein: „denke nun, wie vor so langem prophezeit Suleika war!"

Die prächtigen Suleika-Lieder: „Ach um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide!" „Was bedeutet die Bewegung? bringt der Ost mir frohe Kunde?" entstanden während dieses Aufenthalts am Rhein. „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

Einmal will Suleika ihn zum Christenthum bekehren. „Und nun kommst du, hast ein Zeichen dran gehängt, das unter allen den Abraxas seines Gleichen mir am schlechtsten will gefallen. Diese ganz moderne Narrheit magst du mir nach Schiras bringen! soll ich wohl, in seiner Starrheit, Hölzchen quer auf Hölzchen singen? ... Da viele Frauen Salomonis ihn verkehrten, Götter betend anzuschauen, wie die Närrinnen verehrten: Isis' Horn, Anubis Rachen boten sie dem Judenstolze; — mir willst du zum Gotte machen solch ein Jammerbild am Holze! .... Jesus fühlte rein und dachte nur den Einen Gott im Stillen; wer ihn selbst zum Gotte machte, kränkte seinen heil'gen Willen. Und so muß das Rechte scheinen, was auch Mahomed gelungen: nur durch den Begriff des Einen hat er alle Welt bezwungen." Zuletzt fügt er sich doch: „denn ein Vitzliputzli würde Talisman an deinem Herzen!".

Sulpiz konnte sich doch nicht versagen, Goethe in den Kreis seiner rheinisch-byzantinischen Heiligenbilder zu ziehen. „Manchmal," schreibt dieser, „muß ich lächeln, wenn in meiner heidnisch-mohamedanischen Umgebung Vera Icon auch als Panier weht. Täglich wird eine Pericope aus dem Homer und dem Hafis gelesen; erscheint dann dazwischen der moskowitische Bilderkalender, so nimmt sich's freilich bunt genug aus, und es bleibt nichts übrig als zu rufen: Gottes ist der Orient! Gottes ist der Occident!"

25. Juli besah Goethe mit dem Frhn. v. Stein den kölner Dom, dann besuchte er Görres in Koblenz. 2. Aug. traf er mit Sulpiz zusammen. Ueber die Schlegel sprach er sich sehr hart aus, und schilderte dagegen Schiller als den vollkommenen Gentleman, wie er nicht wiederkehren werde. Die neukatholischen Protestanten verspottete er in dem bekannten Gedicht, wo Knaben an einem Seile ziehn und Bumbum dazu singen, um die Glocke nachzuahmen. Die Nazarener in der Kunst verdammte er: „da freut euch eurer Früchte!" rief er Sulpiz zu, wenn ihm ein schlechtes Bild der Schule vor Augen kam. Eigentliche Discussionen lehnte er ab. „Die Antinomie der Vorstellung ist es, warum wir Menschen nie auf's Reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrthümer auf eine neue Weise aussprechen. Darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich oft zu mir sagen muß: darüber kann ich nur mit Gott reden."

Treu hielt er an seinem alten Pantheismus. „Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen, und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehn. — Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht

mich nichts an. Aber so einfach und leicht der Gedanke ist, so schwer lassen es sich die Menschen werden, alles zu zerstückeln . . . Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen konnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu."

Seine Abneigung gegen die subjectiven Ideale bestimmte ihn, über Pestalozzi's Erziehung abfällig zu urtheilen. „Da falle aller Respect, alles weg, was die Menschen unter einander zu Menschen macht. Was wäre denn aus mir geworden, wenn ich nicht immer genöthigt gewesen wäre, Respect vor Andern zu haben! Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren und lauter Götter der Selbstständigkeit zu sein: diese wollen ein Volk bilden und den wilden Schaaren widerstehn, wenn diese einmal sich der elementaren Handhaben des Verstandes bemächtigt haben! Wo sind da religiöse, wo moralische Maximen, die allein schützen könnten?" — „Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnißvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, ist die Hauptgrundlage wahrer Weisheit."

In Karlsruhe traf man mit Creuzer, Daub, Jung-Stilling, Schenkendorf, der Krüdener zusammen. — 11. Oct. kehrte Goethe nach Weimar zurück. Eben war die heilige Allianz geschlossen, 20. Nov. wurde der Friede unterzeichnet. Bald zeigten sich arge Enttäuschungen. „Ja lehrt mich die Welt nicht kennen!" schreibt Goethe an Sulpiz. „Ich habe gleich, als der Enthusiasmus losging, den Fluch des Bischofs Arnulphus über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen, und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch! Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren."

Unmittelbar nach Abschluß des Friedens erschien von Schmalz, dem Primarius der Juristenfacultät zu Berlin, 55 J., die Berichtigung einer Stelle in Venturini's Chronik, die mit allgemeinen Verdächtigungen gegen den Tugendbund und dessen Theilnehmer hervortrat, die Fürsten gegen deren heimliche Pläne warnte: Preußens Erhebung sei eine That des gewöhnlichen Gehorsams gewesen, gleich dem Herbeieilen der Bürger zum Feuerlöschen. Da man hörte, der Verfasser werde vom Hof begünstigt, erschien eine Reihe heftiger Gegenschriften, von Niebuhr, Schleiermacher, Krug u. s. w., bis der König 6. Jan. 1816 alles weitere Schreiben in dieser Angelegenheit untersagte. 10. Jan. wurde der „Rheinische Mercur" wegen eines scharfen Artikels gegen die preußische Reaction verboten.

Man hat diesen Umschlag später ausgebeutet, das Urtheil über die Freiheitskriege zu verkehren. Aber der Kampf von 1813 galt nicht blos und nicht einmal hauptsächlich der Errichtung einer freien Verfassung: Deutschland hätte sich erheben müssen, die fremden Räuber zu erschlagen, auch wenn es

mit Zuversicht voraussah, daß die innern Verhältnisse sich nach dem Sieg noch viel trüber gestalten würden, als es in der That geschehn ist. Freilich ist durch die Franzosen in Deutschland mittelbar wie unmittelbar manches Faule ausgerottet, manchem Guten die Bahn gebrochen; aber der beste Dank war, daß wir sie zum Lande hinaustrieben. Der Franzosenhaß galt nicht blos dem augenblicklichen Feind, er war die Fortsetzung des durch Lessing begonnenen Kampfes gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, die zürnende Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der durch unsre classischen Dichter gepredigten Weltbürgerschaft. Mit Recht hat man später gegen den blinden Haß angekämpft, der uns dazu verleitet, die edeln und schönen Eigenschaften eines der wichtigsten Culturvölker zu verkennen; aber tiefer aufgefaßt, ist er doch nur jene Widerstandsfähigkeit, die eine Nation macht.

„Nachdem der Friede hergestellt war," schreibt Fr. Schlegel in jenen Tagen, „hatte man im Anfang die besten Hoffnungen. Wenn hier und da noch eine unruhige Bewegung wahrgenommen ward, so glaubte man das als Nachwirkung des großen Kampfs betrachten zu müssen, sowie auf der beunruhigten Wasserfläche die Bewegung in immer weitern Kreisen nur allmählich nachläßt. Allein das Uebel wurzelte tiefer. Es war überall eine heimliche Beklemmung und Spaltung, eine verborgene Unruhe sichtbar, welche alle Kreise des Lebens bis in die innersten Familienverhältnisse durchdrang, ja den Einzelnen mit sich selbst in Zwiespalt und innern Unfrieden versetzte. Auch das innere Familienglück war durch den Umsturz der alten Ordnung und selbst durch den gewaltsamen Umschwung der Rettung erschüttert. Der gehoffte glücklichere Zustand wollte nicht auf die gewünschte Weise eintreten; und mit Verwunderung fühlte die Welt, da kaum die erste Freude über die Befreiung verraucht war, sich immer noch gedrückt. Die innersten Verhältnisse des Eigenthums, des Landbaues, aller Gewerbe waren nicht blos vorübergehend verletzt, sondern aus ihren Fugen gerückt, indem nun erst alle übeln Folgen in ihrer ganzen Tiefe sichtbar wurden. Ein jeder fühlte seine eigenthümlichste Wirksamkeit auf irgend eine Weise gebunden, gelähmt und in unauflöslichen Widerspruch verstrickt. Die Verwirrung der Meinungen war nicht minder groß, als der Zwiespalt der in Unordnung gerathenen Eigenthumsinteressen. Die Begeisterung des Kriegs war mit dem Krieg selbst entflohn; das Vertrauen war nicht zurückgekehrt. Der Zustand glich dem eines Mannes, der äußerlich wohlhabend und glücklich, heimlich aber von drückenden Schulden geängstigt oder von einem bösen Gewissen beunruhigt ist."

Bei der feierlichen Huldigung der Stände des Großherzogthums Weimar, 7. April 1816, trat Goethe zum ersten Mal im vollen Glanz des ältesten Ministers auf. Sein Gehalt war 3000 Thlr. Sein Leben wurde durch

manche Verluste getrübt. 17. April starb die Kaiserin von Oestreich; ihr Tod versetzte ihn „in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn niemals wieder verließ". Gleich darauf erkrankte Christiane, mit der er nun, im Schlimmen und Guten, 27 J. gelebt; sie starb 6. Juni. „Wenn ich dir, derber geprüfter Erdensohn!" schreibt er an Zelter, „vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns verlassen hat, so weißt du, was es heißen will!" An Al. v. Humboldt, der ihm sein Werk „über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden" zuschickte: „An Trauertagen gelangte zu mir dein herrlich Heft; es schien zu sagen: ermanne dich zu fröhlichem Geschäft! Die Welt in allen Zonen grünt und blüht nach ewigen, beweglichen Gesetzen, das wußtest du ja sonst zu schätzen: erheitre so durch mich dein schwer bedrängt Gemüth!" — Und in's Tagebuch: „du versuchst, o Sonne, vergebens durch düstere Wolken zu scheinen! Der ganze Gewinn meines Lebens ist, ihren Verlust zu beweinen." — Es war eben mehr Pietät in Goethe's Gemüth, als man gewöhnlich annimmt.

2.

Wissenschaftliche Gährungen.

In der Culturentwicklung der Völker giebt es Perioden, gegen die man gewöhnlich ungerecht ist, weil man nicht daran denkt, daß die schöpferische Volkskraft sich von Zeit zu Zeit ein neues Gebiet suchen muß, um nicht in einseitiger Ausbildung zu erkranken. Wer zu Anfang dieses Jahrhunderts die Blüte des deutschen Culturlebens darstellen wollte, mußte sich an die Dichter, Philosophen und Philologen halten. Das Leben der deutschen Literatur wurzelte damals im griechischen Alterthum. Aus ihm nahm man die Muster für die Darstellung, in seiner Weise bemühte man sich zu denken und zu empfinden, ja auch der positive Inhalt des Glaubens, der Idealismus des Herzens und Verstandes erinnerte mehr an die Hellenengötter, als an die eigne christlich-germanische Vergangenheit. Der Idealismus war die Signatur der Zeit in allen Zweigen des Schaffens und Empfindens, man achtete die Wirklichkeit gering und setzte auf die Zukunft nur insofern Hoffnungen, als sie aus dem höhern Bewußtsein der freien Bildung hervorgehen sollte. Allmählich trat überall die Reaction ein. Die Dichtkunst hörte auf sich an dem griechischen Ideal zu befriedigen, sie durchsuchte alle Zeiten und Völker,

um in der Allseitigkeit des Idealismus dem Bild des reinen Menschen immer näher zu kommen, bis sie endlich für das Gewirr widersprechender Ideale kein andres Correctiv fand als die Wirklichkeit, und so auf weitem Umweg zum deutschen Leben zurückkehrte. Die Philosophie, ihrer subjectiven Ideale müde, kam endlich in derjenigen Schule, die am tiefsten vom griechischen Geist durchdrungen war, zu dem überraschenden Resultat, das Wirkliche sei das Vernünftige, womit sie, ohne es selbst klar einzusehn, die Führerschaft abgab und sie den historischen Wissenschaften übertrug. Auch die Philologie eignete sich die historische Methode an, und die Durchforschung des alten Rechts- und Staatslebens drängte die Beschäftigung mit den Künstlern, Dichtern und Philosophen in den Hintergrund. Die Gelehrten standen nicht mehr, wie früher, den Künstlern und Schöngeistern als Pedanten gegenüber, sie hatten alle die ästhetische Schule durchgemacht, die classische oder die romantische, und waren an Geschmack und Verständniß der Literatur dem poetischen Nachwuchs ebenso überlegen, als an Wissen im Allgemeinen. Es war, als ob die schöpferische Kraft sich mehr und mehr von der Kunst zurückzog und der Wissenschaft zuströmte. Noch vor Abschluß des Friedens 1815 begannen Savigny und Eichhorn zusammen „die Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", jener 36, dieser 34 Jahre alt. Vor 12 J. hatte Savigny's erstes Werk „über das Recht des Besitzes" über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus Aufsehn erregt. Es war zum ersten Mal, daß eine strenge Forschung in einer edlen Form mit Feinheit und Anmuth vorgetragen wurde. Savigny wies die Theorie auf den Weg gesunder Reflexion über die Natur der Sache, den sie fast ganz verloren hatte. Wenn er sich über die philosophische Behandlung des Rechts mit übertriebener Härte aussprach, so war nur eine bestimmte Schule der Philosophie gemeint; seiner eigenen Auffassung der Geschichte wird man den philosophischen Geist nicht absprechen können. Die Göttinger Juristen-Schule, Pütter, Hugo, hatte seinen Weg vorbereitet; vielleicht noch wichtiger war der Einfluß von J. Möser.

Nach Savigny ist das Recht nicht nach dem Einfluß des Zufalls, der menschlichen Willkür, Ueberlegung und Weisheit verschieden, sondern in jedem gegebenen Zustand hat es, als positives Recht, ein schon wirkliches Dasein in dem Volk. Jedes positive Recht ist Volksrecht: nicht als ob es die einzelnen Glieder des Volks wären, durch deren Willkür das Recht hervorgebracht würde, vielmehr ist es der in allen Einzelnen gemeinschaftlich lebende Volksgeist, der das positive Recht erzeugt. Solche gemeinsame, durch eine Art Naturnothwendigkeit gegebene Richtungen und Thätigkeiten, unter welchen die Sprache, als die sichtbarste und ihrer sinnlichen Natur nach anschaulichste, die erste Stelle einnimmt, sind es, welche die individuelle Natur der einzelnen Völker

bestimmen; in dem die Einzelnen durchdringenden Volksgeist ist, wie die Production der Sitte und Sprache, auch der Sitz der Rechtserzeugung. Mit der Vielheit der Völker ist die Verschiedenheit des überall positiven Rechts gegeben. Aber auch innerhalb der Einheit eines Volks finden sich oft noch engere Kreise, wie Städte und Dörfer, Innungen, Corporationen und andre volksmäßige Abtheilungen des Ganzen, in denen eine eigenthümliche Rechtserzeugung ihren Sitz haben kann: particuläres Recht, neben dem gemeinsamen Volksrecht, welches dadurch auf manchen Seiten ergänzt oder umgebildet wird Das Recht hat seine Provinzialismen wie die Sprache. Die Gestalt, in welcher das Recht zunächst in dem Bewußtsein des Volks lebt, ist nicht die der abstracten Regel, sondern die lebendige Anschauung der Rechtsinstitute in ihrem organischen Zusammenhang, und offenbart sich durch symbolische Handlungen. Die Tradition, bedingt und begründet durch den niemals plötzlich eintretenden, sondern ganz allmählichen Wechsel der Generationen, bewirkt die stete Erhaltung des Rechts, und verleiht ihm eine von dem Leben der jeweiligen Volksglieder unabhängige Dauer, welche wiederum in sich selber ihre befestigende Kraft trägt, und die Rechtsüberzeugungen, je länger sie in dem Volk leben, desto tiefer wurzeln läßt. Da indeß das Volk ein organisches Ganze ist, in dessen Dasein ebensowenig wie in dem Leben des Einzelnen ein Augenblick vollkommenen Stillstandes wahrgenommen werden kann, so findet auch im Leben des Rechts wie in der Sprache eine organische Fortentwickelung, aus innerer Kraft und Nothwendigkeit, unabhängig von individueller Willkür, in steter Continuität statt. Nicht blos so, daß dasjenige, was von Anfang als Keim vorhanden war, durch die Anwendung in bestimmter Gestalt zum Bewußtsein kommt, sondern auch wirklich Neues wird mit derselben Naturnothwendigkeit erzeugt. Das Recht, als ein Theil des Volkslebens, entwickelt sich mit dem Volk, dem Charakter desselben auf seinen verschiedenen Bildungsstufen sich anschließend, sich seinen wechselnden Bedürfnissen bequemend: das Recht hat, wie das Volk, dem es angehört, seine Geschichte, in der es mit der Entwickelung des Volks stets gleichen Schritt hält. Am kräftigsten erscheint die Erzeugung, Entwickelung und Veränderung des Rechts in der Jugendzeit der Völker, in welcher der Nationalzusammenhang noch inniger, die Lebensstellung und Bildung der Volksangehörigen noch eine wesentlich gleiche ist, weshalb alle an der Entwickelung des Rechts, namentlich auch in den Volksgerichten, theilnehmen. Sobald die Lebensstellungen verschiedener werden, und eine schärfere Sonderung der Beschäftigungen eintritt, wird die ursprünglich auf der Gemeinschaft des Volksbewußtseins aller beruhende Rechtserzeugung in den Hintergrund gedrängt. Die weitere Entwickelung, Erzeugung und Veränderung des Rechts geschieht von da an immer mehr durch besondere Organe:

die Gesetzgebung und die Rechtswissenschaft. Wenn das unsichtbar entstandene Volksrecht, das durch die Gleichförmigkeit einer fortgesetzten, also dauernden Handlungsweise, nicht entsteht, sondern nur durch dieselbe erkannt wird, alle Grundlagen des positiven Rechts enthält, so findet sich doch manches im Einzelnen unbestimmt gelassen. Außerdem liegt in der Natur vieler Bestimmungen eine relative Gleichgiltigkeit; wie in den vielen Fällen, wo die Rechtsregel irgend eine Zahl in sich schließt, ebenso in denjenigen, welche blos die äußere Form eines Rechtsgeschäfts zum Gegenstand haben. Zwar wird in Fällen dieser Art unser früheres Denken und Wollen eine Autorität für uns selbst in jeder spätern Anwendung werden, und so das Gesetz der Continuität menschlicher Gesinnungen, Handlungen und Zustände ein durch die Gewohnheit entstehendes Recht hervorbringen. Aber die in solchen Fällen nöthige Ergänzung des Volksrechts wird schneller und sicherer durch die Gesetzgebung bewirkt. Außerdem kann zwar das Volksrecht, wenn durch veränderte Sitten, Ansichten, Bedürfnisse, eine Veränderung in dem bestehenden Recht nothwendig wird, sich diese neuen Elemente durch dieselbe innere Kraft einfügen, welche ursprünglich das Recht erzeugte. Allein hier ist der Einfluß der Gesetzgebung heilsam, ja unentbehrlich. Denn da jene wirkenden Ursachen nur allmählich eintreten, so entsteht nothwendig eine Zwischenzeit von ungewissem Recht, welche durch den Ausspruch des Gesetzes zu beendigen ist. Ferner stehn alle Rechtsinstitute unter einander in Wechselwirkung, so daß durch jeden neugebildeten Rechtssatz unbemerkt ein Widerspruch mit andern, unveränderten Rechtssätzen entstehen kann, dessen Ausgleichung fast nur durch Reflexion und absichtliches, also persönliches Eingreifen mit Sicherheit zu bewirken ist. Der Gesetzgeber handelt nur als Repräsentant des Volks, wem auch die Gesetzgebung im Staat zustehn mag. Als dritte Rechtsquelle neben dem Volksrecht und dem Gesetz gilt das wissenschaftliche Recht. Mit der Ungleichheit der Bildung, der Verschiedenheit des Lebensberufs, der größern Mannichfaltigkeit der Verhältnisse wird das Recht ursprünglich in seiner Einfachheit ein Gemeingut des gesammten Volks, durch die sich mehr und mehr verzweigenden Verhältnisse des thätigen Lebens dergestalt in's Einzelne ausgebildet, daß es durch die im Volk gleichmäßig verbreitete Kenntniß nicht mehr beherrscht werden kann. Dann bildet sich ein besonderer Stand der Rechtskundigen, welcher, selbst Bestandtheil des Volks, und sich stets aus ihm nach der jedem Einzelnen der Volksangehörigen freistehenden Wahl erneuernd, in diesem Kreise des Denkens die Gesammtheit vertritt. Das Recht ist im besondern Bewußtsein dieses Standes nur eine Fortsetzung und eine eigenthümliche Entwickelung des Volksrechts: dieses lebt seinen Grundzügen nach fort im gemeinsamen Bewußtsein des Volks, die genauere Ausbildung und Anwendung im Einzelnen ist

der besondere Beruf des Juristenstandes. Wenn so der Juristenstand eine materielle Wirksamkeit übt, indem sich die rechtserzeugende Thätigkeit des Volks größtentheils in ihn zurückzieht, so daß von dem alten Volksrecht meist wenig mehr in seiner frühern Gestalt sichtbar bleibt, so wirkt er andererseits auch auf eine formelle Art, indem von ihm das Recht überhaupt, wie es auch entstanden sein möge, in wissenschaftlicher Weise zum Bewußtsein gebracht und dargestellt wird. Ist in dieser letzten Function die Wirksamkeit der Juristen zunächst eine abhängige, ihren Stoff von außen empfangende, so entsteht durch die dem Stoff gegebene wissenschaftliche Form, welche seine inwohnende Einheit zu enthüllen und zu vollenden strebt, ein neues organisches Leben, welches bildend auf den Stoff zurückwirkt. Ein gesunder Zustand ist nur da vorhanden, wo diese drei rechtsbildenden Kräfte harmonisch zusammenwirken, also keine derselben von den andern sich isolirt. Damit das Recht gleichen Schritt halte mit der Entwickelung des Volks, ist es nothwendig, daß den drei Rechtsquellen, welche an der Fortbildung des Rechts thätig sind, die ihnen gebührende freie Bewegung erhalten wird. Wird dieses Zusammenwirken gestört, wie es z. B. geschieht, wenn man die Kraft der unmittelbaren Volksüberzeugung und der Wissenschaft zu lähmen und die gesammte Fortbildung auf den Gesetzgeber zu stellen sucht, so wird eins von beiden kaum zu vermeiden sein: entweder, daß das Recht gegen die Anforderungen der Zeit zurückbleibt, oder daß es durch plötzliche Erneuerungen der Gesetzgebung aus dem Zusammenhang mit dem Volksleben gesetzt wird, in beiden Fällen also mit jener Entwickelung im Einklang zu stehn aufhört.

Die Aufgabe des Gesetzgebers besteht nicht darin, nach den von ihm subjectiv für wahr gehaltenen allgemeinen Vorstellungen und Principien neue Rechtssätze zu schaffen, sondern darin, diejenigen Rechtssätze auszusprechen, welche bereits unausgesprochen im Volksbewußtsein liegen; wenn er sich nicht gar mit der Sammlung, Sichtung und Fixirung der überlieferten Rechtssätze begnügt. Nur innerhalb dieser Schranken ist er von geschichtlicher nachhaltiger Wirkung. Sein Einfluß liegt darin, daß er als Glied des Volks Theil hat an dessen Geist und Wesen, zugleich aber die Cultur desselben in ihm die zur Zeit höchste Reife erreicht hat, von der aus es ihm möglich ist, die im Volk schlummernden Keime zu erkennen, zu wecken und zur vollkommenen Entfaltung zu bringen. Je mehr er sich dies Verhältniß zum Bewußtsein bringt, desto erfolgreicher wird seine Thätigkeit sein: dagegen wird er bei dem besten Willen an der Macht der geschichtlichen Thatsachen scheitern, wenn er sich von dem Boden der Geschichte löst, und das Volk durch einen Sprung in einen von ihm ersonnenen Zustand abstracter Glückseligkeit versetzen zu können meint. —

Die wahre Wissenschaft des Rechts ist nicht die philosophirende, sondern diejenige, welche den gegebenen Stoff geschichtlich erfaßt.

Gleichzeitig mit dem ersten Heft der „Zeitschrift“ (1815) erschien der 1. Bd. der „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter“. Savigny wies die zahlreichen Fäden nach, durch welche die Rechtsanschauung des Alterthums mit der der neueren Welt in lebendiger Ueberlieferung zusammenhing, hauptsächlich in der juristischen Literatur, so daß er das Buch auch Geschichte der römischen Rechtswissenschaft hätte nennen können. Sein Unternehmen traf glücklich in eine aufstrebende Periode. Bis dahin war die Kenntniß der Quellen wirklich mangelhaft gewesen, 1816 entdeckte Niebuhr, der mit Savigny eng befreundet war und ihm alle seine Forschungen mittheilte, den echten Gajus. Durch die historische Analyse des römischen Rechts wurde man auch auf die Besonderheiten des deutschen aufmerksam. Savigny brachte nicht blos in das Studium der Jurisprudenz echten Lebensgehalt und Lebensfreude, auch das Studium der Geschichte überhaupt gewann ungemein durch seine Forschungen. Es war, als wenn nun auch diese Wissenschaft aus dem Mechanischen in's Dynamische und Organische übergehe.

In der romantischen Philosophie erschien die Kunst als die höchste Blüte der Cultur; im Gegentheil wendet die historische Schule ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf die sittlichen Zustände. Der Haß gegen Revolutionen, d. h. gegen Unterbrechungen des organischen Zusammenhangs war zwar ein wesentliches Moment dieser Kritik, die Hauptsache aber war die Schärfung des Blicks für das Wirkliche und Lebendige, das sich nicht in Abstractionen auflösen ließ, für das stille werdende Leben der Geschichte, von der man früher nur die hervorspringenden Resultate zusammengefaßt. Die historische Schule ist in dem innersten Kern ihres Lebens eine kritische. Ihre Führer waren feine Köpfe, scharfsinnig in der Zerspaltung der Begriffe, erfinderisch in der Verknüpfung auseinanderliegender Thatsachen. Ihr Streben war gegen die Herrschaft der Abstraction und der Phrase gerichtet. Als die verderblichsten Ideen der Zeit bezeichnete sie die Freiheit und Gleichheit, den Gesellschaftsvertrag und die Volkssouveränetät, und die Anwendung derselben in der Repräsentativverfassung und in der Codification. Die Kritik hatte leichtes Spiel auf geschichtlichem Boden. Daß niemals eine Staatsverfassung oder ein bürgerliches Gesetzbuch aus einem wirklichen Vertrag, aus einem unmittelbaren Entschluß hervorgeht, war leicht zu erweisen. Bestehende Staaten tragen an der Last ihrer angeerbten Geschichte und Sitte, und selbst den Auswanderer begleitet die sittliche Gewohnheit über das Meer. Eine Verfassung ist undenkbar ohne gegebene Verhältnisse, ohne ausgebildetes, durch lange Tradition genährtes Rechtsgefühl, ohne Einwirkung der Sitte. Ebenso leicht war zu zeigen, daß jene Ideen in

ihrer letzten Ausführung einander widersprechen. Allein man übersah, daß sie zunächst eine negative historische Beziehung gehabt hatten. Wenn man dem Druck eines despotischen Regiments gegenüber, das in alle Lebensverhältnisse eingreift, Sehnsucht nach Freiheit empfindet und, soweit es geht, zu bethätigen sucht; wenn man einer geschlossenen Aristokratie gegenüber, deren Angehörige das Volk beschimpfen und beeinträchtigen, das Verlangen der Gleichheit ausspricht, so sind das zunächst ganz aus der Natur der Sache hervorgehende Bedürfnisse, die als solche sich mit historischer Kraft geltend machen und erst später bei dem Bestreben, alles zu verallgemeinern, zu Ideen verarbeitet werden. Die absurde Consequenz dieser Ideen zu ziehn, ist ein leichtes Geschäft; an sich sagen sie nichts Anderes, als daß man von der Obrigkeit nicht weiter belästigt sein will als nöthig, und daß es keinem Stand erlaubt sein soll, die andern zu beeinträchtigen. Ob man das nun angeborne Rechte des Menschen nennt, ist gleichgiltig: jedenfalls sind es angeborne Bedürfnisse des Menschen. Jede Kraft widerspricht der andern und bedingt sie dadurch: wenn also der Trieb der Gleichheit zuweilen mit dem Trieb der Freiheit in Conflict geräth, so ist das noch keine Widerlegung; erst aus dem Gleichgewicht der Kräfte geht ihre wirkliche Gestaltung hervor. In den Begriffen des Gesellschaftsvertrags und der Volkssouveränetät lag ursprünglich nur eine Negation. Seit Ludwig 14. stand bei den Doctrinärs der Monarchie der Grundsatz fest, daß der Souverän unbedingter Herr über seine Unterthanen sei. Im Begriff der Volkssouveränetät lag ursprünglich nichts Anderes als die Leugnung dieses Grundsatzes. Aber die gewöhnliche Consequenzmacherei ging auch hier bis zu einer völligen Umkehrung der Begriffe. Wenn man das Gesammtinteresse des Volks als den wahren Inhalt des Staats oder der Souveränetät darstellte, so wird dieser unzweifelhaft richtige Satz gewiß nicht dadurch widerlegt, daß es schwer ist, das wahre Gesammtinteresse des Volks zu constatiren. Wenn man aber die unsinnigen Vorstellungen Ludwig's 14. von der Souveränetät auf das Volk anwendete, und behauptete, die Launen des Volks müssen den Staat regieren, so war das sinnlos, denn die Laune eines Einzelnen kann sich bis zu einer gewissen Grenze durchsetzen, die Laune eines Collectivbegriffs hat selbst darüber keine Macht. Indeß lag in jenen dunkeln Begriffen ein bedeutendes Moment für die Fortentwickelung der Geschichte, das von der historischen Schule verkannt wurde. Wenn sie die Idee von der Entstehung des Staats durch einen Vertrag seiner Angehörigen als unhistorisch verwarf, da der Staat zugleich mit dem Menschen entstehe, so reichte ihre Kritik des Begriffs nicht aus. Wo die Menschen in der Geschichte auftreten, erscheinen sie als einem organischen Körper angehörig und durch die Sittlichkeit desselben substantiell bestimmt. Allein diese substantielle Gebundenheit hört durch den friedlichen oder feindlichen

Verkehr der Völker auf, die festen Organisationen gerathen in Auflösung, und in den neuern politischen Gestaltungen ist das Moment des Zufälligen überwiegend. So war es im Mittelalter. Die Beziehungen von Herrschaft und Unterthänigkeit, von Rechtsschutz und Rechtsgenossenschaft durchkreuzten sich so labyrinthisch, daß man wohl von jedem Einzelnen sagen konnte, er gehöre irgend einem Staat an, daß es aber schwer zu bestimmen war, welchem Staat. Nun trat der dem Menschen angeborne Trieb hervor, einem selbstständigen individuellen und souveränen Organismus anzugehören, und führte zur Gründung der modernen Staaten. Zunächst regte sich der Trieb bei denen, die herrschen wollten, aber bald pflanzte er sich auf die Unterthanen fort, und so ist z. B. das französische National- und Staatsgefühl schon sehr früh entwickelt worden. Wo es den Fürsten nicht gelang, das absolute Staatsleben zu gründen, erwachte dieser Trieb im Volk mit um so größerer Gewalt, als ihm Hindernisse entgegenstanden. Als im vorigen Jahrhundert die Idee des Weltbürgerthums in ihrer Consequenz dahin führte, alle politischen Organisationen in Atome zu zerstückeln, war die Civilisation in einer größern Gefahr als jetzt. Die Idee der Volkssouveränetät ist nur anscheinend destructiv; sie verfolgt in ihrem unklaren Streben das Ziel, den Menschen seiner selbstsüchtigen Vereinzelung zu entreißen und ihm an einem lebendigen Organismus festen Halt zu geben.

Während die Aufklärung ein allgemeines Vernunftideal dem geschichtlichen Leben feindselig entgegenstellte, bemühte sich die historische Schule, die Continuität der vernünftigen Entwickelung, die Uebereinstimmung des Naturgesetzes mit der Idee und die individuelle Entwickelung und Vervielfältigung derselben nachzuweisen. Aber sie suchte den Naturproceß nur in dem gegensatzlosen Walten des Volksinstincts, während in der Einwirkung der verschiedenen Völker und ihrer Ideen auf einander, in dem Untergang der einen Weltanschauung durch die andre, kurz in jeder Revolution größern Stils ein ähnliches Naturgesetz nachzuweisen ist: es giebt in der Geschichte keine Wunder, d. h. keine Unterbrechungen des Naturlaufs, weder durch Engel noch durch Teufel. Sie vergaß ferner, daß es Zeiten giebt, wo die schöpferische Kraft einer Nation sich in einer genialen, dämonischen Individualität zusammendrängt, und daß dann allerdings eine That eintritt, ein mit Bewußtsein beschleunigtes Weiterführen des Naturlaufs. Endlich machte sie zu Gunsten einer einzelnen Erscheinung, einer Revolution im höchsten Stil, eine Ausnahme: sie erkannte nämlich die Berechtigung des Christenthums an, und da dieses nicht nur aus den Naturgesetzen der nationalen Entwickelung nicht herzuleiten war, sondern während der ganzen neuern Geschichte den Naturproceß des Völkerlebens unausgesetzt auf das gewaltsamste unterbrochen hatte, so war sie genöthigt, eine doppelte geschichtliche Vernunft anzunehmen, eine irdische und eine über-

irdische, und während sie der erstern die Bedingung der Naturbeschränkung mit einer fast pedantischen Strenge vorschrieb, der letztern das absolute Recht des Wunders, d. h. der fortwährenden Unterbrechung der natürlichen und geschichtlichen Continuität, beizumessen. Auf diese Weise wird das Princip der historischen Schule zur Illusion, denn es hat in den größten Fragen der Geschichte nicht mitzusprechen.

Man hat ein äußerliches, fast untrügliches Kennzeichen, die Romantik, von der historischen Schule zu unterscheiden: die letztere ist immer protestantisch, die erste neigt sich stets dem Ultramontanismus zu. Das Wesen der historischen Schule ist die liebevolle Anerkennung der unbemerkt aber stetig schaffenden Volkskraft; das Princip der Romantik die Leugnung derselben und die Herleitung alles Rechts aus einem übernatürlichen Licht, das auf Erden kein Maß findet. Wie der Supranaturalismus an ein doppeltes Naturgesetz glaubt, von denen eines das andere aufhebt, so lehrt die romantische Doctrin ein doppeltes Recht, ein göttliches und ein menschliches; das göttliche Recht soll aller Reflexion, allem Interesse und aller geschichtlichen Entwickelung entzogen sein, und das menschliche Recht, die Summe der menschlichen Bedürfnisse, soll vor ihm schweigen.

In den „Staatsanzeigen" verkündete Adam Müller, seit dem Frieden östreichischer Generalconsul in Leipzig, zum Entsetzen der Liberalen und zuweilen zum höchsten Erstaunen des Fürsten Metternich die höhere christliche Politik. Gentz schreibt darüber 8. Juli 1816: „Die Aufsätze tragen sämmtlich das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif oder verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehn und zu denken so abweicht, daß ich mich nicht darin zurecht finden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidende, stolze, angreifende Polemik, aber nirgend ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welche keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe; und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die

Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung &c. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt! Ich soll glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinnigerweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgend einer Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, auf's Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränetät, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist. — Provinzial- und Municipalbehörden sind jetzt die Panaceen aller politischen Aerzte. Wo sie von Alters her bestehn, wie in England, mag man ihnen in Gottes Namen alles das zuschreiben, was man bisher der Organisation der obern Staatsgewalten zuschrieb, obgleich (in parenthesi) Montesquieu und Delolme wohl auch etwas davon wußten, und solche Stümper nicht waren, als man sie heute schildert. Municipalverfassungen da, wo sie nicht sind, zu machen, ist denn das leichter, ist denn das nach Ihren und Ihrer heutigen Freunde Grundsätzen correcter, als Constitutionen zu machen? Das alles geht über meine Fassungskraft. Ich bin zu alt, zu steif, zu stumpf für diese Sprünge."

Am massivsten vertrat die neuen Grundsätze die „Restauration der Staatswissenschaften, oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt", deren 1. Bd. 1816 erschien; sie schwoll zu 6 Bd. an. Haller, der Verfasser, gab darin gegen seine 8 J. ältere „Staatenkunde" nichts Neues; desto mehr pfäffische Declamation und pöbelhafte Beschimpfung der Andersdenkenden. Er war Mitglied der Regierung im restaurirten Bern; 4 J. später trat er zur katholischen Kirche über. Alle ernstern Mitglieder der historischen Schule sagten sich von ihm los; selbst Leo verurtheilt ihn. „Haller's Ansicht vom Staat kann man als die Carricatur der Burke'schen bezeichnen. Er schiebt an die Stelle des lebensvollen Begriffs des Erbes den todten, starren Begriff des Besitzes, für den er keine andere Begründung sucht oder findet, als die vorhandene Macht, also ursprünglich die Gewalt oder den Zufall. Burke will kein erstarrendes Dasein der menschlichen Gesellschaft, sondern ein lebendig sich entwickelndes; er verlangt die Continuität als Princip des Gesellschaftsbestandes, des Rechtsbestandes, aber wie ihm das Recht selbst nur eine nach veränderten Umständen lebendig sich ändernde Anwendung von Principien ist, soll auch jenes Princip der Continuität nicht die Entwickelung aufhalten, sondern begleiten. Indem aber Haller an die Stelle der organischen Succession das privatrechtliche Eigen-

thum an Staatsberechtigungen stellt (wie es zufällig entstanden ist aus der ebenso zufälligen oder aus der kräftig ergriffenen Macht des Einzelnen und der egoistischen Betrachtung anderer, daß diese vorhandene Macht ihnen nützlich werden könne, wenn sie sie anerkennten), erhält in der That der Staat bei ihm nur die Stellung und Weise jener privatrechtlichen Verträge. Haller übersieht ganz, daß, wenn er einmal Kraft und Zufall und privatrechtlichen Vertrag zu den Factoren der Staatsverhältnisse macht (hinter welchen nur immer der liebe Gott als wahrer Deus ex machina hingemalt wird), er, da diese Factoren nicht nur einmal gewirkt haben, sondern immer neu und mit gleicher Berechtigung heute wie in den Urzeiten in die Gestaltung menschlicher Verhältnisse eingreifen, im Grunde genommen alle Gewalt (auch wieder die revolutionäre) rechtfertigt, wenigstens eine Basis gewährt, von wo aus eine solche Rechtfertigung unternommen werden kann. Haller sagt sogar selbst einmal: Gleichwie alle Herrschaft auf höherer Macht beruht, so dauert sie auch nicht länger als diese. Der Besitz und selbst das damit verbundene Erbrecht wird nach Haller's Auffassung selbst zu einer starren, geistlosen Thatsache, die sich atomistisch aus dem übrigen Leben heraushebt und den Anspruch macht, dies Leben solle in allen Collisionsfällen ihr zum Opfer fallen, weil sie nun einmal durch Macht gegründet zum Recht geworden sei, während er doch der Macht fortwährend, wenn er consequent sein wollte, auch das höhere Recht, also im Grunde allein das Recht zuschreiben und ganz gerechtfertigt finden müßte, daß die Bergpartei Ludwig 14. hinrichten ließ, denn sie war ja die mächtigere." —

Gleichfalls der historischen Schule verdanken ihre Anregung die spätern „deutschen Rechtsalterthümer" von J. Grimm, welche die Aufmerksamkeit zuerst auf das sinnliche Moment des Rechts lenkten. — In den ursprünglichen Rechtsformen aller Völker knüpft sich jedes neueintretende Verhältniß an bestimmte hergebrachte Symbole, und die Gesetze sind noch nicht vom poetischen Ausdruck getrennt. Niemand hatte eine Ahnung, eine wie unendliche Fülle dieser Alterthümer sich theils in der Tradition, theils in Schriften bei uns noch erhalten hatte. Durch Grimm's Forschungen gewinnt in unsrer ältern Geschichte alles Farbe und Gestalt, die trockensten Contractverhältnisse erheben sich zu individuellem Leben, alle Gewohnheiten nehmen eine bestimmte, die Einbildungskraft anregende Physiognomie an, alle Gegenstände der Natur, der beseelten wie der unbeseelten, knüpfen sich bedeutungsvoll an altherkömmliche Sitten und Gewohnheiten, und es ist kein Geräth, kein Handwerkszeug so niedrig und so arm, daß es nicht der Wissenschaft dienen müßte. In der Freude über diese farbenreichen Erscheinungen und zur Abwehr der einseitigen Vorliebe für die moderne Gleichförmigkeit läßt sich Grimm hin und wieder

zu romantischer Empfindsamkeit verleiten: „Statt der persönlichen Bußen des Alterthums haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts." — Grimm sieht in seiner Sprachlehre sehr wohl ein, daß die Abschwächung der sinnlichen Laute nothwendig war, um eine classische Form der allgemeinen Bildung hervorzubringen: es ist mit dem Recht nicht anders; sein sinnlicher individueller Inhalt muß verblassen, damit der allgemeinen Gerechtigkeit Bahn gebrochen werde. —

Der Aufenthalt in Paris hatte J. Grimm's wissenschaftliche Forschungen unterbrochen; doch erschienen noch während desselben die „Altdeutschen Wälder" und gleich darauf, als er mit seinem Bruder an der Bibliothek zu Kassel angestellt war, die „alte Edda" und (1816) die „deutschen Sagen", mit einer Abhandlung über den Begriff der Sage. Die Form seines Geistes hat damals noch etwas Unfertiges; wenn er durch seine Studien der historischen Schule angehört, so erinnert die Art seines Denkens und Combinirens mehr an die Symboliker und Naturphilosophen. Er hat noch nicht den gehörigen Respect vor Raum und Zeit, die pantheistische Richtung ist für die Deutlichkeit nicht günstig, und bei der Massenhaftigkeit und dem schnellen Wechsel der Perspectiven wird dem Zuschauer leicht schwindlig. Wo die letzten Resultate des Gedankens sich zu einem mächtigen Gefühl energisch zusammenraffen, ist die Sprache von einer hinreißenden Schönheit: aber sie ist nicht gleichmäßig, und ihre Bildlichkeit stört mitunter den Gedankengang. Etwas von dem Haß gegen den logischen Schematismus und gegen die Logik überhaupt, dem wir bei Arnim und Brentano begegnen, zeigt sich auch bei J. Grimm, und die Hervorhebung des Unvermittelten und Regellosen grenzt zuweilen an Eigensinn.

Dies war der Punkt, den der classisch gebildete A. W. Schlegel in einer Kritik der „Altdeutschen Wälder" (Heidelb. Jahrb.) gegen sie hervorkehrte. „Die Gebrüder Grimm," gestand er zu, „haben einen nicht geringen Scharfsinn, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerktesten bewährt." Doch tadelt er ihre poetisirende, oft incorrecte Schreibart. „Oft scheint es an Klarheit des Ausdrucks zu mangeln, weil die Verfasser nicht bis zur Klarheit des Begriffs vorgedrungen sind."

„Sie machen es sich zum vorzüglichen Geschäft, der bald zusammenströmenden, bald sich in mehrere Arme theilenden Quelle aller wunderbaren Erzählungen aus der Vorzeit nachzugehen; bei dieser lehrreichen und anziehenden

Beschäftigung scheinen sie aber einer blos leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einzuräumen. — Es ist wahr, der Ursprung vieler Heldendichtungen verliert sich in das Dunkel der Zeiten. Soll man daraus schließen, das, was unsere Bewunderung verdient, sei von selbst und gleichsam zufällig entstanden? Das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. So verschieden auch andre Zeitalter von dem unsrigen sein mochten, so glichen sie sich ohne Zweifel alle darin, daß unter der Menge der Sterblichen immer nur wenige mit überlegenen Geisteskräften begabt waren. Gewöhnliche, doch wohlgeartete Menschen sind empfänglich für alles, was den ewigen Wünschen, Bedürfnissen und Ahndungen des menschlichen Gemüths entspricht: aber sie können es nicht selbst hervorbringen, nicht die Gemüther Anderer bewegen und nach Gefallen lenken. — Wenn wir einen Thurm in wohlgeordneten Verhältnissen sehn, so errathen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine sind nicht der Thurm. Diesen schuf der Entwurf des Baumeisters."

„Alle Poesie beruht auf einem Zusammenwirken der Natur und der Kunst. Wie unschuldig die ursprüngliche Kunst sein mochte, so mußte sie dennoch nach den ersten Fortschritten bald aufhören, unabsichtlich zu sein. — In den Jahrhunderten, wo die volksmäßige Heldendichtung entstand, genoß sie des eigenthümlichen Vorrechts, trotz aller Wunder für wahr zu gelten. Leicht und willig zu glauben, ist ein Merkmal kräftiger Naturen; der Zweifel ist das spätgeborne und schwächliche Kind der Verfeinerung. Aber die Dichter, welche absichtlich, um zu verschönern, erfanden, konnten nicht umhin, hierbei ihre eignen Vertrauten zu sein."

„Die Gebrüder Grimm scheinen zuweilen die Sage und die urkundliche Geschichte nicht gehörig zu sondern; sie räumen jener ein Ansehn ein, durch dessen Anerkennung wir an unsern ausgemachtesten Kenntnissen irre werden müssen; sie wollen längst aus unwiderleglichen Gründen verworfene Fabeln wiederum als Thatsachen aufstellen, und wenn der Irrthum noch so offenbar ist, so soll doch auf irgend eine geheimnißvolle Weise die Wahrheit darin stecken. Bei aller geschichtlichen Prüfung ist die einfache Frage, ob wirklich etwas geschehen oder nicht? ob es auf solche Weise geschehen, wie erzählt wird, oder anders? Und das Widersprechende kann nicht zugleich wahr sein. Der Sage selbst geschieht ein schlechter Dienst damit, wenn man alles auf ihre Rechnung schreibt, was irgend eine Chronik Falsches, Unglaubliches, Widersinniges meldet. Nicht alle Irrthümer haben eine Ahnentafel. Es giebt ganz unbegeisterte Einbildungen, ganz prosaische Lügen."

Am schärfsten spricht sich A. W. Schlegel gegen die etymologischen

Willkürlichkeiten aus: „Man möchte J. Grimm einen etymologischen Heraklit nennen. Dieser Philosoph lehrte, alle Dinge seien fließend. Aber es läßt sich auf seine Art der Sprachforschung anwenden, was Plato von jener Lehre sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlig geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben."

Es liegt viel Richtiges in diesen Vorwürfen, aber auch ein gewisser Mangel an Verständniß für concrete Dinge, eine gewisse Unfähigkeit, im Verworrenen die Kraft und Tiefe herauszufühlen. — J. Grimm sagt über J. Paul, der auch in etymologischen und grammatischen Forschungen dilettirte: „er betrachtet die Sprache wie etwas von heute, und ist folglich nicht im Stande, den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfaltigen Aeußerungen zu verstehen. Er sieht bunte Verwirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Gestandene und nie still Stehende in's Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tiefsinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werden wird." — Das war ebenso gegen A. W. Schlegel gerichtet. Die Mystik, die Verworrenheit war bei Grimm ein Zeichen der Fülle, die freilich noch ihren Orientirungspunkt nicht gefunden hatte. Diese nervöse Reizbarkeit, welcher die Worte und Formeln gewissermaßen in individueller Macht entgegentreten, diese Unfähigkeit, sich etwas Anderes zu denken, als was in lebendiger Fülle vorgestellt werden kann, diese Gebundenheit der Einbildungskraft, hat für die Sprachwissenschaft ein Gesetz und eine Methode gefunden, von der man früher keine Ahnung hatte.

A. W. Schlegel hatte seine Recension Oct. 1815 in Mailand geschrieben; er ließ J. Grimm 4. J. später volle Gerechtigkeit widerfahren, als dessen „deutsche Grammatik" erschien. Ueber das Staunen, welches dieses wunderbare Werk in der Gelehrtenwelt erregte, sagt ein Sachverständiger: „Zuerst welche Bewältigung eines massenhaften Stoffes! Alle deutschen Sprachzweige, Gothisch, Hochdeutsch, Niederdeutsch, Niederländisch, Angelsächsisch, Nordisch, Schwedisch und Dänisch waren umfaßt, und fast alle von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, und mit einer fast erschöpfenden Erörterung aller zugänglichen Quellen, deren viele Mancher, der sich nicht ungelehrt däuchte, vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach kennen gelernt hatte. Sodann die wunderbare Durchsichtigkeit der Anordnung und die hinreißende Behandlung des völlig beherrschten Stoffes. Grimm hatte mit genialem Blick die Form gefunden, zu gleicher Zeit eine darstellende, paradigmatisch belehrende, eine historische und eine vergleichende Grammatik zu schreiben, ja über das

Gebiet der behandelten Sprache wiesen seine Fingerzeige auf die urverwandten hin. Eine großartige, ergreifende Perspective eröffnete sich. Aber das eigentlich Epochemachende liegt darin, daß die Sprache in ganz anderer Weise als bisher aufgefaßt ward. Sie erschien nun als ein lebender, sich nach mehr oder weniger bestimmten Gesetzen fortentwickelnder Organismus, die lebende Sprache nicht mehr als ein den erklärenden Schwerpunkt in sich selbst findendes Ganze, sondern als das zufällige, augenblicklich letzte Ende der bisherigen Entwicklung; und der Gelehrte ward dieser Sprachentwicklung gegenübergestellt wie der beobachtende Naturforscher, der, recht eigentlich mit dem Blick des Botanikers, die zahllosen Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache zu sammeln, zu ordnen, zu erklären, in Zusammenhang zu bringen habe. So war die bis dahin blühende gelehrte Schulmeisterei mit einem Schlage abgethan. Zunächst fiel der Hauptaccent auf die sinnliche Seite der Sprache, ihre lautliche Erscheinung, und hier erschloß sich nun ein ganz neues Gebiet der Forschung. Dabei ruhte ein Zauber poetischer, seelenvoller Auffassung über der ganzen, den kolossalen Stoff in seltener Weise beherrschenden Darstellung. In Grimm's Geiste gewannen die Laute der Sprache, gewannen die einzelnen lautlichen Erscheinungen der Sprachgeschichte ein eigenes Leben, eine scheinbar seelische Selbstbestimmungskraft. Wo eine solche am lebendigsten hervorzutreten schien, da verweilte Grimm am liebsten und mit dem ganzen Reichthum seiner Phantasie und seines Scharfsinnes." Manches von seinen damaligen Ansichten hat Grimm, der unablässig vorwärts strebte, später nach genauerer Forschung selbst modificirt; eine Reihe bedeutender Schüler, deren sittlicher Werth ihrem intellectuellen gleich kam, hat sich ihm angeschlossen. Auch ein Dichter wie Uhland ging später ganz in die germanistischen Studien auf: in diesen Studien, wie früher in seinen Liedern kam es ihm darauf an, den echten Geist des deutschen Volks zu realisiren.

Noch bevor die deutsche Grammatik erschien, hatte ein jüngerer Gelehrter mit kühnem Griff der Geschichte der deutschen Dichtung eine neue Wendung gegeben. 1816 erschien Lachmann's Abhandlung „über die ursprüngliche Gestalt des Liedes von den Nibelungen", in der er nicht blos aus äußeren und inneren Gründen nachzuweisen versuchte, die gegenwärtige Gestalt desselben sei eine späte und nicht ganz geschickte Zusammenschweißung alter Balladen, sondern es auch unternahm, diese Balladen wieder herzustellen. Es war der Geist F. A. Wolf's und Niebuhr's, der ihn getrieben hatte, wie er denn auch später die Hypothese des ersteren über die Entstehung des Homer wissenschaftlich abzurunden suchte. — Lachmann, 23 J., war Professor in Königsberg. — Die jedesmalige Entwicklungsstufe einer Wissenschaft ruft anders angelegte Talente hervor: für die erste Begründung der deutschen Philologie

war ein synthetischer Kopf wie Jakob Grimm nothwendig; die Analyse im strengern Sinn konnte erst Raum gewinnen, als hinlängliches Material vorhanden war. Lachmann's Natur war eigens für die Kritik geschaffen; unter allen deutschen Gelehrten war er am meisten gefürchtet wegen seines unbarmherzigen Spottes und seiner wegwerfenden Verachtung gegen allen vorlauten Dilettantismus. Allem unfertigen und zweifelhaften Wesen unnahbar machte er auf Fremde den Eindruck der Herbigkeit und Härte; wo er aber achten konnte, war sein Gemüth warm und hingebend. Für eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten war sein Urtheil maßgebend; er war in einem würdigern Sinn, als man es gewöhnlich meint, das Haupt einer Schule. Der Umfang seiner Gelehrsamkeit wurde nur durch eine eiserne Concentration des Geistes und durch eine niemals zweifelnde Methode möglich. Daher der spröde Stolz in seinen Arbeiten, die nur demjenigen zugänglich sind, der mit ihm auf gleicher Höhe steht.

Durch Grimm hatte der Begriff einer Grammatik eine ganz neue Bedeutung gewonnen. Brachte man früher nach der französischen Methode der gegebenen Sprache Anforderungen entgegen, die nicht aus dem Geist der Sprache selbst, sondern aus dem Bedürfniß des Augenblicks hervorgegangen waren, so erkannte man jetzt in dem Walten der Sprache die Spur einer geheimnißvollen, dem Verstand incommensurabeln Kraft, die man andächtig zu belauschen, aber nicht am Leitseil zu führen habe. Das instinctige Schaffen des Geistes in der Sprache wurde Gegenstand der Wissenschaft. Fast überall wird man hier wieder auf Herder's Anregungen zurückgeführt; der mit großartiger Combination den Punkt, auf den es ankam, aufspürte, aber zu wenig eigene und fremde wissenschaftliche Bildung vorfand, um ein bleibendes Gebäude darauf zu errichten.

Die Sprache sollte nicht als etwas Fertiges, sondern als etwas Werdendes dargestellt, die Grammatik historisch analysirt werden: das war seit Grimm die bleibende Aufgabe aller Philologen. Wenn man sich früher nur auf die Antike beschränkt hatte, so wurde jetzt durch die Einsicht in den deutschen Sprachstamm der historische Horizont außerordentlich erweitert; aber ein organischer Zusammenhang konnte erst gefunden werden, als man die Sprachverwandtschaft bis zu ihrer ersten Quelle zurück verfolgt hatte.

Zuerst in Fr. Schlegel's deutschem Museum 1812* entwickelte W. v. Humboldt die Idee einer vergleichenden Sprachwissenschaft, die nicht von einem Einzelnen ausgeführt, sondern nach einem bestimmt vorgezeichneten Plan von allen Gelehrten in Angriff genommen werden solle. Man müsse bei der Analyse einer jeden Sprache auf zweierlei Bedacht nehmen: auf das der Sprache immanente Gesetz, das sich in stetigen Analogien darstellt und in

allmäliger Entwicklung alle fremden Bestandtheile assimilirt, sodann auf die zurückbleibenden elementaren Stoffe, die, durch diesen Bildungsproceß nicht überwunden, für die Verwandtschaft mit andern Sprachen den Maßstab geben. Nur bei der strengen Sonderung zwischen dem individuellen Naturgesetz der einzelnen Sprache und dem allgemeinen logischen Gesetz, das die Gliederungen des ganzen Sprachbaus durchdringen muß, könne die neue Wissenschaft im organischen Fortschritt sich entwickeln. „Man muß," setzte er hinzu, „sich von der Idee los machen, daß die Sprache ein Erzeugniß der Reflexion und der Uebereinkunft, oder überhaupt das Werk der Menschen (wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt) oder gar des Einzelnen sei. Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation, und als ein nicht minder Staunenswerthes aus dem Lallen eines Kindes hervor."

Mit dem gründlichen Studium der alten Sprachen hatte **Humboldt** begonnen, in Paris hatte er das Baskische studirt, wo auf einem engen Raum ein großer Sprachschatz sich zusammendrängt, in Rom lernte er die Sprache der amerikanischen Wilden. Ungeheuere Contraste traten schon hier hervor, die Gruppirung des Zusammenhängenden und Verwandten wurde erst möglich, als er 1814, gleichzeitig mit A. W. **Schlegel**, sich das Sanskrit aneignete. Den völligen Abschluß gewannen seine Studien erst 20 Jahre später durch die Kawi-Sprache, eine eigenthümliche Dichter- und Gelehrten-Sprache auf der Insel Java. Eine Reihe der tüchtigsten Forscher hat seitdem die Gliederung der Sprachfamilien, namentlich der indogermanischen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, Humboldt bleibt immer im Mittelpunkt. Die neue Methode der Sprachforschung schien dem wildesten Dilettantismus Raum zu geben. Wer gründlich seine classischen Studien gemacht und sich überzeugt hatte, daß schon hier auf der Höhe der Wissenschaft sich zu halten die Anstrengung eines Menschenlebens erfordert, mußte mit Mißtrauen eine neue Wissenschaft aufnehmen, die ein ebenso großes Studium nach tausend verschiednen Seiten hin erforderte, und die doch so schnell zu den unglaublichsten Resultaten kam. Es ist nicht zu leugnen, daß für einen so erstaunlichen Umfang des Wissens nur wenige ganz eigenthümlich organisirte Naturen geschaffen sind, und daß, wo dies nicht der Fall ist, leicht der Witz und die Phantasie die fehlende Kenntniß ersetzt. Im Anfang, als man nur eine Periode der indischen Literatur genauer kannte, als der deutsche Sprachschatz selber noch nicht vollständig durchforscht war, geschah manches Verwegne und Uebereilte. Aber durch die genaue Kenntniß von den verschiedenen Perioden des Sanskrit und von seinen Dialekten, durch die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen und durch die Feststellung der Sprachverwandtschaft in den altitalienischen Dialekten, die zuerst durch Niebuhr's Entdeckungen

eine bestimmte Physiognomie gewonnen haben, ist eine Gruppirung möglich geworden, die alle Willkür ausschließt.

„Bei allen Arbeiten über die Sprache habe ich damit zu kämpfen, daß sehr wenig Menschen auch nur im Allerallgemeinsten ein Gefühl von der Sprache haben. Die ganz gewöhnlichen Ideen, daß die Sprache ein Werkzeug ist, die Worte gleichgiltige Zeichen, die Grammatik eine Einrichtung, die, welche Vorzüge oder Mängel sie habe, sich doch am Ende immer mit gleichem Fortgang gebrauchen lasse, die Verschiedenheit der Sprachen ein Hinderniß, dessen Hinwegräumung man wünschen müsse; das Studium der Sprachen blos in Bezug auf das in ihnen Geschriebene Möglichkeit habe u. s. w.: — das sind eigentlich auch bei den Philologen die herrschenden. Dieser von gänzlicher Stumpfheit gegen das echte Sprachgefühl ausgehenden Ansicht ist alles spitzfindig oder schwärmerisch, was über die wahre Natur der Sprache auch noch so überdacht, noch so vorsichtig mit Thatsachen in Zusammenhang gebracht wird." So erläuterte W. v. Humboldt seinem jungen Freunde Welcker bei Gelegenheit einer Abhandlung „über das Entstehn der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung", die er 5 J später in der Akademie las, seine Stellung zur alten Philologenschule. „Es ist ein Hauptfehler, der auch wohl anderwärts als bei Erklärung der Spracherfindung vorkommen mag, daß man den Anfangsepochen der Nationen mechanische Erklärungen unterschiebt, als wären diese demjenigen anpassend, was man Kindheit der Menschheit nennt. Gerade da ist aber das Mechanische am wenigsten vorhanden. Da, in der natürlichen Frische des Gemüths, wird immer ein Ganzes empfunden, und, wenn auch mit rohen Zügen, ein Ganzes wieder darzustellen versucht. Das mechanische Verfahren findet sich auf der Mitte einer vorgerückten, aber nicht durchgedrungenen Bildung. — So einfach das ist, so hat man doch Mühe damit durchzudringen. Die Leute schreien über Dunkelheit und Mysticismus, und klagen, daß man da Wunder sucht, wo ihrer Meinung nach alles ganz natürlich vor sich geht. Sie denken gar nicht daran, daß sie von Wundern solcher Art umgeben sind, und daß das Hervorkommen jedes Blatts im Frühjahr kein geringeres ist." — „Indeß scheint mir die jetzige Zeit nicht gerade so sehr an dieser Krankheit zu leiden als an der, auffallende, bisher unerhörte Resultate aufstellen zu wollen und sie auf isolirte Thatsachen zu gründen."

Humboldt meinte damit hauptsächlich die Forschungen der Symboliker über die Urgeschichte der Menschheit, die auch die Philosophen lebhaft zu beschäftigen anfingen. Ein eignes Chaos waltet in der Rede über „die Gottheiten von Samothrake", welche Schelling (40 J.) 12. Oct. 1815 in der münchener Akademie gehalten hatte: ein Bruchstück einer größern philosophischen

Schrift, „die Weltalter", deren Druck schon begonnen hatte, die aber zurückgelegt war, wie man sagt, weil der Ausgang der Freiheitskriege den geschichtsphilosophischen Combinationen nicht Recht gab. Unter den geheimnißvollen Gottheiten, welche kosmogonische Principien verkörpern sollen, zeichnen sich die Kabiren aus, von denen es in der classischen Walpurgisnacht heißt: „sind Götter, wundersam eigen, die sich immerfort selbst erzeugen, und niemals wissen, was sie sind." — „Drei haben wir mitgenommen, der Vierte wollte nicht kommen; er sagt, er sei der Rechte, der für sie alle dächte. Sind eigentlich ihrer sieben; wo sind die drei geblieben? Wir wissen's nicht zu sagen, sind im Olymp zu erfragen. Dort wes't wohl auch der Achte, an den noch niemand dachte." — „Diese Unvergleichlichen wollen immer weiter, sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen." — „Die Ungestalten seh' ich an als irdisch schlechte Töpfe. Nun stoßen sich die Weisen dran, und brechen harte Köpfe." Humboldt empfiehlt Görres und Creuzer, auf deren Studien sich Schelling stützte, die Stelle aus dem Wallenstein: „Saturnus' Reich ist aus, der die geheime Geburt der Dinge aus dem Erdenschooß und in den Tiefen des Gemüths beherrscht, und über allem, was das Licht scheut, waltet. Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen, denn Jupiter, der glänzende, regiert, und zieht das dunkel zubereitete Werk gewaltig in das Reich des Lichts."

„Sie haben mich," schreibt Goethe an Creuzer, „genöthigt, in eine Region hineinzuschauen, vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflegte. Wir andern Nachpoeten müssen unsers Altvordern Homer Verlassenschaft als urcanonische Bücher verehren; als vom h. Geist eingegebenen beugen wir uns vor ihnen, und unterstehn uns nicht zu fragen, woher noch wohin? Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personification ohne Hinterhalt und Allegorie alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunkeln, die Philosophen in's Helle gethan, dürfen wir nicht beachten. So lautet unser Glaubensbekenntniß. — Geht's nun aber gar noch weiter, und leitet man uns aus dem hellenischen Gottmenschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Aehnliche dort aufzuweisen, in Worten und Bildern, hier die Frostriesen, dort die Feuerbrahmen, so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Ionien, wo dämonische liebliche Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen." Goethe selbst dichtete die Visionen der Symboliker zu den „Orphischen Urworten" um, jener tiefsinnigen Metamorphose seiner frühern Studien über das „Dämonische".

„Der Gegenstand der Symbolik," schreibt Humboldt an Welcker, der sich im Wesentlichen an Creuzer anschloß, „gehört zu denen, über die ich noch am wenigsten mit mir selbst im Klaren bin, und über die ich doch

vorzugsweise gern im Klaren sein möchte. Ich werde daher von ihm wechselsweise angezogen und abgestoßen. — Diese Untersuchungen versprechen, wenn nicht Licht, doch Ahndungen zu geben über Epochen des Menschengeschlechts, in deren Dunkel sonst keine Fackel dringt. — Ich gehöre nicht zu denen, die darüber zürnen, daß die leichte, anmuthige, vermenschlichte griechische Götterlehre mit manchem dunkeln Symbol, manchem widrigen gottesdienstlichen Gebrauch, mancher unkünstlerischen Mißgestalt vermischt wird, und dadurch an Lieblichkeit und Reiz verliert: denn auf der andern Seite kenne ich nichts Traurigeres, als die griechische Götter- und Heroenlehre von allem Symbolischen entkleidet zu sehn. — Aber bei Creuzer schwimmt mir alles zu ungeschieden herum, und es würde mir nicht gelingen, das von mir gefaßte Resultat mit andern, aber deutlichen und bestimmten Worten aufzuzeichnen. Wenn von einem mythologischen Begriff die Rede ist, so wird so von einer Ausbildung der Idee in die andere übergegangen, Erklärung und Erzählung so verbunden und untermischt, daß ich mich oft vergebens quäle, einen einfachen Sinn darin zu finden. Die Beweise sind aus Stellen und Schriftstellern aller Art zusammengetragen, von den ältesten Dichtern bis auf die letzten Scholiasten, und nicht immer hinlänglich geschieden, was wirklich dasteht, und was in dem Dastehenden gefunden wird. — Ich möchte wissen, was und wie viel sich über diese Gegenstände wahrhaft historisch behaupten läßt? Hierauf muß man antworten: Nichts oder so und so viel. Ist eine von diesen Antworten auf gründliche Weise gegeben, so laß ich mir hernach alles Vermuthen, Ahnen, Rathen gern gefallen. Es werden dann nicht mehr die Quellen des Erkennens vermischt und man weiß bestimmt, auf welchem Gebiet man steht. — Muß man denn alles erklären? Mich dünkt, der Geschichtsschreiber hat nur da die Pflicht, zu erklären, wo er Spuren wahrscheinlicher Erklärung ungezwungen vorfindet. Sonst läßt er die Erscheinung unerklärt. Nach solchen Spuren suchen muß er, aber finden muß er nicht gerade, denn es kann ja unmöglich sein. Daraus aber, daß man suchen muß und nichts anders findet, folgt wahrlich noch nicht, daß das Gefundene auch nur der Wahrheit nahe kommt."

„Freilich ist in den symbolischen Ideen noch eine Schwierigkeit. Sie gehen wirklich in einander über, sie haben nicht immer, ja selten bestimmte Umrisse, und es ist gerade das Schwanken die charakteristische Eigenthümlichkeit des Symbols. Man könnte also gerade durch die von mir geforderte Bestimmtheit und Vereinzelung der Wahrheit Eintrag thun. Es giebt indeß einen Weg auszuweichen. Das Symbol hat immer einen festen Punkt, in dem Begriff und Bild einander gleichsam decken und die in ihren Umrissen unbestimmtesten und schwankendsten Bilder zeigen doch, wie die Kometen, einen

Kern, von dem aus ihre, mir in den Endpunkten vielleicht nicht bestimmbare Richtung sich verfolgen läßt."

„Nach Creuzer stehn alte Priesterreligionen, wo noch die Natureinheit vorwaltete, und Zersplitterung durch fabelnde Dichter einander gegenüber. Allein sollten jene Priesterinstitute wirklich so sinnvolle Ideen gehabt haben? Ich kann mich überhaupt nicht überzeugen, daß gerade die rohe Idee eines Gottes die ursprüngliche Idee der Menschheit gewesen und nur nachher verdunkelt und verloren gegangen sei. Der Unterschied zwischen der frühern Zeit und der hellenischen bestand nur darin, daß an die Stelle des befehlenden Priesters, der einer Kaste angehörte, eine Schule von Denkern trat, und selbst das Volk befand sich besser dabei: denn auch die Priester ließen es die erkannte Wahrheit nur durch ein trübes Medium sehen, und da war die Darstellungsart der Dichter wie Homer heiterer, belehrender und schöner einwirkend auf Gefühl und Sitte. — Es scheint mir überhaupt eine Tendenz, welcher man nicht streng genug ihre Beweise abfordern kann, eine vorhistorische Periode anzunehmen, in welcher ein über den ältesten uns bekannten historischen sich erhebender Zustand des Menschengeschlechts sollte stattgefunden haben. Wenn also Schelling sagt, das griechische Urvolk die Pelasger haben die Grundbegriffe der Religion in natürlicher Frische erhalten, so habe ich gar keinen Begriff, wie ich mir das als eine historische Thatsache construiren soll. Alles, was Creuzer und Schelling sagen, bleibt so dunkel, so unbestimmt, daß ich mich vergebens peinigen würde, nur mit einiger Klarheit hinzuschreiben, was denn nun diese Pelasger wirklich geglaubt, welche Priesterinstitute sie wirklich gehabt haben? — Tief in Aegyptisches und Indisches einzugehen, halte ich nicht für nöthig. Denn ich bin überzeugt, daß, wie viel oder wenig die Griechen von andern Völkern genommen haben mögen, sie es immer auf ganz eigenthümliche Weise verarbeiteten; daß daher das, was sie aus den Dingen machten, ihrem Ursprunge ganz unähnlich wurde, die griechische Kunst der ägyptischen, die griechische Sprache der indischen: und daß daher zur Erklärung der Art, wie die Griechen Griechen geworden sind, weit weniger daran liegt zu zeigen, wie viel und was sie entlehnt haben, als zu entdecken, woher die eine Form entstand, in welche sie alles Entlehnte assimilirend gossen."

Dies sind die Ideen, welche Gottfr. Hermann in den „Briefen über Homer und Hesiod" (1818), Voß in der „Antisymbolik" (1823), Lobeck im „Aglaophamus" (1823) durchführten: das letztere Werk weist nach, daß in den griechischen Mysterien der Cultus ein rein ceremonieller war. Es war nicht blos die unwissenschaftliche Phantastik der modernen Mythologen, was diese wahrhaft deutschen Männer entrüstete, sondern der Zusammenhang

dieser mystischen Speculation und der allgemeinen Neigung zur Unklarheit im Glauben und im Wissen. Sie kämpften für die Aufklärung, für den Protestantismus und für die natürliche Sittlichkeit gegen die Glaubensverfinsterung, und aus ihren Schulen ist ein hochgebildeter Lehrerstand in Norddeutschland hervorgegangen, eine unerschütterliche Phalanx gegen den Supranaturalismus. Die Gefahr ist jetzt im Wesentlichen vorüber, und eine vermittelnde Ansicht bricht sich Bahn.

In jeder Religion, die eine Geschichte hat, findet man ein doppeltes natursymbolisches Moment, ein ursprüngliches und ein reflectirtes. Der erste Ursprung aller Religion ist natursymbolisch, denn göttlich ist dem Menschen ursprünglich, was er nicht versteht. Die Handlungsweise der Menschen versteht er und weiß ihrer feindlichen Einwirkung zu begegnen; den Grund der physikalischen Erscheinungen dagegen weiß er sich aus seiner Natur heraus nicht zu erklären, er flieht voll Entsetzen, oder er wirft sich vor der unbekannten Ursache derselben in den Staub, wie es dem Wilden ziemt, der noch nicht weiß, daß der Geist über die Natur erhaben ist. Diese naive Natursymbolik des Schreckens, aus welcher der Begriff des Göttlichen hervorgeht, ist aber wohl zu unterscheiden von einer zweiten reflectirten Natursymbolik die ihre Speculationen in die bereits vorhandene Religion überträgt. Ein Zeitalter der sieben Weisen, das sich Gedanken darüber macht, welches das erste der Dinge sei, ob die Materie in irgend einer elementaren Form, oder das Atom, oder die Zahl, oder das Sein im Allgemeinen, oder das Werden u. s. w., ist nicht schöpferisch in Beziehung auf die Religion, aber es hat einen großen Einfluß auf die veränderte Auffassung derselben. Ein Volk, welches keiner historischen Entwicklung fähig ist, wird im Schwanken zwischen diesen beiden Extremen und bei der innern Verwandtschaft derselben den Anschein einer größern Einheit gewinnen. Ein Volk dagegen von frisch bewegtem Leben wird zwischen diese beiden Momente ein Zeitalter wirklicher Gottheiten und Heroen einschieben, welches von der alten Natursymbolik höchstens die Namen beibehält. Der Wilde sucht in der Religion nur die unbekannte Ursache der Naturerscheinungen; das historische Volk ist mit der Antwort bei der Hand: es verdichtet die abstracte Ursache zu concreten Gestalten, und die Ausmalung dieser Gestalten wird ihm bald die Hauptsache. Ein solches Zeitalter herbeizuführen, reicht die individuelle Poesie nicht aus, das ganze Volk muß daran gearbeitet haben, wenn aus dem Naturfatalismus sich eine gestaltenreiche und lebendig bewegte Plastik der Götter entwickeln soll. Wenn die Symboliker darin fehlten, daß sie das niedrige Element der Religion ausschließlich gelten ließen, so gingen die Rationalisten zu weit, wenn sie es ganz leugneten oder als unwichtig darstellten.

Der Versuch, durch Sammlung und Zersetzung mythologischer Ueberlieferungen der Urgeschichte der Menschheit auf die Spur zu kommen, führte nicht selten zu phantastischen Combinationen, weil man den Augenpunkt nicht richtig gewählt hatte. Es wäre aber ungerecht gegen die Symboliker, wollte man den Einfluß verschweigen, den ihre Anregung auf Männer von eminent wissenschaftlicher Begabung zu wahrhaft schöpferischen Forschungen ausübte. Zwei epochemachende Werke: Boeckh's „Staatshaushalt der Athener" und Ritter's „vergleichende Erdkunde", beide 1817, lehnen sich an die heidelberger Schule an.

Boeckh, 34 J., war, in Halle unter F. A. Wolf, in Heidelberg unter Creuzer gebildet, seit 6 J. Professor in Berlin. Der Begründer der historischen Alterthumskunde hatte sich in seiner Jugend hauptsächlich mit platonischen Studien beschäftigt, und war der altphilologischen Schule ebenso wegen ihrer naturalistischen Tendenz, wie wegen ihrer Einschränkung auf das Linguistische und Aesthetische feind. Bald nach Erscheinen seines Werks spottete er über den Aerger der Altgläubigen, daß die ABCwissenschaft nicht der Gipfel der Weisheit sein sollte; er sah schon im Geist voraus, wie die sächsische Schule (Hermann), für welche es außer Grammatik und Metrik keine Alterthumskunde gebe, sich gegen ihn als einen Realisten in's Zeug werfen würde. „Für mich aber," setzt er hinzu, „giebt es keine Philologie, die nicht Geschichte wäre, und als einen Theil dieser Geschichte sehe ich die Geschichte der Sprache an, welche in einseitig gebildeten Köpfen zum Ganzen geworden ist." Sein Werk hat nicht blos die Alterthumskunde neu befruchtet, es hat auch, wie Niebuhr's römische Geschichte, den historischen Forschern von Fach das Vorbild einer streng geschlossenen Methode gegeben.

Von tieferer Bedeutung für die allgemeine Bildung war die „vergleichende Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte der Menschheit". Ritter, 38 J., war in Schnepfenthal erzogen, wo seine angeborene Neigung zur scharfen Beobachtung des Erdbodens willkommene Nahrung fand, hatte dann unter Sprengel in Halle, später in Göttingen studirt. Seine eigentliche Arbeitszeit fällt während eines Aufenthalts in der Schweiz seit 1807, wo er umfassende geognostische Karten entwarf. Den ersten Band seines Werks, das in jeder neuen Bearbeitung immer kolossalere Dimensionen gewann, schrieb er in Berlin, wohin er nach einer kurzen Anstellung in Frankfurt 1820 wieder zurückkehrte. Wie sehr Creuzer's „Symbolik" auf ihn gewirkt, sieht man weniger aus seinem Hauptwerk als aus der „Vorhalle europäischer Völkergeschichten am Kaukasus" 1820, die auch an Kühnheit der Combinationen mit Creuzer und Görres wetteifert. — Die ältere Geographie, als deren Höhepunkt Büsching erscheint, war überwiegend politisch und statistisch gewesen;

die physikalische Geographie hatte sich in zusammenhanglose Notizen geflüchtet. Nun war in den napoleonischen Kriegen die politische Grenze einem so beständigen Wechsel ausgesetzt, daß die Wissenschaft sich nach einem bleibendern Material umsehen mußte. Auch das militairische Interesse war nicht auf die Grenzpfähle gerichtet, die den Marsch der Armeen nicht aufhalten, sondern auf die Abdachung des Bodens, auf die Verhältnisse der Gebirge und Flüsse. Ein tüchtiger Generalstabsofficier geht mit der echten Wissenschaft Hand in Hand. Nun kamen die großen Entdeckungen der Naturgeschichte dazu, von Humboldt, Forster, Blumenbach, die dem von einer großen organischen Idee ausgehenden Sammler eine Ueberfülle empirischen Materials geben. So konnte man nun Herder's Ideen, die vor 30 J., weil die Zeit noch nicht reif war, keine Frucht getragen hatten, mit größerem Erfolg wieder aufnehmen: die Idee, die Erde wie ein lebendiges individuelles Wesen künstlerisch darzustellen, und den Sohn der Erde, den Menschen, als das Erzeugniß des Bodens, dem er eignet, zu zergliedern. Wenn Blumenbach die Racen naturhistorisch untersucht hatte, so gab die vergleichende Sprachwissenschaft und die Sagenforschung das Mittel, ihn in seinen Wahlverwandtschaften zu verfolgen, und das bleibende Gesetz im Wechsel der Erscheinungen aufzuspüren. Es beginnt eine wahre Geschichte der Erde und des Menschen. — Es kam Ritter darauf an, ein Gesetz der Nothwendigkeit in der Verknüpfung des Menschenlebens mit der demselben dienenden Natur nachzuweisen, die Erde als wesentlichen Grund und Boden für die Entwickelung der Völkerverhältnisse zu begreifen. „Jedem Ort ist seine Geschichte, jeder That des menschlichen Willens ist in ihrer nur innerhalb einer bestimmten Raumgrenze möglichen Verwirklichung ihre Geographie eingeboren. Der Historiker versteht nur dann ein Volk vollständig, wenn er die Einwirkungen der Natur auf die Geschichte desselben vollständig versteht."

Ritter's Werk lehnt sich an die Arbeit eines Größeren. In demselben Jahr, wo der erste Band der „vergleichenden Erdkunde" erschien, entdeckte A. v. Humboldt die Isothermen. 48 J. alt, hielt er sich seit 9 J. dauernd in Paris auf, als der anerkannte Führer aller Naturforscher Europa's. Was Ritter in strengem und ausführlichem System zusammenstellte, war der Idee und auch der maßgebenden Forschung nach durch Humboldt angebahnt. In dem Werk „über die geographische Vertheilung der Pflanzen", der Wiederaufnahme eines vor 10 J. begonnenen Versuchs, spricht er die Ideen aus, die gleichzeitig Ritter bestimmten. „Durch solche Forschungen verbreitet sich Licht über den Ursprung des Ackerbaus . . . In das Gebiet dieser Wissenschaft gehören Betrachtungen über den Einfluß einer mehr oder minder reizenden Nahrung auf die Energie des Charakters. So greifen die Pflanzen

gleichsam in die moralische und politische Bedeutung des Menschen ein, und Naturveränderungen nehmen einen echt historischen Charakter an, wenn sie Einfluß auf menschliche Begebenheiten haben. . . . Zugleich findet man darin die Lösung mancher moralischen und ästhetischen Probleme. Welchen Einfluß hat die Vertheilung der Pflanzen auf dem Erdboden und der Anblick derselben auf die Phantasie und den Kunstsinn der Völker gehabt?" u. s. w. Es sind bereits die Probleme, die 30 J. später im „Kosmos" gelöst wurden. — Die philosophische Aufgabe, die Goethe und Schelling vorschwebte, die der letzte durch dreiste Speculation im Fluge zu lösen unternahm, hat Humboldt in stetig fortschreitender, langsamer, immer durch Ideen getragner Arbeit wirklich gelöst. Die Zeit, die er im engen Verkehr mit Goethe und seinem Bruder in Jena zugebracht, trug ihre reinen Früchte, sie hatte seinem Denken den idealen Gehalt, seinem Leben und seinem Gemüth die ideale Stimmung gegeben, die bei der Unermeßlichkeit seiner Detailforschungen doch das Größte ist, was wir an ihm bewundern. Die Natur ist das Leben Gottes; wie alles Leben ist sie Organismus, wie alles Leben ist sie Geschichte: diese Gedanken schweben als Hauch des Geistes über all seinen Darstellungen.

Bei der allgemeinen Richtung auf's Reale hätte man erwarten sollen, daß auch die Philosophie allmählich den Weg der Construction a priori verlassen und zur sachlichen Beobachtung und Analyse zurückkehren würde. Allein die Persönlichkeiten Fichte's, Schelling's und Hegel's hatten zu mächtig gewirkt, die Zahl ihrer Anhänger und Schüler war zu groß, als daß die bisherige Richtung so ohne Weiteres hätte verändert werden können. Man trug der Zeit Rechnung, indem man die realen Anschauungen in die aprioristische Form einwob, aber diese Form zu Gunsten der streng wissenschaftlichen Methode aufzugeben, dazu hatte man zu viel Selbstgefühl auf das bisher Errungene. Der einzige Philosoph von Bedeutung, der sich dem transscendentalen Idealismus entgegensetzte und den Weg des alten Kant wieder aufzufinden suchte, war Herbart. Wir kennen seine jenenser Studien unter Fichte; während eines dreijährigen Aufenthalts in Bern 1797—1800 hatte Pestalozzi auf ihn gewirkt und ihm jenen pädagogischen Trieb eingeflößt, der seiner Philosophie den Charakter gab. 1809 wurde er Professor in Königsberg, wo er 34 Jahre blieb, gleichsam der officielle Nachfolger Kants. 1816 (er war 40 J. alt) erschien sein „Lehrbuch der Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik", das später vielfache Bereicherungen und Verbesserungen erfuhr.

Alles unmittelbar Gegebene ist Erscheinung, alle Erkenntniß des Realen beruht auf der Einsicht, daß das Gegebene nicht erscheinen könnte, wenn das Reale nicht wäre. Die Psychologie ist nichts Anderes als Ergänzung der

innerlich wahrgenommenen Thatsachen, Nachweis des Zusammenhangs und der Beziehungen dessen, was sich wahrnehmen läßt, vermittelst dessen, was die Wahrnehmung nicht erreicht, nach allgemeinen Gesetzen. — Man hat sich abschrecken lassen, die mathematische Methode auf die Psychologie anzuwenden, weil die psychologischen Größen nicht dergestalt gegeben sind, daß sie sich messen ließen. Aber man kann die Veränderlichkeit gewisser Größen und sie selbst, sofern sie veränderlich sind, in der höheren Mathematik durch die Analysis des Unendlichen berechnen, ohne sie vollständig zu bestimmen. Man kann ferner Gesetze der Größenveränderung hypothetisch annehmen, und mit den berechneten Folgen aus den Hypothesen die Erfahrung vergleichen. Sind in der Psychologie die einzelnen Erfahrungen wenig genau, so ist dagegen ihre Menge unermeßlich groß, und es kommt nur darauf an, sie geschickt zu benutzen. — Die Philosophie kann nicht ausgehn vom Selbstbewußtsein. Das Ich ist ein Punkt, der nur in sofern vorgestellt werden kann, als unzählige Reihen von Vorstellungen auf ihn als ihr gemeinsam Vorausgesetztes zurückreichen. Uns selbst finden wir niemals im Selbstbewußtsein, immer schiebt sich eine individuelle Bestimmung ein, wir empfinden uns denkend, wollend, fühlend, leidend, handelnd. Je nachdem die Reihen von Vorstellungen beschaffen sind, welche im Ich zusammentreffen und sich kreuzen, darnach richtet es sich, wie der Mensch sich in diesem Augenblick sieht. Das Ich ist nicht die bekannte, sondern die unbekannte, die gesuchte Vorstellung. — Auch die einzelne Vorstellung ist nicht das Bekannte, sondern ihre gegenseitige Hemmung und Wechselwirkung. Alle Kraftäußerung entsteht ihnen nur in dem Maß, als sie gehemmt werden; erst im Zusammentreffen mit einer andern ihr entgegengesetzten Vorstellung erhält eine jede die Activität, wodurch sie über sich hinausgeht. Die Hemmungen, Verknüpfungen und Verschmelzungen der Vorstellungen, ihr Sinken und wieder Hervortreten über die Schwelle des Bewußtseins, diese Analyse ist der Inhalt der Herbart'schen Psychologie. Die Resultate der Complication und Verschmelzung von Vorstellungen drücken jene Formen aller Erfahrungen aus, die von dem Inhalt der Empfindung unabhängig a priori in uns zu liegen scheinen. Die sogenannten Seelenvermögen sind nichts als Zustände des Bewußtseins, deren Erklärung sich in den Gesetzen des Stehens und Steigens der Vorstellungen findet.

Herbart sonderte scharf zwischen der reinen Theorie und der angewandten ästhetisch praktischen, bei der es nur auf Werthbestimmungen ankäme, die also mit variabeln Größen zu rechnen habe. Der Logik gestand er nur eine formale Berechtigung zu. „Der Modephilosoph erlaubt sich bei jedem Einzelnen an alles zu denken, auf jedem Punkt der Peripherie zugleich im Centrum stehn zu wollen. Er spricht vom Endlichen und Ewigen in einem

Athem, ja er glaubt schon zu sterben, wenn er nicht zugleich das Endliche als unendlich und umgekehrt denken soll; ich dagegen fordere, daß man die Anfänge des Systems nicht im Unendlichen, sondern im Allbekannten suche, weil nur aus dem Bekannten das Unbekannte zu finden ist; ich fordere ferner, daß man die Principien der Wissenschaft nicht für unmittelbare Erkenntniß eines Realen halte, denn das Reale ist das Streitige, das Allbekannte aber sind die Erscheinungen."

Mit äußerster Bitterkeit bekämpfte Herbart die Naturphilosophen: „Die Schule giebt, nach der Weise aller Schwärmer, eine unmittelbare Anschauung des Wahren als ihre Erkenntnißquelle an. Sie erhebt den Widersinn zum Princip: das Ungereimte ist ihr das Erhabene, das Undenkbare der eigentliche Gegenstand des Wissens. Keine Parodie kann den Unsinn so weit treiben, daß nicht der Scherz Gefahr liefe verwechselt zu werden mit dem, was in der Schule ernstlich gelehrt und laut bewundert wird. Wer aber vermag eine Lehre zu widerlegen, die dasjenige überall selbst ausspricht, was in jedem andern Zusammenhang für die schlagendste deductio in absurdum gelten würde? Alle philosophischen Probleme führen zunächst auf widersprechende Begriffe, die dann durch andere zu ersetzen sind: die neue Schule dagegen stellt diese widersprechenden Begriffe in ihrer vollen Ungereimtheit, ohne Verbesserung, als die Träger alles menschlichen Wissens auf." — Gleichzeitig mit Herbart's „Psychologie", 1816, erschien der letzte Band von Hegel's „Logik", die ein Menschenalter hindurch die deutsche Bildung beherrschte, während die Wirkung jener erst in einer späteren Zeit begann. Hegel's „Logik" ist vielleicht das gedankenreichste und im gewissen Sinn auch fruchtbarste Buch, das überhaupt in jener Periode geschrieben ist; und doch ist im strengeren Sinn des Worts ihr wissenschaftlicher Werth gering, ja ihre Methode ist eine um so härtere Empörung gegen alle Wissenschaft, als ihre äußere Form sich den Anstrich der Wissenschaftlichkeit giebt. Die „Phänomenologie" hatte sich offen als das bekannt, was sie war, als eine Vision, die statt der Bilder oder vermischt mit ihnen metaphysische Chiffern anwendet: die „Logik" dagegen sieht ganz wie ein Lehrbuch aus, mit Lehrsätzen, Zusätzen, Capiteln, Paragraphen und Anmerkungen, aber der wissenschaftliche Weg wird so wenig klar, daß man selbst über den Gegenstand noch zweifelhaft bleibt, nachdem man das Buch gelesen hat.

Man hatte sonst unter Logik immer die formale Theorie der Denkgesetze verstanden, und Kant hatte mit besonderer Strenge darauf gedrungen, erst die Grenzpfähle abzustecken, innerhalb derer die reine Vernunft ihre Berechtigung hätte, ehe man ihr erlaubte sich frei zu bewegen. Hegel meinte, das sei so viel, als wolle man schwimmen lernen, ehe man in's Wasser ginge;

wenn man correct denke, so habe man damit auch zugleich den Gegenstand des Denkens; die echte Logik sei zugleich Metaphysik, d. h. der Inhalt ergebe sich aus der Form; die echte Wissenschaft — man denke an Goethe's Farbenlehre im Gegensatz zu Newton — habe die Natur nicht durch Klammern und Schrauben zu zwingen, sondern ihr nur zuzusehn: sie mache nicht die Begriffe, mit denen sie zu operiren habe, sondern diese Begriffe machen sich selbst, sie haben ihre eigene Bewegung, ihre eigene Dialektik; und das Gesetz dieser Bewegung sei ein sehr einfaches.

In der Einleitung zum 2. Bd. haben wir den Gegensatz des modernen Denksystems gegen das alte darzustellen gesucht: in Hegel's „Logik" culminirt dieser Gegensatz. In der Wolf'schen Schule galt als unumstößlicher Grundsatz alles Denkens: jeder Begriff, der einen innern Widerspruch enthält, ist eine Chimäre; in Hegel's Logik gilt als Grundsatz: jeder Begriff, der nicht einen innern Widerspruch enthält, ist eine Chimäre. Wenn man offen und ehrlich den einfachsten Begriff ausdenkt, so muß man sich zugleich als in ihm enthalten seinen Gegensatz hinzudenken. So ist z. B. in jedem Satz das Verbum sein enthalten, dieser einfachste aller Begriffe wäre aber völlig sinnlos, wenn man nicht als in ihm enthalten zugleich das scheinbar Entgegengesetzte hinzudächte. Um zu sein, muß man etwas sein, d. h. man muß anderes nicht sein. Indem so jeder Begriff uns zwingt, zu seiner Vervollständigung den entgegengesetzten hinzuzudenken, hat er eine ihm innewohnende Bewegung, eine Dialektik, die uns zwingt, über ihn hinauszugehn, einen dritten Begriff zu suchen, welcher die beiden Gegensätze ausgesprochen in sich combinirt. Indem wir z. B. das Sein und das Nichtsein als zusammengehörig denken, kommen wir nothwendig auf einen Begriff, in dem beides bereits ausgesprochen zusammen gehört, auf den Begriff des Werdens.

Hier spielt nun ein zweites Motiv hinein. Nach der bisherigen Vorstellung bewegen die Begriffe sich selbst, der Philosoph hat nur das Zusehn. Nun weiß aber Hegel als Kenner der Geschichte, daß dies Zusehn bereits stattgefunden hat. Als das erste Culturvolk der Welt, als die Griechen zuerst aus der Form der Vorstellung in die Form des Begriffs übertraten, vertieften sie sich (die Eleaten) in die Dialektik des Seins, und kamen aus den Widersprüchen dieses Begriffs nicht heraus, bis endlich Heraklit sie belehrte, daß der abstracte Begriff des Seins nur in dem Begriff des Werdens seine Wahrheit finde. Und so hat in der Geschichte der Philosophie immer ein höherer Begriff den niederen abgelöst, nicht um ihn zu widerlegen oder ihn zu vernichten, sondern um ihn in der untergeordneten Stellung, die ihm gebührt, zu erhalten. Die echte Logik wird die Fortschritte des Denkens, die in der Geschichte zeitlich getrennt waren, als Paragraphen des Systems aufbewahren, und jeder Para-

graph der Logik wird einen Standpunkt bezeichnen, den die Eleaten, Heraklit, Parmenides, Plato, Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Kant, Fichte ꝛc. errungen haben. — Mit einem unglaublichen Scharfsinn sind nun diese Fortschritte vom Abstracten zum Concreten in Hegel's Logik registrirt, rubricirt, motivirt, wobei freilich zu beachten ist, daß es Hegel mit der Chronologie nicht genau nimmt.

Hinter diesen beiden Motiven spielt aber noch ein drittes. Bisher schien es ein objectives Interesse am Denken: man will correct denken, und wird dadurch gezwungen vom Abstracten zum Concreten fortzuschreiten. Aber der Mensch hat noch ein höheres Interesse, er will nicht blos denken, sondern er will das Absolute denken. Er will für Gott, der zunächst nur ein Namen ist, das Prädicat finden, das ihm einen Inhalt giebt, und auch diese Prädicate kann er, weil sie Gedanken sind, nur in der logischen Form finden. Gott ist das Sein, er ist das Werden, er ist die Erscheinung, er ist das Wesen, er ist die Idee, er ist die Wirklichkeit — er ist die Natur — damit tritt die Logik durch einen Salto mortale in die Naturphilosophie — endlich: er ist Person; er ist der Geist. Wenn aber im letzten Paragraphen sich herausstellt, die höchste Form des Geistes sei das Absolute, und man nun fragt: was ist das Absolute? so weist der Philosoph auf die ganze durchlaufene Bahn zurück und sagt: dort ist es und nirgend draußen. Gott ist die Dialektik der Begriffe, der Geist ist die Geschichte des Geistes.

Die Geschichte der Menschheit ist das Streben nach dem Absoluten. Das Absolute ist nicht ein Jenseitiges, sondern das Wirkliche: die Menschen streben nach dem Himmel, und merken nicht, daß sie mitten drin stehn. Die Logik ist nicht eine Denklehre, sondern eine idealisirte Geschichte des Denkprocesses, den die Menschheit durchgemacht, um auf dem Wege des Begriffs eben dahin wieder zu gelangen, womit die Vorstellung anfängt, sich das Absolute als Person darzustellen

In der Mathematik hängt jeder folgende Lehrsatz durch seine Beweise so eng mit jedem vorhergehenden zusammen, daß man die Genesis der Wissenschaft nicht gut anders vorstellen kann als in der chronologischen Folge, wie sie im Lehrbuch stehn. Man erzählt von Pascal, er habe ohne Beihülfe eines Lehrers und eines Lehrbuchs Mathematik studirt, und sei in seinen Entdeckungen bis zu Paragraph so und so des Euklid gekommen. Von demselben Vorurtheil ging man seit Hegel bei der Geschichte der Philosophie aus. Fest überzeugt, daß in der gesammten Philosophie keine wirkliche Unwahrheit, sondern immer nur eine einseitige Wahrheit vorkomme, die auf der nächstfolgenden Stufe des philosophischen Bewußtseins ihre Ergänzung und Berichtigung fände, ließ man sich durch die scheinbaren Rückschritte nicht irren, sondern legte bei

der Construction dieser Geschichte das Gesetz zu Grunde, daß jede Einseitigkeit zunächst die entgegengesetzte Einseitigkeit hervorruft und dann erst eine Vermittlung zuläßt, in welcher die beiden frühern Einseitigkeiten in doppeltem Sinn „aufgehoben" d. h. sowohl widerlegt als in ihrer relativen Berechtigung anerkannt wären. Die Sache verhielt sich so, daß Hegel seine eigne Logik als den philosophischen Euklid auffaßte, und von jedem Pascal nachzuweisen unternahm, bis zu welchem Paragraph derselben er in seinem Denken gekommen sei. Die ganze Geschichte der Philosophie sah wie eine Reihe von Randbemerkungen zur „Logik" aus, welche bei jedem Paragraphen Namen und Zeit des Entdeckers notirten. Daß diese Form der Geschichtschreibung nicht mehr gilt, liegt darin, daß die Hegel'sche Logik aufgehört hat, der philosophische Euklid zu sein.

Neben diesem constructiven, conservativen Charakter, der aus der „Logik" ein Kunstwerk des Geistes macht, liegt etwas Analytisches, Destructives darin: die Kraft, alle gegebenen Ideen zu zersetzen, aufzulösen, in Fluß zu bringen; und nicht blos die metaphysischen Ideen, sondern die realen Anschauungen, die Hegel mit sophistischem Geschick in das Schema seines Systems eingewoben hat. Dem Anschein nach eine mystische Synthese des Concreten und Abstracten, ist das System im Wesen ein dialektisches Triebrad, das alle fertigen Begriffe zermalmt.

21. Juli 1816 unterzeichnete Hegel die Vorrede zum Schlußband seiner Logik. Er war 46 J. alt, seit 5 J. verheirathet. Lange schon war er seiner Rectorstelle müde: Paulus, Daub, Creuzer hatten sich für ihn in Heidelberg bemüht; als nun sein Gegner Fries nach Jena abging, war das letzte Bedenken gehoben, und er konnte 28. Oct. seine Vorlesungen in Heidelberg eröffnen. Er sprach seine Freude aus, daß die deutsche Nation ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens, gerettet habe; sie habe sich aus dem Gröbsten herausgehauen, damit sie sich nun wieder nach Innen, zu den Interessen reinerer Geistigkeit, von dem Reich der Welt zum Reich Gottes wenden könne. Das heilige Feuer der Philosophie zu bewahren, das sei der Beruf, den die Deutschen von der Natur empfangen. — Eben als Hegel sich in Heidelberg ansiedelte, erschien Daub's „Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Böse im Verhältniß zum Guten", eine wunderlich gnostische Vision mit leuchtenden Gedankenblitzen.

Juni 1817 gab Hegel zum Behuf seiner Vorlesungen ein kleines Lehrbuch, „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß", heraus. Hier folgten nun auf die Logik die beiden anderen Disciplinen, die Philosophie der Natur und des Geistes. Die Methode, in welcher er die Begriffe in Bewegung setzt, ist überall die nämliche. Ueberall geht er von dem elementaren

Grundstoffen aus, die, in ihrer spröden Einseitigkeit unfertig und gestaltlos, den Trieb haben, sich mit einander zu mischen, um höhere Bildungsformen hervorzubringen. Das Schema steht im Allgemeinen fest, aber jeder neue Uebergang überrascht durch eine geistreiche Wendung. Für die Fortbildung seiner Philosophie war es nicht günstig, daß er das Register veröffentlichte. Während Kant bei jeder frischen Arbeit von einer neuen Mitte ausging, war Hegel nun an sein Fachwerk gebunden: wohl oder übel mußte jede neue Erfahrung, jeder neue schöpferische Gedanke sich in dies Fachwerk fügen; und daß man das Register auswendig lernen, daß durch die Arbeit weniger Tage jeder Schüler, der nur Gedächtniß hatte, sich fähig machen konnte, über alle Fragen des Himmels und der Erde vollberechtigt mitzusprechen, kam wohl äußerlich aber nicht innerlich dem System zu statten.

Die Vorrede wendet sich sowohl gegen das abentheuerliche Genialitätswesen, das in seiner Speculation bis zum Aberwitz sich steigert, als gegen die Resignation des Kriticismus, der sich bescheidet, vom Höchsten nichts wissen zu können, und mit dem Dünkel des gedankenleeren subjectiven Gefühls endigt. Der letztere wird härter angegriffen, weil er der Bildung feindlicher ist. Goethe hatte eine große Freude an einer Stelle, wo Hegel für seine Naturauffassung gegen Newton in die Schranken trat. Seitdem wurde der mittelbare Verkehr zwischen den beiden Männern wieder lebhafter, sie fühlten die Verwandtschaft ihres Geistes, die Gemeinsamkeit ihres Strebens, Gott in die Welt hinein zu construiren. — Ein geordneter Geist, der das Bedürfniß hat, sich über sein Denken genaue Rechenschaft zu geben, wird immer mit einem gewissen Mißbehagen an die Lectüre der Hegel'schen Schriften gehn. Denn sie verschweigen die eigentliche Methode ihrer Entstehung und suchen uns eine Methode einzureden, von deren Unfruchtbarkeit wir uns beim ersten Blick überzeugen. Hegel bemüht sich so eifrig, seine Methode als die Hauptsache seines Systems darzustellen, und man hat die Methode so vielfach als die absolute bewundert, daß die Gegner ihn vollständig widerlegt zu haben glaubten, wenn sie die Methode widerlegten. Schon Goethe bemerkt in seinen Briefen an Schiller, daß Hegel, den er übrigens sehr hoch stellt, an einer großen Unbehülflichkeit des Ausdrucks leide. Zwar gelingt es ihm an einzelnen Stellen, wo er den Gegenstand vollkommen beherrscht, und wo zugleich, denn das ist wesentlich bei ihm, eine Erregung des Gefühls hinzutritt, sich zu einer Schönheit des Stils aufzuschwingen, wie sie wenig deutsche Schriftsteller erreicht haben; aber das sind Ausnahmen. Vieles, was sich vollkommen einfach ausdrücken ließe, ist bei ihm breit, weitschweifig und durch verworrene Construction und Ausdrücke dunkel geworden; bei vielem, wo man eine nähere Auseinandersetzung erwartet, ist die Erläuterung der Beziehungsbegriffe weg-

geblieben, und man weiß nicht, woran man sich halten soll. Alle Augenblicke verwandeln sich die Begriffe in Individualitäten und umgekehrt, und nicht selten wird die steife scholastische Form durch ungenirte leichtfertige Wendungen unterbrochen, die vollends alle Fassung rauben. Das Mißlichste ist die grammatische Incorrectheit. Hegel's Periodenbau ist schwerfällig, die Constructionen sind oft so bunt in einander verstrickt, daß man erst mit einiger Mühe Subject und Prädicat herausfindet. Sein Bestreben, die lateinischen und griechischen Kunstausdrücke der bisherigen Scholastik durch deutsche zu ersetzen, war an sich durchaus gerechtfertigt; aber er vergaß, daß, wenn man die Kunstausdrücke aus der eignen Sprache nimmt, man diese nur so nehmen kann, wie sie die Sprache giebt. Fremden Kunstausdrücken kann man eine beliebige Bedeutung beilegen, wenn man diese nur durch eine bleibende Definition erklärt. Bei deutschen Worten ist das nicht erlaubt; man kann bei Begriffen, wie Wesen, Dasein, Wirklichkeit u. s. w. hundert und aberhundertmal erklären, man verstehe darunter etwas ganz Andres, als was die gewöhnliche Sprache darunter verstehe, diese Erklärung reicht nicht aus, dem Wort ein neues Gepräge aufzudrücken. Die Autorität eines römischen Kaisers war nicht genügend, die rechtmäßige Declination von Schisma zu verändern, und die Autorität des größten Denkers wird nicht ausreichen, den Worten, die nicht gemacht, sondern organisch geworden sind, einen neuen Sinn unterzuschieben. Das Schlimmste ist, daß er sich selbst täuscht, denn er ist von der Sprache ebenso abhängig wie das Volk; der populäre Begriff spielt bei ihm fortwährend in den künstlich gemachten hinein, und er ist in solchen Fällen nicht blos für den Leser verworren, sondern er ist es an sich selbst. Wenn nun gar die sprachliche Revolution so weit geht, daß man sich eine dem Genius der Sprache widersprechende Wortbildung erlaubt, so hört mit der Grammatik auch alle Logik auf. — Hegel's Philosophie war das letzte Resultat einer reichen und glänzenden, aber unfertigen Bildung; einer Periode des Werdens, die sich zuerst in einzelnen Blüten ausprägte, die aber endlich in einen allgemeinen Gährungsproceß ausging. — Als Ausdruck dieses Gährungsprocesses, in dem die Elemente wieder ihr Recht gewinnen und sich der bisherigen organischen Bildungen bemächtigen, um eine neue Schöpfung möglich zu machen, ist die Hegel'sche Philosophie zugleich ein Ferment der neuen Zeit. Sie hat den ganzen Gewinn einer glänzenden Entwicklungsperiode zusammengeführt und dem Gedanken überliefert; sie hat einen Reichthum an Ideen, Anschauungen und Vorstellungen entwickelt, daß ihr kein System des Alterthums oder der neuen Zeit an die Seite zu stellen ist; sie hat die Religion, Geschichte, die Staatswissenschaft, die schönen Künste, das Recht, die Natur in ihr Bereich gezogen; aber sie hat sie nicht in der unbefangnen Form gelassen, in der sie

ihr überliefert waren, sondern sie mit einer ganz unerhörten Kraft vergeistigt und dadurch zugleich einen Zersetzungsproceß an ihnen vollzogen. Wie die Romantiker bemühte er sich, die verschiedenartigsten Bildungsformen in ihrer Berechtigung zu begreifen; er führte aus, was bei jenen Tendenz geblieben war. Aber sein Wohlgefallen war nicht ein unterschiedloses, weil sein Urtheil nicht auf ästhetischen, sondern auf historischen Gründen beruhte; er ließ die Erscheinungen gelten, aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten. Die classischen und romantischen Dichter hatten das Ideal von der Wirklichkeit, den Inhalt der Kunst vom Inhalt des Lebens getrennt. Statt diesen thatsächlichen Zwiespalt zwischen dem Gemüth und der Bildung, zwischen der poetischen und der prosaischen Welt spielend zu umgehn, hob ihn Hegel durch historische Perspective und Gliederung auf. Die Romantiker hatten sich gegen die Macht der Idee durch Ironie schützen müssen, weil sie keinen Sinn für geschichtliche Architektonik hatten, weil die Göttergestalten der verschiednen weltgeschichtlichen Perioden sie in bunter, gestaltloser Verwirrung umdrängten. Hegel wußte in dieses Reich des Uebersinnlichen, in diese Welt der Ideale Ordnung und Gesetz zu bringen. Sowie in dem Leben des einzelnen Menschen verschiedne Ideale einander ablösen, ohne daß eins das andre widerlegt, da jedes aus einem bestimmten Alter des Herzens naturgemäß hervorgeht, so wies er es im Leben der Menschheit nach. Ueberall ging er darauf aus, das Behagen am Contrast zwischen dem göttlichen und menschlichen Recht als unberechtigt zurückzuweisen, und das Räthsel des Lebens harmonisch zu lösen; nur war ihm diese Harmonie nicht ein abgeschlossener fertiger Zustand, sondern ein ewiger Proceß, der sich in stets neuen Wandlungen verjüngt. Es gehn in diesem Proceß eine Reihe ideeller Formen hervor, aber keine dieser Bildungsformen ist ewig im wörtlichen Sinn: sie leben fort im Reich der Ideen, aber die Mächte der fortfluthenden Geschichte kennen keine Schonung gegen sie. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn." — Der Gegenstand der Hegel'schen Philosophie war der menschliche Geist, den er in dem ganzen Umfang seiner historischen Erscheinung sich als eine Individualität dachte, welche mit derselben innern Nothwendigkeit, wie die Pflanze ihre Keime und Blüten, organisch ihre Logik und ihre Geschichte aus sich selbst herausarbeitet. Der menschliche Geist war ihm ein Ganzes, seine Geschichte eine stetige Evolution, deren letztes Product immer die frühern Keime in sich enthält. Alle seine Schriften stellen Evolutionen dar, gleichviel ob er die Thätigkeit des Geistes in dem reinen Begriff (Logik), oder im Ideal (Religion und Kunst), oder in der praktischen Thätigkeit verfolgte. Gott ist der ewig schaffende und zugleich zerstörende Weltgeist, der unermüdlich seine alten Formen abstreift, um sich in immer

edlern, immer bedeutendern Formen zu entwickeln. Er hat kein Mitleid mit der schwächlichen Pietät guter kleiner Seelen; er läßt in seinem rastlosen Schaffen der Gemüthlichkeit keinen Spielraum, aber alles, was er erzeugt, ist groß und gut, und er widerlegt sich selber nur durch noch Größeres und Besseres.

3.

Die Reaction.

Gewöhnlich faßt man die Reaction nur als eine Wirkung von Außen; es ist von Interesse, wie sie sich innerlich als Bruch im Charakter und den Ueberzeugungen begabter Menschen kund giebt. — März 1817 klagt Adam Müller, daß Gentz sich Gott immer mehr entfremde. „Wenn das, was wir glauben — nicht wahr ist; wenn sich endlich ergiebt, daß es mit dem Néant nach diesem Leben seine Richtigkeit hat: — was haben wir dann verloren? — Wenn es aber wahr ist? wie dann? — Liebster Gentz!“ Darauf Gentz: „Die Idee einer positiven Gefahr, wenn das oder jenes doch zuletzt wahr wäre, geht aus einem so crassen Anthropomorphismus hervor, daß sie mich unmöglich schrecken kann. Ich fasse sie nicht einmal, und damit ich sie nur fassen könnte, müßte abermals jenes Wunder geschehn, dem ich mich nicht widersetzen will, wenn es etwa geschieht, das ich aber durch kein menschliches Mittel herbeizuführen weiß.“ Weiter setzt er ihm auseinander, daß auch seine Vernunft dem Glauben zu unterwerfen nur Gründe der Vernunft den Menschen bestimmen können. „Die Weltgesetze, werden Sie mir sagen, sind Offenbarungen Gottes, denen die Vernunft sich unterwerfen muß. Ich frage: sind sie Ihnen von Gott unmittelbar offenbart worden? Antworten Sie: Ja! so erwidere ich — desto besser für Sie! Mir wurde das Glück nicht zu Theil. Antworten Sie: Nein! — so ruht Ihre Ueberzeugung von jenen Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was andern offenbart wurde. Nun dieser Glaube fehlt mir ebenfalls.“ „Ob es neben der Vernunft, oder über der Vernunft noch andre, höhere Erkenntnißquellen giebt? — das ist die Frage, an der ich stets scheitere und über welche ich mich nie habe hinausschwingen können. Gegen den falschen Glauben bin ich gerüstet genug; es fehlt mir aber durchaus an einem für mich giltigen Merkmal, den wahren vom falschen zu unterscheiden; jenseits der Grenzen der Vernunft scheint mir alles gleich unsicher und schwankend; und wenn ich sehe, daß

andre auch da noch auf festem Boden stehn, so bleibt mir nichts übrig, als zu erklären, daß sie einen Sinn haben müssen, der mir abgeht und den ich mir nicht beizulegen weiß." „Eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert. Dies ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansicht. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es darauf abgesehn, das traditionelle Element ganz zu verdrängen. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen; und wenn ich gleich manchmal in der Hitze des Gefechts manchem zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, scheint mir unverkennbar; das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht. Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustand zu einem bessern zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, ebenso einseitig, anmaßend und schneidend, die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Producte dieser Zeit, die ich gewiß nicht ungebührlich bewundere, mit bittrem Hohn verwerfen, und ganz unumwunden die Kirchenverfassung und Lehnsverfassung und Dienstverfassung und Geldverfassung und Handelsverfassung vergangener Jahrhunderte zurückfordern, wie soll ich meinen eignen Ideen Gewalt anthun?" — Solche innere Zweifel quälten die besten Köpfe. —

„Wenige Menschen haben die Gabe, religiös zu wirken. Es wird bei den meisten ganz hölzern, und so, daß selbst die Seele, welche hineinpaßt, sich nicht darin rühren kann und also auch nicht darin unschuldig beten, wozu die freiste Seele gehört. Ganz aufrichtig zu sein, habe ich nie recht herzlich gebetet, als da ich gar nichts von Religion wußte. Da ich in der Jugend die Formen des katholischen Cultus mitmachte, habe ich dann und wann, aber bei Gott nicht anders als ein Götzendiener gebetet. Da ich keine Form mehr mitmachte, ja die katholischen Formen mir so fremd und so unverständlich und unangenehm wurden, als die Synagoge — ich übertreibe nicht — hatte ich häufig tiefe, innere, aber ganz unformelle Erhebungen zu Gott; diese sind die liebsten Momente meines geistigen Lebens. — Daß ich nicht glücklich bin, fühle ich; aber ich fühle auch, daß, wenn ich mich z. B. um eine gänzliche innere Ruhe im katholischen Christenthum bemühen will, ich in eine solche Quälerei und Verwirrung hineingerathe, daß es mir viel schlechter zu Muth

wird als vorher, und ein tiefes, allgemeines, religiöses Gefühl in mir dabei in solche Abnahme kommt, daß ich mir nicht zu helfen weiß, und mir alles theilweise leer, todt und grau, theilweise wie politische Organisation, theilweise wie eine gräßliche, scheußliche Magie vorkommt. Unsere Form für die Lehre Jesu will an mir nicht wirken wie der gestirnte Himmel, oder das aufgehende Licht, oder ein Wehen der Luft, oder mein Gefühl daß ich lebe; diese Gefühle rühren mich, erschüttern mich und bewegen mich zum Guten, zu Gott. — Ich fühle, daß die Laubeit, Kälte, Leerheit, Unwürde und Verkehrtheit, ja oft Abgeschmacktheit der Formen, mit und durch welche das Christenthum gegeben wird, und auch mir theilweise gegeben wurde, demselben den unwiderstehlichen Charakter der höchsten Wahrheit und reinsten Schönheit so gänzlich verbaut, daß das Abirren der Augen von ihm nach weniger vermummten Erkenntnißquellen häufiger einem edleren Triebe zuzuschreiben ist, als der dumpfe und blinde Dienst in demselben. Alles Menschenwerk im Christenthum, das nicht unmittelbar aus Jesu selbst oder dessen Jüngern hervorgegangen, ist dem Geiste Gottes in uns störend und ableitend, schiebt ihm allerlei unter, und sucht ihn in eine Gestalt zu bringen, die sein Ebenbild, der Mensch nicht spiegeln kann, ohne in sich die Form, die ihn zum Ebenbilde macht, zu zerbrechen. Welcher Riesenschritt gehört dazu, den edlen, einfachen, unwiderstehlichen, ewig wahren göttlichen Geist im neuen Testament und die jetzige katholische Art in ihrer Formalität zu combiniren! Ich kann nicht damit fertig werden."

Clemens Brentano schrieb das aus Berlin, wo er sich seit der prager Tragödie aufhielt, 1816 an seinen Freund, Prof. Ringseis in München. Der Katholicismus war wieder eine Macht geworden; das Papstthum und die Jesuiten waren restaurirt. Als 1815 ein junger Historiker, J. Voigt, 29 J., Papst Gregor 7. als einen großen Mann darstellte, glaubte man in diesem gerechten und unparteiischen Urtheil ein Symptom der Rückkehr zur Kirche zu erkennen. Dec. 1816 veröffentlichte Voß in Heidelberg, 66 J., gegen den alten Freund die leidenschaftliche Schrift: „wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" auf die dann Erwiderungen nicht ausblieben. Stolberg arbeitete noch immer an seiner Geschichte der Religion Jesu.

„Daß ich ein Sünder bin," fährt Brentano fort, „daß ich meine Sünde bereuen muß, daß es tief in der Natur begründet ist, Ruhe in dem Bekenntniß zu finden, fühle ich; aber daß ich nur einem Menschen bekennen kann, auf dem der Geist Gottes unmittelbar ruht, das ist ein Gefühl in mir, das ich nie werde ganz erdrücken können. Die magische Fortpflanzung des Geistes Gottes durch Auflegung der Hände kann mir nie mehr sein als die Ertheilung der poetischen Kraft durch die Krönung eines poeta caesareus

laureatus. Der Priester ist in unserer Kirche zu magisch abgesondert, es ist kein rechter Mensch und auch kein Gott, und selten ist er so voll des heiligen Geistes, daß man nicht überall die Manier und den Kirchencomment vorherrschen sähe. Ich fühle durch und durch, daß mir religiös nicht zu helfen ist als durch das Anschließen an einen Menschen, dem ich unbedingt traue und den ich innigst liebe, und daß ich dann allen eigenen Willen aufgebe und ihm gänzlich folge wie ein Knecht. Das gänzliche Unterwerfen unter einen geistlichen Obern entspräche meiner Natur allein; dieser müßte mich an sich bannen durch die göttliche Atmosphäre der Unschuld und Frömmigkeit, und mich leiten wie einen freiwilligen Blinden, denn mir selbst kann ich nicht trauen."

Er glaubte einen solchen Menschen in einer jungen Dame gefunden zu haben, der er Sept. 1816 in einem berliner Salon begegnete, und deren tiefinnige Religiosität einen mächtigen Eindruck auf ihn machte. Es entspann sich zwischen ihnen ein höchst wunderliches Verhältniß. „Du hast mir," schreibt er ihr einmal, „unendlichen Trost und unendliche Marter gegeben, warum das Letzte? Ach das wissen wir beide nicht. — Vergeblich! — kennst du das schreckliche Wort? Es ist die Ueberschrift meines ganzen Lebens; es brennt mir auf der Stirn äußerlich wie im Hirn innerlich; all mein Denken, Thun und Leiden war vergeblich, und ich mußte dies Wort immer dabei denken. In solchem Jammer sank ich vor dir nieder, du legtest deine heilende Hand auf diese Kainsschrift, und ich sagte dir meine Schuld. Da weintest du auf dieselbe und sprachst voll Huld: Vergeblich! Du Gütige meintest es anders: deine Schuld kann vergeben werden. Aber ich Elender habe das Wort empfangen von dir in seiner ganzen Bedeutung; dein Segen ist mein Fluch geworden: ach alles ist vergeblich! — Weißt du, was du gethan hast, als du mein Herz von Gott annahmst? — Du hast eine Pflicht genommen, es zu heilen und zu heiligen. O erschrick nicht, daß es vor dir schreit und zuckt, wenn es fühlt, daß du eigenwillig und nicht verstehend es oft zerreißest. Du selbst hast es gefühlt und ausgesprochen, daß dieses Herz dein ist, du weißt es, ich weiß es, Gott weiß es! . . . Ob ich fromm sei? . . Bete für mich, daß die Flamme der Andacht, welche noch in Wirrwarr zuckt, in ein ruhiges Feuer sich verwandle, das mich mit Licht und Wärme durchdringe, oder besser noch, in eine heilige Gluth, die mit Schmerzen alles Irdische in mir niederbrenne." —

Als er immer ernstlicher in sie drang, verwies sie ihn ebenso ernst an seinen Beichtvater. Lange sträubte er sich; endlich, 2. Febr. 1817, 38 J. alt, entschloß er sich: der Brief, in dem er seinem Bruder den Entschluß meldet, seit vielen Jahren zum ersten Mal zur Beichte zu gehn, und mit seinem bis-

herigen Leben zu brechen, zeigt ihn als bigotten Katholiken d. h. als einen, der es zu sein glaubte: denn er hörte darum doch nicht auf, in den Mußestunden in der alten frivolen Weise zu denken und zu empfinden; er konnte sich niemals ganz jener Ironie erwehren, durch die häufig ganz unvorbereitet die heiligste Miene sich in eine krampfhaft verzerrte Teufelsfratze verwandelte.

In denselben Tagen schrieb sein Freund Arnim über Stilling's „Geisterkunde": „die neue Physik kann Geistererscheinungen gar nicht bestreiten, sowie sie fast nothwendig auf den thierischen Magnetismus und höhere Weltorganisation führt, weil sie, den niedern Organismus rein auffassend, schon die Fußtritte höherer Wesen auf den Köpfen der niedern ansteigenden wahrnimmt und anerkennt." In München erschien ein „Archiv für thierischen Magnetismus". Es war die Blüthezeit der Hoffmann'schen Teufels-Elixiere und Nachtstücke. Um Brentano sammelte sich eine ganze Gesellschaft frömmelnder Romantiker: Gebrüder v. Gerlach, Cajus Stalberg u. a. Auch Helmine v. Chezy, 34 J. alt, war in diesem Kreise; sie war in ihrem barmherzigen Samariterthum mit dem Staat in Conflict gekommen, wurde jedoch Juli 1817 freigesprochen, T. A. Hoffmann war ihr Advocat.

In derselben Zeit ging „die Ahnfrau" zur allgemeinen Bewunderung über die Bretter, von dem jungen wiener Poeten Grillparzer, 27 J. — Die Ahnfrau war einst wegen Ehebruchs ermordet worden und ihr Geist bleibt ruhelos, bis der ganze Stamm ausstirbt. Ein Räuber, seinen Aeltern als Kind entführt, gewinnt die Tochter eines Grafen lieb und will an ihrer Hand ein neues Leben beginnen. Er geräth jedoch, als die Räuber durch Soldaten, denen sich der Graf anschließt, aufgehoben werden sollen, mit dem letztern in der Dunkelheit zusammen und tödtet ihn, da er ihn nicht erkennt. Man erfährt, daß die Personen, welche das Schicksal zu diesem Unheil zusammenführte, Vater, Sohn und Tochter seien. Diese vergiftet sich, und der Vatermörder, der Liebhaber der Schwester, stirbt wahnsinnig in den Armen der Ahnfrau, die am Schluß die ewige Macht dafür preist, daß sie endlich Ruhe finde.

Bei dieser Stimmung fand selbst Kotzebue sich genüßigt, dem Geschmack des Publicums durch Geisterstücke zu huldigen. In der Gisela ist so viel Genaveva, als ein routinirter Schauspieldichter irgend über sich gewinnen kann. Das Stück fängt mit einer Betrachtung über die Blumen an: „Der Blume Duft ist ihre Klage, ihre Sehnsucht nach dem hellen Tage; weinend muß der Morgen sie begrüßen, denn der Strahl der Sonne nur kann den Thau von ihren Blättern küssen." — Die Ritter ziehn „träumend durch die finstern Wälder", sie küssen den Ort, der durch den Fuß ihrer Geliebten geheiligt ist, kurz sie benehmen sich mit einer Courtoisie gegen die Da-

men, an die man bei den Gurli's nicht gewöhnt ist. Sie tragen sich mit Gedanken über die Mystik des Lebens, und wenn sie in Leidenschaft gerathen, so drücken sie sich poetisch aus: sie fühlen, daß Wellen und Flammen über ihnen zusammenschlagen. Gisela unterhält sich beim Spinnrad mit ihren Mägden in altdeutschem Ton über vaterländische Sagen und Geschichten, sie ist fromm und sittsam und hat niemals die Gedanken einer Nähmamsell. Weniger auffallend ist, daß Kotzebue einmal auch wernerisirte; beide waren Geistesverwandte, und Kotzebue, der kein Mittel des Effects verschmähte, durfte wohl auch der Mystik seinen Tribut abtragen. Bei alledem nimmt sich die dramatische Legende, der Schutzgeist, höchst wundersam. Im Vorspiel sitzt ein Ehepaar klagend am Leichnam eines Knaben, der eben vom Blitz erschlagen ist. Plötzlich erhebt sich dieser Knabe, breitet die Arme gen Himmel aus und erklärt, daß er ein Engel sei, durch Gottes Gnade in diesen Körper gekleidet, um der italienischen Königin Adelheid zu Hülfe zu kommen, die von dem Usurpator Berengar verfolgt werde. Er macht merkwürdige Bemerkungen über das Land der schwülen Träume, über das Licht, das Element der Geister u. s. w. und entschwebt dann in schnellem Flug seinen anbetenden Aeltern, um zunächst als Edelknabe der Königin zu „erscheinen". Er „erscheint" noch in verschiednen Gestalten und thut zu Gunsten der verfolgten Adelheid verschiedne Wunder, aber niemals, ohne vorher im brünstigen Gebet von Gott die Erlaubniß zu erflehn. Der alte Sünder predigt die Macht des Glaubens! Nebenbei erscheinen die verschiednen Personen einander mehrmals im Traume; auch der Geist des ermordeten Königs Lothar tritt auf, theils mit, theils ohne Visir. Zuletzt will der besiegte Berengar, der als Bettler um das unvermeidliche Almosen bittet, der Adelheid den Dolch in's Herz stoßen, der Schutzgeist fängt den Stoß auf, der Dolch bleibt stecken, ein Donnerschlag ertönt, der Schutzgeist steht plötzlich schneeweiß da, schleudert ihm den Dolch vor die Füße, die Wunde blutet, Berengar, von Grausen ergriffen, blasphemirt entsetzlich, der Schutzgeist folgt ihm, wie er herumwankt, stets mit abgemessenen Schritten und sieht ihn starr an, bis Berengar zur Hölle taumelt. Dann sinkt der Schutzgeist sanft am Grabe nieder, vermählt Adelheid mit dem Kaiser Otto, die ausgebreiteten Arme sinken, das Haupt neigt sich auf die Brust, er — stirbt! Otto und Adelheid sich umarmt haltend sinken vor ihm nieder. Das Grabmal wird plötzlich sanft erleuchtet, Trompeten und Pauken hinter der Scene — der Vorhang fällt. — Eine hübsche Schauspielerin in verschiednen Verkleidungen und zum Schluß im transparenten Engelscostüm, die immer die Blicke zum Himmel hebt und ebenso die Maschine dirigirt wie in den Pagenstreichen: warum sollte man solchen Effecten zu Liebe nicht auch eine christliche Tragödie erfinden?

Goethe gab sich wirklich dazu her, das närrische Stück 30. Jan. 1817 in Weimar mit allem denkbaren Aufwand aufzuführen; seine Sympathie für Kotzebue hatte sich immer gesteigert; aler als 20. März auf Befehl der Fr. v. Heygendorf der „Hund des Aubry" über die Bretter ging, riß seine Geduld, und er legte 7. April die Theaterintendanz nieder. Sie hatte ihn innerlich nie beschäftigt.

Tiefer mit seinem Lebensprincip hing die Zeitschrift „Kunst und Alterthum" zusammen wovon das zweite Heft Mai 1817 erschien Es war im Sinn der frühern Propyläen gegen die neudeutsche frömmelnd patriotische Partei unter den Künstlern gerichtet. „Es ist da viel Zeug, unserer geläuterten Sinnlichkeit zuwider, daß man nur durch den Begriff zu etwas machen kann; denn auch das Absurde freut uns, wenn wir uns darüber aufklären." „Das Heft wird als Bombe in den Kreis der Nazarener hineinplumpen. Es ist gerade jetzt die rechte Zeit, ein zwanzigjähriges Unwesen mit Kraft anzufallen und in seinen Wurzeln zu erschüttern. Die Paar Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich benutzen, um auszusprechen, was ich für wahr und recht halte, und wäre es auch nur, meine Protestation zu den Acten zu legen." — In derselben Zeit wurde die „italienische Reise" redigirt. „Ich habe in meinem Leben viel zu viel gedämmert, und suche jetzt meine alten Papiere durch, wo ich manches Gute finde, aber nichts ausgeführt. Ueberall sieht man Drang zur Sache und Zerstreuung in's Leben."

Seltsamerweise fand der heidnische Geist dieser Reisebeschreibung bei Sulpiz Beifall, während Niebuhr, seit dem vergangenen Jahr, 40 J. alt, preußischer Resident in Rom, argen Anstoß daran nahm. Das rein ästhetische Wohlgefallen, theils an den prachtvollen Ruinen, theils an dem heitern gedankenlosen Maskenspiel des italienischen Lebens, wie es sich in Goethe's Italienischer Reise ausspricht, war ihm unerträglich. Ihn entsetzte dieser Leichtsinn, der die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit zum Spiel der Phantasie herabsetzt. Für ihn hatte die Kunst nur insofern Werth, als sich in ihr eine lebendige Richtung des sittlichen Volksgeistes ausspricht. Goethe gegenüber empfand er stets ein gewisses Unbehagen, er liebte und verehrte ihn, aber sein Mangel an geschichtlichem Sinn versetzte ihn in Kummer, zuweilen in Zorn. Die beiden Männer haben sich nie gesehn, aber Goethe hat vor Niebuhr stets die größte Hochachtung empfunden. Der Gegenstand seiner Forschungen war ihm gleichgiltig, aber die Persönlichkeit des Mannes, die sich darin aussprach, flößte ihm jene Anerkennung ein, die er einer sichern, concentrirten Kraft nie versagte. „Eigentlich ist es nicht mein Bestreben, in den düstern Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehn; aber um des Mannes willen, nachdem ich sein Verfahren, seine Ab-

sichten, seine Studien erkannte, wurden seine Interessen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehn mich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren. Auf diese Weise leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm als einem Lebenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuschauende Werk durchgelesen, und mich durch das Labyrinth von Sein und Nichtsein, von Legenden und Ueberlieferungen, von Mährchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphosen, und von tausend andern Gegensätzen und Widersprüchen durchgeschlagen. Mir genügte, was er bejahte, da die Herren vom Fach, nach ihrer Art, nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeschlossen zu haben dachte."

Fast gleichzeitig mit Niebuhr ging Fr. v. Raumer, 35. J., Professor in Breslau, nach Italien; er wollte für seine „Geschichte der Hohenstaufen", an der Tieck großen Antheil nahm, die italienischen Archive benutzen, und hielt sich bis Juni 1817 daselbst auf. Als er ging, kam Henriette Herz, 52 J.: eben hatte sie ihre Mutter verloren und sich taufen lassen. Noch immer drängten sich eine Masse junger hochbegabter Künstler in Rom zusammen, die fast alle vom Studium des „Klosterbruders" ausgingen und der nazarenischen Richtung angehörten. Zwar Thorvaldsen, 47 J., war classisch, Cornelius, 31 J., suchte seinen großen Stil mit liberalem Urtheil jeder individuellen Aufgabe anzupassen: aber die Andern, Overbeck, 28 J., Veit, Dorotheens Sohn, 24. J. (beide wieder katholisch), Schnorr, 23 J., Schadow, 28 J., gaben sich fast ausschließlich den christlichen Stoffen hin. Wie warm und verständnißvoll Niebuhr sich auch gegen diese Bestrebungen verhielt, zeigt ein Bericht über Cornelius, den er 2 J. später an Altenstein abstattete. „Sein Genie ist in Deutschland nur höchst unvollkommen bekannt. Was nach ihm gestochen worden, ist aus früherer Zeit, und erregt wegen der den Gegenständen angeeigneten Darstellungsart eine ganz irrige Vorstellung von freiwilliger Beschränkung auf einen gewissen Stil. Wir sehen ihn, der sich seinen Weg selbst bahnen mußte, in jeder neuen Arbeit sich selbst übertreffen. Man bewundert in dem neuesten Carton eine ebenso tiefe, liebende und echte innige Auffassung der griechischen Poesie, als in seinen früheren Werken der heiligen Geschichte und der vaterländischen alten Zeit, und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, vereint mit dem einfachsten Tiefsinn. Einen Ausspruch, von dem man wie von seinem Dasein gewiß sein kann,

daß wenigstens das nächste Geschlecht ihn allgemein bekennen wird, darf man getrost äußern: Cornelius ist unter unsern Malern, was Goethe unter unsern Dichtern ist. Sein Verstand ist ebenso vorzüglich wie sein Genie; er zeichnet sich aus durch die seltenste Richtigkeit der Beurtheilung; er ist in keinem Vorurtheil befangen, und durch und durch von lebendiger Wahrheitsliebe beseelt."

Der dänische Romantiker Atterbom, der in mehrjähriger Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich alle wichtigen Culturmomente kennen zu lernen suchte, beschreibt aus jener Zeit ein deutsches Künstlerfest in Rom. Rückert, Bunsen, die Humboldt, die Herz waren dabei; Cornelius, Veit, Overbeck hatten die Transparente gestellt. Der Mittelpunkt war Kronprinz Ludwig von Bayern, „der Abgott aller deutschen Künstler, dessen Hauptleidenschaft schöne Künste und schöne Damen s. d. Alles war in altdeutschen Masken; „der Kronprinz war äußerst guter Laune und behandelte die Künstler wie Seinesgleichen; in seinen Augen, die beständig auf die Frau eines berliner Malers gerichtet waren, gewahrte man ein allergnädigstes Feuer .. Ein Toast wurde auf die deutsche Einheit gebracht ... Die Scene kam mir wie ein schöner Traum aus dem Mittelalter vor." — Die deutsche Einheit auf einem römischen Maskenball! Die deutsche Nation ein schöner Traum aus dem Mittelalter! Die Sache hat ihren symbolischen Sinn. —

Die nationale Bewegung ist keine blos deutsche, sondern eine europäische. In den Eroberungskriegen Napoleon's war nur zu Tage gekommen, was seit anderthalb Jahrhunderten angebahnt war, die Niederdrückung alles Eigenen und Ursprünglichen unter das Joch des französischen Denkens und Empfindens. Die französische Akademie, das französische Theater, die Diplomaten Ludwig's 14., die Encyklopädisten, die Jakobiner, sie hatten alle nach diesem Zweck gearbeitet. Unter Napoleon stellte sich heraus, was das Ergebniß sein mußte, eine neue Weltmonarchie. Jedes Volk sollte von seiner eigenen Vergangenheit losgerissen und durch die Schule der französischen Bildung und Sitte zu einem Gliede der unterschiedlosen Menschheit gemacht werden. Mit leicht begreiflichem Eigensinn klammerte sich nun jedes Volk an sein altes Recht, seine alte Geschichte, seine alte Sitte, seine alte Ueberlieferung.

Die Engländer hatten am wenigsten mit ihrer Vergangenheit gebrochen, sie hatten den Kampf gegen das Weltreich am entschiedensten und frühsten aufgenommen. Der erste Kampf fand in Burke seinen begeisterten Apostel, der Sieg in W. Scott seinen epischen Dichter. Er hatte zuerst die romantische Vergangenheit Englands mehr vom Standpunkt des Malers aufgefaßt, seine ersten Gedichte sind glänzend ausgeführte Landschaftsbilder, in denen die

menschlichen Figuren nur die Staffage ausmachen. Von diesem Gebiet durch die überlegene Kraft Byron's zurückgedrängt, warf er sich seit 1814 auf den historischen Roman. Es waren Entdeckungsreisen in das wirkliche Leben des Volks, Gegenwart und Vergangenheit, wie sie selten ein Dichter in diesem Umfang gemacht. Wie billig zeigte er die Bilder der Vergangenheit von dem Standpunkt aus, den seine Leser einnahmen. Wenn der patriotische Sinn seiner Landsleute ungemein dadurch gesteigert wurde, so übte das ganze Ausland in ihm den historischen Blick, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die gesammte Spätromantik in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Amerika, aus seiner Schule hervorgegangen ist.

Auch die Deutschen warfen sich mit Eifer auf dies Gebiet, nur daß sie sich in ihrer früheren Schule daran gewöhnt hatten, den Augenpunkt nicht da zu nehmen, wo sie standen, sondern ihn in die Zeit zu übertragen, die sie schildern wollten. 1817 wurden zwei sehr bedeutende Versuche nach dieser Richtung gemacht: Fouqué's „altsächsischer Bildersaal" und Arnim's „Kronenwächter". Für die älteren Romantiker, Tieck und die beiden Schlegel, ist es sehr bezeichnend, daß sie den ersten mit Beifall, den letzteren mit Widerwillen und Geringschätzung besprachen, wie sie auch auf W. Scott nicht viel hielten, der ihnen zu viel Fleisch und Blut und zu wenig Nerven hatte.

Der „altsächsische Bildersaal" geht auf die Zeiten der Cherusker zurück, und man kann nicht sagen, daß der Dichter des Zauberrings sich in seinen Phantasien durch irgend welche historischen Kenntnisse stören läßt, er malt ganz aus freier Hand, und Anschauung ist bei ihm nicht zu gewinnen. Aber namentlich in den ersten beiden Bänden freut man sich trotz aller Verwirrung an dem poetischen Sinn, der die Figuren in Bewegung setzt, und bedauert den selbstgefälligen Naturalismus, der diese schöne Gabe verkümmern ließ.

Ganz anders die „Kronenwächter". Arnim besitzt nicht nur eine tüchtige, sondern eine tiefe Kenntniß der Geschichte bis zur völligen, gesättigten Anschauung. Die Begebenheiten des 16 J. sind ihm nicht zusammenhanglose farblose Thatsachen, er steht mitten darin. Auch sein Urtheil über das deutsche Leben ist gesunder und tiefer als bei den Tugendbündlern und frisch- froh- frei- frommen Turnern, die deutsch zu sein glaubten, wenn sie eine abentheuerliche Tracht anlegten, sich in einer unzusammenhängenden Sprache ausdrückten, und als Ideal einer deutschen Verfassung eine Studentenrepublik mit einem Hohenstaufen an der Spitze erträumten. Die Jahrhunderte vom 15. bis zum 17. sind ihm zu genau bekannt, als daß er noch an eine Macht glauben sollte, die innerlich und äußerlich längst gebrochen war. Wenn er sich also bei seinem Roman die Aufgabe stellte, ein Gesammtbild von der

deutschen Cultur im Uebergang vom 16. zum 17. J. zu geben so hatte er viel in sich, was ihn zur Erreichung dieses hohen Ziels befähigte.

Vergleicht man ihn mit W. Scott, so findet sich zunächst in der Farbe ein starker Unterschied. W. Scott ist in der Charakteristik nie untreu, aber theils aus Rücksicht auf sein Publicum, theils auch wohl aus eigener Neigung vermeidet er jeden grellen und zu harten Ton; Arnim dagegen sucht das Grelle und Harte geflissentlich hervor: er macht es wie sein Maler Sixt, der, um zu treffen, sich nicht scheut den Gesichtern die häßlichste Käsefarbe zu leihen. Wie verwegen er in seinen Mitteln war, zeigt die von Bettine später herausgegebene Fortsetzung, die freilich nur Farbenskizze ist. Es ist aber nicht blos Verwegenheit, sondern auch Kraft: man athmet wirklich die Luft des Lebens in einer kleinen Reichsstadt mit ihrem eng auf einander gepreßten Gemeindeleben, ihren verholzten und doch im Grunde respectabeln Rechtsbegriffen; und ebenso anschaulich wird die wüste Langeweile auf einer der damaligen Ritterburgen, die Roheiten und Laster des Lagerlebens; am wenigsten befriedigt er, wenn er sich an die höheren Stände wagt. Die Figuren sind hart und eckig, der Humor, mit dem sie ausgeführt sind, hat zuweilen etwas Verdrießliches, aber sie sind durchweg voll Leben und Wahrheit, man sieht sie nicht blos, man kann sie betasten.

Dagegen hat Arnim den großen Nachtheil gegen W. Scott, daß er nicht gruppiren und überhaupt nicht componiren kann. Er verschmäht nicht blos jedes erlaubte und berechtigte Mittel, den Leser zu fesseln, er wirkt ihm wie absichtlich entgegen. Statt dem Stoff einen festen künstlerischen Willen entgegen zu bringen, läßt er sich vom Stoff überwältigen, und die Geschichte sieht wie ein wüstes Durcheinander aus. Darum ist sie in jener Zeit spurlos vorübergegangen, und es finden sich auch jetzt immer nur wenige, die sich die Mühe geben, bis zu dem eigentlichen Kern durchzudringen.

Am schlimmsten ist es, wenn man gewahr wird, wie er den Faden, der seiner Geschichte innerlich fehlt, äußerlich anzuknüpfen sucht. Er scheint viel Jean Paul gelesen und sich zum Vorbild genommen zu haben, der es auch so macht, der alles Einzelne realistisch und lebendig schildert, sich zur künstlerischen Verbindung aber eines äußerlichen romantischen Motivs bedient. Der erste Band der „Kronenwächter" führt den andern Titel „Berthold's erstes und zweites Leben". Dies Leben macht einen sehr trübseligen Eindruck, bei den besten und reinsten Absichten geht es dem armen Berthold immer schlecht, und Arnim sucht den künstlerischen Zusammenhang dadurch herzustellen, daß er dieses Schicksal als in nothwendigem Zusammenhang mit Berthold's Charakter stehend darstellt, daß er in diesem Charakter eine Schuld findet. Diese Schuld ist eine doppelte. er ist ein Hohenstaufenkind und doch eine

bürgerliche Natur, und er hat sein Leben künstlich durch den Schwarzkünstler Faust durch Einträufeln fremden Blutes erhalten, und dennoch große Unternehmungen angefangen und eine junge Frau geheirathet. Man soll nicht leben und nicht lieben mit fremdem Blut! das scheint die Moral dieser seltsamen Fabel zu sein, die sich aber zu sehr in die Mystik der Materie vertieft, um zu überzeugen. Schlimmer noch ist das andere, anscheinend historische Motiv. Die geheime Gesellschaft der Kronenwächter, die sich den Zweck gesetzt hat, das Geschlecht der Hohenstaufen zu erhalten und gewissermaßen zu züchten, widerspricht so vollständig allen übrigen Voraussetzungen der Zeit und ist in sich selbst so verschroben und so widersprechend, daß man sich aus der gesunden historischen Anschauung plötzlich in eine Gespenstergeschichte von Kramer oder Spieß versetzt glaubt. Die Kronenwächter kommen einem vor wie der närrische Lord Horion im Hesperus, der sein betrübtes Leben damit ausfüllt, sieben Bastarde eines Duodezfürsten zu erziehen und ihre Personen beständig durch einander zu wechseln, damit sie sich zur Stelle eines Regierungsraths qualificiren. Schwebte dem Verfasser aber eine Satire gegen die Burschenschafter vor, die noch fortfuhren vom Kaiser und vom Reich zu singen, in einer Zeit, wo Kaiser und Reich sich schon in Schatten und Gespenster verflüchtigt hatten, so hätte diese Beziehung schlagender sein müssen. Diese Episode ist vielmehr ein Virtuosenstückchen, das sich zum Meister über den Poeten gemacht hat.

Von Arnim's späteren Versuchen hebt sich nur noch die Novelle „die Kirchenordnung" hervor; sie giebt ein schönes und deutliches Bild von dem Landleben zur Zeit der Reformation, und ist voll ernsten sittlichen Gehalts. Die Seelenbewegung in dem Conflict zweier Glaubensformen ist mit großer Feinheit nachempfunden, und der gelinde Humor, von dem die tragische Geschichte berührt wird, thut wohl.

Auf die übrigen tollen Ausgeburten der Laune einzugehen — z. B. die „Päpstin Johanna" und „die Gleichen", ist schon darum unnöthig, weil sie kaum von jemand gelesen sind. Einzelne prachtvolle Worte finden sich überall, z. B.: „ich knie' vor Gottes Thron, vor dieser Welt erschrocken, wie sie so schaudernd schön, wie sie so herzlich gut, so voll von Spielerei und voll von Uebermuth." Aber selbst die Gedanken haben meist etwas Embryonisches, man weiß nicht, worauf man sie beziehn, wie man sie anwenden soll. Vieles ist blos Farbenskizze, aber auch da fehlt selten jene geisterhafte Dämmerung, die sich mit den närrischen Geschichten nicht recht vermischt und auch wieder nicht strenge von ihnen scheidet. Allegorie und Realismus, Burleske und feierliche Stimmung geht immer durch einander. Man findet die reichsten Bilder, aber man erräth nicht, in welcher Absicht sie zusammengestellt sind;

man entdeckt keinen Grundgedanken, keine Grundempfindung; man wird durch eine ebenso tiefe als umfassende Bildung überrascht: dann aber kommt unvermittelt eine Reihe von Absurditäten, die jeden Faden abschneiden. Die Form des Humors erklärt diese Unsicherheit nur theilweise. Auch Jean Paul geht darauf aus, durch das anscheinend Komische zu rühren, durch das anscheinend Rührende zu belustigen, das anscheinend Bedeutende in seiner Kleinlichkeit zu analysiren, für das anscheinend Unbedeutende Interesse zu erregen; aber er weiß immer sehr wohl, und er stellt es auch deutlich heraus, daß nur von einer anscheinenden Vermischung der Gegensätze die Rede ist. Die Mittel, die er zur Rührung anwendet, sind nur für eine triviale Auffassung komisch, in der That verdienen sie wirklich die Theilnahme, die sie erregen sollen, und wenn sich der Dichter zuweilen irrt, so liegt das nicht in seiner Absicht. Für ihn besteht ein sehr bestimmter Unterschied zwischen Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahr und Unwahr: auch wo er zu spielen und zu tändeln scheint, ist es ihm um die Sache Ernst. — Ganz anders bei Arnim. Wenn in seinem Geist ein Unterschied besteht, so zeigt er ihn nicht; er überläßt dem Leser, für das Labyrinth seiner Gedanken und Empfindungen den Leitfaden herauszufinden; dargestellt ist nicht der geringste Unterschied. Der Unsinn tritt als gleichberechtigt neben die Vernunft, der Schein neben das Wesen. So ist die Anwendung des Spuks in der Poesie, wie in der Kunst überhaupt, doch nur unter zwei Voraussetzungen zu erklären: entweder will man Schauder erregen, oder durch übermüthige Anwendung grotesker Formen eine ausgelassene Lustigkeit. Bei Arnim weiß man nie, welches er bezweckt: er hebt die Gespensterfurcht durch burleske Einfälle auf, aber er nimmt zugleich die Sache ernst; man bleibt befangen und in einem unangenehmen Zweifel. Erfindungen, die offenbar auf das Komische, Phantastische angelegt sind, werden mit so breitem Pragmatismus ausgeführt, und zugleich mit so ernsthafter Moral zersetzt, daß wir jene Freiheit der Phantasie, welche der komische Eindruck voraussetzt, darüber verlieren.

Um Arnim's dichterische Eigenthümlichkeit zu verstehn, muß man zweierlei in Rechnung bringen: einmal die Abneigung gegen die fertige ideale Kunstform und den Idealismus überhaupt; sodann eine gesteigerte und erhöhte Auffassung der Poesie als einer weit über das wirkliche Leben hinausragenden Kraft. Während Arnim auf der einen Seite mit einer gewissen Aengstlichkeit nach jenem barocken Realismus strebt, wie er ihm in dem altdeutschen Leben und der altdeutschen Kunst entgegentrat, bemüht er sich auf der andern ebenso einseitig, alle Gestalten in jene „mondbeglänzte Zaubernacht" der Poesie zu tauchen, in welcher die Unterschiede verschwinden. Die kritische Philosophie hatte so lange die Begriffe Raum und Zeit zu bloßen Denkformen verflüchtigt,

daß die Dichter, die wenigstens dieselbe Atmosphäre athmeten, gar keine Ehrfurcht mehr vor Raum und Zeit hegten, noch mehr darin bestärkt durch Jakob Böhme's Wahlspruch: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie die Zeit, der ist befreit von allem Streit.“ Wie aber Raum und Zeit die nothwendigen Formen unsers intellectuellen Anschauens sind, so bilden sie auch die ersten Grundlagen der künstlerischen Gestaltung, und jeder Versuch, ohne diese Grundformen ein Bild zu entwerfen, führt entweder zu einem schwärmerischen Traumleben, oder zu jener romantischen Ironie, die alles eben Geschaffene augenblicklich wieder auflöst und vernichtet. Zum Verständniß dieser Poesie ist noch ein Moment in Rechnung zu ziehen: das Talent. Arnim hatte ein lebhaftes und edles Gefühl, eine leicht bewegliche Phantasie und ein empfängliches Auge, aber keine feste Hand: die Intention, die Einsicht und Empfindung ging bei ihm weit über die schöpferische Kraft hinaus. Für ein solches Talent ist es verhängnißvoll, einer Doctrin zu verfallen, die es gegen die Regel gleichgiltig macht. Die Grille hat dem festen Arnim gerade solche Tollheiten eingegeben als dem zerrissenen Brentano: sie ist stets eine Muse von zweideutigem Charakter. Beide waren unclassische Naturen, der Verstand mußte fortwährend arbeiten, die Anschauung zu ersetzen, und es kam bei Arnim noch jene norddeutsche Zurückhaltung, jene Blödigkeit des Gemüths dazu, das sich scheut, sein Inneres zu öffnen, das aber, wenn der Damm einmal gebrochen ist, mit überraschender Gewalt hervorströmt. Die Neigung zum specifisch deutschen Wesen war eine Reaction gegen die conventionelle Phrase; die blinde Verehrung von allem Regellosen und Unvermittelten eine Reaction gegen den Rationalismus, der alles Lebendige verachtete, wenn es sich der Regel nicht fügen wollte, und so lag auch in der scheinbaren Wiederaufnahme des Volksthümlichen und Naturwüchsigen eine gewisse Ueberhebung der Reflexion.

In seinem Leben soll Arnim nichts von dem phantastischen Wesen seiner Dichtung gezeigt haben. Er lebte als deutscher Edelmann im besten Sinn des Worts, thätig für das Vaterland, für sein Haus besorgt, fromm ohne Pietismus, und der Kunst ergeben. Die bittre Noth der Zeit, die auch den Grundbesitz schwer drückte, trug er mit edler Würde; seine Wünsche an's Leben stellt er in dem schönen Spruch zusammen: „Gieb Liebe mir und einen frohen Mund, daß ich dich, Herr, der Erde thue kund; Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut, ein frommes Herz und einen festen Muth; gieb Kinder mir, die aller Mühe werth, verscheuch die Feinde von dem trauten Herd; gieb Flügel dann und einen Haufen Sand, den Hügel Sand im lieben Vaterland, die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist, daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.“

Steffens, der Arnim schon in Halle gut gekannt, trat nun bei einem

Besuch in Berlin, Juni 1817, auch Bettinen näher. „Ihre reiche, höchst eigenthümliche, seltsame aber zügellose Phantasie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben, wir gelangten gemeinschaftlich in wunderbare Regionen, und ich erwachte aus einem solchen Gespräch wie aus einem leichten anmuthigen Traum. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traums durch meine Seele, wanden sich aus den mancherlei wechselnden bunten Gestalten hervor.... Aber was als Traum einen Reiz für mich hatte, vermochte ich als geschichtliches Erwachen nicht festzuhalten." — Er erneuerte auf dieser Reise in München seine Freundschaft mit Schelling, und lernte Jacobi, Ringseis, Sailer kennen; auch Baader: „die ultramagnetische Krise hatte sich überlebt; während derselben hatte er die Namen aller bösen Geister kennen gelernt durch magnetische Experimente, die mir schauderhaft erschienen; jetzt war er ganz mit der Union der drei Kirchen, der katholischen, protestantischen und griechischen beschäftigt."

19. Juni starb Woltmann in Prag, 47 J.; 29. Juni Ernst Schulze in Celle, 28 J, der Dichter der „bezauberten Rose", die eben für das Taschenbuch „Urania" den Preis erhalten und großen Beifall fand: eine Probe von dem verweichlichten Geschmack jener Tage. 14. Juli starb Frau von Staël in Paris, 51 J.; A. W. Schlegel, nun ganz in's Sanskrit vertieft, war ihr bis zum Ende treu geblieben.

Von dem prächtig gebauten Schloß Ziebingen kam L. Tieck öfters zum Besuch nach Berlin; so Sept. 1817. Er hatte sich mit Burgsdorf mehrere Monate in England aufgehalten, um Studien für seinen Shakespeare zu machen. „Könnte ich nur," schreibt er an Raumer, „Ihren oder unsers Solger stetigen und ruhigen Fleiß gewinnen! Allein seit meiner frühen Jugend ist dies eins meiner größten Leiden, daß ich nur selten meiner Laune gebieten kann, in Träumen, Plänen, Wünschen und oft unfruchtbaren Studien lebe, und dann plötzlich wie im Sturm und dann zu viel und zu schnell arbeite. Wenn Sie einen Sohn haben, erziehn Sie ihn zur Ordnung." Unterwegs hatte er A. v. Humboldt (Paris), Görres (Koblenz), Fr. Schlegel (Frankfurt) aufgesucht; in Berlin hielt er sich an Solger, Schleiermacher, Arnim, Bettine, Brentano, Fouqué, Schinkel, auch Oehlenschläger fand sich ein: „L. Tieck," erzählt dieser, „fand ich sehr verändert, er geht von Gicht gekrümmt an seinem Stock und ist ziemlich stark geworden Wenn ich mit ihm allein spreche, hat er einen einnehmenden schalkhaften Blick und einen gutmüthig aufrichtigen Ton." Atterbom erzählt: „Auf einem von langjähriger Gicht gebeugten und zusammengezogenen, im Uebrigen etwas wohlbeleibten Körper sitzt ein schönes, noch ganz jugendliches Haupt, mit Augen, aus denen Phantasie, Witz, Schmerz

und eine bisweilen an Mephistophelismus grenzende Schalkhaftigkeit leuchtet. Er spricht lebhaft, sinnreich, angenehm und mit einer gewissen ungezwungenen Würde, die ihn sehr gut kleidet." Schon damals waren seine dramatischen Vorlesungen sehr gesucht. Seine Tochter Dorothee, ein schönes Mädchen von 18 J., war nicht nur eifrige Katholikin, sondern wollte mit Leidenschaft Nonne werden. „Mir," schreibt Atterbom, „scheint dies eine verdiente Strafe für Tieck, der während seiner ganzen Schriftstellerlaufbahn mit dem Katholicismus so gespielt hat wie mit einer Tonart der Poesie, daß nun der Dämon der römischen Kirche schließlich allen Ernstes in sein eignes Haus dringt und sich seiner Kinder bemächtigt."

Atterbom klagt darüber, daß in Berlin fast seine ganze Zeit im Theetrinken unter gebildeten Herren und Damen verloren ging. „Holte doch der Teufel die ganze Bildung! so ausmergelnd wirkt diese auf Herz und Charakter der Berliner, daß sie alles gelesen haben und über alles Denkbare in der zierlichsten Weise plappern können!"

Das ganze protestantische Deutschland beschäftigte sich damals mit den Vorbereitungen zum Reformationsfest. 27. Sept. bahnte eine preußische Cabinetsordre die Union der beiden protestantischen Kirchen an. Marheineke in Berlin schrieb eine Geschichte der Reformation, ausdrücklich vom Parteistandpunkt. „Ich fürchte nur," schreibt Goethe, „durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luther's Charakter, und es ist auch das Einzige, was der Menge imponirt. Alles Uebrige ist verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

Das Fest sollte eine bedenklich politische Wendung nehmen. Gleich nach Abschluß des Friedens hatte man in Jena eine Burschenschaft gegründet, zur Erweckung und Erhaltung des sittlich-religiösen patriotischen Geistes. Die Farben des Lützow'schen Freicorps, Schwarz-Roth-Gold, wurden angenommen, Lieder von Körner, Arndt, Schenkendorf gesungen, Stammbuchblätter mit Gesinnungen vollgeschrieben; bald kam man auf die Idee, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu stiften. 11. Aug. erließ die jenenser Burschenschaft an sämmtliche Burschen Deutschlands die Einladung zur Feier des Reformationsfestes auf der Wartburg. 17. Oct. kamen sie in Schaaren an; mit dem Liede „eine feste Burg ist unser Gott!" wurde auf die Wartburg gezogen. Eine Menge neuer Lieder wurden gesungen, Reden gehalten; eine auch vom Prof. Fries: „Laßt euch den Freundschaftsbund eurer Jugend, den Jugendbundesstaat, ein Bild werden des vaterländischen Staats . . . Euer Wahlspruch sei: ein Gott, ein deutsches Schwert, ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtig-

keit!" Ihm wie Arndt und Jahn, als den Helden des deutschen Lebens, wurde ein glänzendes Vivat gebracht. Am Abend kam Maßmann darauf, die Verbrennung der Bannbulle durch Luther nachzuahmen; es wurden eine ganze Zahl Bücher in's Feuer geworfen, die aus irgend einem Grund dem deutschen Patriotismus Anstoß gaben. Nach nochmaligem Reden nahmen am folgenden Tag zum Schluß des Festes 200 Studenten das Abendmahl. Die Sache war so abgeschmackt als möglich, aber man erstaunt doch über die Aufregung, in die z. B. Goethe versetzt wurde.

Auch die Wohlgesinnten wurden verstimmt durch das Unwesen, das die Turner unter Jahn's Leitung über ganz Deutschland verbreiteten. Steffens, der in der Hasenhaide dem Turnen zusah, wurde um so verdrießlicher, da ernste Dinge in Phrasen untergingen, da das Band der Familie gelockert wurde. „Ueber der Sentimentalität der Deutschen, dem Extrem eines liebevollen Gemüths, bildete sich in diesem Volk das biderbe Wesen aus, das Extrem der redlichen Offenheit, das sich in formloser Plumpheit gefiel. Auf der deutschen Bühne spielte der polternde Alte eine große Rolle. Der herrschende Charakterzug solcher Menschen, wo sie erscheinen, ist, daß sie ein reiner Ausdruck allgemeiner Grundsätze sein wollen, und jede innerlich lebendige Persönlichkeit hassen. Sie wollen schlechthin wahr sein, und die verletzendste Form der Wahrheit ist ihnen die liebste. Die Liebe wird als eine Schwachheit abgewiesen. . . Indeß hatte Jahn etwas Wahres, Ursprüngliches in seiner Art die innere Unendlichkeit einer entschieden ergriffenen einseitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Masse, eine große Gewalt, die etwas Grauenhaftes hatte."

Steffens beschloß öffentlich dagegen aufzutreten. Seine Schrift „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" ist in dem blumenreich überschwenglichen Stil jener Tage geschrieben: wie Fichte leitet er das Verderbniß der Zeit vom paulinischen Christenthum her, welches das Gefühl in Reflexion aufgelöst und dadurch abgeschwächt habe. In Bezug auf das Staatsleben stellte er folgende Ansicht auf. Der Staat könne nicht in der Zeit als Staat entstehn; was nicht den Keim eines lebendigen Organismus in sich trage, könne einen solchen niemals durch irgend eine Einrichtung erhalten. In diesem Keim, wie im thierischen und vegetativen, liege bereits die ganze individuelle Form dieses Staats vorgebildet. Alles was im Staat äußerlich eingerichtet wird, ist ein Provisorisches: es soll ein Daseiendes, sich Entwickelndes schützen; es vermag nichts zu erzeugen. Das Mißverständniß, als ließe die lebendige Entwickelung sich in eine aus der Reflexion entstandene Einrichtung verwandeln, ist die ursprüngliche Sünde aller Reflexion, die sein will wie Gott."

9. Nov. reichte Geh. Rath v. Kamptz in Berlin eine Denunciation gegen die Professoren ein, die sich am Wartburgfest betheiligt hatten. „Es war kein Grund," schreibt Frh. v. Stein 10. Dec., „die Versammlung der jungen Leute zu verhindern; sie hatte einen guten Zweck: vaterländische Gesinnung zu beleben, dem läppischen Wesen der Landsmannschaften abzuhelfen. Man hätte sie aber nicht dem Einfluß von ein Paar Thoren wie Fries und Oken überlassen sollen, von denen der eine durch mystischen, metropolitischen, anarchischen Unsinn, der andere etwas feiner durch demokratische Scurrilitäten die jungen Gemüther irreleitete. Diese Gleichheitsapostel sind nicht zu Lehrern der Nation geeignet, sie wollen alles nivelliren und die ganze bürgerliche Gesellschaft in einen großen Brei auflösen. Allerdings ist der Hauptgrund der Gährung in Deutschland in dem Betragen unserer Fürsten und Regierungen zu suchen. Sie lassen den rechtlosen Zustand fortdauern, reizen Unwillen und Erbitterung, stören die Entwickelung des menschlichen Geistes, und bereiten den Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergang... Sie haben die Schamlosigkeit auszusprechen: die Bundesacte verspreche zwar den Ländern Landstände, aber die Bestimmung des Zeitpunkts und der Art überlasse sie der Weisheit d. h. der Willkür der Regierungen, den Unterthanen stehe nur ein Erwartungsrecht zu... Standhaft und unablässig werde ich behaupten, daß für Preußen diese Grundsätze unanwendbar und durchaus verderblich sind. Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem sich seit zwei Jahrhunderten ein großes vielseitiges Leben, ein Geist der freien Untersuchung entwickelt hat, der sich weder unterdrücken noch durch Gaukelspiele irren läßt. Auch den Dümmsten im Volk wird man nicht glauben machen, daß es vom Willen des Fürsten abhänge, ob, wann und wie er eine übernommene Verbindlichkeit erfülle." Als Nachtheile der einseitigen Beamtenherrschaft bezeichnete er u. a. Vernichtung des Gemeingeistes, der sich nur durch unmittelbare Theilnahme am Oeffentlichen bilde, und Widerspruch zwischen den bürgerlichen und militärischen Institutionen.

Der Staatskanzler war unschlüssig, seine Gesinnung war liberal, aber die Furcht vor den Jakobinern lähmte sein Handeln; sein Reichthum an gutem Willen und Einsicht wurde nicht getragen durch Festigkeit des Charakters; in höherem Sinn war er ideenlos. 12. Jan. 1818 überreichte ihm Görres in Koblenz eine Petition der Rheinländer in liberal katholischem Sinn; die höfliche Antwort, die er dann publicirte, wurde 21. März vom König desavouirt. In denselben Tagen versammelte sich wieder die Burschenschaft in Jena: „wir woll'n das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich, woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich."

Auf Schenkendorf's Denkmal, der 11. Dec. 1817, 34 J., gestor-

ben, und in einer Schanze der Festung Koblenz begraben war, dichtete **Arndt** das Lied: „Wer soll der Hüter sein? sprich, Vater Rhein! Mögen dich Wall und Schanz, mag dich von Thürmen ein diamantner Kranz hüten und schirmen? — Ach nein! durch Felsenburg dringet die List hindurch, solches schirmt nie genug gegen den wälschen Trug." Ein Herz verlangt der Vater Rhein: „treues und deutsches Herz, tapfer in Ernst und Scherz, das ist die Mauer! treues und deutsches Herz bleibt auf die Dauer. Brechet die Schwerter klein, reißet die Wälle ein, schleifet die Felsenburg — mit diesem fecht' ich's durch!"

Arndt, 49 J. alt, heirathete damals Schleiermacher's Schwester, und wurde bei der neubegründeten Universität Bonn angestellt. Eben dahin wurde **A. W. Schlegel** berufen, 51 J., als Professor des Indischen: jetzt Frh. v. Schlegel, es hatte sich ein großväterliches Diplom vorgefunden. Er kam im Juni mit seinem Bruder, der noch östreichischer Resident in Frankfurt war, Jean Paul, Sulpiz und dem Kirchenrath Paulus in Heidelberg zusammen; mit der Tochter des letztern, der schönen **Sophie**, 27 J., verlobte er sich, und heirathete sie 30. Aug.; doch folgte sie ihm nicht, als er nach Bonn abging, und sie blieben geschieden.

Immer düsterer breitete sich der Nebel der Mystik über Deutschland aus; München war der Mittelpunkt. **Baader** erzählte von seiner eigenen Tochter, daß sie vom Teufel besessen sei, der sie, die sonst arglose und unschuldige Jungfrau, unaufhörlich mit unzüchtigen Vorstellungen und Reden plage. **Schelling** war überzeugt, daß man wirklich mit Geistern Communication haben könne, vermittelst einer gewissen Individuen in der ursprünglichen Configuration gegebenen magnetischen Kraft: freilich seien diese Geister oft unzuverlässig. **Schubert** entdeckte immer neue Nachtseiten der Naturwissenschaft. „Auch **Schelver**," schreibt Sulpiz (29. Juni 1818) aus Heidelberg an Goethe, „bildet sich ein und will die Welt glauben machen, ein Hellsehender könne das Innerste der Natur durchdringen und für jede Krankheit das wahre Heilmittel finden. Wirklich hat der blinde Mann, den er zum Hellsehn gebracht, schon einen ganzen Hexenkessel voll verordnet, und alle Unheilbaren kommen von nah und fern. Auf jeden Fall muß ein so unsinniges Treiben ein schlechtes Ende nehmen." In die Mystik mischte sich Pietismus: **Heinroth** schrieb damals „über Seelenstörungen", und suchte nachzuweisen, jede Krankheit sei Folge einer geheimen Schuld.

Der ältere Bruder **Clemens Brentano's** entdeckte in Dülmen (Westfalen) eine ehemalige Nonne, Katharina Emmerich, an der das Wunder der Stigmatisation zur Erscheinung kam, d. h. es zeigten sich an ihrem Leibe die Wundenmale des Erlösers, sie litt persönlich alle die Qualen, denen er ausgesetzt gewesen. Außerdem erschienen ihr viele Geister und Heilige, und sie

verkündete Offenbarungen. Clemens hatte noch immer den Frieden nicht gefunden. „Poesie die Schminkerin nahm mir Glauben, Hoffen, Liebe, daß ich wehrlos worden bin, nackt zur Hölle hingetrieben. Nur ein Schild blieb unbewußt mir noch aus der Unschuld Tagen: heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust ein katholisch Kreuz zu schlagen." Dies Kreuz habe ihn bewahrt, als er übermüthig in die Hölle herabgestiegen sei, die Hölle habe ihn ausgestoßen und er habe lange zwischen Licht und finsterm Graus in der Wüsten Mitte geschwebt, bis er endlich den Mutterpfennig wiederfand. Er fand ihn in Dülmen, wohin er 15. Sept. 1818 abging und sechs Jahre blieb, bis an den Tod der Verzückten. Ihre Leiden und Offenbarungen zeichnete er in 24 Bd. auf. In ihren Schmerzen und Verrenkungen, die durch den rasendsten Aberglauben entweder geradezu hervorgebracht waren oder doch wenigstens ihre Färbung erhielten, sah er ein erbauliches und preiswürdiges Wunder der göttlichen Liebe, vor der er sich mit Andacht und Verzückung niederwarf. Aus dieser Selbstbefleckung der Phantasie lernt man die Hexenprocesse verstehn.

Wenige Monate nach Clemens' Abreise verfiel ein 18jähriges Weib, Friederike Hauffe, im schwäbischen Prevorst, in ähnliche Zustände: erst wurde sie von einem Geist magnetisirt, dann erging sie sich in Weissagungen. Auch hier zahlreicher Zulauf: Eschenmayer enthüllte an ihr die „Mysterien des innern Lebens", Justinus Kerner schrieb nach ihrem Tod (zehn Jahre trieb sie es fort) die „Geschichte der Seherin von Prevorst". In diesem Buch bewegen sich die Gespenster in so unermeßlicher Fülle durch die Natur, daß für lebendige Wesen kaum noch Platz bleibt. Es wird uns von diesen Geschöpfen eine vollständige Naturgeschichte aufgestellt, wir erfahren, daß es zwischen Geist und Körper noch zwei Mittelglieder giebt, die Seele und den Nervengeist, von denen der letztere, der sich im Tode mit der Seele und dem Geist vom Körper trennt, Gestalt und Farbe hat und so den sterblichen Menschen wahrnehmbar ist, nur richtet sich die Farbe nicht nach der frühern Beschaffenheit des Körpers, sondern nach der Gemüthsart der Seele; ganz böse Geister erscheinen grün; wenn sie sich allmählich bessern, denn auch die Gespenster haben ihren Bildungsproceß, gehn sie allmählich in's Gelbliche über u. s. w. Das alles ist zwar außerordentlich lächerlich und könnte, wenn es nicht in einer unerquicklichen pedantischen Breite geschrieben wäre, einen humoristischen Eindruck machen, aber es ist doch ein schlimmes Zeichen, daß ein Mann, der der gebildeten Gesellschaft angehört, so etwas in bitterm Ernst glauben und der Welt verkündigen darf, und daß sich nicht blos romantische Schöngeister, sondern weit vorgeschrittene Philosophen finden, die die Gespenster gelten lassen, wenn sie nur mit süddeutscher Gemüthlichkeit zersetzt sind.

Der Kreis T. A. Hoffmanns in Berlin, der noch immer stark die

Geister und Somnambulen cultivirte (auch in den Romanen Fouqué's und seiner Frau spukt es gewaltig) wurde Oct. 1818 durch einen neuen liebenswürdigen Serapionsbruder verstärkt: es war Chamisso, der, 37 J., von einer mehrjährigen Weltumsegelung zurückkehrte, die Aufsicht über den botanischen Garten erhielt, und im folgenden Jahr Hitzig's Pflegetochter heirathete. Hoffmann war um die Zeit durch eine vortheilhafte Anstellung und durch reichen Absatz seiner Erzählungen ein wohlhabender Mann geworden.

22. Oct. 1818 eröffnete Hegel, 48 J., seine Vorlesungen in Berlin. Altenstein war schon lange auf ihn aufmerksam gewesen, und hatte ihn aus Heidelberg berufen. — Gleichzeitig wurde sein Verehrer J. Schulze, 32 J., bisher in Weimar, vortragender Rath im Cultusministerium; Marheineke, 38 J., der neben seiner Professur auch die Kanzel der Dreifaltigkeitskirche hatte, und eben an den „Grundlehren der christlichen Dogmatik" schrieb, schloß sich ihm enge an; Schleiermacher nahm gleich zu Anfang eine ablehnende Stellung an, auch mit Solger machte sich kein Verhältniß. Wenig Tage nach seiner Ankunft in Berlin erschien Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung".

Hegel hatte sich lange nach Berlin gesehnt, dem Mittelpunkt des Staats, welcher die Intelligenz auf seine Fahne schrieb, und die Hut derselben einer mehrfach geprüften Mandarinenclasse anvertraute. Der Widerwille gegen die süddeutsche Kleinstaaterei kam dazu, er lebte sich ganz ein in den Geist der preußischen Restauration. Schon in Heidelberg hatte er sich in dem Streit zwischen den altwürtembergischen Ständen und der Regierung, an welchem sich auch Uhland und Rückert poetisch betheiligten, der erste für den Landtag, der zweite für Wangenheim, entschieden zu Gunsten der Regierung ausgesprochen; er sprach der Opposition allen Staatssinn ab. In gänzlicher Verkennung ihrer Aufgabe stelle sie sich an die Spitze der Vorurtheile des Volks; sie steife sich den wirklichen Weltverhältnissen gegenuber auf das positive Staatsrecht eines entschwundenen Zeitalters; sie wolle die Gegenwart zur Vergangenheit, die Wirklichkeit zur Unwirklichkeit umformen. Wenn die französische Nationalversammlung die Rechte der Vernunft gegen die Herrschaft der Privilegien zur Geltung bringen wollte, so warfen sich die würtembergischen Landstände dem vernünftigen Staatsrecht gegenüber zu Vertheidigern der Privilegien und zwar verkehrter Weise im Namen des Volks auf. — Es entging Hegel, daß auch die aufgeklärteste Regierung die Verpflichtung hat, ihre Absichten den berechtigten Körperschaften des Landes deutlich und annehmbar zu machen.

Auch bei den Radicalen erwachte mehr und mehr das Gefühl der Bedeutung Preußens für Deutschland. Börne schrieb in einer frankfurter

Zeitschrift „schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen": das erstere wurde sehr höflich, das zweite mehr spöttisch behandelt, (die „zappelnde Geschäftigkeit" findet sich schon hier!) aber doch war das Resultat: „Oestreich ist das europäische China, ein stillstehender ausgewachsener Staat." „Preußen ist keine europäische Macht. Nicht seiner Größe und seinem Gewicht, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glücks oder Unglücks mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen... Man kann nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volks nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert."

Börne war 32 J. alt; er hatte sich vor einem Jahr taufen lassen, in der Franzosenzeit war er bei der frankfurter Polizei angestellt gewesen. Er nahm jetzt die Franzosen als das Volk der Bildung ebenso eifrig gegen die Uebertreibungen der Deutschthümler in Schutz, als er für die Emancipation der Juden eiferte. Die Burscheaschafter waren ebenso Gegenstand seiner Satire als der Nachwuchs der Romantik.

10. Oct. constituirte sich in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft, mit altdeutschem Rock, Wappenbüchern und langen Haaren; ihr gegenüber die Bierrepublik Ziegenhain und das Bierherzogthum Lichtenhain. Einige Tage darauf überreichte Stourdza dem Congreß zu Aachen eine Denkschrift, worin der demagogische und unsittliche Geist der Universitäten angeklagt wurde. Auch Steffens in Breslau fuhr in seinen Anklagen fort: im Anfang, wo man noch den Staat in der liberalen Richtung zu erhalten suchte und in dem neuen Mysticismus einen Feind empfand, wurde er höhern Orts gewarnt. Endlich aber glaubte man, er könne nähere Enthüllungen machen, und der Staatskanzler ließ ihn Dec. 1818 in der Stille nach Berlin kommen. Zunächst war Steffens erschrocken über die Auslegung, die man seinen Kapucinaden gab: er hatte die geistige Richtung im Allgemeinen angefochten, und man glaubte, er sei mit einer geheimen Verschwörung bekannt. Hardenberg sah bald, daß er es mit einem Träumer zu thun hatte. Steffens machte ihn darauf aufmerksam, daß man, um mit gutem Gewissen den Liberalismus zu bekämpfen, ein neues conservatives Staatsprincip an seine Stelle setzen müsse. Hardenberg erwiederte lächelnd, ein solches Princip sei schon gefunden, die Polizei.

Goethe hatte schon vor 2 J. zu ernsten Repressivmaßregeln gerathen, „man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schritts, es entstehe daraus, was da wolle! Die Folgen des Zauderns und Schwankens sind auf alle Fälle peinlich." Nun, da der demagogische Geist immer weiter

um sich zu greifen schien, schrieb er an Zelter, 16. Dec.: „In solchem Fall muß es dem Einzelnen, der unter der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt sein, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht vorausgesehn, doch vorausgefühlt hat... Dies berechtigt mich zur Impassibilität, weshalb ich mich denn auch, wie die epikurischen Götter, in eine stille Wolke gehüllt habe. Möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können!"

Mit derselben Energie, die er als Politiker während des russischen Feldzuges entwickelt, warf sich der Freiherr von Stein, da seine politische Thätigkeit vorläufig abgeschlossen war, auf ein umfassendes wissenschaftliches Unternehmen. „Seit meinem Zurücktreten aus den öffentlichen Verhältnissen beschäftigte mich der Wunsch, den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und dadurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtniß unserer großen Vorfahren beizutragen." Er erkannte bald, daß es der deutschen Geschichtswissenschaft an einer vollständigen und kritischen Ausgabe der Quellen fehle. Für dieses Unternehmen die Mittel zu schaffen und zuverlässige Gelehrte anzuwerben, war er nun, trotz aller Hemmnisse, unablässig bemüht. Wie früher in dem Kriege, so hatte nun sein Feuereifer die Kraft, die Unschlüssigkeit der gelehrten Welt zu beseitigen und auch in diese bisher isolirten Kreise deutschen Gemeinsinn zu bringen. Mai 1818 wurde der Plan dem deutschen Publicum angekündigt; 20. Jan. 1819 fand die erste große Zusammenkunft statt. Zu den angeworbenen Gelehrten gehörten: Büsching in Breslau, Dahlmann in Kiel, Docen in München, Eichhorn in Göttingen, Görres in Koblenz, die beiden Grimm in Kassel, Heeren in Göttingen, v. Hormayr in Wien, Hüllmann in Bonn, Niebuhr in Rom, Pertz in Hannover, Pfister in Türkheim, v. Raumer in Breslau, Rudhardt in Würzburg, Rühs in Berlin, v. Savigny in Berlin, A. W. Schlegel in Bonn, Fr. Schlegel in Wien, Schlosser in Heidelberg, J. Voigt in Königsberg. Alle diese Männer waren bald von dem patriotischen Geist und der wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit ihres Führers durchdrungen. Es dauerte Jahre lang, ehe man an den eigentlichen Anfang kam; mit ihm beginnt eine neue, fruchtbare Periode unserer Wissenschaft. Nicht blos, daß für das Studium der deutschen Geschichte jetzt erst die rechte Basis gewonnen wurde, alle diese Männer, zum Theil noch in der besten Jugendblüthe, machten eine Schule durch, die sittlich ebensowohl wie intellectuell den deutschen Gelehrtenstand auf eine früher nie geahnte Höhe erhob. Was sich später in der deutschen Geschichte auszeichnete, hat bis auf unsere Tage fast ohne Ausnahme diesem Unternehmen die erste Anregung zu danken.

Zu den auf dem Wartburgfest verbrannten Schriften gehörte Kotzebue's „Geschichte des deutschen Reichs". Die Berichte, welche dieser Possenreißer an den russischen Hof über deutschen Patriotismus einschickte, sowie seine Vertheidigung der Stourdza'schen Schrift hatten den Haß der Jugend gegen ihn bis zum Fanatismus gestachelt. „Wenn ich sinne", schreibt 5. Mai 1818 ein auffallend überspannter Student, C. L. Sand, in sein Tagebuch, „so denke ich oft, es sollte doch einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert in's Gekröse zu stoßen." Einige Monate später: „Soll die Geschichte unsrer Tage nicht mit ewiger Schmach bedeckt sein, so muß er nieder! In Angst und bittern Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkommt. Es zeigt sich trotz all meinem Gebet's keiner. Schriften und Reden wirken nicht, nur die That kann jetzt einen; möchte ich einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, unterhalten und mehren helfen!"

23. März 1819 kam er in Mannheim an, und ermordete Kotzebue mitten im Kreise seiner Familie. Kotzebue war 58 J., sein Mörder 24 J. alt.

De Wette, Professor der Theologie in Berlin, 39 J., schrieb 31. März an Sand's Mutter: „Die begangene That ist freilich nicht nur ungesetzlich und vor dem weltlichen Richter strafbar, sondern auch, allgemein betrachtet, unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Als Sittenlehrer kann ich nie zu solchen Handlungen ermahnen und rathen. Aber ist von der Beurtheilung einer geschehenen Handlung die Rede, so darf man nie das allgemeine Gesetz als Maßstab gebrauchen, sondern die Ueberzeugung und die Beweggründe des Handelnden. Nur nach seinem Glauben wird ein jeder gerichtet. — Der Irrthum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung, und die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn gewesen, bin ich fest überzeugt. Er war seiner Sache gewiß; er hielt es für recht, das zu thun, was er gethan, und so hat er recht gethan. — Er war ein sehr ruhiger und besonnener Mensch; es war die reinste Begeisterung, die ihn erfüllte. So wie die That geschehn ist, durch diesen reinen frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."

Das war der Fluch, daß wir den natürlichen Maßstab des Gewissens verloren, und uns gewöhnt hatten, die einfachsten Verhältnisse vom „höhern Standpunkt" zu betrachten, um nach Belieben damit umspringen zu können.

Der subjective Idealismus bestand schlecht seine Probe: nur daraus begreift sich die Uebertreibung nach der entgegengesetzten Seite hin. So verklagte Fouqué den Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust, der aus Frankreich kam: „das ist der irdisch listige, gierige Geist, entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn erdsücht'ger Menschen; am Boden fest in schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind für des Jenseit seliges Licht.“ — Die Acten des Sand'schen Processes gewähren einen traurigen Einblick in den Zustand so vieler junger Gemüther, die nach dem Ideal dürsteten und keinen gesunden Zug in ihrem Innern hatten: ein widerliches Gemisch von natürlicher Gutartigkeit und dem Hochmuth der Einfalt, der sich religiöser Floskeln bediente.

Im Schreck über die Ermordung Kotzebue's lenkt nun auch Gentz, 19. April 1819, in seinem Briefwechsel mit Ad. Müller, plötzlich ein. „Vergessen Sie jetzt auf einen Augenblick alles, was meine rebellische Vernunft Ihnen oft entgegengesetzt hat. Ich stelle mich auf einen höhern Standpunkt. Es fragt sich hier nicht, inwiefern meine Vernunft gebändigt werden kann; aber ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehen kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines jeden zu bändigen, und wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigne Vernunft als gesetzgebend ansehn will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist. Ohne Regel und Gesetz kann keine Gesellschaft gedacht werden. Diese Regel und dies Gesetz können aber keine Haltung haben, wenn sie von bloßer Willkür, sollte es auch die aufgeklärteste sein, ausgehn. Denn Willkür gegen Willkür, ist am Ende jeder gleich befugt, die seinige für die beste zu halten. Es muß ein höheres Gesetz geben. Das kann nur in der Religion zu finden sein, und zwar nur in einer Religion, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, welches, außer der christlichen, keine andre auch nur versucht hat. Selbst hier aber kann das höhere Gesetz keine feste Wurzel schlagen, wenn es nicht von einer fortdauernden gesetzgebenden Macht regelmäßig verwaltet wird. Es muß folglich eine Kirche bestehn; und in dieser Kirche muß Einheit und Unwandelbarkeit in allem Wesentlichen das erste Princip sein. Sobald man einmal zugiebt, daß die Vernunft des Einzelnen in Sachen der Religion nicht blos unter der Hand rebelliren (welches sich nicht immer vermeiden läßt), sondern für ihn selbst und gar für andre gesetzgebend werden kann, muß das Nämliche auch für alle Staatsverhältnisse gelten; und von dem Augenblick an fällt die Gesellschaft auseinander und alles sinkt in den wilden Naturzustand zurück. Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren: das heißt, jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehn. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dies Geschäft eingreifen darf, ist keine Ret-

tung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Uebel, unter welchen wir heute erliegen. Wäre er blos raisonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stelle im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wohl gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermeßlichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen. Wenn Einzelne im Volk, Fractionen des Volks, die Majorität des Volks u. s. f. die Kirche verstoßen durften, warum sollten sie den Staat nicht umstürzen, der, sobald einmal Vernunftautoritäten herrschen können, nicht um ein Haar heiliger ist als die Kirche? Wenn es keine höhere Autorität mehr giebt, als die Vernunft jedes Einzelnen, so muß die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft werden, und Intervallen von Ruhe und Ordnung können nur Ausnahme sein."

Das alles drückt allerdings nicht eine eigentliche Umwandlung der Gesinnung, sondern nur eine Veränderung des politischen Gesichtspunkts aus. Müller nimmt mit der gebührenden Wichtigkeit von der Thatsache Act. „Ihren Brief in seiner unvergleichlichen Klarheit betrachte ich nunmehr als die eigentliche Präliminarbasis aller künftigen Verhandlungen; auch zweifle ich, ob in diesem Jahrhundert überhaupt schon viel wichtigere Dinge geschehn sind, als das Ereigniß dieses Briefs." — Gentz fühlte sich nicht mehr blos als den Anwalt der guten Sache, sondern als den Mitbesitzer der Macht, und die Angriffe der Demokraten erschienen ihm als gegen ihn selbst gerichtet. Er hätte alles Denken gewaltsam unterdrücken mögen, da es ihn nur beunruhigte, wenigstens sollte das Schreiben gehindert werden. Der ehemalige Anwalt der Preßfreiheit ist nun ein Fanatiker für die Censur, und zwar in der verwegensten Bedeutung dieses Worts, denn er spricht im vollsten Ernst den Wunsch aus, daß für eine Reihe von Jahren aller Bücherdruck untersagt werde, mit Ausnahmen, welche eine Behörde in Wien festzustellen habe. Gentz hatte Furcht für sein Leben, und um sich vor dem politischen Meuchelmord zu sichern, wäre ihm jetzt auch der Katholicismus recht gewesen. Der Gedanke des Uebertritts ging ihm wieder durch den Kopf. Indeß ist es bei dem Gedanken geblieben. Müller verlangt von den Staatslenkern eine neue positive Schöpfung, und handelt im besten Glauben. So

absurd seine Vorschläge aussehn, er ist von ihrer alleinseligmachenden Kraft fest überzeugt, Gentz dagegen glaubt an nichts mehr; er will nur einen unausgesetzten Kampf gegen die Jakobiner, im Uebrigen möge man die Staaten lassen, wie sie sind, etwas Kluges werde doch nicht herauskommen. „Die Frage ist heute nicht, wie die Gesellschaft nach einem bessern, gottgefälligern Plan für die Zukunft zu bilden sein wird; unser einziges Geschäft ist und muß sein, sie vor der von bekannten und bestimmten Feinden ihr drohenden nahen Auflösung zu bewahren. In einem Ihrer Briefe habe ich zwar, nicht ohne geheimes Grauen, eine Aeußerung gefunden, woraus ich schließe, daß Sie selbst aus dem Abgrund der Zerstörung gewisse (höchst chimärische) neue Formen erwecken, die Ihnen lieber sein würden, als der ganze alte Wust, von welchem kein Jakobiner verächtlicher sprechen kann als Sie. Männer wie Sie dürfen keine Allotria mehr treiben, müssen denen, welche die schrecklichen Aufgaben zu lösen haben, mit der ganzen concentrirten Kraft ihrer Gedanken und ihrer Beredsamkeit beistehn. Das ist Ihr Beruf. Die innern Krankheiten werden uns nicht von heute zu morgen tödten. Das Dringendste ist, zu leben. Mit denen, welche uns vernichten wollen, müssen wir also zuerst fertig werden. Dann Kirche, Stände und Communen, und alles was Sie wollen." —

Der Groll, welchen Steffen's unbesonnener Kampf gegen die Turner bei fast allen alten Freunden geweckt hatte, steigerte nun auch seine eigne Hitze. Die neue Schrift, „Carricaturen des Heiligsten", leidenschaftlich gegen alle politischen Abstractionen gerichtet, enthält zugleich den Versuch, aus den natürlichen Gliederungen des Lebens, aus der religiösen Gemeinschaft und der Familie, naturwüchsig die Gliederung des Staats herzuleiten. Die Carricaturen waren: das System des Contrat social, Haller's „Restauration der Staatswissenschaft" und der herrschende Beamtenmechanismus In allen dreien, so entgegengesetzt sie scheinen, fand er den Ausdruck des nämlichen mechanischen Gedankens, der das Leben aus dem Tod, den Organismus aus dem Mechanismus herzuleiten sich vermißt. Einzelne Sätze geben besondern Anstoß: „Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staats ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben." — „Ohne Zünfte kein Bürgerstand, ohne unveränderlichen persönlichen Besitz kein Adel." — „Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen. Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit."

Görres fand in Kotzebue's Ermordung eine That, die ein helles Schlaglicht über den Zustand unsers Vaterlandes gewähre und eine erneuerte lebendige

Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bewirke. Sein „Teutschland und die Revolution" (Aug. 1819) enthält eine historisch-philosophische Auseinandersetzung der beiden widerstrebenden Principien, des conservativen und des revolutionären, die sich im Lauf der Weltgeschichte, im Staatsleben wie in der Religion und Poesie, geltend gemacht. Den Vertretern des einen gelte die Geschichte für einen fortgesetzten Sündenfall, den andern für eine beständige Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Görres giebt keiner dieser Parteien Recht, sondern sucht ein philosophisches Justemilieu herzustellen, in welchem beide Principien als mitwirkende Momente aufgenommen werden. Die Bibel, die Edda, die indische Mythologie, die Naturphilosophie wird ausgebeutet, um die einfachsten Begriffe in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Wenn man sich nach der Lectüre fragt, was man durch diese Fülle confuser Gelehrsamkeit für Einsicht in die wirklichen Verhältnisse gewonnen hat, so ist das Ergebniß sehr unbedeutend. Indeß in einem Punkt that die Schrift ihre Wirkung. In der Einleitung hatte Görres das seitdem wieder häufig angewandte Bild von der Cumäischen Sibylle, die dem Tarquin für denselben Preis einen immer geringern Werth anbietet, auf die Zeit angewendet, welche dem Widerstand der Fürsten gegenüber immer drohender ein Buch nach dem andern verbrenne, und zum Schluß war angedeutet, wie man aus der allgemeinen Gährung der Gemüther auf einen bald bevorstehenden Ausbruch schließen könne. Infolge dieser Prophezeiungen wurde das Buch mit Beschlag belegt und der Verfasser gezwungen, über den Rhein zu fliehn, wo er in Strasburg bei seinen alten Feinden Zuflucht fand.

Um einen Blick in die jämmerlichen Tracasserien der damaligen Censur zu thun, muß man in Börne's Schriften blättern. Er gab seit Juli 1819 in Frankfurt die „Zeitschwingen" heraus. „Ich werde mich einigem Spaß ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spaß verstehn. Ich habe merkwürdige Erfahrungen gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugespitzt; aber was geschah? Hatte ich behauptet, $2 \times 2 = 5$, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigne Meinung so verbreitet zu finden." Die Opposition verlief sich in Sticheleien, es kam ihr fast nur darauf an, den Censor zu täuschen; im Staat sah sie bald nichts mehr als die Anstalt, welche die Preßbedrückungen hervorrief. — Im Verdruß über die Leerheit dieses eitlen Streits warfen sich dann wohl liberale Schriftsteller ganz auf die Seite der Reaction. „Es ist das Hauptstreben meiner Vorlesungen," schreibt Raumer 15. Aug. aus Breslau, „die unseligen revolutionären Grundsätze, die sich Oben und Unten in tausend verschiedenen Gestaltungen fast in allen Ländern Europas blicken lassen, und unendlich reizender, geistreicher, natürlicher erscheinen als das alte

Hauskleid bürgerlicher Ruhe und Zufriedenheit, jene Grundsätze zu bekämpfen und durch alle denkbaren Gründe des Verstandes und geschichtliche Beispiele zu widerlegen. Die unselige Besserungswuth, welche sich ganz anders herausputzen kann als die bornirte Neigung, alles beim Alten zu lassen, hat Europa ruinirt. Nichts von allem was Gott geschaffen, findet Gnade vor ihren Augen. Die echte Geschicklichkeit zum Verbessern geht nur aus der Neigung zum Erhalten hervor."

Ein neuer politischer Mordversuch in Schwalbach, gegen den Geh. Rath Ibrell, verbreitete den Glauben an eine allgemeine Verschwörung. Was sich an Schmutz gemeiner Gesinnung unter der Oberfläche verborgen, trat nun dreist an's Licht; ein scheußliches Denunciationssystem machte ganz Deutschland unsicher. Oken wurde abgesetzt, die Papiere von Arndt, Jahn, Schleiermacher, Welcker, Reimer u. A. mit Beschlag belegt, selbst Gneisenau's Correspondenz überwacht.

Niebuhr, dessen nächste Freunde in Untersuchung gezogen waren, schreibt 25. Aug. aus Rom an Rühs: „Das Turnwesen, mit der Wichtigkeit, die man ihm gab, richtete die Knaben ganz verkehrt: es ist eben die Schuld der Regierung, daß sie die Augen nicht offen hatte und sah, daß daraus etwas Böses kommen mußte. Denn die Roheit und Anmaßung der Jugend ist etwas positiv Böses, wenn auch nimmer an einen Umsturz der bürgerlichen Ordnung gedacht werden sollte. Daß ein alberner Bursch einen Constitutionsplan geschrieben, darauf Wichtigkeit zu legen ist einfältig; aber wenn eine heranwachsende Generation mit plumpem Dünkel aufgeblasen ist, so kommt die Zeit, wo alles zusammenstürzt." — Auch Stein (30. Aug.) hält für nöthig, „daß unsere Professoren in Ordnung gehalten werden: ein hoffärtiger, unruhiger und seichter Geist beseelt sie, sie verbreiten verderbliche Grundsätze unter der Jugend."

31. Aug. wurde der Congreß zu Karlsbad geschlossen; man hatte die Sache ganz äußerlich gefaßt. Die Burschenschaft wurde verboten, die Presse einem strengen Repressivsystem unterworfen. 9. Sept. war das Schlußverhör gegen K. Sand, 20. Sept. nahm der Bundestag, mit Dank gegen Oestreich, die karlsbader Beschlüsse an; 30. Sept. wurde de Wette, dessen Brief veröffentlicht war, abgesetzt, weil der König erklärte, mit solchen Grundsätzen könne man nicht Lehrer der Religion sein. Er ging nach Weimar, wo er eine „christliche Sittenlehre" schrieb.

18. Oct. wurden die karlsbader Beschlüsse in Preußen publicirt. W. v. Humboldt, dem die Leitung der ständischen Angelegenheiten übertragen war, nannte in einer Eingabe, die er gemeinschaftlich mit Boyen und Beyme machte, diese Beschlüsse schändlich, und verlangte, Gr. Bernstorf in Anklage-

stand zu setzen. Es that keine Wirkung; die Censur wurde durchgeführt, die Turnplätze geschlossen.

25. Oct. eröffnete Fr. v. Raumer, 38 J., aus Breslau berufen, in Berlin seine historischen Vorlesungen; die „Hohenstaufen" rückten dem Abschluß näher. An demselben Tage starb Solger, 39 J. Raumer stand zwar gegen die Turner und Burschenschafter, aber als gemäßigter Liberaler spielte er fortan in der Hauptstadt eine Rolle. Auch Varnhagen, 34 J., kam als quiescirter Geheimrath mit Rahel aus Karlsruhe zurück, wo er Resident gewesen war: seitdem beginnt die stille Fronde seines von geistreichem Klatsch erfüllten Salons. Dahlmann, 34 J., damals Professor in Kiel und Secretär der Ritterschaft, entzog dem historischen Verein des Frh. v. Stein seine Theilnahme: er könne mit Ehren nicht mehr an einem Werk arbeiten, das unter dem Schutz des preußischen Staats stehe.

Auf dem neuen Congreß in Wien, 25 Nov., legte Gentz eine Denkschrift vor, worin er nachzuweisen suchte, mit der bekannten Verheißung seien nur Landstände gemeint: eine repräsentative Verfassung sei mit dem monarchischen Princip unverträglich. In Mainz wurde eine Centralcommission gegen die burschenschaftlichen Umtriebe eingesetzt. 26. Nov. wurde die Burschenschaft in Jena aufgelöst: „wir hatten gebauet ein stattliches Haus . . . und Gott hat es gelitten, wer weiß was er gewollt!" Das war eine nicht sehr productive Stimmung!

Auch wenn Uhland die Fürsten fragte: „vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht? an dem ihr auf den Knien laget und huldigtet der höhern Macht!" so sprach der Schluß des Gedichts nicht einen heiligen Zorn aus, sondern eine weiche bescheidene Hoffnung. Doch hatte er die Genugthuung, daß in seinem Würtemberg 26. Sept. die Verfassung verkündet wurde. Zur Feier derselben wurde sein „Ernst von Schwaben" gegeben. Im Anfang des nächsten Jahrs wurde er Abgeordneter, und heirathete, 33 J. alt.

25. Dec. wurde Boyen entlassen, 31. Dec. Humboldt und Beyme; die Reaction hatte völlig gesiegt. Humboldt verließ den politischen Schauplatz nicht ungern, und vertiefte sich sofort wieder in seine wissenschaftlichen Forschungen: am liebsten hätte er „auf allen Antheil an dem Drama der Zeitgeschichte verzichtet, um in entschiedner Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehn."

Alle Fassung ging verloren, als 13. Febr. 1820 der Herzog von Berry ermordet wurde. In jedem Liberalen witterte man einen politischen Menchelmörder, und seit dem Congreß von Troppau kann man sagen, daß Metternich mit seinem Repressivsystem Deutschland beherrschte.

Es ist eigen, wie sich Niebuhr in diesen Wirren stellte. Jede Auf-

lösung eines ernsten sittlichen oder gemüthlichen Verhältnisses ging ihm an die Seele. Es griff ihn innerlich an, wenn er würdige Männer in unsittlichem widerwärtigem Kampf begriffen sah; er fühlte darin tiefer, als die Betheiligten selbst. Seine leicht eintretende Verstimmung, die Schwarzsichtigkeit, die namentlich in den letzten Jahren seines Lebens mächtig über ihn wird, von der wir aber Züge schon in seiner Jugend antreffen, rührt zum Theil aus der Ueberspannung seiner Kräfte her. Die fieberhafte Abneigung vor der Revolution hing auf das innigste mit dem Lebensmotiv seiner Wissenschaft zusammen; seine reinliche Natur scheute sich zu sehr vor dem wüsten Wesen, das von Revolutionen unzertrennlich ist. „Das ist das Unglück der Revolutionen: der Gang der Begebenheiten reißt auch die Guten, die sich einmal hineinbegeben, mit fort; die Möglichkeit, sich ihrem Einfluß zu entziehen, ist nur bei einem eisenfesten Entschluß vorhanden, der nichts achtet und nichts scheut. Es ist eine schreckliche Erinnerung, eine Revolution erlebt und daran theilgenommen zu haben: man stürmt mit den Edelsten und bleibt mit den Buben vor der Bresche." — „Ich bin antirevolutionär; ich bin es aus Grundsatz, aber ich bin es auch aus Antipathie gegen die revolutionären Ideen, die mir an sich zuwider wären, so wie sie sich in schalen Köpfen erzeugen, wenn sie auch gar keine Folgen hätten. Dabei hege ich den allerentschiedensten Haß gegen den Despotismus, aber so, daß ich gegen ihn vom Dämon der Revolution nichts mag noch möglich denke. Man soll sich lieber resigniren, als wünschen, daß sich die Pforten der Hölle öffnen."

Niebuhr eiferte gegen die Pulverisirung aller geschichtlichen Individualitäten, die Auflösung der Nation in Atome und die blinde Massenherrschaft, auf welche, ohne es zu wollen, der damalige Liberalismus hinarbeitete. Er wollte die Vorzüge, die in der Regel ein Erbtheil des Adels sind, das individuelle Selbstgefühl und die Herrschaft der Sitte und Tradition, im ganzen Volk herstellen. Niebuhr hatte ganz Recht, daß man eine Verfassung nicht aus der Luft über einen beliebigen nationalen Inhalt breiten kann, daß sie sich vielmehr aus diesem heraus entwickeln muß; er hatte Recht, daß man nur frei ist als Glied einer organischen, durch Sitten, Traditionen und Interesse zusammengehaltenen Gemeinschaft, die man nicht beliebig wählen kann.

Im Kampf gegen die Abstractionen des staatlichen Absolutismus und der mechanischen Denkart des vorigen Jahrhunderts und anknüpfend an Burke, Görres, Adam Müller u. s. w. sucht Fr. Schlegel den Begriff des christlichen Staats festzustellen, durch welchen der in unselige Parteien zerspaltenen Menschheit das neue Heil erblühen sollte. Er giebt folgende Merkmale desselben an. Der christliche Staat ist ein Staat ohne Sklaven, und wo die Ehe als etwas Heiliges betrachtet und behandelt wird. Leibeigenschaft und

Hörigkeit widerstreiten nicht gegen das Christenthum. Der Staat ist nicht an sich heilig, sondern nur die Obrigkeit ist von Gott, die gerechte wie die ungerechte. Der christliche Staat hat vermöge seiner positiven Natur eine entschieden friedliche Tendenz, und die christliche Gerechtigkeit ist zugleich auf ein System der Billigkeit gegründet. Das starre Recht gehört dem absolutistischen und heidnischen Staat an. Das Christenthum geht nicht, wie ein System der Philosophie, von einem selbsterdachten Begriff des Staats aus, sondern von der factisch bestehenden Obrigkeit und von dem nothwendigen Gehorsam gegen dieselbe, ohne Rücksicht darauf, daß die obrigkeitliche Macht mit Härte und Ungerechtigkeit verwaltet wird, oder als ob der legitime Ursprung der factisch bestehenden Staatsgewalt erst weiter untersucht und nach allgemeinen Rechtsbegriffen geprüft werden müsse. Das Christenthum hat eine entschiedene Tendenz zur Monarchie. Das römische Recht ist das abstracte, aus dem Begriff ohne alle Rücksicht auf Nebenumstände hergeleitete, unerbittliche Recht; das christliche Recht dagegen ist das historische, auf dem factischen Bestand, den eigenthümlichen Sitten und Localverhältnissen positiv beruhende und geschichtlich daraus hervorgegangene Recht. Daher hat es sich auf deutschem Boden am natürlichsten entwickelt, denn auch das germanische Recht ist seinem Ursprung nach größtentheils ein historisches Recht des Herkommens gewesen; dagegen ist ihm das römische Recht seiner innersten Natur nach entgegengesetzt. Der christliche Staat erkennt das rechtliche Dasein der Corporationen an, und beruht selbst auf ihrem organischen Zusammenwirken. Der auf Corporationen beruhende ständisch-monarchische Staat ist dem modernen Repräsentativstaat entgegengesetzt. Unter den vom Staat anerkannten Corporationen nimmt die Kirche die erste Stelle ein. Der Papst ist der wachsame Volkstribun der Christenheit zu Gunsten aller Unterdrückten und Beeinträchtigten, und seine Anhänger, die Welfen, sind die wahren Liberalen des Mittelalters, während die Ghibellinen in ihrer Opposition gegen das religiöse Gefühl auch alle sittliche Würde einbüßten. Die Wiederaufnahme des ständischen Staats auf Grundlage der ständischen Corporationen und einer unabhängig fundirten Kirche ist die einzige Rettung vor jenen willkürlichen Ausgeburten der revolutionären Theorie, welche mit der Verwerfung und Vernichtung alles historisch Begründeten beginnen, alles eigenthümlich Locale in Sitten und Provinzialeinrichtungen verschmelzen, sowie die geschichtlich, factisch und rechtlich begründeten Stände und Corporationen aufheben wollen und nichts Bestehendes zu achten wissen, indem sie den ganzen Körper der bürgerlichen Gesellschaft erst in seine einzelnen Staatsatome oder Individuen zerschlagen, und diese Atome dann in Masse bald nach dieser, bald nach jener Richtung in Bewegung setzen.

„Fr. Schlegel," erzählt Atterbom, der ihn in Wien besuchte, „ist von seinem Fetma und seiner eingebildeten Staatsmannschaft wie von einer undurchdringlichen Mauer umgeben. Mir kam er mehr aufgeputzt wie imposant vor. Ursprünglich hat er ein recht angenehmes und geistreiches, aber von Ueberfülle prälatisch aufgedunsenes Gesicht, ist bedeutend kürzer, aber 4—5 mal dicker wie ich. Er spricht, theils aus physischer Bequemlichkeit, theils weil er glaubt, daß ein gewisser mystischer Nimbus immer einen Staatsmann umgeben muß, meist in räthselhaften Mienen und Geberden, welche nur dann und wann ihre Bedeutung in einen Orakelspruch concentriren. Das Schlimmste ist, daß die alten Perücken Wiens, unter denen er Sitz und Stimme zu erlangen strebt, ihm immer noch nicht recht trauen: obgleich er sich ihnen äußerlich immer mehr gleich macht, sehen sie immer noch den wilden Renommisten aus den Tagen des Athenäums in ihm." Z. Werner, dessen Predigten viel Beifall fanden, besuchte ihn oft.

Die Naturphilosophen fanden sich seit 1820 in Erlangen zusammen: Schelling, Schubert; der Mytholog Kanne; an sie schlossen sich die Juristen Stahl und Puchta an. Jacobi war 10. März 1819 in München, 76 J., Stolberg 5. Dec. 1819 in Münster, 69 J., gestorben.

Nur mit Widerstreben hatten die Monarchen der heiligen Allianz die Völker zur Mitbetheiligung an dem Werk der Befreiung aufgerufen; die ernste Kritik des nationalen Princips konnten die bestehenden legitimen Staaten nicht ertragen. Am bedenklichsten war es für Oestreich. Die Franzosen waren vertrieben, aber nun meldeten sich die Griechen, die Italiener, die Spanier, die Polen, und verlangten nach nationaler Unabhängigkeit, und der Begriff der deutschen Nation empörte sich gegen die bestehenden Fürstenthümer von Flachsenfingen und Krähwinkel, in sehr unreifen und ungebildeten Formen. Im Frühling 1821 bildete sich ein Geheimbund von deutschen Studirenden, die sich zu unbedingtem Gehorsam gegen unbekannte Obere verpflichteten, und in feierlichen Paragraphen die Verräther mit dem Tode bedrohten. Die Regierungen, die selbst nichts schaffen konnten, betrachteten diese lächerlichen Symptome mit kläglicher Angst; Untersuchungen wurden eingeleitet, denen sich z. B. Steffens, damals Rector in Breslau, mit dem subjectiven Idealismus einer schönen Seele, d. h. sehr im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Rechtsgefühl, unterzog. Man stellte das Dogma auf, daß von allen leeren und gleisnerischen Phrasen, deren sich der Dämon der Revolution bediente, die Phrase der Nationalität die leerste und gleisnerischste sei. Die Italiener schlug Oestreich zu Boden, den Führer des griechischen Aufstandes schlug Oestreich in Fesseln. Nun aber regte sich das deutsche Gemüth; die eigne Unterdrückung hatte man ertragen, aber daß die

Erben von Homer und Sophokles, von Themistokles und Cimon den Barbaren zur gräßlichen Metzelei ausgeliefert werden sollten, das fiel hart; die alten classischen Neigungen wachten wieder auf und man besang die Helden der Maina und des Archipelagus. Jetzt hätte Hölderlin's Hyperion wieder Boden gefunden, wenn er nicht bereits ganz verschollen gewesen wäre. Die schönsten dieser Lieder sind von W. Müller, damals 26 Jahr alt. Er war aus Dessau gebürtig, hatte in Berlin studirt, den Feldzug mitgemacht und sich eine Zeit lang in Italien aufgehalten. Die „Gedichte aus den Papieren eines reisenden Waldhornisten" erschienen gleichzeitig, und bald darauf hauchte Franz Schubert seinen „Müllerliedern" und seiner „Winterreise" jene wundervollen aus der Tiefe der Seele hervorgequollenen Klagetöne ein, die leben werden, so lange von einem deutschen Lied die Rede ist. Wir denken heut nicht ganz mit dem gleichen Respect über das verschmitzte Geschlecht, das sich Hellenen nennt, aber für die deutsche Poesie war es ein unnennbarer Gewinn, daß sie endlich die ewigen Rosen und Nachtigallen, die Kapellen und Gelbveiglein einen Augenblick aus dem Sinn ließ und sich um einen kräftigeren Ton, um neue lebendige Stoffe bemühte. Das Lied von dem mit Leichen gestopften, mit Blut getränkten Archeloos ist nicht gerade politisch, aber es ist schön.

Noch war der Muth der Revolution nicht concentrirt, die Unruhen wurden überall unterdrückt, und ein geschärftes Reactionssystem war das einzige Resultat. Die Wirkung auf Görres ist ganz eigenthümlich. In „Europa und die Revolution" werden zwar die Höflinge, welche die Fürsten in eine böse Richtung verleiten, noch ziemlich scharf angegriffen, allein von der alten Siegesgewißheit ist keine Spur mehr. Das Buch beginnt mit der Erklärung, die Völker hätten so alles Maß überschritten, daß man sich versucht fühlen müsse, nunmehr auf Seite der Fürsten zu treten. Der Grund dieser Wendung kann in nichts Anderm gesucht werden als in den neuen Kräften, die auf beiden Seiten auf den Schauplatz traten. Die Leiter der Revolution waren nicht mehr ausschließlich jene volksthümlichen Romantiker, die frommen und tugendsamen Burschenschafter, sondern freche Aufklärer in der französischen Manier, und die Sache der Fürsten wurde zum Theil durch geistreiche Männer vertreten, die der Romantik nicht fern standen. Görres wußte sich in diesen Gegensätzen nicht zurecht zu finden, es fehlte ihm ein sicherer Inhalt des Glaubens. Für die politischen Wirren in Deutschland sah er keinen Ausweg, er gab es also überhaupt auf, nach einem politischen Ausweg zu suchen, und fand in der Herrschaft der Kirche über die in ihrem Fundament erschütterten Staaten die sicherste Zuflucht für das nothleidende Menschengeschlecht. In dem Inhalt seiner Ueberzeugungen hatte er sich sehr geändert, die Form seines

Denkens war die alte geblieben: er stand noch immer auf dem Boden jener Zeit, wo es galt, dem Gefühl und der Einbildungskraft Recht gegen die Anmaßung des gesunden Menschenverstandes zu verschaffen; wo jedes Individuum, das auf die Tiefe und die Stärke seines Gefühls etwas hielt, sich in Reden und Weissagungen erging, und das innere Bedürfniß hatte, sich in Aphorismen über die Natur Gottes und der Welt auszusprechen. Nun hatte aber das subjective Ideal sich der raschen Jugend bemächtigt, es hatte einem Fanatiker den Dolch in die Hand gedrückt, und man erkannte, daß die Mystik ebenso zu fürchten sei als die Aufklärung.

Ein Ausdruck dieser Reaction ist die Stellung, welche Hegel in Berlin einnahm. Die Philosophie begriff die Unpopularität als ihre erste Pflicht, sie gab die Ansprüche an das Gefühl und die Willenskraft auf. Man hörte nur, daß sie im Gegensatz gegen die Aufklärung alles Wirkliche zu begreifen und zu rechtfertigen behaupte, daß sie die Dreieinigkeit und die absolute Monarchie in Schutz nehme, daß sie deshalb von der Regierung begünstigt werde, und der Liberalismus mißbilligte sie, ohne sie zu kennen. Zwar trat von Zeit zu Zeit einer der Eingeweihten auf, das Publicum über ihr Wesen zu unterrichten, aber viel mehr Anklang fand der Mythus, daß Hegel nur von Einem verstanden sei und von diesem mißverstanden.

Bei der wachsenden Zahl seiner unmittelbaren Schüler gab er seine schriftstellerische Thätigkeit zu Gunsten seiner Katheederpraxis fast völlig auf. Einer seiner geistvollsten Schüler, Hotho, hat von seinen damaligen Vorlesungen eine anziehende Schilderung gegeben. — Die früh gealterte Figur war gebeugt, doch von ursprünglicher Ausdauer und Kraft, weder von imponirender Höhe noch von fesselnder Anmuth. Ein Zug altbürgerlich ehrbarer Geradheit war das Nächste, was sich bemerkbar machte. Fahl und schlaff hingen alle Züge wie erstorben nieder; keine zerstörende Leidenschaft, aber die ganze Vergangenheit eines Tag und Nacht immer fortarbeitenden verschwiegenen Denkens spiegelte sich in ihnen, und hatte Stirn, Wangen und Mund gefurcht. Abgespannt, grämlich sitzt er auf seinem Lehrstuhl, mit niedergebücktem Kopf in sich zusammengefallen, immerfort sprechend, blättert und sucht er in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten stört allen Fluß der Rede; jeder Satz steht vereinzelt da und kommt, mit Anstrengung zerstückt und zusammengeworfen heraus; jedes Wort, jede Silbe löst sich nur widerwillig los, um von der metallosen Stimme in schwäbisch breitem Dialekt, als sei jedes das Wichtigste, einen wundersam gründlichen Nachdruck zu erhalten. — Stockend begann er, strebte weiter, fing noch einmal an, hielt wieder ein, sprach und sann, das treffende Wort schien immer noch zu fehlen, und doch war es unvermerkt schon ausgesprochen. Nun

hatte man die klare Bedeutung eines Satzes gefaßt, und hoffte weiter zu schreiten. — Vergebens. Der Gedanke, statt vorwärts zu rücken, drehte sich mit ähnlichen Worten stets wieder um denselben Punkt. — Im Erzählen scheiterte er auf fast komische Weise; gerade im Faßlichsten wurde er schwerfällig und ermüdend, im Tiefsten dagegen bewegte er sich mit großartig selbstgewisser Behaglichkeit. Dann erst erhob sich die Stimme, die Wortfülle wurde sprudelnd, mit treffend malenden Eigenschaftswörtern konnte er nicht enden, und doch war jedes neu, unerwartet und so kernhaft, daß sich das Ganze, zu welchem die einzelnen bunt durch einander gewürfelten Züge sich rundeten, um nie wieder entschwinden zu können, dem Gedächtniß einzwang.

Wenn er im Uebrigen sein System nur in den Vorlesungen verarbeitete, so machte er mit der „Rechtsphilosophie" eine Ausnahme. In der Vorrede zu diesem Buch (1821) steht das viel berufene Wort: „Alles Wirkliche ist vernünftig, und alles Vernünftige ist wirklich." „Das was ist, zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie; was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein Sohn seiner Zeit; so ist auch die Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt. Es ist ebenso thöricht, zu wähnen, irgend eine Philosophie gehe über ihre gegenwärtige Welt hinaus, als ein Individuum überspringe seine Zeit. Geht seine Theorie in der That darüber hinaus, baut es sich eine Welt, wie sie sein soll, so existirt sie wohl, aber nur in seinem Meinen, einem weichen Element, dem sich alles Beliebige einbilden läßt. Zum belehren, wie die Welt sein soll, kommt die Philosophie allemal zu spät, als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und sich fertig gemacht hat. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug."

Es ist theoretisch vollkommen richtig und ein wichtiger Fortschritt gegen den subjectiven Idealismus, der mit seinen Ueberzeugungen und Einfällen die Welt von vorn anfangen möchte, zu begreifen, daß die Vernunft wirklich die Welt regiert, und immer regiert hat; daß eine Idee, die sich nicht verwirklichen kann, auch den Namen der Idee nicht verdient. Der scharfe Ton gegen den revolutionären Zug, der durch die Welt ging, gegen die Vermessenheit des subjectiven Meinens, gegen die leeren Phrasen und die knabenhaften ungebildeten Versuche excentrischer Köpfe läßt sich aus der Richtung der Zeit wohl begreifen. Aber praktisch läßt sich aus jenem Satz nichts machen. Das Wirkliche fließt ebenso wie das Vernünftige, und wenn es schwer sein mag, in jedem Augenblick zu unterscheiden, was objectiv vernünftig, so ist es noch schwerer zu erkennen, was in jedem Augenblick objectiv wirklich ist. In der

Stimmung, in welcher Hegel die Rechtsphilosophie schrieb, war ihm allerdings die augenblickliche Ordnung gegen die subjectiven Gelüste der Jugend das Wirkliche. Aber das war doch nur eine empirische Auffassung, die einer ernsthaften Collision gegenüber nicht Stich halten konnte. Eine Philosophie, die sich außer Stand erklärt, nach den gegebenen Daten von dem, was kommen soll, die Vernunft herauszufinden, macht sich eine Illusion, wenn sie in dem Fertigen und Gewordenen die Vernunft nachzuconstruiren sucht. Freilich realisirt sich die Idee nicht außerhalb, sondern innerhalb des wirklichen Lebens, aber eins der Hauptmittel, durch welches sie sich realisirt, ist der schaffende Gedanke, der die Zukunft voraus nimmt.

Das Buch ist noch merkwürdig durch die Paradoxie, mit welcher der Staat als die absolute Wirklichkeit des Rechts, als die Verwirklichung der Freiheit über die Gesellschaft und die Sittlichkeit emporgehoben wird. Der Staat ist das Gefäß, welches die ganze Wirklichkeit umfassen soll. Zum echten Staat gehört nach Hegel die monarchische Form, die parlamentarische Vertretung, das lebendige Fortleben des Rechts durch Geschworene; er faßt diese Bestimmungen aber sehr formal auf, und unterschätzt die lebendigen Kräfte, die sich in ihnen regen. — Fast jeder politische Begriff wurde in diesem Buch durch seine Dialektik umgewandt, vielseitiger zur Anschauung gebracht, tiefer begründet; die wissenschaftliche Haltung wurde aber beeinträchtigt durch die Vorliebe für die Form des Staats, in dem Hegel gerade lebte. Der preußische Staat des Jahres 1821 mit seiner geordneten Verwaltung, seinem großen Blick, seiner Richtung auf Intelligenz und Wissenschaft, seiner Achtung der individuellen Freiheit, so weit sie nicht mit der allgemeinen Zucht collidirte, schien ihm damals wirklich das Bild des echten Staatslebens. Gegen den Dünkel der Weltverbesserer, die an dieser festen Ordnung rütteln wollten, z. B. Fries, dessen „Julius und Evagoras" damals erschien, sprach er sich mit namenloser Härte aus, und billigte die polizeilichen Gewaltmaßregeln gegen Ungehorsam und Demagogie. Altenstein wußte seine Unterstützung wohl zu schätzen, er verstattete ihm einen großen Einfluß auf die Leitung des Erziehungswesens, und ging so weit, Hegel's literarische Gegner zu seinen Gunsten in ihrer Lehrfreiheit zu beeinträchtigen; so als ein junger Privatdocent, Beneke, in der „Erfahrungs-Seelenlehre als Grundlage alles Wissens" und in der „Grundlage zur Physik der Sitten" den bisherigen Weg der Speculation zu verlassen und in die Richtung der exacten Wissenschaften einzulenken suchte. Beneke war 23 J. alt; seine Versuche haben in Gemeinschaft mit denen Herbarts eine Generation später die Basis einer neuen Philosophie gebildet.

In derselben Weise wie in der „Rechtsphilosophie" verlangte Hegel

von der Religionsphilosophie, sie solle nicht einen neuen Begriff der Religion sich ausklügeln, sondern die Religion, wie sie ist, erkennen. In seinen Vorlesungen suchte er den historisch aufgenommenen Stoff des Christenthums in die Form des Begriffs zu redigiren. Der Inhalt der Religion, wie der Wissenschaft und Kunst ist das Absolute. Wo sie echt sind, können sie sich in ihrem Inhalt nicht von einander unterscheiden. Der Gegensatz liegt nur in der Form: die Religion giebt das Absolute in der Form der Vorstellung, die Wissenschaft giebt es in der Form des Begriffs. Wenn Kant in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" das, was außerhalb dieser Grenzen lag, an seinen Ort gestellt sein ließ, und sich beschied, nur einen Theil des Ganzen nachzuconstruiren, so vermaß sich Hegel, die gesammte Dogmatik in die Form des Begriffs aufzunehmen, und die härtesten Dogmen, die dem gesunden Menschenverstand am meisten zu widersprechen schienen, waren ihm gerade die gelegensten. Nur auf das Wissen vom Absoluten, nur auf die geordnete Kirche kam es ihm an: „die Philosophie denkt, was das Subject als solches fühlt, sie überläßt es demselben, sich mit seinem Gefühl darüber abzufinden." Die Frömmigkeit als solche gehört nicht in die Wissenschaft. „Der Mensch weiß nur von Gott, insofern Gott im Menschen von sich selbst weiß; dies Wissen ist Selbstbewußtsein Gottes, aber ebenso ein Wissen desselben vom Menschen. Und dies Wissen Gottes vom Menschen ist Wissen des Menschen von Gott; der Geist des Menschen, von Gott zu wissen, ist nur der Geist Gottes selbst." Klingt das nach dem Anfang des Evangeliums Johannis, so sieht es in andern Stellen beinah so aus, als wäre Gott erst in der Augsburger Confession zur völligen Klarheit über sich selbst gekommen.

Jede Philosophie wird bedingt durch Beziehungen auf Gegensätze, die in der Zeit liegen. Hegel's Philosophie bestimmte der doppelte Gegensatz gegen die Rationalisten und gegen die Romantiker. Die ersteren stellten in der Geschichte eine allmähliche Fortbildung der Menschen bis zu der Höhe des gegenwärtigen Zeitalters dar, in welchem man Spitäler, Arbeitshäuser und Baumwollenmaschinen anlegte, nebenbei den guten Gott im Himmel walten ließ, damit nicht die Erde eines Morgens aus ihren Angeln fiele, und sich mit der Hoffnung auf eine weitere Fortsetzung der irdischen Bestrebungen in einem Jenseits vertröstete, wo man Krankheiten nicht ausgesetzt wäre und sich schneller von einem Ort zum andern bewegen könne, um die Mechanik des Himmels in Augenschein zu nehmen. Was in diesen Zusammenhang nicht passen wollte, wurde als Irrthum, Betrug oder Leidenschaft beklagt, und Alexander der Große nicht weniger aus dem normalen Lauf der Geschichte ausgestrichen, als Christus oder Mahomed. Für die Romantiker war der paradiesische Zustand, wo der Mensch noch mit den Göttern verkehrte, der ur-

sprüngliche, und der weitere Verlauf der Geschichte ein fortgesetzter Sündenfall, mit Ausnahme des Christenthums, welches in die Welt kam, sie zu erlösen, ohne in dieser Absicht sehr glücklich zu sein, da augenblicklich der Krebsgang wieder anging, und namentlich seit der Reformation die Menschheit dem Abgrund entgegenstürmte. Hegel bekämpfte den Rationalismus wegen der Dürftigkeit und Roheit der Abstraction, mit denen derselbe in dem reichen Leben des Christenthums aufgeräumt hatte. Er bekämpfte die Schleiermacher'sche Schule, welche die Religion in Stimmung und Empfindung auflöste, ebenso entschieden, wie die Kantische, die nur das Sittengesetz des Christenthums wollte gelten lassen und von den höchsten Angelegenheiten der Menschheit das Denken ausschloß. Er fand in dem Christenthum der Kirchenväter und Scholastiker ein tiefsinniges System des Gedankens, und brachte dasselbe, seiner endlichen Beziehungen entkleidet und auf seine metaphysische Form zurückgeführt, in einen innern Zusammenhang; wobei ihm freilich begegnete, was bei keinem theologischen System zu vermeiden ist, daß zwar in dieser Concordia discordantium canonum alle Stichwörter vorkamen, die sich irgendeinmal in der christlichen Entwicklung geltend gemacht, daß aber eben daraus ein Durcheinander entstand, welches den Kern keiner der christlichen Entwicklungsphasen traf. Dieses moderne Christenthum schwebte über Zeit und Raum im Aether der reinen Gedanken: was eigentlich die religiöse Entwicklung bestimmt hatte, Liebe, Haß, Furcht, Leidenschaft, fand in diesem Grau in Grau gemalten Bild keine Stelle.

Niemand war über diese Entdeckung des speculativen Inhalts im Christenthum mehr betroffen, als die Theologen. Zwar kam es ihnen ganz gelegen, wenn ihre Gegner, welche sie bis dahin nur der Gemüthlosigkeit hatten zeihen können, von einem hochgebildeten Geist auch als flach und trivial verspottet wurden. Aber es wurde ihnen unheimlich dabei. Das Mystische ihrer Dogmen war ihnen nicht unbequem, denn sie sollten ja eben über die menschliche Vernunft hinausgehn; aber das Mystische in den neuen Erläuterungen setzte sie in Verwirrung. Es war ihnen ganz recht, wenn sich Hegel der Dreieinigkeit annahm, aber daß er sie durch die Identität des Ansichseins, des Fürsichseins und des Anundfürsichseins erklärte — die alten Herren schüttelten die Köpfe, sie konnten sich nicht hineinfinden. Hegel's christliche Ideen verwandelten sich in Speculationen von geistigem Gehalt, die nichts Jenseitiges an sich trugen, und während in der Theologie das Christenthum die Widerlegung der heidnischen Weltanschauung war, mußte es jetzt die idealen Vorstellungen auch des Heidenthums in sich aufnehmen, um jene Totalität des Geistes darzustellen, die es zur absoluten Religion stempeln sollte. Das Verderbniß der Natur und die Erlösung durch ein Wunder, die Grundzüge des

Christenthums, wurden aufgegeben oder in einem neuen Sinn aufgefaßt. Dem specifischen Christen ist die Offenbarung ein Wunder, d. h. das Eintreten einer fremden Macht in den Fortgang der Weltgeschichte, an dem sie sich bisher nicht betheiligt; die absolute Unterbrechung des natürlichen Zusammenhangs der Dinge: für Hegel ist das Christenthum, die Offenbarung, die Menschwerdung Gottes u. s. w. eine ebenso nothwendige Evolution des menschlichen Geistes in seinem Streben nach dem Absoluten, als jede andere Evolution in der Weltgeschichte.

Aber in einem wichtigen Punkt hob Hegel den Contrast des historischen Christenthums gegen den Naturlauf hervor. Alle früheren Religionen, unter den später entstandenen auch die muhamedanische, sind Bejahungen des natürlichen Lebens: es wird in ihnen als göttlich gezeigt, was der Mensch mit natürlicher Lust umfängt. Im Gegensatz dazu ist das Christenthum die absolute Verleugnung des natürlichen Lebens, die Zerknirschung der unmittelbaren Wünsche, die tiefste Demüthigung des Geistes, der sich als sündhaft und unselig erkennt. Hegel ging freilich nicht so abstract zu Werke, daß er nur diese eine Seite des Christenthums hervorgehoben hätte, aber sie war es, die er mit Recht für die Zeit seiner Erscheinung in der Welt als die charakteristische bezeichnete. Von Seiten neuerer Philosophen, wie früher von Seiten unsrer classischen Dichter, ist nun dieser Gegensatz so aufgefaßt worden, als ob die andern Religionen, insofern sie das natürliche Leben bestätigten, dem Christenthum vorzuziehn seien. Hegel hat anders entschieden, und mit Recht. Alle andern Religionen waren durch ihre Natürlichkeit an die Volksindividualität, der sie angehörten, gebunden, sie lebten mit ihr in einseitiger Blüte und gingen mit ihr unter; das Christenthum allein, weil es das individuelle natürliche Leben verleugnete, war die Macht, die zur Zucht der gesammten Welt berufen und befähigt war. Es war dem tiefen Blick Hegel's angemessen, daß er diese welthistorische Macht nicht aus dem Judenthum herleitete, sondern aus dem weltbeherrschenden Römerreich. Das Judenthum lieferte den Stoff, aber erst indem das Römerthum sich desselben bemächtigte, erhob es diesen Stoff zur treibenden Kraft der gesammten Weltentwicklung. Die römische Welt in ihrer Rathlosigkeit und in dem Schmerz des von Gott Verlassenseins hat den Bruch mit der Wirklichkeit und die Sehnsucht nach einer Befriedigung, die nur im Geist innerlich erreicht werden kann, hervorgetrieben, und den Boden für die geistige Welt bereitet. Sie war das Fatum, welches die Götter und das heitere Leben in ihrem Dienst erdrückte, und die Macht, welche das menschliche Gemüth von aller Besonderheit reinigte; sie hat die besondern Freiheiten und die beschränkten Volksgeister unterdrückt, so daß die Völker den Göttern abtrünnig wurden und zum Bewußsein ihrer Schwäche

und Ohnmacht kamen, indem ihr politisches Leben von der einen allgemeinen Macht vernichtet wurde. Im römischen Pantheon werden die Götter aller Völker versammelt, und vernichten einander dadurch gegenseitig, daß sie vereinigt werden. Diese abstracte Macht brachte ungeheures Unglück und einen allgemeinen Schmerz hervor, einen Schmerz, der die Geburtswehe des Christenthums sein sollte. Die Unterschiede von freien Menschen und Sklaven verschwinden durch die Allmacht des Kaisers, innerlich und äußerlich ist aller Bestand zerstört, und ein Tod der Endlichkeit eingetreten, indem die Fortuna des einen Reiches selbst auch unterliegt. Die Buße der Welt, das Abthun der Endlichkeit und die im Geist der Welt überhandnehmende Verzweiflung, in der Zeitlichkeit und Endlichkeit Befriedigung zu finden, — das alles diente zur Bereitung des Bodens für die wahrhaft geistige Religion, einer Bereitung, die von Seiten des Menschen vollbracht werden müßte, damit „die Zeit erfüllt werde".

Einen entgegengesetzten Weg schlug Schleiermacher's „Darstellung des christlichen Glaubens nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" ein. Wenn Hegel die christliche Dogmatik zur Speculation zu verklären suchte, so bemühte sich dieser, die christliche Ethik mit dem gebildeten Gefühl zu vermitteln. Er hielt an seiner alten Ueberzeugung fest, aus dem Interesse der Frömmigkeit könne nie ein Bedürfniß entstehn, eine Thatsache so aufzufassen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben werde; die Meinung sei widersinnig, als ob die Allmacht sich größer zeigen sollte in den Unterbrechungen des Naturzusammenhangs. „Um unsers Gebets willen wird in dem von Gott angeordneten Lauf der Dinge nichts geändert: die Wirkung des Bittgebets ist nur, daß wir aufhören, mit Heftigkeit nach dem Besitz des irdischen Guts zu verlangen oder die Abwendung eines Uebels zu wünschen; daß wir Muth bekommen, wenn es Gott beschlossen hat, zu entbehren und zu dulden. Ueberhaupt ist das Bittgebet nur eine untergeordnete Form des Gebets, und bestimmt, in jenes Beten ohne Unterlaß, d. h. die Gegenwart des Gedankens an Gott auf allen Gebieten unsers geistigen Lebens, überzugehn."

Die Glaubenslehre sollte nicht argumentiren, sondern nur Thatsachen dem Bewußtsein bloßlegen, hauptsächlich die innere Erfahrung von der Erlösung durch Christus, d. h. von der durch die Lebensgemeinschaft mit Christus im Glauben ihm zu Theil gewordenen Leichtigkeit, alle Regungen seines sinnlichen Bewußtseins mit dem Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott zu durchdringen. Auf die Metaphysik des Christenthums, für Hegel die Hauptsache, ging Schleiermacher nur flüchtig ein; es kam ihm nur darauf an, das religiöse Gefühl in seiner Reinheit darzustellen. Ein großer Theil des alten dogmatischen Materials wurde über Bord geworfen, und der übrigbleibende Kern aus der

äußerlichen supranaturalistischen Hülle ausgeschält. Mit sicherm Takt hob das religiöse Gefühl alles für den Glauben Wesentliche hervor, während die dürren Aeste der Dogmatik mit dem scharfen Messer der Kritik weggeschnitten wurden. Den Mittelpunkt des Glaubens fand Schleiermacher nicht, wie Hegel, in der Dreieinigkeit, sondern in der Erlösung, die er aus der alten juristischen Stellvertretungslehre zu einer geistigen Lebensgemeinschaft mit Christus läuterte. „Da wir das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl als ein solches haben, welches einen Moment erfüllen kann sowohl in Verbindung mit dem theilweisen und bedingten Abhängigkeitsgefühl als mit dem theilweisen und bedingten Freiheitsgefühl; da in diesem Ineinander von bedingter Abhängigkeit und bedingter Freiheit, oder theilweiser Ursächlichkeit und Leidentlichkeit, unser Selbstbewußtsein das endliche Dasein überhaupt repräsentirt; immer aber, wenn irgendwo Abhängigkeit oder Leidentlichkeit gesetzt ist in einem Theil des endlichen Seins, dann in einem andern Selbstthätigkeit und Ursächlichkeit gesetzt ist, worauf jene bezogen wird, und dies gegenseitig auf einander Bezogensein von verschieden vertheilter Ursächlichkeit und Leidentlichkeit den Naturzusammenhang bildet: so folgt nothwendig, daß das unser schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl Begründende, d. h. die göttliche Ursächlichkeit, sich soweit erstreckt als der Naturzusammenhang und die darin enthaltene endliche Ursächlichkeit, mithin dieser dem Umfang nach gleich gesetzt ist. Da sich ferner das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl zu dem partiellen Abhängigkeitsgefühl gerade ebenso verhält, wie zu partiellem Freiheitsgefühl, mithin der zwischen diesen beiden bestehende Gegensatz in Beziehung auf jenes verschwindet; die endliche Ursächlichkeit aber nur vermittelst ihres Gegensatzes zu der endlichen Leidentlichkeit das ist, was sie ist: so ist folglich auch die göttliche Ursächlichkeit der endlichen entgegengesetzt." — Man sieht aus dieser Stilprobe, wie schreiendes Unrecht man Hegel thut, wenn man ihn ausschließlich für die Scholastik der Sprache verantwortlich macht. —

Von der größten Wichtigkeit waren Schleiermacher's Forschungen über die Quellen des Christenthums. Lessing's Hypothese eines verloren gegangenen Urevangeliums, der Quelle unserer Synoptiker, war durch Eichhorn wissenschaftlich weiter geführt; durch Wolf's Homerische Forschungen angeregt, hatte Gieseler anstatt der schriftlichen Aufzeichnung eine mündliche Tradition vermuthet. Dieser Meinung schloß sich Schleiermacher an: die Ueberlieferung sei ohne Reflexion entstanden, gleich zu Anfang nach zwei Kreisen gesondert, dem von Jerusalem und dem von Galiläa. Diese mündliche Ueberlieferung wurde bald schriftlich fixirt durch Aufzeichnung einzelner Theile der evangelischen Ueberlieferung. Diese kleinern Schriftstücke (Diegesen) standen gleichsam in der Mitte zwischen der mündlichen Verkündigung des Evangeliums

und den spätern größern evangelischen Compositionen. Aus der verschiedenartigen Verbindung dieser kleinen Schriftstücke und der Benutzung verschiedner Quellen ist die Differenz zwischen unsern gegenwärtigen Evangelien zu erklären. Die Synoptiker sind nur Sammler und Bearbeiter des vorgefundenen Materials; keiner von ihnen hat aus eigner Anschauung geschöpft. Sie gehören sämmtlich der nachapostolischen Zeit an. Thatsächliches liegt ihren Erzählungen zu Grunde, aber Manches ist aus trüben Quellen hinzugeflossen, wo theils das mangelnde Gedächtniß, theils die Befangenheit der Vorstellungen, theils die Wundersucht Alteration hervorbrachte. Dagegen enthält das vierte Evangelium Selbsterlebtes. Der Augenzeuge tritt uns überall in klarer Lebendigkeit entgegen. Gegen die Episteln wandte Schleiermacher eine ebenso scharfe Kritik als gegen die Platonischen Dialoge. Ein großer Theil derselben wurde als unecht verworfen.

Die schriftstellerische Wirksamkeit war bei Schleiermacher nicht die Hauptsache. Von seinem Eingreifen in's Leben giebt einer seiner geistvollsten Schüler, K. Schwarz, das folgende Bild. „Schleiermacher war im Leben wie in der Wissenschaft der Mann der rastlosesten Beweglichkeit, des beißendsten Witzes wie des erregbarsten Gefühls. Es war in ihm eine wunderbare Federkraft und Agilität des Geistes. Eine dialektische Virtuosität nicht allein des Wissens, sondern auch des Wollens, nicht allein intellectueller, sondern ebensosehr ethischer Art. Aber bei dieser immer Funken sprühenden Dialektik, bei dieser rastlosen Beweglichkeit seines sittlichen Strebens und Arbeitens offenbarte sich gleich — und eben in diesem Contrast lag die unwiderstehliche Gewalt seiner Persönlichkeit — eine tiefe Innerlichkeit des zartesten Gemüthslebens, in welche das freie dialektische Spiel immer wieder zurückgelenkt wurde, in der die Unruhe seines Geistes zur Ruhe und Versöhnung einkehrte, in der alle Gegensätze sich wieder auflösten, alle fluthenden Zweifel ihren festen Ankergrund fanden. Es war in ihm eine seltene Vereinigung von tiefer und sublimer Religiosität und unendlich beweglicher Verstandesreflexion."

Neben ihm stand Neander, 32 J., seit 9 J. in Berlin, im 17. J. aus aufrichtiger Ueberzeugung getauft. Er begann seine kirchenhistorischen Aufgaben 1812 mit „Kaiser Julian"; es folgten „der heilige Bernhard", „die Gnostiker", endlich 1822 „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens". „Es lag," erzählt derselbe Schwarz, „ein eigner Zauber in der äußerlich durchaus komischen Persönlichkeit dieses Mannes: eine Reinheit und Einfalt, eine Kindlichkeit in allem, was die äußere Welt angeht, eine Hingebung an die heilige Sache ohne Vorbehalt; er lebte wirklich und ausschließlich in der Welt des Geistes, so daß er wie mit geschlossnen Augen hindurchging durch das Getümmel der Hauptstadt und durch

die Leidenschaft der theologischen Parteien. In seiner Geschichte des Christenthums wird man in die Innenwelt des christlichen Lebens zurückgeführt; aber es fehlt die charakteristische Bewegung, die ausgeprägte Persönlichkeit. Vor dem einen heiligenden Geist verblassen die menschlichen Persönlichkeiten; vor dem hellstrahlenden göttlichen Leben tritt das natürliche in Dunkel. Seine Figuren haben alle dieselbe Physiognomie, den Typus milder, inniger, weltentsagender, fast mönchischer Frömmigkeit. Bei dem Vorherrschen des innern Sinnes über die äußere Wahrnehmung gab er nicht eine Geschichte der Kirche, sondern eine Geschichte der Frömmigkeit. Für ihn waren die scharfen Zuspitzungen und Gegensätze in der Lehre, ebensosehr wie die kunstvollen Gliederungen in der Verfassung abstoßend und fremdartig. Er hatte keine Neigung, sie in ihre Einzelheiten zu verfolgen, sie erschienen ihm vielmehr als Auswüchse und Abirrungen von dem Centrum des Christenthums. Dagegen wurde das Erbauliche überall und mit innerster Herzensbefriedignng in den Mittelpunkt gestellt, alles, was von hier aus sich entfernte nach der Peripherie des wirklichen Lebens hin, wenn auch mit Milde, doch mit Abwendung und stiller Mißbilligung beurtheilt."

4.

Der neue Orient.

In jeder vorwiegend lyrischen Periode scheiden sich drei Zeitabschnitte. Zuerst suchen die Dichter für die heftig gährenden Empfindungen, die den Eintritt eines neuen Culturmoments bezeichnen, mühsam nach einer angemessenen Form: sie haben sich die Mittel, deren sie zum Ausdruck derselben bedürfen, noch nicht soweit angeeignet, daß ihre Werke das Gefühl der frei schaffenden Natur erregen. Ist ihnen das endlich gelungen, hat ihnen „ein Gott gegeben, zu sagen was sie leiden", und ist diese Kunst von den Meistern allmählich auf die Schüler übergegangen, so tritt bei dem Ueberwiegen der Technik über die schöpferische Kraft bald die Neigung hervor, die Mittel an Stelle des Zwecks zu setzen, Farbe, Stimmung, Rhythmus, Tonfall zur Hauptsache zu machen, da doch diese Mittel nur so lange Werth haben, als sie einem positiven geistigen Inhalt Form geben. Je zahlreicher die Dichter werden, je mehr die Masse der Gebildeten lernt, Reminiscenzen aus frühern Dichtern in eine gefällige Form zu kleiden, desto tiefer sinkt die Lyrik aus der Kunst

in den Dilettantismus, desto eifriger müht man sich, die mangelnde Ursprünglichkeit durch Wunderlichkeiten zu ersetzen. Es deutet auf den Beginn des Verfalls, wenn man anfängt, das Gebiet des Gemeingefühls aufzugeben, und Stimmungen auszudrücken, für deren Verständniß ein besonderer Schlüssel erforderlich ist. Ebenso überschreitet die Composition des Liedes ihre Grenze, wenn die Wucht der Stimmung jede Articulation zurückdrängt, wenn die Farbe die Zeichnung erstickt.

Die Gefahr wurde bei uns vergrößert durch die Nachahmung der Fremden. In der französisch-lateinischen Schule, bei Horaz und Boileau, hatten wir gelernt, nicht jedem Einfall blindlings nachgehn, sondern den angemessensten auswählen. Dann kam die Empörung gegen Frankreich, wir lernten die griechischen Maße nachbilden, wir ahmten den biblischen wie den Pindarischen Schwung nach, und vertieften uns so in das griechische Ideal, daß dies Land der Fremde mit der Wirklichkeit nur noch durch die Sehnsucht in Verbindung stand. Griechenland wurde durch die Romantik verdrängt, der Hexameter durch Sonett, Glosse, Assonanz, Canzone: die rechte Spielart für formgewandte Dilettanten. Der letzte Versuch des Nachahmungstriebs warf sich auf den Orient.

Der „westöstliche Divan" wurde Aug. 1819 ausgegeben. Goethe hatte sich bemüht, durch Noten und Commentare dem Verständniß zu Hülfe zu kommen: „denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Die Zweideutigkeit, ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das deutsche Publicum erst stutzen zu sehen, eh es empfing und genoß." — Es war dem deutschen Volk kaum zu verargen. In der fremdartigen Maske erkannte es seinen Dichter nur mit Mühe wieder, und es konnte sich keine Rechenschaft geben, wie weit er die Maskenfreiheit ausgedehnt wissen wolle. Auf der andern Seite durfte man wieder nicht annehmen, einen wirklichen Derwisch zu hören. Das Abendland machte seine Rechte an die Ideen wie an die Formen geltend. Goethe hatte nie daran gedacht, die „Patriarchenluft des reinen Osten" in ihrer ganzen Natürlichkeit nachzubilden. In den Anmerkungen spricht er deutlich aus, daß die persische Dichtkunst von den Westländern niemals mit vollem Behagen aufgenommen werden kann. „Zwar die Religion, die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittelung durch einen Propheten, stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unsrer Vorstellungsweise überein. Unsre heiligen Bücher liegen auch dort, obgleich nur legendenweise, zum Grunde. In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witze und Scherzreden sind wir

längst eingeweiht. Auch ihre Mystik verdiente mit der unsrigen verglichen zu werden. Was aber dem Sinn der Westländer niemals eingehn kann, ist die Unterwürfigkeit unter seinen Herrn, die sich von uralten Zeiten herschreibt. Welcher Westländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein seinen Kopf neunmal auf die Erde stößt, sondern denselben sogar wegwirft, irgendwohin zu Ziel und Zweck; daß er sein Gesicht in den Staub wirft und es mit Wollust empfindet, wenn der Sultan oder ein Gönner oder die Geliebte darauf tritt, oder auch nur der Huf des Rosses, auf dem sie reiten. Aehnlich ist es mit der Bildersprache des Orients. Sie ist durchweg symbolisch, was im Ganzen genommen einen poetischen Eindruck macht, aber im Einzelnen bei der abstracten Auffassung des Phantastischen ermüdet." Der Orientale ist zu schrankenloser Sinnlichkeit wie auch zu schrankenloser Entsagung geneigt; insofern sind die Liebes- und Weindichter mit den Büßern, die sie verspotten, zu vergleichen. Das fieberhafte Zittern der Sinnlichkeit ist Ausfluß der orientalischen Phantastik. Zwar hat Goethe nur das Zarte und Anmuthige jener Liebessophistik herausgehoben; einzelne Lieder üben einen wunderbaren Reiz; aber der Duft, der von ihnen ausströmt, hat doch etwas Narkotisches, es ist nicht mehr der einfache Blumenduft der frühern Lieder, es ist concentrirter Parfum. Er selbst schreibt an Zelter: „Diese mahomedanische Religion, Mythologie und Sitte geben einer Poesie Raum, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdtreibens, Liebe und Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend, was will der Großpapa weiter?"

Allein Goethe ertrug das Unclassische nur im Klang, nicht im Bilde; mit Widerwillen wies er die Zumuthung von sich, das Absurde verkörpert zu sehn. „Ich bin ein Plastiker, habe gesucht, mir Welt und Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe, wie Ombres chinoises, das hole der Teufel!" „Es steckt unendliche Weisheit in den indischen Sagen, nur darf man ihre Bilder dabei nicht sehn, die verderben einem gleich die Phantasie bis zum Verfluchen!" — Als die mythologischen Ungeheuer aus Indien, Aegypten und andern barbarischen Ländern die heitern Göttergestalten des griechischen Himmels zu verdrängen drohten, legte er von neuem die Rüstung seiner Jugend an und trieb die vielköpfigen Bestien aus dem Götterfaal, die Elephanten, die Urschildkröten, das düstere Troglodytengewühl, die verrückten Fratzen, die aus der Combination verschiedner Naturwesen entstehn. „Auf ewig hab' ich sie vertrieben, vielköpfige Götter trifft

mein Bann, so Wischnu, Cama, Brama, Schiwen, sogar den Affen Hannemann. Nun soll am Nil ich mir gefallen, hundsköpfige Götter heißen groß: o, wär' ich doch aus meinen Hallen auch Isis und Osiris los!" —

In demselben Sinn sprach sich W. v. Humboldt beständig gegen die Symboliker aus: „Was man auch sagen mag, außer dem kleinen hellenischen Kreis ist doch alles barbarisch. Mag auch alles Griechische nur im Orient seine Wurzel finden, allein in Griechenland ist die menschliche Form hervorgegangen, in Kraft und Haltung, wie auch der Mensch seine Wurzel in der ganzen Natur hat, und ursprünglich Eins ist mit Bäumen, Gestein und Thieren, aber doch nur in dem menschlichen Antlitz die gottähnliche Gestalt gewonnen hat. Es mögen tiefe Weisheit, große Systeme im Staub des Orients begraben liegen, es ist immer nur Materie: die schöne Form, die Grazie und der Geschmack wurden doch nur in Griechenland geboren, und werden seitdem nur kümmerlich und mühselig in schwachen Nachklängen erhalten." — „So habe ich eine entschiedne Abneigung gegen alle Einmischung unserer Mährchen, Volkssagen, Legenden mit den griechischen. Ich finde in den griechischen eine solche Zartheit, Lieblichkeit, ja ich möchte sagen Göttlichkeit, daß mir schon die Erinnerung an unsere dabei wie eine Beimischung roher Metalle zu edlen erscheint. Ich bin nicht günstiger gestimmt gegen alle Einmischung des Indischen und Aegyptischen. Was man auch von der Schönheit des Ramayan, Mahabharat, der Nibelungen sagen mag, so fehlt ihnen immer gerade das Eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Wort ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt. — Bei allen Studien komme ich immer darauf zurück, daß die griechische Sprache und das griechische Alterthum das Vorzüglichste bleiben, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat."

Goethe's mächtiges Haupt ragte stattlich über die kleinen Gestalten seiner Umgebung empor; er war für das Ausland der Vertreter des deutschen Volks, des so vielfach geschmähten, das durch ihn ein Bürgerrecht im Reich der Bildung gewann. Die stolzesten Führer der englischen und französischen Poesie beugten sich vor dem glücklichsten der Dichter. Goethe sah behaglich mit der halben Theilnahme des Alters dem unruhigen Treiben zu; jede neue Richtung wußte er auf irgend eine Weise sich anzueignen, aber er gab es auf, sie darzustellen, er begnügte sich mit symbolischen Andeutungen. Wie die Hegel'sche Philosophie ging sein Streben darauf aus, das Wirkliche in seinem ganzen Umfang gelten zu lassen, seinen geheimen Sinn zu ergründen, in der unscheinbarsten irdischen Erscheinung die Spuren des Göttlichen aufzuweisen. Diese Stimmung war eine gesundere, als die alte Sentimentalität, die das Ideal nur in ihren Thränen und Seufzern fand. Kunst und Philosophie

haben die Aufgabe, die Welt verstehn zu lehren, nicht aber, ihr und dem lieben Gott eine Welt entgegenzustellen, wie sie hätte sein sollen. Im höchsten Alter stand Goethe in seinem Denken und Empfinden auf der reinsten Höhe der Bildung: wo er als Mensch unmittelbar zu uns spricht, lauschen wir ihm mit Verehrung. Aber in seinen Dichtungen herrscht ein ängstliches Bestreben nach Analyse, noch ehe die Gegenstände Gestalt gewonnen, und daneben die Neigung, im entscheidenden Augenblick vor einer Unauflöslichkeit stehn zu bleiben. So frei sein Gedanke blieb, durch seine Empfindung geht ein gewisses Herbstgefühl, welches auf das Absterben der alten Zeit und der alten Kunst hindeutet. „Ein alter Mann ist stets ein König Lear! Was Hand in Hand mitwirkte, stritt, ist längst vorbeigegangen; was mit und an dir liebte, litt, hat sich wo anders angehangen. Die Jugend ist um ihretwillen hier, es wäre thöricht, zu verlangen: komm, ältle du mit mir." — „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zweck gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis wird sich immer zum Mysticismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet in's Gleiche; so ist es, so war es und das hohe Alter beruhigt sich in Dem, der da ist, der da war und sein wird."

Des Dichters Pantheismus geht nicht mehr darauf aus, alles Erscheinende zu beleben und zu individualisiren, sondern alles Lebendige in den Flammentod des göttlichen Seins zu tauchen. „Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will." Die freudige Gestaltungskraft, die ihn zuerst antrieb, in der bildenden Kunst wie in der Naturwissenschaft alles Trübe zu entfernen, weicht einer stillen Ergebung in die Geheimnisse des Lebens, die den Zustand des Staunens fixirt.

Auf den „Westöstlichen Divan" folgten Rückert's „Oestliche Rosen". Der Dichter, 32 J., hatte sich 1817—1818 in Italien aufgehalten, und als Ausbeute eine Reihe Ottaven, Glossen, Sicilianen, Ritornelle u. s. w. mitgebracht, zierliche Aquarellbildchen mit leicht epigrammatischer Wendung; dazu eine Blumenlese aus allen möglichen Völkern, mit vollendeter Meisterschaft nachgebildet. Die „Oestlichen Rosen" führten das Ghasel in die deutsche

Poesie ein. Einzelne dieser Versuche sind von einer bezaubernden Farbe, z. B. „wo jagt ihr nun, scherzende Morgenwinde, meine Gazelle?" oder die Anrede an die Poesie: „Du Duft, der meine Seele speiset, verlaß mich nicht!" — Doch ist die Form kein Fortschritt in unsrer poetischen Technik. In jedem echt poetischen Bild muß eine Bewegung sein, wenn auch die Melodie scheinbar in sich selber zurückkehrt; die Empfindung muß vor unsern Augen entstehn und wachsen, ehe sie zum beruhigten Abschluß kommt. Die Form des Ghasel bedingt jenen Parallelismus der Gedanken, Empfindungen und Bilder, der äußerlich das Eine an das Andre klebt. Das Ghasel wie die Assonanz spinnt sich ohne rhythmische Gliederung weiter, und will man es dem Ohr vernehmlich machen, so muß man nach Matthisson-Freiligrath'schen Endreimen suchen; dadurch hört die melodische Unbefangenheit auf. Trink- und Liebeslieder müssen in der Weise unsers Volks gesungen werden. Um an Rosen und Wein sich zu erfreuen, darf man nicht die weite Reise nach Schiras machen, und die Nachtigall schlägt vernehmlicher an unser Herz, als die phantastische Bülbül. Das Christenthum, das die sanctionirte Liebe, die Ehe, zu einer heiligen Handlung macht, hat darin einen tiefern Blick bewiesen, als der Koran, der die Frauen zu sinnlichen Reizmitteln herabsetzt und sie aus dem Paradiese ausschließt. Aber was man sich gewöhnt hatte in den lateinischen Dichtern als geistlos zu betrachten, erschien unter der fremdartigen Hülle plötzlich als hochpoetisch; die Kunst gewann wieder den Muth, die Freude am Genußleben als höchste Lebensweisheit zu predigen, und mit jugendlicher Elasticität erhob die unterdrückte Sinnlichkeit ihr Haupt.

Mit jener pantheistischen Empörung gegen die christliche Abstraction des Geistes, mit jener Wiederbelebung der Sinnlichkeit in allen Formen war zugleich die zarte Empfänglichkeit für das Naturleben verknüpft, das selten ein Dichter mit so viel Wärme ausgemalt hat, als Rückert in den bessern seiner Lieder. Die höchste Vollendung erreichten dieselben in der Zeit unmittelbar nach den Oestlichen Rosen. Im „Liebesfrühling", 1821, ist freilich ein pantheistisches Tändeln, das sich im Leben des Alls verliert, weil es an das Individuelle nicht glaubt; aber diese innige Vertiefung in die Geheimnisse des Naturlebens übt doch einen wunderbaren Reiz, und einzelne Lieder (die sterbende Blume, des fremden Kindes heiliger Christ, aus der Jugendzeit, traurige Frühlingsbotschaft) erinnern an die zartesten Mysterien der Poesie. Rückert's Lyrik gleicht der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, denn sie findet nicht die Worte, die unmittelbar zu unserm Geist sprechen, sie findet nicht die Gestalten, die unserm Auge das Leben versinnlichen, aber sie schlägt Töne an, die unbewußt einen Wiederklang in unsrer Seele erwecken, weil sie aus den Tiefen des Naturlebens hervorquellen. Mit

Recht konnte der Dichter sagen: „Ich bin König eines stillen Reichs von Träumen". „Die Welt ist eine Lilie, eine blaue, ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge; ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe Staubfäden gleich Planeten stehn zur Traue. An dieser Lilie weitem Wunderbaue hängt schwebend mit der sehnsuchtsmüden Schwinge des Menschen Geist gleich einem Schmetterlinge, und lechzet durstig nach des Kelches Thaue. Sieh! durch die Blumen wehen Gottes Hauche; da neigen die Planeten sich zur Sonnen, wetteifernd, wer darin sich tiefer tauche. Wie so das heilige Liebesspiel begonnen, füllt Duft die Blume wie mit Opferrauche; da trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonne."

Die griechische und römische Lyrik hatte durch ihr Maß und ihre Anmuth auf unsere eigne Dichtung, die in's Maßlose zu verfallen drohte, einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Von der orientalischen Dichtung konnten wir für die Form nichts lernen, denn sie war viel unentwickelter, viel weniger zu freien Modulationen und zu organischer Gliederung befähigt, viel launenhafter, willkürlicher und gemüthloser als unsere eigne. Sie hat weder unsere Anschauungen bereichert, noch unsern Gedanken einen edlern Inhalt, unsern Empfindungen eine freiere Form gegeben. Und dabei wirkt sie doch durch ihre Masse: zuerst wurde unsre Einbildungskraft durch die überschwenglichen Bilder in Verwirrung gesetzt, dann unsere Sprache durch Aneignung der widerstrebenden Formen verkünstelt.

Ein zweiter Virtuos, aber ohne Rückert's poetischen Schmelz, Graf Platen, schloß sich ihm an. Oct. 1821 stellte er sich Goethe vor, 25 J. alt; eben hatte er die „Ghaselen" veröffentlicht, es folgte der „Spiegel des Hafis". Er hatte bereits in allen möglichen, griechischen und modernen Rhythmen sich versucht: die Handhabung des Metrums ist sehr geschickt und der Stil zeigt ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde. Aber der Stil wird doch durch die Gedanken und Empfindungen bedingt, und wo diese ganz fehlen oder wenigstens matt sind, wird das größte Formtalent nicht befriedigen. In Ramler's Zeit hatte die lyrische Stilübung eine ganz andre Bedeutung: es kam darauf an, der Sprache eine neue edlere Form und einen neuen poetischen Inhalt zu geben, sie in Rhythmus, Melodie, Bildern und Wortfügungen, kurz in den eigentlichen Elementen der Kunst zu bereichern und zu veredeln. Seitdem litt die Sprache nicht mehr an Armuth und Einseitigkeit, sondern an einem höchst bedenklichen Ueberfluß; der Deutsche hatte nicht nöthig, nach fremden Formen für den Ausdruck des Schönen zu suchen. Platen hat Gedichte in deutschen Formen geschrieben, und es zeugen einige darunter von einer natürlichen Anlage für Melodie, die wohl hätte entwickelt werden können; doch nur einige: in den meisten wird die deutsche Weise

gerade so behandelt, wie die ausländische. Es ist nie der Strom eines gewaltigen und innigen Gefühls, der sich sein angemessenes Bett sucht, sondern die Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effect gelangt. Die Thätigkeit seiner Seele erschöpfte sich mehr in Sehnsucht und Verdruß, als in einem realen Streben. Ohne es zu wissen, nahm er seine Zuflucht stets zu fertig zubereiteten Stoffen, zu ältern lyrischen Stimmungen, die er metrisch reconstruirte, und es war immer eine literarische Beziehung, die sein Schaffen bedingte. Er wird von irgend einer neu auftauchenden Richtung oder auch von einer, die bereits verjährt ist, mit fortgerissen, bildet dieselbe zu ihrem Extrem aus und wundert sich dann, daß er keine Anerkennung findet. Das geheime Gefühl seiner Unsicherheit sucht er durch Prahlerei zu übertäuben; bei jedem neuen Werk erklärt er zuerst, es sei etwas Gewaltiges, das auch seine Neider zur Bewunderung zwingen müsse; dann modificirt er seinen Ausspruch dahin, er habe mit seiner Kraft nur gespielt, aber jetzt wolle er dem Strom der Poesie alle Schleußen öffnen, auch wenn die Welt davon verschlungen würde. Es ist nicht Liebe zum Gegenstand, nicht Freude am Schaffen, sondern angstvolle Sehnsucht nach Ruhm, was ihn treibt, verbunden mit dem Gefühl einer innern Leere. So bezog sich, was er dachte und dichtete, in letzter Instanz lediglich auf sein eignes Innere, und von diesem konnte er, da er das Leben der Wirklichkeit nicht mitmachte und keine Geschichte hatte, nichts weiter mittheilen, als seine literarischen Sympathien und Antipathien.

Dies Gefühl einer innern Leere, dies krankhafte Bedürfniß nach äußerer Anerkennung, und der daraus entspringende Weltschmerz hatte in jenen Tagen zu einer förmlichen Philosophie geführt. Es war die schon erwähnte „Welt als Wille und Vorstellung" von Arthur Schopenhauer.

Seit 14 Jahren lebte die Witwe Johanna Schopenhauer in Weimar. Ihr Haus war das gesuchteste für die feineren Zirkel der Stadt, obgleich auch Goethe jetzt, wo sein Sohn sich verheirathet hatte, das seinige wieder der Geselligkeit zu öffnen begann. Frau Schopenhauer war ziemlich fruchtbar in Romanen, der bekannteste, „Gabriele" 1819, der bei Goethe viel Beifall fand, giebt die psychologische Entwicklung eines schüchternen Mädchens von der ersten jugendlichen Leidenschaft durch ein aufgedrungenes Eheband bis zur Schwindsucht: es ist ein beständiges Schwelgen in der Idee der Entsagung. Ihre Tochter Adele wurde gleichfalls zur Schriftstellerin erzogen, ihr Sohn Arthur wurde unter Passow's Leitung zur Universität vorgebildet.

Als er 19 Jahr alt war, 1807, lehnte die Mutter ab, mit ihm in einem Hause zu wohnen. „Was mich von dir zurückscheucht, liegt nicht in deinem Gemüth, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Ur-

theilen, deinen Gewohnheiten; dein Mißmuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume." In Göttingen wurde er hauptsächlich durch Aenesidem Schulze gebildet. Schon damals warf er sich mit großem Eifer auf Kant und bemühte sich, wie es auch Schelling gethan, die Kritik der reinen Vernunft mit Platonischen Ideen zu verweben. In Berlin hörte er Fichte, gegen dessen Vorträge er schon damals höhnische Bemerkungen niederschrieb, der aber durch seine Form sehr auf ihn einwirkte. Der Ausbruch der Freiheitskriege trieb ihn erst nach Dresden, dann nach Weimar, wo er sich von Goethe in der Farbenlehre unterrichten ließ und von Professor Majer in die Weisheit der Indier eingeführt wurde. Die resignirende Versenkung in das Wesen des All wurde der Kern seiner ethischen Ueberzeugung. Den Frühling 1814 zog er nach Dresden und arbeitete an seinem Hauptwerk. „Schon mit 30 Jahren," erzählt sein Biograph, „war er es herzlich müde, Wesen für seines Gleichen ansehen zu müssen, die es wahrhaftig nicht seien. Um von den Menschen geliebt zu werden, müßte man ihnen ähnlich sein, aber was sie zusammenbringe und zusammenhalte, sei ihre Gemeinheit, Plattheit und Geistesschwäche. Sie seien so beschaffen, daß wer im Laufe seines Lebens am wenigsten mit ihnen sich zu thun gemacht habe, der Weiseste sei. Die Ueberzeugung, daß die Welt eine Einöde sei, müsse zur Empfindung und habituell werden." Dies und die gründliche Verachtung gegen alle Philosophen, mit Ausnahme von Kant, war die Gemüthsbeschaffenheit, in der er sein Werk verfaßte: „die Welt als Wille und Vorstellung". Als es erschien, Nov. 1818, ging es völlig spurlos vorüber; ein Menschenalter später sollte es eine ungeahnte Wirkung hervorbringen.

Als Resultat einer eminent scharfsinnigen Dialektik stellt sich bei ihm folgendes Weltbild heraus. — Das schöpferische Princip aller Erscheinungen ist der Wille, der aber mit einem Widerspruch behaftet ist, weil er mit seiner Befriedigung zugleich aufhört. „Die Schwere hört nicht auf, nach einem ausdehnungslosen Mittelpunkt zu streben, dessen Erreichung ihrer und der Materie Vernichtung wäre. Ein nie befriedigtes Streben ist das Dasein der Pflanze; aber was sie erreicht, ist, daß im Samenkorn, welches sie zur Reife brachte, das zwecklose Treiben noch einmal beginnen kann. Zugleich streiten sich die Naturkräfte gierig um den Besitz der Materie." „Jeder einzelne Willensact hat einen Zweck; das gesammte Wollen, welches die Welt ist, hat

keinen. Wenn wir diesen ungeheuern Aufwand von Kräften in der Natur, dieses zwecklose Geborenwerden, dieses endlose Arbeiten, dieses sinnlose Sträuben gegen den Tod betrachten, drängt sich uns die Einsicht auf, daß das Leben ein Geschäft ist, dessen Ertrag bei weitem nicht die Kosten deckt. Es liegt dieser Widerspruch im Wesen des grundlosen Willens selbst, der seiner Natur nach nie an's Ende kommen kann. Weil er das Wesen der Welt ist, ist das Menschenleben nichts als Leiden, denn aller Wunsch ist Schmerz, weil Mangel die Grundbedingung des Wollens ist. Nach dem Genuß oder der Befriedigung sind wir so weit, als wir vorher waren, wir sind von einem Wunsch, d. h. von einem Leid befreit. Somit ist das Begehren und Leiden das eigentlich Positive; wir fühlen den Schmerz, aber nicht die Schmerzlosigkeit; der Gesundheit, Jugend und Freiheit werden wir erst inne, wenn wir oder Andre sie verloren haben, vorher waren sie nichts. Folgt es aber aus dem Wesen des Willens, daß das Leben Leiden ist, und zwar ein um so größres, je größer die Erkenntniß und mit ihr das Bedürfniß ist, so ist jedes vermeintliche Ziel des Willens nur ein Wahn. Denn mit dem Ziel, das wir erreicht zu haben wähnen, hörte ja der Wille, und mit dem Willen das Leben auf. Es giebt nur einen angebornen Irrthum, und es ist der, daß wir da sind, um glücklich zu sein. Wenn man, so weit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Noth, Schmerz, Leiden und Uebeln jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, daß es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig, wie auf dem Monde hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände. Man kann auch unser Leben auffassen als einer unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird selbst der, dem es darin erträglich ergangen, je länger er lebt, desto deutlicher inne, daß es im Ganzen a disappointment, nay, a cheat ist, oder deutsch zu reden, den Charakter einer großen Mystification, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt. Die Welt ist nur ein Spiegel des Willens, und alle Endlichkeit, alle Leiden, alle Qualen, welche sie enthält, gehören zum Ausdruck dessen, was er will, sind so, weil er so will. Mit dem strengsten Recht trägt sonach jedes Wesen das Dasein überhaupt; sodann das Dasein seiner Art und seiner eigenthümlichen Individualität ganz wie sie ist, und unter Umgebungen wie sie sind, in einer Welt so wie sie ist, vom Zufall und vom Irrthum beherrscht, zeitlich, vergänglich, stets leidend: und in allem, was ihm widerfährt, geschieht ihm immer Recht. So lange unser Wille derselbe ist, kann unsre Welt keine andre sein. Zwar wünschen alle erlöst zu werden aus dem Zustand des Leidens und des Todes; sie müssen, wie man

sagt, zur ewigen Seligkeit gelangen, in's Himmelreich kommen; aber nur nicht auf eignen Füßen, sondern hineingetragen möchten sie werden durch den Lauf der Natur. Wie mißlich es jedoch ist, als ein Theil der Natur zu existiren, erfährt jeder an seinem eignen Leben und Sterben. Nur die totale Verneinung des Willens zum Leben, in dessen Bejahung die Natur die Quelle ihres Daseins hat, kann zur wirklichen Erlösung der Welt führen." „Was die Geschichte erzählt, ist nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit." —

Es ist nicht bekannt, wie weit Goethe, der Schopenhauer persönlich gern hatte, schon wegen der Farbenlehre, mit seiner Weltanschauung zufrieden war. Etwas von der Verleugnung des Willens zum Leben, der indischen Nirvana, findet sich in seinen damaligen Schriften.

„So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschehe, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind." — Das ist der Kern, um welchen die „Wanderjahre" gewachsen sind, die Goethe Mai 1821 redigirte. Zuletzt hatte er sich's bequem gemacht: er klebte die Papiere, die irgend in das Thema einschlugen, „im Sinn der Wanderer", „aus Makariens Archiv", beliebig zusammen, ohne auf irgend einen Uebergang zu denken. Das Buch führt den zweiten Titel: „Die Entsagenden". Was sich in den „Lehrjahren" in freier Lebenslust bewegt hatte, muß wirken und schaffen; die unbeschäftigten Edelleute beaufsichtigen Fabriken und Wirthschaften, Meister wird Chirurg, selbst Philine und Lydie werden vom Drang der Arbeitsamkeit ergriffen, sie schneidern und nähen. Der Geist des Bürgerthums zwingt die schönen Seelen in seinen Dienst, und an die Stelle der harmonischen Ausbildung tritt die einseitige Fertigkeit des Talents, weil alles, was lebt, für den Nutzen des Ganzen wirken soll. So seltsam diese Umgestaltung der poetischen Welt auf den ersten Anblick überrascht, so war sie im Meister schon angedeutet. Die Wanderschaft streift den letzten Hauch des Romantischen ab: wie schade, daß diese Umkehr nur aus der Reflexion hervorging, nicht aus der unmittelbaren lebendigen Anschauung. Goethe kannte die Arbeit und wußte sie zu schätzen, denn sie war ihm nicht blos in der allgemeinen Betrachtung, sondern in der individualisirten Vorstellung gegenwärtig. Einzelne Beschreibungen in den Wanderjahren gehören zu dem Vollendetsten, was in dieser Beziehung geleistet worden ist. Allein die Arbeit erscheint doch wie ein Triebrad, das die Individualitäten zu bloßen Theilen herabsetzt. Das wahrhaft Menschliche, das individuelle Leben ist verloren gegangen. Der Einzelne macht nicht, wie es im echten Handwerk geschieht, in der Arbeit selbst und in dem Umgang mit seinen

Genossen mit Freude und Behagen seine eigne Persönlichkeit geltend, sondern er giebt sie um der Arbeit willen auf, er betrachtet sich als einen Entsagenden. Das ist nicht das gesunde Verhältniß des Menschen zu seinem Beruf; er soll sich ihm nicht als eine Maschine fügen, sondern er soll sich in der ganzen Kraft seines Gemüths, seiner Eigenthümlichkeiten, ja seiner Launen dabei bethätigen. In jedem beliebigen englischen Roman finden wir die einzelnen Personen nicht als Menschen an sich, sondern in ihrer bestimmten Stellung zum Leben charakterisirt. Selbst die Possen und Ausgelassenheiten, welche die Gewohnheiten eines jeden bestimmten Lebenskreises mit sich bringen, gehören zur idealen Darstellung solcher Figuren. — Aber die deutsche Poesie wandte sich vom Individuellen in's Symbolische; sie interessirte sich bei den Gegenständen nicht nur für das, was sie waren, sondern für das, was sie bedeuteten. Man erinnere sich z. B an die Beschreibung der pädagogischen Provinz in den Wanderjahren. Die Gedanken, die den darin ausgesprochenen Symbolen zu Grunde liegen, sind durchweg bedeutend, wahr und tief; aber man stelle sich die symbolischen Gebräuche in einer wirklichen Ausführung vor! Wie unglücklich müßten die Kinder werden, die ihre Erzieher dazu anhalten, in stiller Betrachtung bald nach oben, bald nach unten zu blicken, und sich symbolisch an die Beziehung des Menschen zur Erde und zum Himmel zu erinnern. Wenn das wirkliche Leben wie eine Massenbewegung aussieht, in deren Triebrad der Einzelne untergeht, so stechen die episodischen Novellen, die noch der frühern Zeit angehören und in denen das individuellste Leben in seiner höchsten Excentricität gefeiert wird, dagegen ab. Die Personen dieser Novellen sind launenhafte Geschöpfe, deren arabeskenartige Bewegungen uns anziehn, denen wir aber keine innere Theilnahme schenken können. Diese Excentricität gipfelt in der Figur der Makarie, jener schönen Seele, deren innerer Organismus so in das Planetensystem verflochten ist, daß ein Astronom daraus die überraschendsten Berechnungen herzuleiten vermag. So verflüchtigt sich hier durch die gesteigerte Excentricität das Geistige ganz in ein wunderliches Spiel der Natur, das der Poesie ebenso fremd ist, wie dem wirklichen Leben.

Gleichzeitig mit diesen echten „Wanderjahren" erschienen falsche, die unter dem Schein, die „Lehrjahre" fortzusetzen, nachzuweisen suchten, ein wie gefährlicher, sittenverderblicher Egoismus sich hinter der Schönseligkeit und der freien heidnischen Kunst jenes Buchs versteckte. Der Standpunkt war nicht gerade der pietistische, sondern mehr der alte der Gellert'schen Moral, wenn auch ein wenig mit moderner Frömmigkeit gefärbt. Das Buch war bösartig im höchsten Grad, seine Ansichten engherzig: manche Vorwürfe freilich trafen in's Schwarze. Verfasser war Pastor Pustkuchen bei Lemgo. — Gleich-

zeitig beginnen die Angriffe der „Patrioten" und „Freiheitsmänner" gegen den geadelten „Fürstenknecht".

Lebhaft trat Varnhagen für den Dichter in die Schranken; er hatte sich Goethe's neueste Prosaform, den sogenannten Geheimrathsstil angeeignet, und schrieb, zur Erbauung der exclusiven Cirkel Berlins, als wenn ihm Olivia aufgegeben hätte, die Kniegürtel in's Kreuz zu binden und immerfort phantastisch zu lächeln.

Dieser Stimmung gehört Tieck's Novelle „die Verlobung" an (1822), gegen die Pharisäer und Pietisten gerichtet. Der frömmelnden Werkheiligkeit gegenüber rechtfertigte er die Freude am Leben selbst im epikureischen Sinn. Tieck hatte die Religion vom Standpunkt der Poesie vertheidigt, aber wo sie aus der Poesie heraustreten und sich im Leben geltend machen, ja wohl gar die ironische Freiheit des Dichters beeinträchtigen wollte, ließ er sie nicht gelten. Die auf Speculation, Phantasie und Mystik gegründete Kunstreligion der Romantiker war eine ganz andere, als die praktischen Versuche des neuerweckten christlichen Glaubens. Dort sollte die Religion das Lebensgefühl kräftigen, der moderne Pietismus wollte die Lebenslust ertödten. „Ich war schon ziemlich ein Christ," schreibt in jenen Tagen Rückert, „und wär' es noch mehr geworden: doch mir verleidet ist auf einmal der ganze Orden. Ihr machtet es mir zu toll mit eurem christlichen Leide; mein Herz ist noch freudenvoll, darum bin ich ein Heide. Bricht einst mein Lebensmuth, dann könnt ihr vielleicht mich erwerben, denn eure Lehr' ist gut zu nichts auf der Welt als zum Sterben."

Tieck's erste Novellen (neben der „Verlobung" „die Gemälde") erregten viel Beifall, aber gerade im Kreise seiner Verehrer ein nicht geringes Staunen. Der Dichter der Genoveva verspottete die Religiosität und die Mystik, der Dichter des Sternbald die deutschthümelnden Maler und die Kunstenthusiasten überhaupt; er trat für die solide, gründliche Gelehrsamkeit gegen den nach allen Seiten regsamen Dilettantismus in die Schranken. Seine frühern scherzhaften Novellen in den „Straußfedern" waren dem Publicum entweder ganz unbekannt geblieben oder vergessen, sonst hätte man wohl gemerkt, daß er der Alte war. — Zergliedert man die Novellen, so findet man dasselbe feine Gift, welches in der frühern Romantik zersetzend auf alle wirklichen Gestalten des Lebens einwirkte. Aber im Gegensatz gegen die Mährchenwelt der ältern Periode spielt auf ihrer Oberfläche der Schein des modernsten Lebens. Es zeigt sich in ihrer Physiognomie jene krankhafte Blässe, die aus raffinirter Cultur, verfrüht und übersteigert im Lebensgenuß und voreiliger Verarbeitung aller Illusionen, hervorgeht; aber es ist nicht zu leugnen, diese Blässe hat etwas Interessantes, und wie die Frauen zuweilen die krankhafte

Farbe, die abgespannten Züge und scheuen Blicke eines Blasirten nicht ohne Gefahr für ihr Herz anschauen, so lag in diesen seinen, obgleich kraftlosen Gebilden ein geheimer Reiz für die überspannten Nerven der Zeit. So sehr sie von der allgemeinen Krankheit inficirt sind, so unstet, wandelbar und haltlos ihre Charaktere, so unklar und zerflossen ihre Situationen, so enthalten sie doch eine Fülle von Bildung, Geist und Beobachtung. Die moderne Gesellschaft zu schildern, war Tieck ungewöhnlich befähigt. Er gehörte mehr, als es sonst dem deutschen Dichter gelingt, der großen Welt an, er hatte ein scharfes Auge für die kleinen Schwächen der Menschen und eine feine Empfänglichkeit für die verschiedenen Formen des Lebens. Auch in seiner romantischen Periode war ihm das Mittelalter nur ein phantastischer Schimmer gewesen, der die dürre Gegenwart verklären sollte. Es lag ihm daran, das gewöhnliche Leben zu vergeistigen und ihm den poetischen Inhalt, den es früher gehabt, wiederzuerobern. Wilhelm Meisters Schüler haben recht daran gethan, das bürgerliche Leben mit in die Dichtung zu ziehn; aber sie haben in dieses Leben jenen Dilettantismus, jene Freiheit von allen realen Bedingungen übertragen, die sich bei Goethe's Schauspielern und Edelleuten vortrefflich ausnimmt, die aber in diese Kreise nicht gehört. Tieck ist ehrlich in seinen Sympathien aber nicht in seinen Studien: er hat sich nicht die Mühe gegeben, von dem bedingten Leben, das er zu verklären unternahm, ein vollständiges Bild zu gewinnen. Hinter seinen Masken erkennen wir leicht die bekannten Gesichter aus dem Zerbino und dem Phantasus wieder heraus. Sie sind nur um der Einfälle willen da, sie haben kein inneres Leben, keinen realen Boden, keine selbstständige Existenz, und schweben, trotz ihrer anscheinenden Modernität, ebenso in der Luft, wie die Tendenzbilder der frühern Mährchen.

Die eine seiner ersten Novellen („Die Reisenden") spielt in einem Irrenhaus, in welchem zuletzt der Director gleichfalls verrückt wird und die sämmtlichen Kranken als geheilt entläßt. Nach der Vorstellung von der Welt, die man aus dieser Erzählung gewinnt, hat er nicht Unrecht, denn die angeblich Vernünftigen, die diesen befreiten und umherirrenden Tollen begegnen, sind eigentlich viel verrückter als diese; aus jedem Busch, aus jedem Fenster grinst uns das verzerrte Gesicht irgend eines Verrückten entgegen: ja es sieht so aus, als ob der gesunde Menschenverstand nur auf Unfruchtbarkeit der Phantasie beruhe. In dem allgemeinen Irrenhaus, welches die Welt genannt wird, scheinen die ausgesprochenen Tollen die legitimsten Bürger zu sein, und so erhebt sich in dieser unterschiedlosen Welt des Wahnsinns die romantische Ironie hohnlachend in die Lüfte. Und dies Motiv kehrt in verschiedenen seiner Novellen wieder. — Daneben ein zweites, das schon in den „Straußfedern" sich geltend macht: die Vorliebe für ganz leichtsinnige und charakterlose Menschen,

ja für hohle Lügner und Prahlhänse, wenn sie mit einem gewissen Firniß von Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit ausgestattet sind. In jedem echten, sittlich festen Menschen steckt ein Malvolio; die Lüge ist das Natürliche der Welt, und niemand hat das Recht, gegen dieses Spielen mit der Wahrheit den Trumpf sittlicher Entrüstung auszuspielen. Im Mährchen sieht so etwas heiter genug aus, im Rahmen der sittlichen Welt macht es einen sehr bedenklichen Eindruck, und Tieck scheut gar keine Consequenz. All euer Pochen auf Tugend und Recht ist eitel Wind! das klingt aus allen Novellen.

Oft hört man den Tonfall von Jean Paul und Hoffmann; seltener Goethe. Tieck hatte sich neben den leichtsinnigen kleinen Capriccios drei große Aufgaben gesteckt: das Werk über Shakespeare, das endlich in ein paar Novellen zusammenschrumpfte; den „Aufruhr in den Cevennen", von dem 1822 schon fast alles das fertig war, was wir jetzt kennen, und den „jungen Tischlermeister". Der letztere Roman, der seine ganze Liebesanschauung enthalten sollte, war vor 26. J. begonnen, und wurde erst nach 14 J. fertig: er hat also drei Umwandlungsperioden durchgemacht, und man merkt ihm das an. Vieles Einzelne gehört in die Periode der „Lehrjahre", z. B. die Versuche der Inscenirung Shakspeare'scher und Goethe'scher Schauspiele. Dann spielen die „Wanderjahre" eine Rolle, namentlich in der symbolischen Verherrlichung des Handwerks. Hier wäre nun Tieck der beste Stoff geboten, allein er hat sich nicht die Mühe gegeben, von dem Handwerk ein klares Bild zu gewinnen. Es ist ihm mit der Verklärung des gewöhnlichen Lebens kein rechter Ernst. Die gute Gesellschaft, die sich über Kunst und Literatur unterhält, schwebt ihm doch immer als Ideal vor, und seine Handwerker sind Masken, hinter denen sich der feingebildete Dilettant versteckt. Sein Tischlermeister Leonhard hat studirt; er liest die griechischen Schriftsteller wie deutsch; er hat die feinsten Urtheile über Kunst und Literatur; er betreibt das Handwerk als grand seigneur, und findet keinen Anstand, sich in die adelige Gesellschaft als Professor der Architektur einführen zu lassen. Bei diesem lügenhaften Wesen wird nicht nur der Zweck, die Hervorhebung der interessanten Seiten des bürgerlichen Lebens, verfehlt, sondern es wird auch in die sittlichen Verhältnisse jener Geist der Lüge übertragen, der unser ganzes Leben unterhöhlt hat. Leonhard hat eine vortreffliche Frau; aber auf dem adeligen Schloß, das er als zweiter Wilhelm Meister besucht, verliebt er sich sofort in eine vornehme Philine, und nachdem er endlich mit dieser gebrochen, sucht er eine ehemalige Geliebte auf, mit der er mehrere Monate, bis an ihren Tod, zusammenlebt; nachher kehrt er wieder zu seiner Frau zurück, und es fällt niemand ein, an seinem Betragen Anstoß zu nehmen, dem Dichter am wenigsten. Die Excurse sind von nicht geringem Werth, namentlich verdient die Auseinandersetzung von

den Vorzügen geschlossener Standschaft Beachtung, wenn auch eine gewisse Ironie darin liegt, daß sie von einem alten Lakaien ausgeht, der in seinen Mußestunden den Gentleman vorstellt. Die Vorzüge der Zünfte, insofern durch sie die Heimathlosigkeit des Handwerks aufgehoben und die Verbindung des Handwerks mit der Kunst angebahnt wurde, sind scharfsinnig, wenn auch einseitig, erörtert; und da Tieck's Gesammtthätigkeit darauf auszugehn schien, allen Ernst, alle Ehrbarkeit und allen Enthusiasmus lächerlich zu machen, so möge hier zum Schluß der sehr beherzigenswerthe Ausspruch des würdigen Domestiken seinen Platz finden: „Ueberhaupt, Herr Leonhard, es müssen andre Zeiten kommen; die Welt hat sich abgenutzt; sind Sie nicht auch der Meinung? Der Malvolio wird gehänselt und abgehetzt; aber der Narr, so viel hübsche Einfälle er auch hat, wird doch hoffentlich auch nicht zur Regierung kommen?"

L. Tieck, 49 J., war seit dem Sommer 1819 in Dresden. Eine Reihe enthusiastischer Anhänger hatte sich um ihn geschaart, v. Malsburg, der seit 1817 den Calderon übersetzte; Gr. Löben, Gr. Kalkreuth, W. v. Schütz, Helmine v. Chezy: diese ganze Atmosphäre war von Calderon, Minne, Lilien und Ritterthum geschwängert. In gleichem Sinn wirkte in Berlin der Romanschreiber Franz Horn, 41 J., der 1819 die deutsche Literatur seit 1790 historisch behandelte, und 1822 bis auf Luther zurückging. Tieck hatte zwei Töchter bei sich, und außerdem die Gräfin Finkenstein, die sich nun ganz seinem Leben anschloß. Burgsdorf starb 1822. Sehr nahe trat ihm der Componist des Freischütz, C. M. v. Weber, 36 J., seit 1817 in Dresden, auch mit Hoffmann befreundet. Mit den ledernen Schriftstellern der „Abendzeitung": Böttiger, Tiedge, F. Schulz, G. Schilling, Fr. Kind u. s. w. stand Tieck sich leidlich; öfters erhielt er Besuche: Raumer, Hegel, W. Müller, L. Robert, J. Paul (1822). Dresdens Corinna war Frl. Therese vom Winkel: sie verstand alle möglichen Sprachen, war in den Künsten bewandert, spielte die Harfe. „In ihrem Hause," erzählt Atterbom, „ist ein Gewimmel von Deutschen aus allen Himmelsrichtungen, Engländern, Italienern, Franzosen, Ungarn, Russen, Polen, daß man vor Geschwirr und Gewirr oft kaum weiß, ob man auf den Füßen oder auf dem Kopf steht. Ihr Wesen ist dressirt wie ein ordentlich aufgezogenes Uhrwerk, welches auf Punkt und Strich die Eintheilung der Zeit angiebt, aber auch mechanisch und ruhelos von einer Stunde zur andern eilt."

In dem ersten Kampf der Sturm- und Drangliteratur gegen die Spießbürgerlichkeit und deren Voraussetzungen wurde die sogenannte gute Gesellschaft verspottet. Werther sowie die Revolutionshelden Klinger's und Schiller's waren entweder Bürgerliche oder junge idealistische Edelleute, die sich von ihrem Stande lossagten. Dann aber verkünstelten sich die Empfindungen so er-

stisch, daß sie nur von exclusiven Cirkeln verstanden werden konnten; die Apostel der Kunst schlossen sich an den Adel an und verhöhnten den hausbacknen Menschenverstand des Bürgers. Die Sturm- und Drangzeit war in ihren Idealen demokratisch und puritanisch, die Romantik katholisch und aristokratisch. Zwar schloß sich nicht die gesammte vornehme Welt der neuen Richtung an, denn es ist nicht ihre Natur, in Masse geistreich zu sein, auch konnte sie der bürgerlichen Dichter und Philosophen, die ihr die Mühe nahmen, über ihre eignen Vorzüge zu reflectiren, nicht entbehren: aber die Grundlage der neuen Bildung blieb der Salon, in welchem die vornehme, reiche und unbeschäftigte Welt wie aus der Vogelperspective auf das Gedränge der bürgerlichen Interessen herabsah und es als Stoff ihrer Ironie verbrauchte. — In einem geistreichen Buch: „die Frauen in der großen Welt", tritt Frau v. Fouqué für die alte Bildung in die Schranken. „Was die Bequemlichkeit sich auch weismacht, Genuß und Vergnügen gewinnen nichts durch jenes nachlässige Gehenlassen der sogenannten Denkfreiheit. Unsre überreife Jugend kennt nichts, das sie fürchtet, nichts, das sie hofft, denn sie will nichts als sich selbst; und wenn diese Gesellschaft weiter keine Gesetze des Umgangs auflegt, als daß sich alles dem Gebot des Egoismus unterwerfen soll, so führt gerade das eine Art babylonischer Sprachverwirrung herbei, die jedes gesellige Einverständniß, jede wahre lebendige Gemeinschaft, kurz die Wärme und Fülle geistiger Befreundung hemmt. Aus dieser Nichtachtung des heitern Lebensverkehrs entsteht allmählich außer der schroffen Denkweise eine Sprödigkeit und anmuthslose Pedanterie der Gesellschaftssprache, die sehr merklich auf die Büchersprache übergeht. Der Dialog soll aus der gebildeten Conversation hervorgehn, wie sie leicht, gefällig, geistreich, zwanglos und von so vornehmer Natur sein, daß die Schranken des Schicklichen sich frei erweitern und niemand sie überschreitet; es darf nichts vermißt und doch nichts gesucht werden. Unsre Gesellschaftssprache bilden wir aus Büchern; es fehlt ihr der Hauch des Unmittelbaren. Absicht, Prätension, Unsicherheit, Ueberschwenglichkeit und Plattes lassen sich nach dem Maß herausfühlen, als Lectüre, Unterricht, wissenschaftliches Studium, poetische Versuche, trivialer oder frivoler Lebensverkehr die Sprache zusammenwürfelten. Ziehen wir nun solch Gemengsel in das Gebiet der Kunst, um in diesem Spiegel die Bilder des Lebens zurückzuwerfen, so fühlt man, daß alles eingelernt und nicht gefunden ist. Unsre Jugend liest und schreibt Unsägliches und hat eine kritische Stimme über Schauspiele und Schriftsteller, daraus erwächst entweder ein absprechender Ton, oder ein gewisses sentimentales Verschwimmen; eine ordentliche Folge der Rede und Gegenrede, das Eingreifen und der Wechseltausch der Gedanken, kurz, die elektrische Kette geistiger Berührungen bildet sich nicht ohne gemeinsame Vermittelung, ohne

das Bedürfniß, sich zu ergänzen. — Während wir einerseits sehr viel von dem Glauben sprechen, zweifelt doch jeder an dem andern. Die Kritik war in keinem Moment geschäftiger, sich selbst Genüge zu thun. Große Vorbilder duldet der unruhig Schaffende um so weniger, als er jedes besser zu machen überzeugt ist. Ideale sind aus der Mode gekommen. Ideen gehören in die Fabelwelt; man hat nur Gesichte. Da diese aber uns meist das eigne Gesicht zeigen, so bleibt der Maßstab des Vergleichs stets in der Nähe und auf demselben Standpunkt mit der Gegenwart; er fügt sich dieser an, statt sie über sich hinauszuheben. — Man kann sehr viel über Vergängliches und Ewiges zu sagen wissen, und doch weder das Erstere fahren lassen, noch das Andere festhalten wollen. Der Friede einer schönen Natur beruht auf unbewußtem Selbstvergessen, auf einem solchen, das wirklich nichts von sich weiß, das mit ungekünstelter Bescheidenheit die guten Gaben des Himmels und der Welt freudig, ja überrascht empfängt, wenngleich unzählige Fehlschlagungen die Reihe der Wünsche zerreißen. — Jede Zeit hat ihre Physiognomie; die unsre ist in den vornehmern Kreisen nicht auf Täuschungen des Herzens gestellt, diese Periode liegt hinter uns. Was allenfalls noch da hineinschillert, geschieht aus letztem Rest von Courtoisie für das phantastisch Poetische. Leute von gutem Ton sind enger als je mit der Realität vermählt. — Die Selbstliebe nimmt in der Regel alles zu begrenzt, zu wirklich. Das Phantastische jener Gesellschaftspoesie, die nur bunte Schatten auf der Oberfläche hingleiten läßt, will sich nicht mit den Anforderungen an real gestaltete Verhältnisse vereinen; es entsteht überall Widerspruch, wo der Ernst den flüchtigen Scherz festhalten will. — Im Mittelalter machte das Märtyrerthum des Herzens den Cultus der Frauen zu einem Heiligendienst, der als sichtbarer Abglanz himmlischer Verehrung der gebenedeiten Jungfrau eine irdische Beziehung mitten im Weltleben suchte. Das Leben nahm eine andre Richtung, ritterliche Tapferkeit lebte nur noch im point d'honneur, die Politik war die Göttin der Zeit, die Galanterie artete in Gewohnheitsform aus; die Frauen rächten das Wesenlose der formellen Huldigung durch politische Intrigue. — Unter tausend Männerherzen geht jetzt gewiß kein einziges in einer heftigen Leidenschaft verloren, allein unzählige welken in dem matten Hauch gleichgiltiger, lauer Lebensweise. Vor nichts in der Welt hegt man solche Scheu, wie vor den Erhebungen des Innern, was daran streift, wird als lächerliche Extravaganz verpönt. Es kann gar nicht gewöhnlich genug in der Welt zugehn; die überreizt gewesenen Nerven der Generation hassen bis auf die Erinnerung jene Zustände der Begeisterung und des heißen Ungestüms. — Dadurch, daß man sich der Bequemlichkeit in die Arme wirft, fühlt sich kein Mensch bequem, höchstens lose und ungebunden, doch keineswegs in der elastischen Haltung, welche freie

und leichte Bequemlichkeit nach allen Seiten gestattet. Es fühlt das auch im Grunde jeder. Daher die häufigen Klagen über Mangel an Vergnügen. Man bedenkt nicht, daß sich die Organe dafür in dem weichlichen Verschwimmen des Gewohnheitslebens abstumpfen, und, bei überall mangelnder Frische, die Freude am wenigsten ein jugendliches Gesicht behält."

Tieck's Novellen brachten in diesem Fach eine völlige Umwälzung hervor. Bisher hatten Fouqué und Hoffmann den Markt beherrscht. Der Erstere war ganz in Gespenstern untergegangen, Hoffmann starb 25. Juni 1822, 46 J. alt, an der Rückenmarksdarre. (Z. Werner starb 17. Jan. 1823 in Wien, 55 J.) — Gleichzeitig mit Tieck's ersten Novellen (1822) erschienen zwei orientalische Bilder von Leop. Schefer, „Palmerio" und „der Zwerg": jenes ein Capriccio über die Religionswirren auf den griechischen Inseln, dies eine Modernisirung der türkischen Vampyrsage.

Schefer, zu Muskau geboren, war 11 J. jünger als Tieck, 8 J. jünger als Hoffmann. — Schon früh fühlte der Knabe Sehnsucht nach der Fremde, namentlich nach dem Orient; die Türken dachte er sich als ein höchst poetisches Volk. Noch als Kind, wo er in einer Maskerade den Amor spielte, verliebte er sich in eine schöne Gräfin, und mit diesem Augenblick begann „die Welt sich für ihn in Gleichgiltiges und Werthvolles zu trennen für alle Zeit." Er übertrug später diese Liebe auf die Tochter der Gefeierten. Sein erster Lehrer war ein Günstling des Grafen Zinzendorf. Aus den Büchern des väterlichen Arbeitstisches erfuhr er viel von den Geheimnissen der Natur, zu einer Zeit, wo andre Knaben noch über die Mirakel des Jahrmarkts erstaunen. Ehe er den Gymnasialunterricht erhielt, wußte er fertig Französisch, Englisch und Italienisch. Außerdem hatte er sich in die Mysterien der Musik vertieft. Von einem ungemessenen Lerntrieb angefeuert, graufte ihm doch vor einem Brodstudium, das ihm einer Entsagung seiner selbst, einer Verzichtleistung auf das heiße Verlangen, ein vollendeter Mensch zu werden, gleichzukommen schien. Da wurde seinem Leben eine neue Richtung gegeben durch die Ankunft des Fürsten Pückler (1809), der die Standesherrschaft übernahm und seine Parkanlagen begann. Muskau wurde Sammelplatz einer vornehmen und geistvollen Gesellschaft, in die auch der junge Schefer eingeführt wurde. Man entlockte ihm 1811 ein Heft Gedichte, welches auch gedruckt wurde. Seine Stimmung kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man sich an Jean Paul's Gottwald erinnert, wie er zuerst einer jungen Gräfin seine schüchternen Huldigungen darbringt. Es fanden Correspondenzen statt, nach kurzem Wiedersehn starb die jüngere Geliebte auf ihren Gütern in der Provence, ihre Mutter aber, „des Knaben erster Stern", brachte dem Dichter als ein theures Vermächtniß eine Sammlung von Gedichten, leise

auf das letzte derselben hindeutend, welches also lautete: „Das, was wir vor der Welt verschweigen, verborgnes Glück, es bleibt uns eigen, das löscht kein Tag aus unserm Herzen, das überwachsen keine Schmerzen. Durch unser Aug' kann's niemand sehn im Grund der Seele funkelnd stehn. Wir tragen's still von Port zu Port, und tragen's stumm zum Himmel fort." — 1812 entführte ihn eine Geschäftsreise nach Oberungarn. Diese erste große Ausflucht brachte ihn mit einem griechischen Mädchen in Berührung. Im folgenden Jahr dehnte sich die allgemeine Noth Deutschlands auf seine friedliche Landschaft aus, und er erlebte jene entsetzlichen Scenen des Kriegs, die er später in der „Osternacht" geschildert hat. Seine heiße Sehnsucht nach dem Süden zu befriedigen, gab ihm endlich der Fürst die Mittel, und so reiste er 1815 über Wien, nachdem er vorher Neugriechisch und Arabisch gelernt, nach Italien ab, das er in seiner ganzen Ausdehnung durchzog. Er benutzte die lange Seefahrt nach Sicilien zu Uebungen der Phantasie, von denen er gern seltsame Resultate erzählt, und mittelst welcher er es dahin brachte, mit geschlossenen Augen jede Landschaft in beliebiger Farbe zu sehn und Töne jedes Instruments zu hören. Durch diese Uebung, glaubte er, werde der Mensch erst völlig Herr seiner Sinne. Von Messina aus segelte er nach Hydra, besuchte Eleusis, Aegina u. s. w.; dann ging es nach Kleinasien, Konstantinopel. Bald nach seiner Heimkehr 1821 verheirathete er sich, 37 J. alt, und die Romantik seines Lebens war nun zu Ende. Die orientalische Reise war das Material, von dem seine spätere Dichtung gezehrt hat. — Der Zauber der modernen Poesie liegt hauptsächlich in der Virtuosität, mit der sie das Leben der Natur empfindet und wiedergiebt. Schon in der unbeseelten Natur hat sie ein reich pulsirendes Leben und dadurch eine Poesie entdeckt, von der die Alten keine Ahnung hatten. Aber auch der Mensch hat sein Naturleben, und die Ausmalung der Leidenschaften, Stimmungen, Wünsche und Conflicte, deren Causalzusammenhang jeder nachfühlt, die sich also als einen innern Naturproceß darstellen, wird demjenigen Dichter am meisten gelingen, der sich durch Beobachtung und Analyse am gründlichsten in das Gesetz des Naturlebens vertieft hat. Allein diese Studien können nur die Farbe und Stimmung geben, sie können niemals die Zeichnung ersetzen. Wenn der Dichter sich ausschließlich nach dieser Richtung bewegt, verfällt er in zwei scheinbar entgegengesetzte Fehler: er löst durch zu weit getriebene Analyse die Individualität auf, und er macht durch Ablösung des Einzelnen von dem sittlichen Ganzen, zu dem er gehört, die Individualität zu einer Anomalie. Wenn ich den Menschen lediglich in dem Naturproceß seiner Leidenschaften, Stimmungen, Gefühle betrachte, die nothwendig bei allen Naturwesen übereinstimmen, so vernichte ich damit den Kern seiner Persönlichkeit, den individuellen Lebensnerv,

der ihn von andern Wesen unterscheidet. Wenn man der Wissenschaft zum Vorwurf macht, daß sie, um das Leben zu begreifen, den lebendigen Organismus zerschneidet, so ist das thöricht, denn die Wissenschaft sucht nicht nach dem individuellen Leben, sondern nach dem allgemeinen, d. h. nach Regel und Gesetz, und dieses entdeckt sie nur durch Analyse; die Kunst dagegen soll individuelle Gestaltung geben. Diejenigen Stimmungen, die sich innerhalb des Naturprocesses bewegen, schildert Schefer mit einer wunderbaren Virtuosität; aber wo sie in die Welt der Freiheit, der sittlichen Folgen, der Zurechnung übergehn, da erlahmt seine Kraft, seine Zeichnung wird verwaschen, und über seine Bilder breitet sich der trübe Flor eines halb melancholischen, halb ironischen Skepticismus.

Wenn der Pantheist der Individualität Unrecht thut, indem er sie chemisch zersetzt, so übertreibt er sie wieder, indem er sie von dem Gattungsleben der Menschheit und der bestimmten Gesellschaft, zu der sie gehört, isolirt. Auch die Thiere kennen das Gefühl der Anhänglichkeit, der Abneigung, des Neides, der Großmuth; aber diese Gefühle beziehn sich immer nur auf Einzelnes, sie haben nicht das Gefühl der Gattung. Durch die Sprache gliedert sich der einzelne Mensch als integrirender Theil eines organischen Ganzen, dem er mit seinem ganzen Leben, mit seinen Begriffen, mit seinem Rechtsgefühl und Gewissen angehört. Diese nothwendige Stellung des Menschen innerhalb der Gesellschaft und der Geschichte läßt Schefer aus den Augen. Er kennt nur Individuen, bei denen das Allgemeingefühl höchstens im Keim vorhanden ist. Bis zur vollsten Consequenz läßt sich das freilich nicht treiben, man müßte denn dem Einzelnen auch die Sprache nehmen; aber Schefer hat es weit genug getrieben. Zum Theil wird das versteckt durch die unbestimmte, in fieberhafter Erregung zitternde Sprache, und so vergißt man zuweilen über der Ungenauigkeit der Erzählung die Ungenauigkeit der Charakteristik.

Es scheint auf den ersten Augenblick unglaublich, aus einer Weltanschauung, die den Causalnexus wenigstens in sittlichen Dingen aufhebt, eine fortschreitende Handlung zu entwickeln. Allein gerade diese unausgesetzte feindselige Beziehung auf die gewohnten Vorstellungen ist es, was jenen Novellen für den Gebildeten, wenn es ihm nur gelingt, sich durch die wüste Form durchzuarbeiten, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, denn man fühlt bei den unerhörtesten Einfällen heraus, daß der Dichter sich ein bestimmtes psychologisches oder naturphilosophisches Problem dabei denkt. Er entwickelt zuweilen eine so überraschende Kenntniß der geheimen Motive in den menschlichen Empfindungen, daß wir auch da, wo auf den ersten Augenblick alles barock und unmöglich erscheint, uns wenigstens die Mühe geben, nach einem versteckten Mittelglied zu suchen, welches die Sache erklären könnte. Bis auf den

kleinsten Zug ist alles von jenem narkotischen Spiritualismus zersetzt, der die Welt in ein Reich der Wunder und Chimären verwandelt. Zwar wird Schefer durch die Nothwendigkeit, sich im Thatsächlichen zu bewegen, fortwährend darauf geführt, daß die Folgen der Schuld sich vom Menschen ablösen, ihn äußerlich umstricken, und dadurch allerdings objectiv werden; aber weil das Herz die Schuld nicht bekennen will, bleibt das Schicksal etwas Aeußerliches. Deshalb hat die wirklich vorhandene Macht sittlicher Verhältnisse ein nicht minder finstres Aussehn; sie erscheint als ein gespenstischer Kreis, in den der Fuß des Menschen sich verstrickt, obgleich er keinen Theil an den Wesen hat, die darin walten. Wir sollen uns fortwährend daran erinnern, daß alle Greuelthaten, die ein menschliches Herz verwüsten können, ebenso in das Gebiet des Scheins gehören, wie eigentlich das gesammte Leben. Aber dieser Gedanke hat nichts Tröstliches, da wir mit der Wahrheit des sittlichen Gesetzes allen festen Boden verlieren, da wir blind und ungeläutert in den Abgrund getaucht werden, ohne einen Blick auf den Himmel, der uns verdammt. „In dieser Welt ist Schuld und Ursache, ja nur Veranlassung nicht rein zu unterscheiden; wir haben daran so viel, als wir uns annehmen." Im Traum hat man gesündigt, im Traum wird man erlöst: aber diese Erlösung hat keine versöhnende Kraft. Bei diesem Traumleben der Seele verflüchtigt sich auch der Inhalt des wirklichen Lebens in's Phantastische. Die Bilder wechseln scharf, blendend, unvermittelt, wie bei dem Spiel einer ombre chinoise; man kann eine Novelle in die andre hineinlesen, es befremdet nicht, in jedem Augenblick kann man das Buch aus der Hand legen, man ist nie gespannt, und so bunt die Abentheuer sich aneinanderdrängen, sie verdichten sich nie zu einem Schicksal. Denn dazu gehört Ausdauer der Leidenschaft und ein festes sittliches Princip; der Taumel des indischen Blumenlebens bringt es nie zu einer verständlichen Gestalt. Wir sind auf einem Fasching, es entsetzt uns nicht, wenn unter der jugendlichen Harlequinmaske unversehens ein fahles Todtengesicht hervortaucht, wir werden nicht überrascht, wenn um das Haupt eines alten hartgesottnen Sünders plötzlich eine Heiligenglorie strahlt. Wem ist's nicht im Traum einmal vorgekommen, daß er selbst erstochen wurde, sich im Tode fühlte, dann sich in die Person seines Mörders verwandelte, und so in's Unendliche. Am besten schildert der Dichter, wie eine fieberhafte Aufregung der Nerven durch eine herandrohende Gefahr, durch einen Schrecken, oder auch durch eine wirkliche Folter herbeigeführt wird; den Reiz des Schwindels, des Grauens und der Angst. Grandios ist die Schilderung der Nacht, die ein kühner Waghals auf dem Kreuz der St. Peterskuppel zubringt; die Darstellung des Waldbrandes, das Abentheuer in einem Grottenlabyrinth. Diese Virtuosität hat etwas Krankhaftes, wie die Zustände, welche sie darstellt;

aber der Dichter kennt die leise Empfänglichkeit der Nerven genau genug, um sie wirksam auf die Folter zu spannen. Er geräth bei der Darstellung der verwirrten, phantastischen, wilden Scenen selbst in eine Art von Trunkenheit, er stürmt mit seinen fieberhaften Bildern rücksichtslos auf unsre Phantasie, wir müssen uns gleichfalls in den Zustand der Trunkenheit versetzen, um ihm zu folgen. Wenn eine solche Nervenspannung nicht vorwaltet, zerfließt die Erzählung in's Unbestimmte. In weit höherm Grade als Jean Paul, dessen Kunstform im Uebrigen auf die Weise seines Schaffens, seines Darstellens, seiner Uebertragung einzelner absonderlicher Fälle in scheinbar gemeingiltige Reflexionen einen entscheidenden Einfluß geübt hat, sucht Schefer etwas darin, undeutlich zu erzählen, Andeutungen zu geben, wo man eine Schilderung erwartet, und unvorbereitet in das Entlegenste überzuspringen. Diese Verwirrung erregt zuletzt eine unerträgliche Abspannung; man hat in kurzer Zeit vergessen, was man gelesen.

Wie der Anatom eine Vorliebe für Misgeburten hat, so legt Schefer sein Messer am liebsten an anomale Seelenzustände. Ein gefallenes Mädchen, das bei einem katholischen Fest die Mutter Gottes, die unbefleckte, darstellen muß und im Gefühl dieser Blasphemie stirbt; eine Nonne, die in der Revolution als Göttin der Freiheit gepreßt wird und darüber in Wahnsinn verfällt; eine im Krieg Geschändete, deren ganze Familie vergiftet wird, die sich dann für die Jungfrau Maria hält, und alle weitern Gräuel gleichmüthig an sich vorübergehn läßt; ein Bauchredner, der seine innre Stimme als einen fremden Geist empfindet; ein Weib, das dreißig Jahre lang als Mann gekleidet geht; eine Blinde, die geheilt wird; Scheintodte, die im Grabgewölbe aufwachen; Gekreuzigte und Gepfählte, die längere Zeit zwischen Leben und Sterben schweben; vor allem aber Wahnsinnige von jedem Grad und jeder Beschaffenheit. Wenn der Dichter das Walten der sittlichen Ideen nicht zu verfolgen vermag, muß er sich wohl in den dunklen Irrgängen einer Seele verlieren, die durch abnorme Zustände dem allgemeinen Leben entzogen ist. Daher die Vorliebe für die Zustände halben oder vollen Wahnsinns, der Trunkenheit, des magnetischen Schlafs, diese psychologischen Willkürlichkeiten, die deshalb reizen, weil man kein Gesetz für sie findet. Am liebsten wühlt Schefer in der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens, wie ihm überhaupt das Weib als die eigentlichste Menschwerdung der namenlosen Naturgottheit erscheint. „Die Natur wird kaum wahrer empfunden, als in den Weibern. Sie leben lebendig, fühlen die traumähnlichsten, geheimnißvollsten Zustände klar und deutlich. Sie denken das Leben weniger, als sie es fühlen, und meist ohne Phantasie, versenken sie sich leicht in die Zauber der Natur, weil sie zeitlebens mehr Natur sind, darstellen und bleiben, als im beständigen, jung-

fräulichen, mütterlichen, bis zur Verkennung verwandten Verkehr mit ihr in allen entzückenden und schweren Stunden des Lebens, der Geburt und des Todes." — Diese weiblichen Zustände versteht der Dichter mit einer Virtuosität anschaulich zu machen, daß es zuweilen unbegreiflich wird, wo ein Mann diese Kenntniß hergenommen haben kann: kein Dichter hat den Satan im weiblichen Herzen treffender geschildert, als Schefer in der „Künstlerehe". Bei der Schilderung von Männern sind es mehr die weichen, die empfindsamen, gewissermaßen weiblichen Seiten ihrer Natur, die den Dichter anziehn, z. B. die Finessen einer empfindsamen Künstlerseele. Auch unter den Verbrechen zieht Schefer diejenigen vor, bei denen die Natur der Unsittlichkeit in einer nebelhaften Dämmerung bleibt, so z. B. die Heirath in verbotnen Graden, die Bigamie u. s. w. Ueber solche Verbrechen wird in verschiednen Zonen und unter verschiednen Religionssystemen verschieden geurtheilt. Schefer forcirt daher die Romantik dieser Verbrechen dadurch, daß er einen Religionswechsel eintreten läßt, daß er also die That und das Urtheil an verschiedne Voraussetzungen knüpft. Ein sehr geläufiger Kunstgriff ist, daß er die Intention eines und desselben Verbrechens in die Seele verschiedner Personen legt, sie alle, ohne daß der eine vom andern weiß, an der Ausübung theilnehmen läßt, und keine Aufklärung darüber giebt, wem der eigentliche Thatbestand der Schuld zufällt. So schwebt das Gespenst dieses einzigen Verbrechens über der Seele verschiedner Menschen und macht sie wahnsinnig. Am liebsten verlegt er seine Geschichten in solche Zeiten, wo die Phantasie über den Verstand und das Sittengesetz hinausgeht. Als Pantheist und Naturdiener sieht er in der Geschichte nur ein geistloses Gewebe vereinzelter Erscheinungen, einen unaufhörlichen fanatischen Kampf gegen die Natur, in den gewaltigen Erscheinungen der Geschichte nur die Zertrümmerung eines schönen Naturdaseins. Er ist unermüdlich, die Leiden und Greuelthaten des Krieges in häßlicher Ausführlichkeit darzustellen, das Christenthum erscheint ihm fast nur als ein boshafter Spuk, der unheimlich in das Leben greift und den Sinn bethört. In den großen Thaten, die aus einer Idee hervorgingen und darum rücksichtslos gegen alle sonstigen Empfindungen ausgeführt wurden, sieht er etwas Willkürliches und Dämonisches, weil er nie einen sichern historischen Boden gewinnt, also auch das Walten historischer und logischer Nothwendigkeit nie begreift. Seine Lieblingshelden sind jene Pflanzenseelen, die viel zu ätherisch, um an dem wirklichen Leben theilzunehmen, sich nur in sinnigen Träumen bewegen, und der Welt noch milde und freundlich zulächeln, wenn man sie schindet oder pfählt. Wenn aber der ideale Sinn der Geschichte dem Dichter fremd und feindselig bleibt, so versteht er sehr gut, aus ihr die Localfarben für seine Traumbilder zu entlehnen. Am liebsten bewegt er sich in solchen

Gegenden, wo die Natur Gewalt über den Menschen hat, wo ihre Erscheinung so mächtig und das Blut des Menschen so erhitzt ist, daß eine freie Ausübung des Willens ein Wunder wäre, alsa vor allen in südlichen Gegenden, im Orient. Eine Novelle spielt in China und umfaßt in ihrem in den wunderbarsten Farben ausgeführten Gemälde nicht blos die geschichtlichen und sittlichen Verhältnisse der Chinesen, sondern auch ihre Sagen und Mährchen. Es ist eine chinesische Sage, daß die Dynastie des Fa an einem heimlichen Ort auf der Erde fartlebt. Der pantheistische Dichter, der eigentliche Wunder nicht gelten läßt, hat das so erklärt, daß diese uralten Könige das Mittel besitzen, eine beliebige Zeit zu schlafen und während derselben nicht zu altern. Sa schlafen sie zuweilen Jahrhunderte lang und kammen dann unversehens als Jüngling wieder zum Varschein. Je haushälterischer sie mit ihrer Zeit umgehn, desto länger bleiben sie jung. Daher kommt es, daß der Ahnherr und Fürst des Geschlechts Y erst vierzig Jahre zählt, sein Sahn Ly dagegen sechzig, der Enkel achtzig, der Urenkel Semakuang, der Held der Geschichte, einige dreißig. Wenn ein solcher Siebenschläfer einmal auf die Erde zurückkehrt, so findet er seine Gemahlin als ein uraltes Mütterchen wieder, und seinen Sohn so bejahrt, daß er schicklicher Weise sein Vater sein könnte. Neben dieser Wundergeschichte, die den leitenden Faden der Verwickelung bildet, werden wir noch durch alle möglichen andern magischen Mittel phantastisch angeregt; aber auch diese bestehn nur in dem ungewähnlichen Gebrauch von Naturkräften. Nach seltsamer sind die Sitten, Gebräuche und Vorstellungen, die uns in dem angeblich wirklichen Leben begegnen. Sie sind mit einer Gluth, mit einem Schmelz der Farben ausgeführt, der uns blendet; allein wir erwarten dach immer, in dem Dichter werde sich endlich das Gefühl des Widersinnigen regen und er werde plötzlich in's Possenhafte überspringen, um uns aus der halbtallen Stimmung, in die er uns versetzt hat, wieder zu befreien. Im Gegentheil, er bleibt ernsthaft, feierlich, gerührt, ja, er läßt nicht ab, über das, was geschieht, obgleich es auf den luftigsten Grundlagen aufgeführt ist, die weisesten Betrachtungen anzustellen.

Wie die Metaphysik zwei gleich unwiderlegliche Thatsachen, die Thatsache des allgemeinen Causalgesetzes und die Thatsache der menschlichen Freiheit, mit einander in Einklang bringt, mag für die Wissenschaft Interesse haben, die wirkliche Sittlichkeit wird dadurch nicht angefachten. Die Schwierigkeit liegt gar nicht in dem realen Gegensatz der beiden Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, sandern nur darin, daß man aus der gewöhnlichen Vorstellung Momente hineinträgt, die ihnen eine falsche Farbe geben, nämlich in die Nothwendigkeit das Moment der Blindheit, in die Freiheit das Mament der Willkür oder des Wunders. Die Erscheinung der Freiheit wird dadurch keineswegs

aufgehoben und verkümmert, daß uns die Metaphysik ihre Entstehung aus Naturbedingungen herleitet, sie wieder in Naturelemente auflöst. In der Poesie wie im praktischen Leben müssen wir an die Freiheit glauben, das heißt, wir müssen uns den Gedanken, daß auch diese Freiheit wieder eine chemisch auflösbare Erscheinung ist, aus dem Sinn schlagen. Der Chemiker, der Metaphysiker hat Recht, über die Individualität wie über die Erscheinung im Allgemeinen hinauszugehn; aber der Künstler und der handelnde Mensch muß bei ihr stehn bleiben, weil er sonst nicht zeichnen, nicht schaffen könnte. Die Wirklichkeit ist ein fortgesetzter Taumel, in dem eine Erscheinung die andere widerlegt; aber der Künstler fixirt den Moment. Die pantheistische Dichtung geht wie der Chemiker zu Werk, der nur Beziehungen, nur Werden und Vergehn begreift; sie hebt das Göttliche auf, indem sie es in alle Erscheinungen gleichmäßig vertieft; sie vernichtet den Kern des Lebens, indem sie alle Individualitäten analysirt; sie leugnet den Geist, indem sie ihn zu einem Ergebniß der Elemente herabsetzt und ihn nur im Licht der Erscheinung betrachtet. —

12 J. nach seinen ersten Novellen sammelte L. Schefer das „Laienbrevier", das auf seinen Pantheismus ein neues Licht wirft. „Die Welt ist schaffbar, ein Kind mit großen Anlagen, eine große Anlage in Kindeshänden." Trotz dieses embryonischen Zustandes sieht der Dichter viel Sinniges und Schönes in ihr. Zwar hat die Fülle exotischer, wildglühender Blumen, die er in seine Kränze verwebt, etwas Berauschendes; es sind Blüten aus einem Traumreich, die bei Nacht ihre Berechtigung haben, wenn sie auch den Schein des Tageslichts nicht aushalten. Die sich in ihnen abschattenden Gedanken erinnern an Novalis. „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts. Er ist allein, und alles kommt aus ihm und geht in ihn zurück, und war auch keinen Athemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. Sowie vom ungeheuren Gewölbe der Tropfsteinhöhle die ungezählten Tropfen niederregnen und drunten mit den Silberstimmen singen, so strahlt und glänzt und blitzt und strömt und säuselt, der alles ist, aus seinen Himmeln nieder, wird alles und ist alles. Er ist das All, alles ist neben, mit einander göttlich, sogar der Staub auf Sommervögelschwingen." — Auch der Mensch erhebt sich im Wesen nicht über den Stein. — „Denn mehr als göttlich kann nicht etwas sein, und was da ist, ist selber die Natur, und als sie selbst vollkommen ist ein jedes, sonst wär' das All ein tausendfacher Frevel." „Wir werden gelebt: die Natur giebt in fortwährender Verwandlung den Einschlag in das Gewebe unsers Lebens, und durch die eiserne Bestimmung, was wir in unsre Empfindungen aufnehmen, bestimmt sie auch, wie wir empfinden sollen, indem sie geheim in unserm Innern die Kette der Geister hält." — In diesem Ineinandergreifen wechselnder Lebenskräfte ver-

schwindet zu leicht das lebendige Einzelne. Je aufmerksamer der Poet auf die geheimen Töne der befreundeten Natur lauscht, desto mehr klingt eins in das andre über; in dem Fluß des Lebens löst sich die Gestalt. Die Unendlichkeit des Lebens verfließt in die geheimnißvolle Nacht, wo alle Unterschiede schwinden. In der träumerischen Auffassung des Naturzusammenhangs hört die Unterscheidung des Guten und Bösen auf. Eine Schale Opium und die Menschheit ist erlöst; es taumelt die Welt, ein lieblicher Traum, halb nur vernommen, um die schlaftrunkenen Sinne. „Derselbe Tag ist auch nur eine Nacht, die eine heilige große Nacht im All; die Sonne aber ist die Lampe nur, aus Noth der Nacht zu steuern aufgehangen. Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne, als dieses Tages hellleuchtendes Gespinnst, leicht hingehangen, leicht hinweggenommen wie ein Schleier! In solcher Wunderhöhle dieses Tages nun sitzen wir, sowie in einem Mährchen, hervorgegangen, niemand weiß woher? Unleugbar Mährchenwesen; Mährchenhäuser, die Königsschlösser und die Göttertempel: selbst jene Sonne, die da sinkt, ist Mährchen. Das Wunderbare schadet nicht dem Leben, es hält nicht an, ich bin ein Wunder auch. — Der Stein, das Grab, das Unglück und das Leid sind lieblich für die stille Götterseele, die wie auf goldner Fluth emporgetragen, als Göttermond am Götterhimmel steht." — „Kann der Gott zum Menschen werden? kann sterblich der Unsterbliche erscheinen? Das ist des alten Meisters Kunst, sich selber zu verwandeln, zu verkleinern, in Splitter stiebend wie ein Diamant, sterblich zu scheinen, gleich unsterblich bleibend." „Mit dir geboren wird der Gott. Er lebt in dir, mit dir, liebt, thut aus dir das Gute; wenn du stirbst, stirbt der Gott mit dir." — „Die eine Wehmuth theilst du mit dem Himmel, dem Frühling, ja du theilst sie mit dem Gott, auf den sie als der Wiederschein der Welt von allem, was da lebt, zurückfällt: daß sich die reine frohe Himmelsseele hier an die alte Erde knüpfen muß und an den alten Tod." — „Was ich denken kann, das bin ich selbst auch, oder hab' ich selbst geschaffen, wären's auch die schönen Götter. — Ein jeder Mensch hat so viel Freuden und ist so groß, als er den Gott begreift: und Gott ist das — was wir nicht fassen können! — Die Menschenherzen gleichen Diamanten; sie werfen gern das Göttliche aus sich hinaus und hängen es dann einem an, nur draußen als Farben schauen sie fröhlich ihren Strahl, und was an Zauber ringsum wirklich lebt, das lassen sie sich in dem Schein erscheinen." — „Wenn dich das beruhigt, daß nicht ein Böses ist in diesem All, dem Werke der vollkommen reinen Liebe — dann lebe ruhig, erlöst vom Wahn der Schrecken um dich her. — Du kannst nach jeder Schuld der reinste Mensch sein, wenn du sie alt, dich selber jung empfindest, als diesen Guten, der du heut' nun bist. Du bist die frische Kraft, die Kinderreinheit, das Götterzürnen eben bist

du selbst. So tief und schwer du meinest zu bereuen, so tief bescheiden ja auch freust du dich, daß in dir ein so reines Wollen lebt und solche Macht, daß du sowie die Sonne zu jeder Stunde neu und göttlich bist. Versteh' das Wort nur: Gott vergiebt die Sünde." — „Könnte eines Morgens je die Menschheit vergessen, was sie an den vorigen Tagen geträumt zu sein, dann wär' ihr wohl. So wird es leis' allmählich: was sie voreinst gewesen, hat die Menschheit fürwahr schon halb vergessen; alle Träume der alten geistbeschränkten schweren Tage, und was sie alle Nächte ihres Daseins gelebt, das fängt sie an am hellen Tag zu träumen! — Und nicht der Tag wird bald die Welt beherrschen, nein, herrschen wird die Nacht, die große, freie, gleichmachende, die Mutter aller Götter. Und wer schon jetzt im hellen Licht der Sonne das Große denkt, das Heilige empfindet, dem ist die Sonne, ist die Zeit verschwunden, und göttlich steht er in der alten Nacht, im Zauberglanz der Geister."

Wiederum 16 J. später erschien „Hafis in Hellas, von einem Hadschi;" neue Variationen auf das alte Thema. In dem „Symposion im Himmel" werden des Dichters menschliche Sinne durch Götterfähigkeit verstärkt. „Ich r o ch der Musen Cytherklänge noch zugleich! ich s a h gestaltenschön und klar ein jed' Gefühl! ich schmeckte noch die schönen Göttinnen zugleich auf meiner Zunge köstlich; ach, ich hörte laut das Strahlen der Gestirne hoch am Himmelssaal, und ich genoß unsäglich reich die schöne Welt zugleich in fünfundzwanzigfachem Wonnestrahl. Auch meine Eßkunst war vergöttlicht hier: ich a ß das Sonnenlicht, das Himmelsblau, den Glanz, ich t r a n k das mir im großen Becher schmelzende, bildschöne Mädchen, voll von süßen Schauern, aus." Nachher fängt er an zu singen, und alle Gegenstände, die er besingt, treten in sinnlicher Wahrheit aus seinem Mund heraus. Zuletzt erinnert ihn Hera an die Liebe. „Da sang ich ihr im Liede meine Liebste, ach, und augenblicklich stand sie vor den Göttern schön und herrlich . . aber hocherröthet! zürnend mir! dann auch von unsern Kindern sang ich noch bethört — und plötzlich sprangen sie im Saale laut und froh! doch da mein künftig Weib ja doch noch Jungfrau war — erbleichte sie vor Scham und sank gestorben hin. Da zürnt ich Hera, zürnte allen Göttern schwer, die, mich an ihre Tafel ladend, nur verhöhnt, und nach dem Tode meiner Frau ich selbst wie todt, und keine Götter achtend, sang ich stolz ein Lied, worin die Götter sterben und sie Nacht bedeckt. Und so geschah's vor meinen Augen: jeder Gott erbleichte, jede Göttin starb. Und alle todt umhüllte Finsterniß, daß Grausen mich ergriff. Da tappt ich noch nach Weib und Kindern angsterstickt, umsonst! Nur todte, kalte Götter faßt ich an! Laut schreiend nach den Meinen, weckt' ich selbst mich auf und schrie erwacht den Himmelsschrei erst drunten

aus. — — So geht es jedem, den die selber arme Schaar der Götter willenlos an ihre Tafel zieht — den gold'nen Lebenstisch! Gesang erschafft umher uns unsern Traum lebendig; und die Liebe schafft ihn süß. — Du, liebe heut! und lebst du morgen noch, so liebe morgen, frei und treu, nie menschenscheu; denn morgen sind sie .... bist du ... sind die Götter todt." — Liebe und Schlaf sind die beiden Güter, nach denen sich Hafis in seinen Irrfahrten sehnt, die ihn von dem verhaßten Licht befreien sollen, welches ihm harte, bestimmte Gestalten entgegenführt. Wenn nach seinem Lieblingsbild die Memnonssäule, von den Strahlen der Sonne angehaucht, plötzlich in Töne ausbricht, um den Sinn der Gestirne zu erfüllen, so ist das nicht eine von innen heraustönende Stimme, nicht ein Ausdruck des Geistes, sondern eine mystische Naturbeziehung, die vom Traum ausgeht und wieder zum Traum zurückführt. Wenn sich der Dichter gegen die Personification des Heiligen auflehnt, so liegt das nicht blos in dem übertriebenen Glauben an die Erde und ihre Mächte, sondern auch in dem Unglauben an die wirkliche Existenz. Es genügt nicht, wenn Hafis versichert, kein Bilderstürmer sein zu wollen; unsre Ideale sind keine bloßen Bilder, sie sind das wahrhaft Existirende auf dieser Welt. Hafis bleibt in Hellas ebenso fremd, trotz seiner Bemühung, die Ruinen der alten Tempel und Säulen zu durchforschen, als im Christenthum. Nur den arabischen Propheten versteht er, und auch von diesem nur eine Seite, die träumerisch phantastische; die Größe des Sehers, die seine Religion zu einer geschichtlichen gemacht hat, bleibt ihm fremd, weil er mit Schrecken eine Macht des Geistes in ihr wahrnehmen würde. Die griechischen Götterbilder treten ihm nur ironisch und klagend gegenüber, weil er in der Geschichte wie in der Natur nur den bacchantischen Taumel sieht, nicht das Ideal, welches dem Zeitstrom entrissen, gerettet auf den Höhen der Menschheit bleibt. Bei der Gleichgiltigkeit des Schönheitsgefühls gegen alle Unterschiede von Raum und Zeit können ihm die Bilder aus der Gegenwart, wo sie Zustände versinnlichen sollen, nicht gelingen; wenn es aber gilt, den bacchantischen Zauber der Sinne zu schildern, so findet er oft Farben und Lichter, die keinem andern Poeten zu Gebote stehn. Und zuweilen blickt uns aus diesem wilden Sinnentaumel ein frommes, schwermüthig dunkles Auge an, mit einer Innigkeit, die uns räthselhaft bleibt, weil wir den Zusammenhang mit dem Princip des Dichters nicht verstehn. Gewiß werden alle Leser mit Rührung und Theilnahme dem greisen Dichter zuhören, wie er von den Mächten des Lebens, als deren vorübergehende Erscheinung er sich ansieht, Abschied nimmt: — „Und nun entlaß ich euch aus meinem Dienst, ihr guten Geister alle dieses Alls! Ihr habt mir immer alle wohlgedient, wie einem Kinde seine Mutter dient. Schweigend freudig sterbt ihr selbst in jedem, —

denn inniges Verwandeln ist der Tod — wie ihr ihn sterben könnt, ihr Ewigen, um immerfort zum Opfer ihn zu sterben! Der Mensch, der einmal lebt, nur stirbt einmal, denn Er ist eures Opfers heil'ge Wirkung, das süße Kraftgedüft des ganzen Himmels! Noch voll Empfindung bin ich eures Webens, und was ich alles war und alles hatte, es ward mir sanfte Thräne in den Augen. Die Sonne ist mir immer pünktlich an jedem Morgen auf-, an jedem Abend hinabgegangen, und der Mond gekommen, der Schlaf zum rechten müden Augenblick. Am rechten Abend stand die Jungfrau mir zum Weibe da! — Am rechten Morgen richtig lag ihr ein Kind im Schoß; zur rechten Zeit war ihm die Erdbeer, war die Kirsche reif. So wurden uns die Monde reif zusammen, die Jahre wurden nach einander reif. Zur rechten Stunde ward das erste Haar mir weiß. Zum rechten Augenblicke starb — nach eurer himmlisch-treu gewissenhaften und wundervollen höchsten Kunst — mein Weib. Dies schwere Lob versetzt mir meinen Athem — für alles seid bedankt mit tausend Thränen! Zur rechten Stunde werdet ihr mir nahen und mich verwandeln, wie den Todten ziemt, auf daß ihr Ehre habt bei euren Menschen. Ich hab' euch wohl gelebt. Nun lebt ihr mir wohl. Ich nehme selbst mir meinen Schatten mit, und so entlaß ich euch aus meinem Dienst." —

Wenn Schefer in der Form seiner Composition hauptsächlich, und nicht zu seinem Vortheil, durch Jean Paul bestimmt wurde, so ist auf seine Bilder und Anschauungen ebenso unverkennbar der Einfluß eines großen europäischen Dichters. Lord Byron ist es, der den Duft und die Farbe des Orients recht eigentlich in Europa eingeführt hat; sein Childe Harold, Giaur, Belagerung von Korinth, Sardanapel u. s. w. zündeten mehr die allgemeine Phantasie, als der „westöstliche Divan" und Schefers orientalische Skizzen. Als er vollends für die Befreiung Griechenlands persönlich eintrat und in Missolunghi starb (13. April 1824, 36 J.), gab das seinen griechischen Dithyramben eine neue Folie. Von allen Ausländern war er derjenige, der sich Goethe am wärmsten näherte, ihm das größte Interesse einflößte; in seinem „Manfred", im „Cain" fand Goethe willkommene Nachklänge seines Faust; den Anfang des „Don Juan" versuchte er zu übersetzen. Die Virtuosität im Genuß wie im Schmerz, das krampfhafte Ringen nach einem unendlichen und nur für ein höheres Gemüth verständlichen Glück krystallisirte sich in dem Mythus von Don Juan und Faust. Aber die Deutschen gingen von kleinen und verkümmerten Verhältnissen aus, ihre Perspectiven waren aus der Ahnung des Herzens genommen, nicht aus dem Eindruck des wirklichen Lebens. Die Werther, die Allwill, die Titan mochten mit ihren Ketten rasseln, so viel sie wollten, sie konnten sie nicht abwerfen: es war die Armuth des äußern Le-

bens, die ihren Flug hemmte. Lord Byron war der Mann, wie ihn sich die nächste Vergangenheit geträumt. Auf den Höhen des Lebens geboren und doch voller Begeisterung für die Freiheit, ein Bezauberer aller Herzen und doch mit unglücklichem Streben einem beständig schwindenden Ideal nacheilend, skeptisch bis zur Blasirtheit und bis zum übermüthigen Hohn, und doch voller Sehnsucht nach den Heiligthümern, welche die Menschheit eingebüßt, war er die letzte und blendendste unter jenen poetischen Gestalten, deren Zauber sich die Welt, wenn auch mit unwilligem Widerstreben unterwarf.

Der Zauber, den er auf Goethe ausübte, beruhte doch zum Theil auf innerer Verwandtschaft. Auch Goethe war eine dämonische Natur, noch jetzt empfand er es zuweilen mit Schrecken.

Gustchen Stolberg, die vor 47 J. in einem zart innigen Briefwechsel den jungen Dichter wie ein guter Genius umschwebt hatte, jetzt Gräfin Bernstorf und fromm, nahte sich nach langem Schweigen 15. Oct. 1822 wiederum dem alten Freunde, und beschwor ihn „abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles und Irdisches hat, und seinen Blick und sein Herz zum Ewigen zu wenden!“ — Er antwortete nach einer schweren Krankheit 17. April 1823: „Lange leben heißt gar Vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgiltige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst, und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dies Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.“

Sich von seiner Krankheit zu erholen, ging Goethe Juni 1823 nach Marienbad, wo er sich schon zwei Sommer aufgehalten. Dort hatte er ein Fräulein Ulrike v. Levezow kennen gelernt, zu der den 74jährigen Greis jetzt eine wilde Leidenschaft erfaßte. Man sprach von einer Heirath, doch riß er sich los, und kam 12. Sept., halb zerstört, nach Weimar zurück; am Tage seiner Rückkehr schrieb er die „Trilogie der Leidenschaft“. „Klar beweglich bleibt das Bild der Lieben mit Flammenschrift in's treue Herz geschrieben. In's Herz, das fest wie zinnenhohe Mauer sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret, für sie sich freut an seiner eignen Dauer; nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret, sich freier fühlt in so geliebten Schranken, und nur noch

schlägt, für alles ihr zu danken." Ihre Gegenwart ist ein Friede Gottes „da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören den tiefen Sinn, den Sinn, ihr zu gehören." Nun kommt das Scheiden! „Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen, da bleibt kein Rath als grenzenlose Thränen. So quellt denn fort und fließet unaufhaltsam! Doch nie geläng's, die innre Gluth zu dämpfen! Schon rast's und reißt's in meiner Brust gewaltsam, wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen. Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen, allein dem Geist fehlt's an Entschluß und Willen." — „Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen! laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos! Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen, die Erde weit, der Himmel hehr und groß. Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt, Naturgeheimniß werde nachgestammelt. Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren, der ich noch erst den Göttern Liebling war. Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren, so reich an Gütern, reicher an Gefahr; sie drängten mich zum gabeseligen Munde, sie trennen mich, und richten mich zu Grunde."

Von neuem ergriff ihn eine schwere Krankheit. In dieser Stimmung fiel ihm sein Werther in die Hand. „Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren, gingst du voran — und hast nicht viel verloren. . . Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück; dann zog uns wieder ungewisse Bahn der Leidenschaften labyrinthisch an; und wir verschlungen wiederholter Noth, dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod! — Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt, den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt! Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet, gab' ihm ein Gott, zu sagen was er duldet!" — Wenn Goethe in dem Selbstverbrennungsproceß Euphorion's es zunächst auf Lord Byron gemünzt hat, so hatte auch er die Narben. —

„Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht, ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht. Wie du auch strahlst in Diamantenpracht, es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht. Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum, und sah die Nacht in deines Herzens Raum, und sah die Schlang', die dir am Busen frißt, und sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist. — Ja du bist elend, und ich grolle nicht; — mein Lieb', wir sollen beide elend sein! bis uns der Tod das kranke Herze bricht, mein Lieb, wir sollen beide elend sein! Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt, und seh' dein Auge blitzen trotziglich, und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, und elend bist du doch, elend wie ich." —

Das Gedicht wurde ungefähr in derselben Zeit, in der Goethe „die Trilogie der Leidenschaft" schrieb, in den „Jungen Leiden" abgedruckt, in welchen Heinrich Heine, 24 J., Studiosus in Berlin, die Treulosigkeit seiner Cousine Eveline beklagte. Er hatte in Bonn unter A. W. Schlegel studirt,

für dessen Poesie er sehr begeistert war, und unter dessen Leitung er Aufsätze über die Romantik und Nibelungen schrieb. Er empfing die Romantik aus zweiter Hand, vollständig zubereitet und geformt, mit einer Bildung, der sie eigentlich fremd sein mußte: er lebte sich nicht, wie seine Vorgänger, unmittelbar und mit der ganzen Fülle seines Gemüths in sie hinein, er empfand sie als schreienden Contrast gegen all seine realen Vorstellungen, gegen seine politische und religiöse Gesinnung, gegen seine Lebensgewohnheiten und gegen seine Logik. Schon in der alten Romantik fällt die bewußte oder unbewußte Lüge auf, die aus unnatürlicher Anempfindung verschollener Ideale entsprang; sie mußte den tollsten Ausdruck annehmen, als diese Ideale, die durchweg mit dem christlichen Mittelalter zusammenhängen, auf die jüdische Verstandesbildung projicirt wurden. — Von Bonn ging Heine nach Göttingen; dann finden wir ihn in Berlin, im Kreise der Rahel; ihre schöne Schwägerin Friederike Robert war seine neue Muse, in ihrem Salon hörte er Gans und die übrigen Hegelianer sprechen, welche die Dialektik der Schule mit Esprit verbanden; in den Weinstuben lernte er noch die letzten Reste der alten wilden Gesellschaft von Ludwig Devrient kennen, und erhitzte sich mit den jungen Stürmern und Drängern, mit Grabbe, Mich. Beer, Uechtritz an den Ideen einer kommenden Weltreligion, über die er auch von Rahel manches dunkle Wort vernahm. Bei Hegel selbst hörte er philosophische Collegia, und wenn sich auch in seine spätern Berichte über diese Zeit ein gut Theil Dichtung einmischt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ihn seine sprudelnde Phantasie und sein starker Instinct in diesen Orakelsprüchen manches errathen ließ, was sich den Eingeweihten verbarg. In diesen ausgewählten Zirkeln nun herrschte ein Ton, der ebenso das Gefühl wie die Einbildungskraft und den Wahrheitssinn verletzen mußte. Die Schüler der beiden Helden des Jahrhunderts, Goethe's und Hegel's, hatten sich die Hände gereicht, in dem Cultus des großen Dichters war nicht mehr von dem jugendlichen Dichter die Rede, der den Werther, Faust und Prometheus geschrieben, der mit seinem überquellenden Herzen den Weltgeist angeklagt hatte, sondern von dem alten ehrwürdigen Herrn, der sich mit allen Erscheinungen des Lebens, auch den widerwärtigsten, durch Mystik, Symbolik und eine friedliche Lebensweisheit abfand. Dieser Weisheit kam die Hegel'sche Dialektik befreundet entgegen; sie lehrte alles begreifen, alles rechtfertigen, für sie hatte die Welt keinen irrationellen Rest mehr. Nun denke man sich den Eindruck dieser grauen Doctrin auf ein warmes Jünglingsherz, das bereits das wirkliche oder vermeintliche Leiden kennen gelernt, auf eine lebhafte sinnliche Phantasie, die an den Contrasten der Romantik gebildet war, auf ein klares Auge und einen gesunden Menschenverstand, dem in der Welt nicht einförmige Schatten und Abstractionen,

sondern derbe irrationelle Gestalten von Fleisch und Blut begegneten, und man wird den Haß begreifen, mit dem er diesen Frieden des Greisenalters bekämpfte. Die Räthsel des Lebensschicksals lagen tief in seinem Gemüth, in der Lösung der Philosophen fand er keinen Rath. „Zu fragmentarisch ist Welt und Leben, ich will mich zum deutschen Professor begeben, der weiß das Leben zusammenzusetzen, und er macht ein verständlich System daraus: mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen stopft er die Lücken des Weltenbaus." —

„Ich hatte einen fatalen Traum!" schreibt er Mai 1823 an einen Freund. „Ich sah' eine Menge Menschen, die mich auslachten, sogar kleine Kinder lachten über mich, und ich lief, schäumend vor Aerger, zu dir, und du öffnetest mir deine Freundesarme und sprachst mir Trost ein, und sagtest mir, ich solle mir nichts zu Gemüthe führen, denn ich sei ja nur eine Idee, und um mir zu beweisen, daß ich nur eine Idee sei, griffst du hastig nach Hegel's Logik und zeigtest mir eine confuse Stelle darin, und Gans klopfte an's Fenster und lächelte auf eine gräßlich freundliche Weise — ich aber sprang wüthend im Zimmer herum und schrie: ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee und habe mein Lebtag keine Idee gehabt. Es war ein schauderhafter Traum!" — „Liebe mich," schreibt er demselben, „um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, weil es dir nun einmal so einfällt, nicht, weil du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe dich nicht, weil Du ein Tugendmagazin bist und Adelungsch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Calcuttisch verstehst, und mir deinen Mantel geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast und dergleichen, — ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtniß kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt oder bei Kaffe oder sentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freunde, für den ich mich bis zum Tod besoffen hätte, und der Kerl taugte für keinen Pfennig und war venerisch und hatte die schlechtesten Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf eine so wunderliche Weise Was? fragen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke."

Von einer Fahrt nach Lüneburg, Juni 1823: „Die Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacher und Schmutzlappen... Unser kleiner Hund wird auf der Straße von andern Hunden auf eigne Weise berochen und maltraitirt und die Christenhunde haben offenbar Risscheß gegen den Judenhund... Sehr drängt es mich den großen Judenschmerz auszusprechen und es soll auch geschehn, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserm Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja es ist sogar unpolitisch

von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäa's ebenfalls aufgeklärt worden und hat seine Nationalität abgelegt und giebt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen?" — „Wenn man sich für die Juden interessiren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten.... Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt." — „Wie du denken kannst, kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Aus meiner Denkart kannst du es dir wohl abstrahiren, daß mir die Taufe ein gleichgiltiger Act ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte. Demnach halte ich es unter meiner Würde, wenn ich um ein Amt mich taufen ließe." — „Die Romanze von Israel in Saragossa ist mir selber im Thiergarten passirt. Daß du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht, aber es geht mir oft so, ich kann meine eignen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird." — „Es giebt nur drei gebildet civilisirte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, daß er sich abmühen muß in eurer niederträchtig holprigen deutschen Sprache, und daß er zu Tode gemartert wird von euren ebenso holprigen Postwagen, von eurem schlechten Wetter, euren dummen Tabaksgesichtern, euren römischen Pandekten, eurem philosophischen Kauderwelsch und eurem übrigen Lumpenwesen. Ach wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras!"

Er unternahm in jenen Tagen einen Roman: „der Rabbi von Bacharach", für den er sehr ernsthafte historische Vorstudien machte; „Ich sehe voraus, wie viel ich dadurch verschütte, aber weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden." In der That ist der Anfang, die Schilderung der Passahfeier, glänzend, und es ist sehr zu bedauern, daß Heine nicht die Stetigkeit hatte den Plan durchzuführen.

Der Schmerz einer unglücklichen Liebe war nichts Neues, der alte Fouqué begrüßte ihn als Geistesverwandten. „Du lieber herzblutender Sänger, dein Lied versteh' ich ja wohl! doch singe so wirr nicht länger, so zürnend nicht und hohl! Ich habe so zürnend gesungen wie du, ich habe geblutet gleich dir. Da strahlte durch Wolken Mondesruh, da fühlt' ich: dort ist nicht hier! Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt, dem zuckt auf der Lippe der Schmerz, du hast schon einmal so Schlimmes geträumt, o hüte dein liebes Herz!"

Darin aber lag der Unterschied der neuen Poesie: sie glaubte nicht an ein „Dort!“ Die Erde sollte Rede stehn auf die Fragen des Lebens, und nur eine positive Antwort gab der Erdgeist seinen Grübeleien: der Tod. Die lyrische Unbefangenheit der frühern Periode war nur unter der Voraussetzung möglich, daß man an eine überirdische Welt glaubte, berufen, alle Räthsel und Widersprüche des menschlichen Lebens zu lösen. Diesen Glauben hatte die alte Aufklärung keineswegs angetastet: sie hatte zwar eins nach dem andern von den Geheimnissen des Christenthums aufgelöst und verwischt, aber an die Wahrheit des Jenseits hatte sie sich nicht gewagt, so wenig wie an die Wahrheit des außerweltlichen Gottes. Nun hatte man zu ernst und zu eifrig das Leben und die Natur zergliedert, um in dem ernsthaftesten Proceß des Lebens, im Tode, ein blasses Spiel zu sehn. Wenn den stillen und frommen Hölty, unter Rasen und Myrten verborgen, überall das bleiche Antlitz des Todes mit wehmüthigen Augen anschaut, so ist für ihn der Tod nur das Ende des schönen Lebens: Heine dagegen vertieft sich mit unheimlicher Lust in die Mysterien dieses Nichtseins, er malt sie mit einer glühenden Einbildungskraft aus, und selbst wenn er darüber spottet, geschieht es mit einem geheimen Schauer. Der Glaube an die Realität des Todes ist in Heine's gesammter Poesie der Leitton. „Das Leben ist gar zu spaßhaft süß, und die Welt so lieblich verworren. Sie ist der Traum eines weinberauschten Gottes, der sich aus der zechenden Götterversammlung à la française fortgeschlichen, und auf einem einsamen Stern sich schlafen gelegt, und selbst nicht weiß, daß er alles das auch erschafft, was er träumt — und die Traumgebilde gestalten sich oft buntscheckig toll, oft auch harmonisch vernünftig — — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt sich die verschlafenen Augen, und lächelt — und unsre Welt ist zerronnen in Nichts, ja sie hat nie existirt — — Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, so ist auch dieses besser, als das kalte, schwarze, leere Nichtsein des Todes. Das Leben ist der Güter höchstes, und das schlimmste Uebel ist der Tod.“ — Zuweilen krystallisirte sich diese Stimmung zu süßen Liedern, die Uhland und seine Schule gern anerkannt haben würde; aber immer drängt sich der Refrain hervor: „Sie waren längst gestorben, und wußten es selber kaum!“; die Visionen von der Armesünderblume am Kreuzweg; wilder Geisterspuk, wie in der Ballade von Ramira; endlich eine Wuth der Zerstörung, die sich am tollsten in der Götterdämmerung austobt. „Ich hab' durchschaut den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut, und viel zu tief, und hin ist meine Freude, und ew'ge Qualen zagen in mein Herz. Ich schaue durch die steinern harten Rinden der Menschenhäuser und der Menschenherzen, und schau in beiden Lug und Trug und Elend. Auf den Ge-

fichtern les' ich die Gedanken, viel schlimme. In der Jungfrau Scham-Erröthen seh' ich geheime Lust begehrlich zittern; auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt seh' ich die lachend bunte Schellenkappe; und Fratzenbilder nur und sieche Schatten seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht, ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus. Ich sehe durch den Grund der alten Erde, als sei sie von Krystall, und seh' das Grausen, das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken der Mai vergeblich strebt. Ich seh' die Todten; sie liegen unten in den schmalen Särgen, die Händ' gefaltet und die Augen offen, weiß das Gewand und weiß das Angesicht, und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer. Ich seh', der Sohn setzt sich mit seiner Buhle zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab; Spottlieder singen rings die Nachtigallen, die sanften Wiesenblümchen lachen hämisch, der todte Vater regt sich in dem Grab, und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde. Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich! Ich seh' die Gluth in deinem Busen wühlen, und deine tausend Adern seh' ich bluten, und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt, und wild hervorströmt Flamm' und Rauch und Blut. Ich sehe deine trotz'gen Riesensöhne, uraltes Blut, aus dunkeln Schlünden steigend, und rothe Fackeln in den Händen schwingend; sie legen ihre Eisenleiter an, und stürmen wild hinauf zur Himmelsveste; und schwarze Zwerge klettern nach, und knisternd zerstieben droben alle goldnen Sterne. Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang vom Zelte Gottes, heulend stürzen nieder auf's Angesicht die frommen Engelschaaren. Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott, reißt sich vom Haupt die Kron', zerreißt sein Haar, und näher dringt heran die wilde Rotte. Die Riesen werfen ihre rothen Fackeln in's weite Himmelreich, die Zwerge schlagen mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken; die winden sich und krümmen sich vor Qualen, und werden bei den Haaren fortgeschleudert. Und meinen eignen Engel seh' ich dort, mit seinen blonden Locken, süßen Zügen, und mit der regen Liebe um den Mund, und mit der Seligkeit im blauen Auge — und ein entsetzlich häßlich schwarzer Kobold reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel, beäugelt grinsend seine edlen Glieder, umschlingt ihn fest mit zärtlicher Umschlingung — und gellend dröhnt ein Schrei durch's ganze Weltall, die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen zusammen, und es herrscht die alte Nacht."

Ein Ausfluß dieser Weltschmerz-Stimmung waren die beiden Tragödien Radcliff und Almansor. Das erste Stück macht, abgesehen von einzelnen Schönheiten jener düstern Art, wie sie das Vorbild Byrons eingab, im Ganzen einen unerfreulichen und trotz der sich selbst überstürzenden Kraftsprache langweiligen Eindruck. Altenglische Volkslieder von blutigstem Inhalt geben den Stoff, Shakspeare in seinen wildesten Scenen den Ton; es spricht sich die

bei einem jungen Dichter natürliche Rauflust aus, die in der Sturm- und Drangzeit gegen Tyrannen und Philister gerichtet, um den Fortschritten der allgemeinen Bildung gerecht zu werden, den lieben Gott und die Welt im Allgemeinen zum Gegenstand nahm. Aber gerade an diesem künstlerisch schwachen Stück hing Heine — der überhaupt, wie die meisten Lyriker, für das Drama weder Talent noch Verständniß hatte — mit besonderer Vorliebe: er hatte die lange aufgesammelten Qualen seiner Einbildungskraft darin niedergelegt. Bedeutender ist Almansor. Ein junger Maure kehrt in's Vaterhaus zurück, das mittlerweile den christlichen Glauben angenommen hat. „Schon an der Pforte goß sich mir entgegen ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne, die hochaufrauschten und wie schwarzer Sud im glüh'nden Zauberkessel qualmig quollen. Und wie mit langen Armen zogen mich die Riesentöne in das Haus hinein, und wanden sich um meine Brust wie Schlangen, und zwängten ein die Brust, und stachen mich. . . . Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied, das heisre Singen wunderlicher Männer mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern . . . Und überall, wohin mein Auge sah, aus jeder Nische nickte mir entgegen dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe. Doch überall sah, schmerzensbleich und traurig, des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darstellt: hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben, dort sank er nieder unter Kreuzeslast, hier spie man ihm verachtungsvoll in's Antlitz, dort krönte man mit Dornen seine Schläfe, hier schlug man ihn an's Kreuz, mit scharfem Speer durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß des Martermannes abgezehrten Leichnam, ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen — da hört' ich eine gellend scharfe Stimme: dies ist sein Blut! und wie ich hinsah, schaut' ich den Mann, der eben einen Becher austrank." — Wie der Araber in der gothischen Kirche, so durfte der moderne Jude empfinden, der von den Franzosen den Spott, von den deutschen Romantikern die Bildlichkeit gelernt hatte.

Jeder Bruch der Autorität ist mit häßlichen Erscheinungen verbunden; am häßlichsten ist die Subjectivität, die sich in ihrer schamlosen Natürlichkeit brüstet. Nie hat ein Dichter mit einer so ausdauernden Zudringlichkeit die Welt mit seiner eignen Person beschäftigt, nie ein Dichter seine Person in so widerlichem Licht gezeigt. Heine ließ sich gern mit Byron vergleichen, einmal hat er sogar den Einfall gehabt, er sei doch viel tugendhafter als der englische Lord. Byron's Skepticismus setzt sich über viele Formen der steifen Sittlichkeit Altenglands hinweg, aber nicht über die angeerbten Gebote der Ehre. Der thränenreiche Falstaff dagegen wird durch die Scheu, sich auf einem wahren und bleibenden Gefühl ertappen zu lassen, zu unschönen Possen ver-

leitet. Wenn er es einen Augenblick für nöthig hielt, die Stärke und Innigkeit seiner Gefühle an den Tag zu legen, zu jammern, daß er unendlich elend sei, weil er nicht unendlich glücklich sein könne; daß die Treulosigkeit von Agathe, Beatrice, Cäcilie u. s. w. sein Herz gebrochen habe: — so schämt er sich gleich darauf, und überrascht durch irgend eine Unflätigkeit, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, daß es ihm mit seinen Herzensgeschichten ernst sei. Wenn er Augenblicke hat, die an Furcht und Entzücken streifen, so vernichtet er sie sogleich durch jene Ironie, die das kaum Geschaffene in seine Atome auflöst. So mannichfaltig belebt der Schein ist, den ihm die Welt entgegenstrahlt, so hat diese Welt doch keinen Kern, weil sein eignes Gemüth ohne Kern ist, und jener Schimmer war nur das Phosphoresciren der Fäulniß. Der starke Athem des Gefühls geht ihm ab, und seine Ironie ist ein Zeichen von Schwäche, die Beschönigung für den Mangel an größerer Gestaltungskraft; sie hebt die Sentimentalität nicht auf, sie giebt ihr nur jenen Hautgout, wie sie der blasirte Gaumen des Zeitalters verlangte. „Die Sentimentalität ist ein Product des Materialismus. Der Materialist trägt in der Seele das dämmernde Bewußtsein, daß dennoch in der Welt nicht alles Materie sei; wenn ihm sein kurzer Verstand die Materialität aller Dinge noch so bündig demonstrirt, so sträubt sich doch dagegen sein Gefühl, es beschleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfniß, in den Dingen nach etwas Urgeistiges anzuerkennen, und dieses unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindsamkeit. Sentimentalität ist die Verzweiflung des Materialismus, der sich selber nicht genügt und nach etwas Besserem in's unbestimmte Gefühl hinausschwärmt." — Der Witz ist seine Schutzwaffe, übermächtige Ideen und Empfindungen abzuwehren; seine Frivolität ist nichts als aufgelöste Romantik. Er hat früh die Schwärmerei des Spiritualismus durchgemacht: in seinen Idealen enttäuscht, findet er eine geheime Lust daran, das Ideal, wo es ihm vorkommt, zu beschimpfen. Und trotzdem ist die Empfindung des Heiligen vielleicht niemals so lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeschwärt, es zu zerreißen; sein Gefühl niemals weniger wahr, als wenn er am salbungsvollsten davon redet. — „Selten habt ihr mich verstanden, selten auch verstand ich euch: nur wo wir im Koth uns fanden, da verstanden wir uns gleich." —

Einer von seinen berliner Studiengenossen, Grabbe aus Detmold, 22 J., schrieb gleichzeitig mit dem Radcliffe das verwilderte Trauerspiel „Gothland", nach dem Vorbild des Titus Andronicus, und die Posse: „Scherz, List, Ironie und tiefere Bedeutung", etwa in der Manier von Lenz; er schickte die Stücke an Tieck, den er Mai 1823 besuchte, um durch seine Vermittelung Schauspieler zu werden. Da er dazu nicht das geringste Talent

besaß, so mußte er endlich ein kleines Amt in seiner Vaterstadt annehmen. — Grabbe ist nach dem herrschenden Zeitgeschmack fast überall falsch gewürdigt. Gewöhnlich sucht man in ihm eine titanische, urgewaltige Kraft, die aber theils durch dissolutes Leben, theils durch Mangel an Bildung auf Abwege gerathen sei. Wir finden dagegen bei ihm wenig poetische Kraft, d. h. wenig Fähigkeit, positiv zu schaffen, dagegen einen ziemlichen Vorrath dilettantischer Bildung und einen raschen Blick für nicht uninteressante Gesichtspunkte. Er hat, abgesehn von einzelnen kleinen Genrebildern, nicht eine Scene geschrieben, in der sich eine bedeutende Naturkraft offenbarte, dagegen sind seine Entwürfe zuweilen nicht ohne Interesse. Leicht verwechselt man die geistvolle Disposition eines Problems mit dem poetischen Schaffen. Aber dieses muß von innen herauswachsen, der Stoff muß sich unter den Händen des Dichters zur idealen Form gestalten, und so etwas geschieht nur bei einer wirklich schöpferischen Kraft, während beim Entwurf ein gebildeter Mann mit kritischem Scharfsinn und einiger Phantasie zuweilen leichter das Richtige trifft als der wirkliche Dichter.

Der von der Romantik angeregte hochfliegende Idealismus führte in letzter Consequenz, weil er gegen Sitte und Gesetz ankämpfte, wieder zu dem excentrischen Naturalismus der Sturm- und Drangperiode zurück. Auf's Neue galt es eine Verherrlichung der rohen titanischen Kraft, nur daß zu den Zeiten der „Räuber" wirkliche Leidenschaft sich Luft machte, während jetzt das von einem düstern Skepticismus zersetzte Gefühl auf dem Weg der Doctrin zur Leidenschaft zurückkehrte. Bei G r a b b e, dessen ganzes Leben ein Ausdruck jener Zerfahrenheit war, in der die neue Poesie das Abbild der wirklichen Welt finden wollte, finden wir Hyperbeln, die weit über die Kraftsprache der Räuber und des Ardinghello hinausgehn. Er schildert fast ausschließlich Titanen, die das Bewußtsein hegen, das Niveau der gewöhnlichen Sterblichen weit zu überragen, und in diesem Bewußtsein jeden Augenblick das Unerhörte empfinden, denken und thun. Aber wenn er nur das Uebermaß der Kraft achtet, so gilt seine Liebe nur der zweckwidrig angewandten, der leichtsinnig vergeudeten Kraft, und seine eigentlichen Helden müssen den Hanswurst, das Thier und den Gott in sich vereinigen. Wenn diese ironischen Titanen, die alle etwas von Kaliban haben, eine entschiedene Virtuosität darin zeigen, das Erhabene in schlechte Witze aufzulösen, so drücken sie damit nur die pessimistische Grundstimmung des Dichters aus, der zwar die Kraft hatte, des Heiligen zu spotten, aber nicht, es darzustellen. D i e S c h w ä c h e f ü h l t s i c h a l s S t ä r k e, das ist der Grundzug des modernen Titanismus.

Einige Zeit nach dem Druck seiner ersten Schriften, bei Gelegenheit seiner Harzreise, machte H e i n e in Weimar bei G o e t h e einen Besuch, der

ihn freundlich empfing. „Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht und nur das war's, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für seine Idee hingiebt, nicht in einem Moment mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen 76jährigen egoistisch behaglichen Lebens."

Nach einigen Jahren, als Heine bereits ein berühmter Mann geworden war, hörte er von Goethe abfällige Urtheile. „Daß ich dem Aristokratenknecht mißfalle, ist natürlich, er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr schaffen kann. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen."

5.

Die Historiker und die alte Kunst.

Für den aufmerksamen Beobachter gab es Anzeichen genug, daß in der deutschen Bildung ein entscheidender Wendepunkt sich vorbereite, wie unmerklich auch die Uebergänge sein mochten. Vor 24 J. hatte Fr. Schlegel als die beiden Formen der echten Poesie die Mythologie und den Roman bezeichnet; einer gleichzeitigen Wahrnehmung, daß die moderne Poesie auf Geschichte beruhe, gab er in seiner durch Stimmung gefärbten Deduction keinen Spielraum.

Jetzt kam die Zeit, wo die Geschichte sich wirklich der Kunst bemächtigte. Wohl hatten auch die früheren Artisten Werth darauf gelegt, aber nur in dem Sinn, den Schiller ganz offen aussprach: sie betrachteten die Geschichte als ein Magazin für dramatische Motive, die den Poeten die Erfindung erleichterten; im Uebrigen müsse sie sich gefallen lassen, was er aus ihr machen, zu welcher höheren Form er sie verklären wolle.

Das Stichwort der absterbenden Kunstperiode war Humanität. Bildung, Kunst und Religion hatten die Aufgabe, den Menschen an sich zu zeigen, den idealen Menschen; dies ideale Bild entnahmen sie einem idealen Zeitalter, sie malten es mythologisch und symbolisch; so hatte die Philologie über das künstlerische Empfinden und Bilden Macht. Konnte man das Höchste nicht erreichen, so galt als Vorstufe der Roman, das Bekenntniß des Einzelnen von seinem eigenen Empfinden, Dichten und Trachten, damit aus diesen auseinandergerissenen Bruchstücken einst eine höhere Kraft das Bild des ganzen Menschen zusammenfügen könne. Neben der Alterthumskunde behauptete als zweite Wissenschaft die Psychologie die Führung.

Ein Volk ohne Geschichte, oder das seine Geschichte vergessen hat, das sich seiner Eigenthümlichkeit schämt und im Streben nach allgemeiner Bildung den eigenen Boden aufgiebt, kann nicht wohl anders empfinden. Die deutsche Literatur seit Klopstock und Winckelmann litt an der Armuth eigenen substantiellen Lebens; sie arbeitete sich wohl die Idee eines Vaterlandes aus, aber nur eines Vaterlandes für alle deutsche Individuen; ein gemeinsames Leben, ein gemeinsames Gewissen, eine ineinandergreifende zweckvolle Thätigkeit war nicht vorhanden. Durch die Freiheitskriege kam substantieller Gehalt in die Nation, sie wußte nun, was sie zu hoffen und zu glauben habe, und die Geschichtschreibung beeilte sich, dem neu erworbenen gemeinsamen Gewissen den sachlichen Ausdruck zu geben, es aus seiner Schüchternheit und Befangenheit zu erlösen und ihm das Gefühl der Berechtigung einzuflößen. Früher hatten die deutschen Geschichtschreiber dem Weltlauf nur zugesehn, jetzt erfüllten sie sich mit den Empfindungen, Interessen, Vorurtheilen ihres Volks, sie wurden die Träger seines Stolzes und seiner Größe.

Wie immer, wenn ein Drang in's Große treibt, fanden sich auch die nothwendigen Vorbereitungen. Durch die Sammlung der Quellenschriftsteller kam Stoff und Methode in die deutsche Geschichte. Die historische Schule gab den Schlüssel für das Verständniß sittlicher und rechtlicher Zustände. Die Romantik riß den Gelehrten aus dem engen Kreise kleinbürgerlicher Gewohnheiten, die seinem Blick die Freiheit nahmen, und stellte ihn auf eine Höhe, von wo aus sich ihm eine Perspective in die Ferne öffnete, daß er starke Farben und Linien zu unterscheiden vermochte. So war die Technik vorge-

bildet und die Phantasie erweitert. Es kam darauf an, daß man den Muth faßte, die vorbereitete Bahn wirklich zu betreten.

Freilich schien die Schwüle der Restaurationszeit für das Gedeihn der neuen Wissenschaft und Kunst nicht günstig. Es war nicht blos der Druck, der schwer genug auf dem Nacken des Volks lastete, es war hauptsächlich das bittere Gefühl der Kleinlichkeit aller Verhältnisse, und das ebenso bittere Gefühl, daß man selber nichts thun könne, um ihnen abzuhelfen, das ein allgemeines dumpfes Mißvergnügen erregte, und der Verdruß ist nur in ganz besonders gearteten Zeiten im Stande, sich zu einem historischen Zorn und damit zu einer lebendigen Darstellung zu erheben.

Das preußische Königthum hätte das Mittel in Händen gehabt, dem Nationalgefühl zu einem kräftigen Ausdruck zu verhelfen, wenn es die verheißenen Reichsstände einberufen hätte. Statt dessen entschloß man sich aus Scheu vor der Revolution 1823 unter der Leitung des Kronprinzen zu Provinzialständen. „Diese sind zwar nützlich," schreibt Freiherr von Stein an Niebuhr, „denn durch sie wird die ganze Zahl der Eigenthümer der bemittelten Classen an den Staat gebunden, zu gemeinnütziger Thätigkeit gereizt, durch Benutzung ihrer Kräfte ihre Thätigkeit gehoben. Es kommt in die Verwaltung eine freiere Thätigkeit, die man von den Formen entfesseln kann, welche das theuere Beamtenwesen erfordert. Aber sie können die Reichsstände nicht ersetzen, sie sind zu ohnmächtig, dem Mißbrauch der obersten Gewalt Grenzen zu setzen, sie lassen sich leicht lähmen, einschüchtern, selbst mißbrauchen; ihr Gesichtskreis ist zu beschränkt, zu einseitig, um das Interesse der großen Gesellschaft zu beurtheilen, ihr Wirkungskreis zu kleinlich, um im Volk die großen edleren Gefühle der Vaterlandsliebe, der Selbstaufopferung zu erwecken, um die Geisteskräfte in ihrem vollen Umfang zu entwickeln."

Es irrte ihn jedoch nicht in seinem Glauben an Preußen's Zukunft. „Was das Preußenthum betrifft," schreibt er an Gr. Münster, „so finde ich hier 10 Millionen Menschen, die eine politische intellectuelle Geschichte und Selbstständigkeit haben, denen die Vorsehung im 17. und 18. J. drei große Regenten gab, durch die eine große Gegenwart und der Grund zu einer vielleicht größern Zukunft gelegt wurde. Hierdurch bildete und erhielt sich im Volk selbst während der napoleonischen Herrschaft eine Kraft, ein innerer Unwille, während die kleinen Mächte in Deutschland und insbesondere ihr Militär sich in dieser Nichtswürdigkeit gefielen und für ihre Aufrechthaltung behaglich fochten. Auch jetzt finde ich in der preußischen Verwaltung trotz großer Mißgriffe ein Fortschreiten in geistiger und militärischer Hinsicht."

So konnte ein Mann denken, der auf eigenen Füßen stand, aus dessen eisernem Willen, aus dessen schöpferischen Ideen zum Theil die neue Zeit her-

vorgegangen war. Nicht so die verkümmerten Gelehrten, die den Staat wohl aus Ideen, nicht aber aus Geschäften kannten, und die jeder nur äußere Anstoß irre machte. Eben hatte im Congreß von Verona die Restauration ihren Höhepunkt erreicht, ja sie war durch Chateaubriand mit einem gewissen romantischen Schimmer übergossen. Die Legitimität und die katholische Kirche fingen wieder an, den unbeschäftigten Deutschen zu imponiren. Eben begann eine heftige und boshafte Verfolgung gegen die Burschenschafter, und wenn man Mitleid für die irregeleiteten Jünglinge empfand, die brutaler Polizeigewalt zum Opfer fielen, so konnte man sich doch für ihre unreifen Bestrebungen nicht erwärmen. Es schien ein gutes Werk, wenn Preußen die Union der beiden protestantischen Kirchen, die man so lange als nothwendig begriffen, ernsthaft in die Hand nahm, aber auch das geschah mit so viel Willkür und Ungeschick, daß mancher Wohlmeinende auf die entgegengesetzte Seite getrieben wurde. Ein merkwürdiges Beispiel für diese inneren Gemüthskämpfe ist Steffens. Einen Wendepunkt in seinem Leben bildete die Bekanntschaft mit dem lutherischen Prediger Scheibel in Breslau, nicht weil dieser seinem Verstand und seinem Gemüth neue Nahrung gegeben hätte, sondern weil ihm seine Persönlichkeit imponirte. In Halle hatte sich Steffens zu der reformirten Kirche Schleiermacher's gehalten, weil ihm die Confession an sich gleichgiltig war. Nun wurde seine Phantasie aufgeregt und er erblickte die renitenten Altlutheraner im Licht von Märtyrern. In seiner Schrift „von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" (1823) stellte er sich entschieden auf diese Seite und nahm an ihren Conventikeln Theil. Aber es ging ihm wie Chateaubriand, es kam ihm nur darauf an, sich vor seiner eignen Phantasie glänzend zu drapiren: eigentlich verachtete er seine ungebildeten Verbündeten und stellte sich ihnen als vornehmer Beschützer gegenüber.

Es ist von Interesse, wie er sich den Wechsel in seinen Stimmungen deutlich zu machen sucht. „Es giebt Heuchler unter den Schriftstellern, aber viele trifft die Beschuldigung der Heuchelei mit Unrecht, weil man die verschiedenen Momente ihres Daseins nicht unterscheidet. Der Mensch ist ein anderer, wenn er in die wilden Bewegungen des Tags hineingeschleudert wird, als wenn er, der stillen Betrachtung hingegeben, sich selbst zu richten gezwungen ist... Wenn der Mensch im hohen Alter einen prüfenden Rückblick auf sein Leben wirft, so tritt ihm einerseits ein strafender Geist entgegen. Kein Mensch ist geworden, was er als Kind zu werden versprach, tausend Keime sind in ihm erstickt, mancher lichtvolle Augenblick ist in der Verworrenheit des Lebens untergetaucht, und, wie es scheint, fruchtlos verschwunden, und mit tiefer Reue muß selbst derjenige, der Gegenstand allgemeiner Verehrung ward,

bekennen, er habe seinen Ruf nicht erfüllt. Dann aber drängt sich eine andere Betrachtung auf. Wie die bunteste Mannigfaltigkeit unzusammenhängender Ereignisse im Einzelnen dem besonnenen Forscher den Entwicklungsgang der Geschichte nicht verbirgt, so tritt uns durch die eigne verworrene Vergangenheit ein ähnlicher absichtsvoller Lebensgang überraschend entgegen." — Mit auffallender Schonung besprach Börne 1823 in dem Aufsatz „die Apostaten des Wissens und Neophyten des Glaubens" die seltsamen Wandlungen seines alten Lehrers.

Durch den Verkehr mit einem deutschrussischen Edelmann, der ihm durch Hegel und Rahel empfohlen war, reifte in Baader die Idee, durch eine Reise nach Rußland die Kirche der Zukunft, die, von den Gelehrten und der Philosophie ausgehend, womöglich alle christlichen Confessionen vereinigen sollte, vorzubereiten. „Ich trage mich schon einige Zeit mit der Idee einer philosophisch-religiösen Missionsanstalt, deren Begründung nicht schwer halten dürfte, und welche im guten Sinn die leer gewordene Stelle der Freimaurer und Jesuiten einnähme. Hat nicht die Bande der bösen Buben eine solche Missionsanstalt, und werden die weltlichen Regenten und Rom mit ihnen ohne eine ähnliche Gegenanstalt fertig werden? Sollen die Bösen allein thätig, die Guten aber faul sein dürfen?" Trotzdem hat das ganze Vorhaben etwas Mystisches, und man wird erst beruhigt, wenn man aus Privatbriefen die Aufklärung empfängt, daß es Baader neben der Gründung einer neuen speculativ-religiösen Missionsanstalt auf den verbreiteten Absatz seiner Glasfabrik ankam, für welche er in Rußland einen Markt suchte. Aber seine religionsphilosophischen, politischen und mercantilen Illusionen wurden durch seine Aufnahme in Rußland empfindlich gestört. Es hatten sich dort aus Bayern bereits einige Mystiker eingefunden, z. B. Pater Goßner, die der Regierung Anstoß gaben, und man war allmählich dahinter gekommen, daß auch Frau von Krüdener, die auf das empfängliche Gemüth Alexander's bisher einen so großen Einfluß ausgeübt, sich sehr bedenklicher Mittel bediente. Nach langem Warten auf der Grenze wurde Baader ausgewiesen, und verlor endlich auch seine Correspondenten-Stelle. Er kam Sept. 1823 nach Berlin, wo er gegen acht Monate mit Hegel und Varnhagen verkehrte, und reichte dem König ein Memorial ein, worin er auf das Mißverhältniß aufmerksam machte, welches zwischen den Lehrvorträgen der Universitäten und den alten Religionsdogmen bestehe. „Was die Beachtung dieses Mißverhältnisses von Seite des Staats besonders nöthig macht, ist die innere Affinität oder vielmehr Identität des die Kirche zu revolutioniren drohenden Geistes mit jenem, welcher noch vor Kurzem die christlichen Staaten bedrohte. Es ist dahin gekommen, daß evangelisch bestallte Gottesgelehrte, sich von der Autorität aller Evangelien los-

sagend, den empfangenen und ihnen zur Bewahrung anvertrauten kirchlichen Lehrbegriff nicht als solchen, sondern für etwas Problematisches erklärten, ja diese ewige Unfertigkeit der Kirche als das Wesen der protestantischen Kirche aufstellten. Würde diese Dissolution der Kirche noch länger gefördert, so müßte eine, wenn schon vorübergehende Totalfinsterniß der himmlischen Sonne des Christenthums eintreten, und es würde dasselbe sich ereignen, was bei physischen Sonnenfinsternissen einzutreten pflegt, d. h. die Gestirne der Nacht (das Heidenthum) würden wieder hervorschimmern, und sich in Wissenschaft, Kunst Religion und Staat wieder allein geltend zu machen streben." Altenstein, dem die Denkschrift gegen Schleiermacher und Hegel gerichtet schien, legte sie einfach zu den Acten. Zur nähern Erläuterung schrieb Baader an den Bischof Eylert: „Es würde mir leid thun, falls der geringste Verdacht von persönlichen Nebenabsichten, oder wohl gar der Umstand, daß ich zur römisch-katholischen Confession, als in derselben geboren, gehöre, die Aufmerksamkeit auf die Sache schwächen könnte, denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn diese neologischen protestantischen Kirchenlehrer fortführen in ihrem antievangelischen Unglaubensbekenntniß, gerade sie es wären, welche hiemit den Römern Wege und Thüren öffneten, indem die protestantische Kirche, nachdem sie aufgehört haben würde christlich zu sein, sich gegen die sodann allein noch christliche römische nicht mehr halten könnte. Die römischen Curialisten sehn darum den dermaligen Verfall der protestantischen Kirche ganz ruhig an, und sind weit entfernt, ihm Einhalt zu thun, weil sie ja auf ihn die Hoffnung der Wiedererlangung ihrer ehemaligen Alleinherrschaft stützen." An Varnhagen: „Es macht mir Vergnügen, daß ich hier, obschon von Geburt Katholik, zur Fortificirung des Protestantismus, als des großen Unterhauses (Chambre des communes) der Kirche, nicht unwesentlich höchsten Orts gewirkt habe. Denn aus diesem Gesichtspunkt ist der Protestantismus kirchlich politisch zu fassen, und ebensosehr gegen Despotie als gegen Sansculottismus zu bewahren. Denn das allein wollte der Himmel (nicht die Menschen) mit der Reformation: daß die Kirche damit sich constituiren sollte."*) Ausführlicher in einer öffentlichen Rechtfertigung: „Das

*) Damit vergleiche man in einem (1828—32) gegen Schelling gerichteten Aufsatz folgende Stelle. „Schelling prophezeihte uns für die christliche Religion am Ende seiner Offenbarungstheorie das Schicksal, daß, nachdem der Kampf zwischen dem Christenthum an sich d. h. der katholischen Kirche oder Petrus, und zwischen der Kirche für sich d. h. der protestantischen Kirche oder Paulus, lange genug gedauert haben werde, sie endlich beide in der johannitischen Kirche ihren ewigen Frieden und ihre Hochzeit feiern würden, womit also insinuirt wird, daß beide, die Katholiken wie die Protestanten,

Problem, welches im 16. Jahrhundert bereits für die Kirche hätte gelöst werden sollen, war jenes der Fixirung einer neuen Stufe ihrer intellectuellen Fortbildung, vermöge welcher sie, unbeschadet ihrer Universalität, das reger gewordene, treibende oder sogenannte freie Element organisch tiefer binden, und somit zu ihrem kräftigen Fortwuchs als Triebkraft sich sichern sollte. Denn die Kirche kann und soll dieselbe bleiben und doch frei sich fortbilden, sowie jedes organische Individuum fortwächst, und nur wenn das treibende Element von dem erhaltenden sich selbstisch erhebend trennt, wirkt selbes zerstörend auf letzteres, welches sodann gleichfalls nicht mehr erhaltend, sondern aufhaltend wirkt, dem Verwesungstrieb den der Versteinerung entgegensetzend. Wenn aber dies Problem für die Kirche im 16. Jahrhundert nicht gelöst ward, so darf man darum doch an seiner Lösbarkeit nicht verzweifeln. Der Feind der Kirche hat seinen Zweck erreicht, wenn er glauben macht, daß diese Kirche ein der Entwicklung der Intelligenz feindliches Institut sei."

In diese Gährung wechselnder Stimmungen fällt der Anfang zweier Werke, in denen die Geschichtschreibung zum ersten Mal als Macht in die Literatur eintrat: Raumer's „Hohenstaufen" und Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts".

Raumer, 42 J., seit 4 J. Professor in Berlin, hatte im Verkehr mit den Romantikern, namentlich mit Tieck, seinen Sinn für das Mittelalter gebildet, sein Geschmack war frei und vielseitig, seine Kenntniß nicht gering, seine Darstellung frisch und natürlich, und, worauf es damals hauptsächlich ankam, er hatte den Muth, mit seinen Untersuchungen abzuschließen und an die Darstellung zu gehn. Weltmann genug, um sich durch stolze Phrasen nicht täuschen zu lassen, hatte er die Wärme des Gemüths, das Große in der Geschichte zu suchen und zu finden. Wie sein schmiegsamer Charakter sich in der wirklichen Politik trotz eines stark ausgeprägten Liberalismus den Einwirkungen des Restaurationsgedankens nicht entzog, so brachte er als Geschichtschreiber den großen Päpsten und den Ghibellinen gleiches Verständniß und gleiche Theilnahme entgegen. Von einer Rührigkeit ohne Gleichen, etwas stark Journalist, wußte er die öffentliche Aufmerksamkeit beständig zu beschäf-

als solche nicht schon bei sich d. h. bei vollen Sinnen seien. Was mir bei dieser Prophezeihung am meisten gefiel, war ein junger katholischer Theolog, welcher ganz entzückt von dieser philosophischen Apokalypse sich gegen mich aussprach, und also auch einer von jenen vielen seiner Brüder war, die sich soweit übertölpeln ließen, den Protestantismus als eine und zwar wesentliche Form der christlichen Kirche und als diese ergänzend zu betrachten, und welche also die Difformation nicht mehr erkennen und wissen, die leider durch diese Reformation das gesammte Christenthum erlitt."

tigen, und indem er die Fühlung mit der öffentlichen Meinung nie verlor, auf dieselbe gelinde einzuwirken. Seit Schiller's dreißigjährigem Krieg hatte kein historisches Buch das Publicum so beschäftigt als die „Hohenstaufen". Die Romantiker hatten dem Mittelalter viel Anerkennung zu Theil werden lassen, aber sie hatten es nicht gezeigt. Nun erhielt man von dieser wunderbar großen Zeit ein anziehendes und im Vergleich mit den früheren Pragmatikern farbenreiches Bild. Tieck schrieb an seinen Freund: „Nächst der alten hat noch keine Geschichte mich so tief erschüttert und ganz und völlig durchdrungen als die der Hohenstaufen. Ja los werden kann ich noch immer nicht die mächtigen Gestalten, so daß sie mich in manchen Stunden stören können." Gerade das war auch die Seite, die Raumer an seinem Werk hervorhob. Er empfand den Stoff als eine erhabene Tragödie, ähnlich den Nibelungen, deren Bilder sich immer tiefer dem Gemeingefühl einprägten. Zahlreiche jüngere und ältere Dichter schauten mit Begierde auf die gewaltigen Gestalten, die noch dazu in ziemlich modernen Farben aus der Leinwand hervorzutreten schienen, sie dachten nach, was poetisch mit ihnen anzufangen sei, und nur wenig Jahre vergingen, so war die Zahl der Hohenstaufen-Dramen kaum noch zu ermessen. — Den Maßstab heutiger Methode und Kritik darf man an das Werk nicht anlegen: es war noch eine junge unbefangene Zeit, obgleich schon damals ernsthafte Gelehrte über die allzugroße Leichtigkeit der Arbeit den Kopf schüttelten, so namentlich Raumer's Nachfolger in Breslau, Professor Stenzel, 31 J. alt, der wenige Jahre darauf in der „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" ein viel gediegeneres Werk lieferte, das aber weniger in's große Publicum drang.

Mit äußerstem Verdruß sah Raumer die Hohenstaufen in Schlosser's allgemeiner Weltgeschichte von einer ganz andern Seite behandelt. „Nach meiner Auffassung," schreibt er an Tieck, „scheint mir die Zeit an Tugenden wie an Fehlern großartig, es ist keine Seite in meinem Gemüth, die nicht angesprochen würde, die ganze Tonleiter von Gedanken und Gefühlen tönt auf- und abwärts von der kühnsten Heldenfreude bis zu der bittersten Wehmuth, und nun kommt der gewiegteste deutsche Historiker, spielt mir angeblich dasselbe vor, und mir ist, als hörte ich nur das Charivari eines nach ganz willkührlicher Temperatur abgestimmten Instruments. Ich will nicht sagen, daß ich der Wahrheit gewiß sei, wohl aber, daß ich durch diese mir dargebotene Brille alles windschief sehe. Oft ist es fast unbegreiflich, wie man das Abschwächen, Umdeuten, auf den Kopf Stellen, Bedunsten und Verdunsten des Wirklichen Dichtung nennen, und die Poesie der großartigen Wirklichkeit der Weltgeschichte glattweg leugnen kann. So Urtheilenden muß das Tollhaus der Sitz der höchsten Poesie, und das Intelligenzblatt die Quintessenz der

Geschichte sein." — Der Gegensatz zwischen den beiden Historikern ist damit zwar parteiisch aber nicht ganz unrichtig ausgedrückt, nur muß man in Anschlag bringen, daß Schlosser in dem vorliegenden Werk, der „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung", sich aus vorübergehender Mißstimmung mit harter Einseitigkeit auf die empirischen Thatsachen gesteift hatte.

Schlosser war 47 J. alt, 5 Jahr älter als Raumer, seit 6 J. Professor in Heidelberg, an Stelle des gleichalterigen Wilken, dessen „Geschichte der Kreuzzüge" seit 1807 eins der vorzüglichsten Muster einer ganz aus den Quellen geschöpften Darstellung war; er hatte 1817 eine Professur in Berlin erhalten. Schlosser stammte aus dem ostfriesischen Bauernthum; seine ersten Lebenseindrücke erinnern an Voß. Das Familienleben hatte ihm früh alle Illusionen zerstört und seine ohnehin starke Neigung zum Sarkasmus bestärkt, er hatte früh mit einem ganz ungewöhnlichen Heißhunger alles verschlungen, was ihm neuen Stoff bot. 1794—97 hatte er in Göttingen Theologie studirt, und bedeutende Anregung durch Spittler empfangen; seine Dürftigkeit nöthigte ihn zu einem langjährigen Hauslehrerstand. Er selbst bezeichnet die Periode von 1798—1800, wo er in einer schlichtbürgerlichen Familie Informator war, als diejenige, wo sein Geist die Richtung empfing. Hier studirte er Kant, der auf seine moralischen und historischen Ansichten eine durchgreifende Wirkung ausübte; auch den Schriften der Gebrüder Schlegel bekennt er für seine literarhistorische Ausbildung vielen Dank schuldig zu sein. Schlegel führte ihn auf Dante, der bald sein Lieblingsschriftsteller wurde: der härteste aller Rationalisten hatte sein Lebenlang einen Winkel seines Herzens, welcher der Mystik zugewandt war. — In einer seiner ersten Schriften (er schrieb sie in Frankfurt am Main, wo er eine Lehrerstelle bekleidete) verurtheilt er das Streben seiner Zeit nach sinnlichem Genuß, „weil dies Ziel, in der Zeit erreichbar, den Charakter theilt, weil es thöricht ist, das Wandelnde festhalten zu wollen, und weil jeder Genuß einem Schatten gleicht, der, wenn wir ihn fassen, sich zerstreut." Dieser Vertiefung in egoistische Interessen gegenüber hält er für nützlich zu zeigen, „wie es eine Zeit gab, wo der Wunsch einer ewigen Seligkeit jeden Gedanken des irdischen Vortheils überwog." „Die Erinnerung an das verschiedene Ziel unserer und jener alten Zeiten kann uns bei Beurtheilung der Helden des Glaubens allein vor jenem gewöhnlichen Fehler der Gemeinheit bewahren, mit flacher Unparteilichkeit alle Menschen zu unserer Kleinheit herabzuziehn; wenn wir nämlich entdecken, wie gewisse Handlungen aus Leidenschaft oder Rücksicht auf irdischen Vortheil flossen, und nun mit boshafter Freude alle andern aus ähnlicher Quelle herleiten. Wer die Größe der menschlichen Seele in den Ereignissen aller Zeiten studiren will, der muß zuerst verstehn, sich mit der

Denkart jeder Zeit vertraut zu machen. Das einzige wahre Interesse, welches das Leben der Männer, die ohne Heere zu führen und Reiche zu beherrschen, in ganz Europa mächtig wirkten, einflößen kann, entspringt nur daraus, daß man erkennt, wie der Gedanke, Gottes Sache zu führen, ihre Seele mächtig bewegte." — Schlosser ist also von Natur Idealist, und seine Sarkasmen entspringen nicht aus Herzenskälte, sondern aus dem Zorn, daß die Wirklichkeit diesen Idealen mit Kälte begegnet. Die ungläubigen Historiker, Voltaire und seine Nachfolger, bespricht er mit Widerwillen, seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser", 1812, ist ausdrücklich gegen Gibbon gerichtet.

Eine Hauptschlacht gegen diese materialistische Aufklärung und ihre ursprüngliche Quelle, das ancien regime, ist die „Geschichte des 18. Jahrhunderts". Sie ist zugleich der erste Epoche machende Versuch, die Bewegungen der Literaturgeschichte mit den Bewegungen der Politik in Verbindung zu setzen, wenn man von Herder's „Adrastea" absieht, die bei vielen geistreichen Winken im Einzelnen es bei ihrer Unruhe nicht zur Darstellung kommen läßt. Schlosser hatte auf einer seiner früheren Hauslehrerstellen das hohle Treiben der Emigranten aus der Nähe angesehn, und die Depravation jener so weit gerühmten Cultur durchschaut. Er erklärte ausdrücklich, die Regierungen und Völker unserer Zeit warnen zu wollen, die mit blindem Glauben sich auf Polizei und Bajonette verließen, weil, was einmal geschah, zwar nicht wieder geschehn muß, aber wieder geschehn kann. Kein Glanz, keine Anmuth der Erscheinung blendet ihn, er fragt überall: wie hat jedes einzelne Ereigniß auf die sittliche Haltung des Volks gewirkt? die härtesten Farben, das nackteste Wort wählt er mit Vorliebe. „Er hat sich das undankbare Geschäft erwählt, die Prosa der Armuth, die nirgend Vertheidiger findet, gegen die vielen Lobredner der Künste des Reichthums in Schutz zu nehmen." Nur eins freut ihn an diesem Zeitalter ausgesprochenster Modernität, die vollständige Vernichtung mittelalterlicher Zustände. Mit nicht geringerem Haß bespricht er die Schönfärberei der deutschen Zustände in jener Zeit: „die Nation würde durch eine Bande Sophisten um alle Kenntniß der Geschichte des Vaterlands betrogen werden, wenn nicht ehrliche Forscher Thatsachen lieferten, vor denen alles patriotische Geschwätz zu Schanden wird." — „Die Bewunderer Englands haben nicht nöthig, Excerpte über Polizei, Kohlengruben, Vagabundenwesen, über Armenpflege in den einzelnen Districten, über Gefängnisse, Inspectoren und Vorsteher derselben, über Noth im Lande, über den Ertrag der königlich-bischöflichen Collecte für allgemeine Noth mit dem Glanz der Reise nach Schottland, dem Ameublement und Bau der Schlösser, den Rennen und Wetten, den Jagden und Jagdreviers, den Parks und gothischen Constructionen, Fasanerien, Menagerien, Treibhäusern, Sammlung aller Wunder der

Welt, dem Ball mit seinen Brillanten zu vergleichen. Der Einheimische hat gar kein Urtheil, die Gewohnheit stumpft ihn ab. Der Reisende urtheilt, je nachdem er in reiche oder arme Gegenden, in freundliche oder unfreundliche, in sittliche oder unsittliche Umgebungen geräth; nur Jahre, nur lange Prüfung der sämmtlichen Actenstücke geben ein sicheres Resultat. Wer vierzig Jahre lang täglich aus einem Kreuz- und Querexamen von mehrern tausend Menschen in Gerichten und Parlamentsausschüssen den innern Zustand ganzer Familien, Kreise und Stände hat kennen lernen, den täuscht weder die strenge Sabbathfeier, noch die bis zur höchsten Lächerlichkeit getriebene Scheinheiligkeit der höhern Stände, noch wunderliche Rücksicht auf eine Art Decenz, die das Strumpfstricken verbietet und die Hosen nicht zu nennen erlaubt, man sucht ihn vergeblich irre zu leiten."

Dadurch unterscheidet sich unsre heutige Geschichtschreibung von der des vorigen Jahrhunderts, daß sie nicht mehr blos vom Pergament auf das Papier abschreibt, sondern daß sie von concreten Anschauungen ausgeht. Früher war die Aufgabe des Geschichtschreibers hauptsächlich eine epische. Er hatte die Leiden und die Heldenthaten der hervorragenden Menschen darzustellen. Der moderne Geschichtschreiber darf sich damit nicht begnügen; er hat nicht das Schicksal der Einzelnen, sondern das Gesammtleben der Nation darzustellen, und das kann er nur, wenn er die immer unvollständigen Fragmente der Geschichtschreiber, die sich in der Regel für dergleichen Details nicht interessiren, durch die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Volkswirthschaft, des Rechtswesens, der Sittlichkeit u. s. w. zu ergänzen weiß. Heute wird es wohl niemand geben, der das unsterbliche Verdienst Schlosser's verkennte, den socialen Interessen den vollen Spielraum neben den politischen gewährt, die Culturgeschichte zum Fundament der allgemeinen Geschichte gemacht zu haben. Nur in der Ausführung liegt Schlosser's Schwäche. In seinem Urtheil zeigt sich eine gewisse Hast und Leidenschaft, die es selten zu einer ruhigen allseitigen Erwägung aller einschlagenden Umstände kommen läßt, die ihn nicht selten zu Widersprüchen in seinen Anforderungen verführt. Er steht immer mitten im Gewühl der Parteien als leidenschaftlich Betheiligter, und bringt doch die Voraussetzung seiner eigenen Bildung, seines eigenen Jahrhunderts mit. Er ist Pragmatiker im Sinn des 18. J., er sucht alles, was Bedeutendes geschehn ist, psychologisch aus Interessen, Leidenschaften, bewußten Plänen herzuleiten, und traut dem allgemeinen Instinct zu wenig zu, der unbewußt auch in den Individuen waltet. Seine Porträts sind scharf gezeichnet und höchst lehrreich, aber nicht selten entgeht ihm bei den größten Charakteren das entscheidende Moment, das sich nun eben rationalistisch nicht auflösen läßt. Endlich fehlt ihm die richtige Methode der historischen Kritik;

sein Wissen ist von einem erstaunlichen Umfang, aber er traut dem Gedächtniß zu viel zu, und verschmäht in dem Bewußtsein moralischer Ueberzeugung, die Zeugnisse sorgfältig gegen einander abzuwägen. In ihm tritt zum ersten Mal in Deutschland der Bürger hervor, mit dem vollen Gefühl seines Werths und seiner Berechtigung; es widerfährt ihm dann wohl mitunter, daß er darin über das Ziel hinausschießt.

Principiell ging er über Kant nicht hinaus. Wie bei diesem das moralische und das historische Urtheil sich nicht decken, so bleibt auch Schlosser dabei stehn, daß alleinigen Werth der gute Wille hat, aber er bekennt mit einem stillen Seufzer: „moralische Verdorbenheit und Größe des Geistes und der Thaten sind leider unter Menschen stets unzertrennlich!" Er findet die Hebel der Geschichte in der Gewalt leidenschaftlicher Charaktere; er spöttelt über die moralisirenden Historiker: „der Menschenfreund, welcher weiß, daß jede durchgreifende Verbesserung nur gewaltsam durchgesetzt werden kann, kümmert sich z. B. gar nicht um die Mittel, welche Friedrich der Große anwandte, um ein Heer zu vereinigen, das die Forderungen der Vernunft gegen die vereinigte Macht der Fürsten geltend machen sollte." Dennoch stellt er der Geschichte die Aufgabe, zu beweisen, daß das menschliche Geschlecht unter starken Revolutionen nach und nach sich weiter zum Vollkommenen entwickele. „Das Fortschreiten der menschlichen Cultur mag man sich etwa so denken, wie wir bei der Geschichte der Erdoberfläche die Trümmer der früheren Cultur stets den Grund bilden sehn, auf dem das Neugewordene, wenn es vollendet war, um eine Stufe höher stand als das früher Geborene." Wie es nun aber mit dem Fortschritt dessen beschaffen ist, was den höchsten oder vielmehr den einzigen Werth im Leben behauptet, des guten Willens, darüber läßt er sich nicht aus, und nur einmal tritt der versöhnende Gedanke hervor, daß alle größten Revolutionen, alle rein und dauernd beglückenden, von dieser stillen moralischen Welt und ihren Einwirkunger ausgingen.

Drei Jahre nach der „Geschichte des 18. J." begann er die „universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt", die zu 9. Bd. anschwoll, und mit einer Kraft und Anschaulichkeit, von der wir früher keinen Begriff gehabt. uns das Culturleben der Vergangenheit vor die Augen führte.

Es war dieselbe Zeit, in der Hegel seine „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte" immer von neuem umarbeitete, bis sie die Form annahmen, in der wir sie jetzt kennen. Die Weltgeschichte ist ihm der „Fortschritt des Geistes im Bewußtsein der Freiheit": das Vernünftige geschieht immer, aber je weiter die Geschichte kommt, desto klarer kommt der Geist zum Bewußtsein davon. „Nicht die allgemeine Idee ist es, die sich in Gegensatz, Kampf und Gefahr begiebt, sie hält sich unangegriffen und unbeschädigt im Hintergrund.

Das ist die List der Vernunft zu nennen, daß sie die Leidenschaften der Menschen für sich wirken läßt. Die Individuen werden aufgeopfert und Preis gegeben, und die Idee bezahlt den Tribut des Daseins und der Vergänglichkeit nicht aus sich, sondern aus den Leidenschaften der Individuen." — Der leitende Geist der Weltgeschichte ist bei Schlosser der ungestüme Drang des Mannes, zu wollen, zu handeln, zu schaffen; bei Hegel ist es die stille denkende Betrachtung des zur völligen Reife und Ruhe gekommenen Greisenalters. „Das natürliche Greisenalter zwar ist Schwäche, das Greisenalter des Geistes aber vollkommene Reife, in der er nach Vollendung seines Lebenslaufes in sich selbst zurückgeht." Hegel wollte ursprünglich wie Kant in seiner Philosophie der Geschichte nur die Grundzüge feststellen; als Beispiel zur Erläuterung derselben wählte er das am wenigsten historische Volk, die Chinesen, die auch in dem ausgeführteren Werk einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen. Dann aber machte er den Versuch, nach diesen Grundsätzen die wirkliche Geschichte zu construiren, oder vielmehr in das empirisch aufgenommene Material die ideellen Orientirungslinien zu ziehn. Auch bei diesem Versuch blieb ihm Kant das Vorbild; aber er hat ihn in großem Stil und mit dem Aufgebot tiefsten Denkens durchgeführt. Er unterscheidet zwischen substantiellem und individuellem Empfinden, Denken, Handeln und Schaffen; der Träger des substantiellen Geistes ist ihm das Morgenland, die Quelle der Religionen, der Träger des individuellen Geistes das Abendland mit seinem Recht. Das eine ist der Zettel, das andere der Einschlag im Gewebe der Weltgeschichte. — Er betrachtet den Lauf der Weltgeschichte wie den Kosmos, als ein gegliedertes Ganze, in welchem die Unterschiede der Zeit wie vor dem Auge Gottes, so vor dem Blick der Wissenschaft verschwinden. Das Bild der Menschheit vollendet sich — nicht in einem zukünftigen Reich Gottes, nicht in einem Jenseits, nicht in einem verlornen Paradies, nicht in einem Ideal des Fortschritts, nicht in einer einzelnen göttlichen Erscheinung, sondern in der Totalität der Weltgeschichte, die alle Bildungsformen hervorbringt, deren der Geist fähig ist, und sie durch einander ergänzt. Diese Einheit, die der höhere Blick des Wissenden erkennt, vorzugsweise erkennt in den reinen Schöpfungen des Geistes, der Poesie, der Philosophie, der Religion, ist nur in der Vollständigkeit der individuellen Gestaltungen vorhanden, und die höhere Form der Religion, der Philosophie und der Kunst besteht nicht darin, daß sie die frühern weniger vollkommenen Bildungsformen des religiösen Bewußtseins widerlegt, sondern daß sie dieselben alle, jede in ihrer bedingten Berechtigung, in sich vereinigt. Von dieser Idee ausgehend, giebt die Philosophie ihre Ansicht von der Geschichte in weiten Perspectiven, die etwas Dämmerhaftes haben, weil die empirische Thatsache zu etwas Unwesentlichem herabgesetzt wird. Dagegen läßt

sie auf die charakteristischen Unterschiede der Völker und Zeiten, auf ihre verschiednen Ideale ein schärferes Licht fallen, als der Pragmatismus. Sie geht, um den Geist einer bestimmten Zeit in concreter Vollständigkeit zu fassen, auf seine sämmtlichen Aeußerungen ein, auf Politik, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, auf die Sitte, die Convenienz, zuletzt auch auf die Trachten und das locale Colorit. Und wenn sie in einem gewissen Sinn die Individualitäten herabdrückt, als bloße Phänomene des zeitlich bedingten Weltgeistes, so erhöht sie dieselben wieder, indem sie ihnen die historische Stellung im Reich der Ideen anweist. Hegel hat öfters scharf hervorgehoben, daß die Helden und Märtyrer der Menschheit schuldig gelitten haben, d. h. daß ihre That, insofern sie wirklich einen historischen Fortschritt enthielt, einen Riß in den alten Bau der Sittlichkeit machte: aber ihre Schuld war ihre Größe, und man muß bei der Beurtheilung der Geschichte auch die Principien modificiren, indem immer höhere sich aus der Widerlegung der alten Einseitigkeit entwickeln, und indem jede ernste Negation zugleich den Keim einer neuen Schöpfung vorbereitet. Diese Anschauung der Weltgeschichte als einer Continuität, die vom Abstracten zum Concreten fortschreitet, aber in jeder ihrer Gliederungen sich befriedigt, für jede ihrer Gliederungen ein eignes Verständniß erheischt, hat er in sehr großem Sinn durchgeführt, und dadurch sowohl die alte Pragmatik, die den Katechismus ihrer moralischen Ansichten bereits Adam in die Hände gab und sich nur nach materiellen Fortschritten umsah, als die Mystik widerlegt, die, von phantastischen Erscheinungen der Vorzeit angeregt, entweder einen Fortschritt überhaupt verleugnete, oder einen Fortschritt zum Schlechtern annahm. Daß es höhere Kräfte giebt, und die gewaltiger auf die Geschichte einwirken, als was der gemeine Verstand sich ausklügelt, daß aber keine Kraft so hoch, so gewaltig, so göttlich ist, um nicht in der menschlichen Natur, dem einzigen Ebenbild des göttlichen Wesens, ihre Quelle und zugleich ihre höchste Erfüllung zu finden, das hat Hegel mit dem ganzen Enthusiasmus und der ganzen Bildung seiner edlen Natur dargestellt. Mit seinem weiten Blick übersah er die Höhepunkte der Geschichte, und entschied sich stets für die neue, lebensvolle Idee, für den großen historischen Entschluß gegen die Befangenheit der herkömmlichen allmählichen Fortentwickelung, so daß er zuweilen über der Begeisterung für die Heroen, welche ein neues Princip und eine neue Zeit ankündeten und durchsetzten, die Berechtigung ihres Gegensatzes übersah. Diese Rechtfertigung aus dem Erfolg ist eine bedenkliche Verlockung für eine Zeit, deren Wille nicht ganz gesund ist. Wenn man des Demosthenes lachte, der sich gegen die welthistorische Mission Alexander's auflehnte, so konnte man leicht die deutschen Männer zu gering anschlagen, welche den Beruf des genialsten aller Eroberer nicht wollten gelten lassen. Die

Kunst, nachträglich jedes historische Ereigniß zu rechtfertigen, die spielende Leichtigkeit in der Zersetzung der sittlichen Ideen, hat böse Früchte getragen. Insofern der Erfolg auf der richtigen Erkenntniß der Umstände und der zweckmäßigen Macht der Mittel beruht, gehört er allerdings wesentlich zum Inhalt einer Handlung, allein bei jeder That tritt ein incommensurables Moment ein, dessen Conflict mit der Freiheit die tragischen Geschicke hervorbringt. In der Siegesgewißheit der Idee verkennt der Philosoph jene Poesie des Erhabenen, daß der Geist sich frei empfindet, auch wo er unterliegt.

Der in seiner allgemeinen Form zu weit ausgedehnte Grundsatz, daß in der Geschichte nichts verloren geht, daß jedes neue Zeitalter auf der Höhe aller frühern steht, war für das gegenwärtige Zeitalter vollkommen richtig. Denn uns hatte sich die Bildung der ganzen frühern Welt aufgeschlossen, wir standen in einem reichen, mährchenhaften Bildersaal, und es kam nur darauf an, diese Ueberfülle von Erscheinungen in ihrem Zusammenhang zu begreifen. An die Darstellung der Griechen ging Hegel mit der ganzen Wärme und Innigkeit unsrer Dichter, aber er brachte einen umfassendern Blick mit. Er ist nicht frei von Irrthümern und Willkürlichkeiten, denn an das methodische Arbeiten der Wissenschaft, die keinen Schritt weiter thut, bevor sie das gewonnene Terrain vollkommen beherrscht, war er nicht gewöhnt: aber die Grundzüge des Gemäldes hat er festgestellt für alle Zeiten. Er faßte die Geschichte der griechischen Philosophie nicht als eine Reihenfolge einzelner Leistungen auf, die möglicherweise auch anders hätte erfolgen können, sondern als die innere nothwendige Entwicklung des griechischen Geistes, der in der folgerichtigen Durcharbeitung des Begriffs endlich dahin kommen mußte, seine eigentliche Heimath, die Welt der Vorstellungen und Erscheinungen, zu zerstören. Da ihm nun das Streben nach dem Absoluten in der Form des reinen Begriffs der innere Kern der geistigen Entwicklung war, so ist bei seinem Urtheil über die allgemeine Geschichte dasjenige maßgebend, was die verschiedenen Völker in dieser Richtung geleistet haben. Die Römer hatten keine Philosophie, und die Philosophie des Kaiserreichs war lediglich eine Herabziehung des griechischen Denkens zum Dienst praktischer Lebenszwecke. Daher bei seiner Darstellung der römischen Geschichte die heftige Opposition gegen die historische Schule. Niebuhr wies aus historischen Analogien die Unmöglichkeit nach, daß ein welterobernder Staat auf künstliche Weise gegründet sein könne; er ging von der Tradition ab. Für Hegel war gerade die künstliche Entstehung und Fortbildung des Staats die sicherste Bürgschaft für seine welthistorische Bedeutung; er nahm die Tradition wieder auf. — Auch im Mittelalter kam es ihm nur darauf an, den Fortbildungsproceß von der alten zur neuen Zeit darzustellen; und so dürftig sein Abriß ist, so hat er

doch einen Umstand glänzend und mit vollkommner Wahrheit hervorgehoben, daß das Mittelalter in seinem innersten Wesen ein Reich des Widerspruchs war. Als die Barbaren das Christenthum annahmen, setzten sie sich damit ein Ideal, das nicht aus ihrem Gemüth hervorgequollen war, sondern ihnen als etwas Fremdes gegenüberstand. Das Ideal machte nicht den wirklichen Inhalt des Lebens aus, sondern verklärte es nur mit einem unheimlichen Schimmer, in welchem der Geist ein Grauen vor sich selbst empfand. Die größten Denker des Mittelalters quälten sich damit ab, die Aristotelischen Kategorien mit den Vorstellungen des Christenthums in Einklang zu bringen. Sie erhoben sich daher niemals zu der Form des reinen Begriffs, und erst nachdem die Reformation mit den theologischen und philosophischen Ueberlieferungen gebrochen hatte, wurde der Geist wieder soweit frei, um sich zunächst unbefangen die gegenständliche Welt zu betrachten (Bacon), in seiner eignen Thätigkeit die Quelle des Begriffs zu finden (Cartesius), und die Bildung endlich soweit vorzubereiten, daß die deutsche Speculation das unterbrochne Werk der Griechen, aufnahm, wo diese es gelassen hatten.

Hegel hat sich nicht gescheut, die Aufklärung und den positiven Inhalt der Revolution als Consequenzen im Princip der Reformation anzuerkennen und zu feiern. „Das Substantielle der Aufklärung war der Angriff des vernünftigen Instincts gegen den Zustand einer Ausartung, ja allgemeinen Lüge, z. B. gegen das Positive der verhölzerten Religion. Man muß das Gefühl vor Augen haben, das diese Schriftsteller zeigen, man erblickt Empörung über Unsittlichkeit. Ihre Angriffe gingen nicht gegen das, was wir Religion nennen; sie zerstörten nur das in sich Zerstörte. Wir haben den Franzosen gut Vorwürfe machen über ihre Angriffe der Religion und des Staats: welche Religion! welcher Staat! . . . . Sie haben nur allgemeine Gedanken haben können, eine abstracte Idee, wie es sein soll, nicht die Weise der Ausführung angeben können. Was sie gegen diese greuliche Zerrüttung setzten und behaupteten, ist im Allgemeinen, daß die Menschen nicht Laien sein sollen, Laien weder in Bezug auf Religion noch auf Recht, so daß es im Religiösen nicht eine Hierarchie, geschlossene auserwählte Anzahl von Priestern, und ebenso im Rechtlichen nicht eine ausschließende Kaste und Gesellschaft sei, in der die Erkenntniß dessen liege und eingeschränkt sei, das ewig, göttlich, wahr und recht ist, und den andern Menschen von dieser angeordnet werden könne . . . Der Gedanke, der Begriff des Rechts machte sich mit einem Male geltend, und dagegen konnte das alte Gerüst des Unrechts keinen Widerstand leisten. So lange die Sonne am Firmament steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehn worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, d. i. auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem anbaut. Anaxagoras

hatte zuerst gesagt, daß die Vernunft die Welt regiert; nun aber ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, daß der Gedanke die geistige Welt regieren solle. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mit gefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen."

Kein künstlerischer oder politischer Gesichtspunkt, von dem aus er den Erscheinungen eine neue Seite abgewinnen konnte, ist Hegel fremd geblieben: in diesem bestimmten Sinn war er der gebildetste Mann seines Jahrhunderts. Seine Bildung war das Gegentheil von der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, die mit ein paar Stichwörtern die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen beseitigte. Ja, die Abneigung gegen die Armuth dieses aufgeklärten Zeitalters hat ihn häufig zu weit getrieben. In der Polemik kehrt man nur diejenigen Seiten hervor, die für das augenblickliche Bedürfniß geeignet sind. So geschah es, daß Hegel verschwieg oder wenigstens nicht deutlich hervortreten ließ, daß seine Philosophie mit dem System des 18. J. auf derselben Basis beruhe, nämlich auf der Ueberzeugung von der Einheit der Vernunft im Weltall.

Daß die Philosophie der Geschichte von den meisten Gelehrten scheel angesehn wurde, lag hauptsächlich in der leichtsinnigen Art und Weise, mit der sie die Thatsachen behandelte. Gegen den einseitigen Empirismus, der nur nach Thatsachen ruft, noch anzukämpfen, ist überflüssig. In den wichtigsten Entwickelungsperioden können die Thatsachen nicht ohne weiteres durch philologische Kritik festgestellt werden. So ist die Entstehung jeder neuen Religion, auch wenn sie, wie das Christenthum, in eine Zeit fällt, die in andrer Beziehung hinlänglich aufgehellt ist, in tiefes Dunkel gehüllt, und die Quellen derselben werden philosophisch, d. h. mit sorgfältigem Studium über die Natur des menschlichen Geistes durchforscht werden müssen, wenn man überhaupt aus ihnen etwas machen, sie zur Feststellung einer sogenannten Thatsache benutzen will. Um die Thatsachen der Urgeschichte des Christenthums festzustellen, ist es viel wichtiger, die Natur der menschlichen Religiosität überhaupt, den Zustand der religiösen Entwickelung zu Christi Zeit und ähnliches, was in's philosophische Gebiet gehört, festzustellen, als Thatsachen aus dem einen Evangelisten in den andern einzuschalten, anderes auszumerzen u. s. w. Uebrigens hat die historische Schule, so eifrig sie gegen die philosophische zu Felde zog, sich im Ganzen derselben Mittel bedient und denselben Zwecken nachgestrebt. Es kam ihr ebenso darauf an, durch die Combination der einzelnen Thatsachen und durch Herbeiziehung der Regeln, die theils aus Analogien, theils

aus dem Studium des menschlichen Geistes überhaupt entsprangen, ein zusammenhängendes Bild von Zuständen und ihrer Entwickelung zu entwerfen. Daß sie auf die Analogie größeres Gewicht legt, als Hegel, war an sich noch kein qualitativer Unterschied, denn die Analogie konnte ihr doch nicht als bloße Thatsache etwas gelten, sondern nur insofern sich in ihr ein nothwendiges und bleibendes Gesetz der menschlichen Natur aufschloß. Heute wird es wohl Keinen mehr geben, der jene Idee einer Construction der Geschichte a priori, d. h. eines Raisonnements über Thatsachen ohne Kenntniß dieser Thatsachen zu vertreten wagte; so wenig in der Mathematik für die Könige, so wenig giebt es in der Geschichte für die Philosophen einen besondern Weg. Ob man nun die Fähigkeit, die geschichtlichen Bilder in großen Perspectiven zu umfassen, philosophisch oder historisch nennt, darauf kommt nicht viel an, wenn man nur gesteht, daß ohne sie alle historische Gelehrsamkeit Spreu ist. —

46 J. war Niebuhr alt, als er 1823 seinen römischen Posten aufgab und eine Professur in Bonn antrat. Er kehrte aus Italien noch hypochondrischer zurück, als er hingegangen war. „Der Ausdruck von Gram und Trübsinn in Ihrem Schreiben," schreibt ihm Frhr. von Stein 29. Febr. 1824, „betrübt mich: ein Mann von Ihren ausgezeichneten Geisteskräften, Ihrer tiefen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, Ihrem reinen edlen Charakter!" — „Ich müßte," antwortet Niebuhr 25. März, „allzu wunde Stellen berühren, um es recht klar verzeihlich zu machen, daß jener Trübsinn, auch bei der Vereinigung so vieler Gründe zur Dankbarkeit gegen Gott, nicht von mir weichen kann. Mir fehlt das unabhängige Gemüth, das sich gleich gesund fühlt in reiner Luft und mitten in Epidemien. E. E. sind einem eigenthümlichen Leiden, welches man im Mittelstande zu ertragen hat, nicht ausgesetzt: das ist die Tyrannei der Mittelmäßigkeit, die, im Besitz ihrer Vielstimmigkeit, Unterwerfung fordert. Von dieser Noth war ich auch los, so lange wir in Rom lebten; und es gehört zu den schweren Opfern, die ich dem Heimweh und der Antipathie meiner Frau gebracht, einen Stand aufzugeben, der mich aus dieser vermaledeiten Gleichheit heraussetzte: ich meine die Gleichheit, da ich nun nichts weiter als ein Gelehrter und Schriftsteller bin. Soweit mag der Aerger etwas Egoistisches haben, aber nicht egoistisch ist der Mißmuth über den ausschließlich herrschenden Geist der Auflösung und Verneinung, der durchaus nichts will, sondern nur nicht will . . . Ich kenne keinen niederträchtigeren Egoismus, der jeden echten Kummer meidet, und sich sogar ein höhnisches Lachen aus dem bereitet, was Kummer erregen soll . . Es ist ein Jammer, daß die Regierung das Zerren und Plagen nicht läßt, daß man sich vor Jungen fürchtet und auf ihre Albernheit aufmerksam ist; aber darum ist es nicht weniger wahr, daß von der Preßfreiheit, wo sie in

Deutschland factisch besteht, ein schändlicher Gebrauch gemacht wird, und daß man wohl zweifeln kann, ob es sich doch nicht noch besser unter dem Regiment der geheimen Polizei lebe, als es unter dem der Professoren sich leben würde?" — „Fehlte ihm wirklich etwas Wesentliches," schreibt Stein an einen Dritten, „das seine ganze Aufmerksamkeit ergreifend, alle seine Kräfte in Anspruch nehmend, ihn aus sich selbst herausrisse, sein in sich selbst Brüten störte, so wäre ihm wohl geholfen; man hat ja längst gesagt, que les vapeurs étaient la maladie des gens heureux. Indeß fehlt es ihm nicht an mancherlei Ursachen zu gegründeten Klagen. Der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten ist nirgend erfreulich: das Streben nach phantastischer Freiheit der Einen, die Bemühungen der Andern, den menschlichen Geist zu lähmen; die Auflösung Deutschlands in zwanzig kleine Fragmente, die durch ein Spinngewebe verbunden sind: das alles betrübt jeden Redlichen."

Zum Mißmuth Niebuhr's trug nicht wenig bei, daß die Regierung bei weitem größern Werth auf die naturwissenschaftlichen als die geschichtlichen Forschungen legte, daß sie z. B. für die Monumenta Germaniae wenig that, von denen im nächsten Jahr der erste Probedruck erschien.

Ganz im Sinn Niebuhrs sind „die Dorier" (1824) von Otfr. Müller, 27 J., Professor in Göttingen, Schüler von Böckh und Steffens. Vor 4 J. hatte er in „Orchomenos und die Minyer" die Autochthonie der griechischen Bildung gegen die ägyptischen Ansichten Creuzer's vertreten; in dem neuen Werk kam es ihm darauf an, den Mythus von den entstellenden Einflüssen der Geschichte und die Geschichte von den entstellenden Einflüssen der Sage zu reinigen. In der griechischen Geschichte war der spartanische Staat die auffallendste Anomalie, vor allem seiner Entstehung wegen, die nach der Tradition in den Entschluß eines einzelnen Mannes gelegt wurde. Wie es möglich war, daß eine anscheinend der Natur so widersprechende Staatseinrichtung, wie die Lykurgische, nicht blos in einer Zeit der allgemeinen Rathlosigkeit vom Volk angenommen, sondern eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch mit der größten Zähigkeit festgehalten und zu der Gründung eines mächtigen, selbst den Fall Griechenlands überdauernden Staats benutzt werden konnte, diese Frage hatten sich die bisherigen Geschichtschreiber gar nicht vorgelegt. Müller ging mit der größten Kühnheit der Tradition zu Leibe, er verfolgte sie in ihrem ersten Auftreten und suchte sie aus dem Vorstellungskreise einer spätern Zeit herzuleiten. Er wies nach, daß diese mit so eiserner Consequenz durchgeführte Verfassung nicht willkürlich in einem bestimmten Zeitpunkt gemacht, sondern durch die alten sittlichen Einrichtungen eines historischen Volks und durch die eigenthümlichen Verhältnisse, die aus der Eroberung des Peloponnes hervorgingen, bedingt ward. So zerfloß die

Person des Staatenschöpfers Lykurg, an dessen Namen die spätere Zeit der bequemern Uebersicht wegen alle im Lauf der Jahrhunderte gewordnen Einrichtungen angeknüpft hatte, in Nebel, dagegen trat ein solider, in allen Punkten zusammenhängender, stattlicher Bau aus dem Schutt der alten Tradition hervor.

Früher schrieb man die politische Geschichte wie eine Evangelienharmonie. In der letztern hörte man die Zeugnisse der verschiedenen Evangelisten an, ergänzte den einen durch den andern, ließ allenfalls die Wunder weg und ordnete das Ganze nach einer Chronologie, deren Maßstab hauptsächlich das subjective Schicklichkeitsgefühl war. In einer solchen Zusammenstellung, die alles enthielt, was man in den einzelnen Schriftstellern zerstreut suchen mußte, glaubte man dann eine völlig beglaubigte Geschichte zu besitzen. Jetzt begreift man, daß es nicht darauf ankommt, über einen bestimmten Gegenstand eine Masse von Thatsachen zusammenzuhäufen, einerlei woher sie kommen, sondern daß man sich zunächst nach der Zuverlässigkeit der Quellen erkundigen muß und in letzter Instanz nichts gelten lassen darf, als was urkundlich beglaubigt ist. Gewöhnlich macht man der Kritik den Vorwurf, daß sie nichts producire; hier hat sich gezeigt, daß die echte Kritik productiver ist, als der Köhlerglaube, der ruhig in der alten Weise fortgeht, weil es ihm unbequem ist, die gebahnte Heerstraße zu verlassen. Indem die Kritik die Erzeugnisse der Sage aus der Geschichte verbannte, hat sie damit eine neue Welt entdeckt, jene stille Poesie des Volkes, das seine eignen Ideale in Liedern und Erzählungen fixirt; eine Poesie, die für das Studium des Volksgeistes ebenso wichtig ist als die Geschichte selbst, wenn man nur nicht die Kenntniß von Thatsachen daraus herleiten will. Die Aufgabe der modernen Geschichtschreibung ist, die Sage von der Geschichte loszuschälen und jeder von beiden ihr eignes Recht angedeihen zu lassen. Nichts ist verkehrter, als die Vorstellung, die Sage sei nur eine unvollkommene Geschichte, sie entstehe, wo man noch nicht ordentliche Geschichte zu schreiben gelernt habe und verschwinde, sobald diese Fertigkeit erreicht sei. Sie ist vielmehr ganz eigenthümlichen Wesens und hat feste, positive Voraussetzungen, unter deren Einfluß sie auf allen Bildungsstufen zu Tage tritt. Ihre Gebilde erscheinen, sobald die Phantasie der Masse eine starke Anregung erhält. Die Fähigkeit einer Zeit zur Geschichtschreibung hindert nicht die Entstehung der Sage: wohl aber bestimmt sie deren Einfluß auf die historische und thatsächliche Auffassung der Vergangenheit. Im Beginn nationaler Cultur rinnen beide Formen der Erinnerung ununterscheidbar zusammen, eine vollständig entwickelte Bildung führt beide in scharfer Trennung neben einander fort. Aber noch in den Kreuzzügen gestalten dieselben Menschen, welche heute das Ereigniß gesehn und geschaffen haben, es morgen nach religiösen, ritterlichen, oder patriotischen Motiven in der freisten Weise, aber

völlig gutem Glauben um. In einer Zeit, welche Schreibekunst und Zeitrechnung kannte, zu kunstmäßiger Poesie erst die Anfangsschritte that und eine ganz ehrenwerthe geschichtliche Literatur erschuf, umzieht sich ein weltgeschichtliches Ereigniß vor dem Blicke zahlloser Augenzeugen mit dichten Ranken der Sagenpoesie.

Die Sympathien der historischen Schule waren conservativer Art, aber die Methode ihrer Untersuchung war ein zweischneidiges Schwert. Wenn man die traditionelle Staatenschöpfung des Lykurg, des Solon, des Servius Tullus und der Decemvirn in einen organischen Naturproceß aufgelöst hatte, so lag der Gedanke nicht fern, ebenso die größte Revolution der Geschichte zu analysiren, und was man bisher für einen einzelnen Act des göttlichen Willens gehalten, gleichfalls in einen Naturproceß aufzulösen, das Christenthum.

Eine Ahnung davon zeigt sich schon in der „Symbolik und Mythologie, oder die Naturreligion des Alterthums", die gleichzeitig mit den „Doriern" erschien. Der Verfasser, Chr. Baur, Lehrer am Seminar zu Blaubeuren, 32 J., war in Tübingen erzogen, Schleiermacher's und Hegel's Schriften hatten seine Bildung bestimmt, in den Forschungen der gegenwärtigen Schrift lehnt er sich an Creuzer, mit dem er auch persönlich in Verbindung trat. Er sucht die Begriffe der Symbolik und Mythologie subjectiv aus den Geisteskräften, objectiv aus dem Gang der Natur und der Geschichte zu bestimmen. Vor kurzer Zeit in Fehde mit den Rationalisten, die das Historische des Christenthums gering anschlagen, ist ihm jetzt Mythologie und Offenbarung nicht mehr entgegengesetzt, sondern coordinirt. Noch wird die christliche Mythe selbst nicht analysirt, doch finden sich Andeutungen, daß es geschehen könne.

In Berlin stießen die philosophische und die historische Schule hart aneinander. In dem „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" trat der Hegelianer Gans, 26 J., im Kreise Rahel's der geistige Leiter, gegen Savigny in die Schranken. „Aus der historischen Schule," heißt es in der Vorrede, „ist unter den Juristen der eingefleischte Haß gegen die Philosophie und gegen das Denken, das nicht Ausmitteln eines Factums ist, hervorgegangen; ferner die Anbetung des Aeußerlichen als des Absoluten: in jede Notiz legt man eine ganz unendliche Wichtigkeit." Mit Recht bemerkt Savigny dagegen: „eine Rechtsgeschichte, die nicht auf dieser gründlichen Erforschung des Einzelnen beruht, kann unter dem Namen großer und kräftiger Ansichten nichts Anderes geben, als ein allgemeines und flaches Raisonnement über halbwahre Thatsachen, und ein solches Verfahren halte ich für so leer und fruchtlos, daß ich daneben einer ganz rohen Empirie den Vorzug einräume."

Bei diesen starken Collisionen höherer geistiger Interessen trat die alte

Kunstübung sammt ihren Führern, den Romantikern, in den Hintergrund. Immer lebhafter wurden (z. B. in W. Menzel's „europäischen Blättern") die Angriffe gegen Goethe und seine Schule. Fr. Schlegel hatte von Wien an Tieck immer nur über „das Eine, was Noth thut", geschrieben. Herbst 1824 besuchte er den alten Freund in Dresden. Er war corpulent geworden, sein Gesicht hatte breite, zerfließende Züge angenommen; man erkannte den Feinschmecker. „Unser Verständniß," schreibt Tieck gleich darauf an Raumer, „war auch in früheren Jahren nur eine Annäherung. Er sah damals auf mich gutmüthig herab und ehrte mit fast ausschließender Liebe mein Talent; aber mich eigentlich zu verstehn, hielt er doch nicht der Mühe werth, und wenn ich einmal den Ansatz nahm, ihn verstehn zu wollen, so verwandelte sich Spinozism, Fichtianism, Platonism u. s. w. in Geheimnißkrämerei, und ich wurde freundlich ironisch abgewiesen. Gerade so ist es auch jetzt, nur haben sich die Gegenstände des Geheimnisses geändert... Von meinen neuesten Arbeiten hatte er nur wenig und flüchtig gelesen... Er verehrt jetzt nur die trunkene Poesie des Calderon und der Orientalen, die im berauschten Schwulst oft so unendlich nüchtern ist... Ihm ist die Kirche und ihre Form alles... Er will das Wissen und die Kunst nur dulden, nicht mehr vergöttern, wie er es früher wohl zu unbedingt gethan... Er liest wenig mehr; alles ist ihm zu weitläufig, zu complicirt, im Verhältniß zum nahen Tode und zu dem Einen, was noth thut."

Tieck erwiederte Mai 1825 den Besuch, auf einer Rundreise, die er als Hofrath und Dramaturg des dresdner Theaters in Begleitung seines Chefs zur Durchmusterung der deutschen Bühnen machte. Ueberall wurde er als berühmter Dichter gefeiert. Nach seiner Rückkehr stellte er seine Bemerkungen über den Verfall der deutschen Kunst zusammen. Als schuldig an diesem Verfall bezeichnete er ebenso die Romantiker wie die Classiker, die Spanier wie die Griechen. Die Nachahmung des Auslands habe unserm Theater die volksthümliche Basis entzogen, ohne die es nicht bestehn könne, die Schule Schillers habe in der Declamation das dramatische Leben erstickt, die Begeisterung für Calderon der Poesie das Mark, d. h. die Wahrheit entzogen. Zuletzt sei alles in äußern Prunk, in Aufzüge und Decoration untergegangen. Die Schilderung ist treffend, der Spott gegen die modernsten Romantiker trifft überall in's Schwarze; wie sehr er selbst mitschuldig war, hatte Tieck vergessen. Mit schöner Wärme empfahl er Heinrich v. Kleist.

In der That hatte die Bühne den alten Einfluß auf die deutsche Bildung eingebüßt. An wohlmeinenden Versuchen fehlte es nicht, wohl aber an schöpferischer Kraft. Die Schicksalstragödie hatte in Houwald („Das Bild", „Der Leuchtthurm" 1821) den schwächlichsten Vertreter; die Weise

Calderon's in Zedlitz („Turturell“ 1819, „zwei Nächte in Valladolid“ 1823) ihren ganz mechanischen Nachahmer, Tieck's eigne Romantik in Immermann („Periander“, „Cardenio und Celinde“) und Grabbe verwilderte Apostel, die im Willkürlichen, Abnormen und Abscheulichen stehen blieben, weil sie das Tragische nicht finden konnten. Titus Andronikus schien ihr Vorbild. „Die Poeten,“ sagte Goethe zu Eckermann, „schreiben alle, als wären sie krank und die Welt im Lazareth; die echte Poesie soll den Menschen mit Muth ausrüsten, den Kampf des Lebens zu bestehn.“ Der talentvollste dieser Dichter, Grillparzer in Wien, hatte sich der gräcisirenden Richtung hingegeben; er schildert in Sappho (1818), Medea (1822), Hero (1830) stolze Weiber, die daran untergehn, daß die Höhe ihres Gemüths mit den Voraussetzungen der Weiblichkeit in Widerspruch steht; etwas Corinna und Penthesilea. Die Sprache ist edel und gedankenreich, man athmet dichterische Luft, aber es fehlt der belebende dramatische Zug. Sophie Schröder brachte damals (1826) seine Dramen durch ganz Deutschland zur Geltung. Grillparzer (Wien) war 36, v. Houwald (Lausitz) 48, v. Zedlitz (Wien) 36, Immermann (Magdeburg) 30, Grabbe 24 J. alt. Alle diese Dichtungen wären völlig vergessen, wenn man nicht durch Börne's anmuthiges Geplauder noch zuweilen daran erinnert würde: für diese poetischen Stilübungen reicht sein kritischer Naturalismus vollständig aus.

Mit ganz anderer Wucht nahm sich die Oper des Uebernatürlichen an; in der Tonmalerei ausgezeichneter Meister wurde auch das Unmögliche glaubhaft. Mehr und mehr wich der natürliche Ausdruck des Gefühls dem Bestreben, die Nerven zu irritiren, und wie überall, wo man den Boden der menschlichen Seele verläßt, ging der Spiritualismus zuletzt in Materialismus über. Die menschliche Seele hat ihre Tiefen und Abgründe, die der Musik die reichste Entfaltung in allen Nuancen des Schreckens, des Grauens, der Wuth und des Entzückens verstatten; sie bedarf der Gespenster und Kobolde nicht. Wer hat nicht mit Entzücken Weber's prachtvollen Melodien gelauscht: aber wo bleibt in dem Lärm der Wolfsschlucht, in den zierlichen Rhythmen der Preciosa und des Oberon die Tiefe, die Mozart und Beethoven uns aufgeschlossen! Die musikalische Romantik ging, wie ihre Vorbilder (Weber war mit Hoffmann wie mit Tieck befreundet), ganz in's Aeußerliche. Aber gegen die Reihe: „Preciosa“, Freischütz“, 1821, „Euryanthe“, 1822, „Jessonda“ 1823, „Oberon“ 1826 konnte das recitirende Drama nicht aufkommen. Spohr (in Kassel) war 42, Weber (in Dresden) 40 J. alt, (er starb 5. Juni 1826); sein Schüler Marschner, 31 J., durch ihn in Dresden eingeführt, brachte endlich das schmutzigste aller Gespenster, den Vampyr, vor dem selbst die Teufel Ekel empfinden, auf die Bretter, und ließ ihn jene

bestialische Arie abheulen, in der er seine Sehnsucht nach frischem Menschenfleisch ausspricht.

Diese toll gewordene Romantik, die nicht einmal mehr die Entschuldigung für sich anführen konnte, aus erhitzter Phantasie zu entspringen, mußte aller Welt lästig fallen. Die Kritik war damals sehr in ihrer Kindheit; dagegen fehlte es nicht an Aristophanischen Spottgedichten. 1826 schrieb Platen „die verhängnißvolle Gabel" gegen die Schicksalstragödie, gleich darauf den „romantischen Oedipus" gegen Immermann; eigentlich ist in beiden nur der Einfall und die Versification zu loben, und Platen, der in seinen eigenen Versuchen in den Zauberkreis der Tieckschen Waldeinsamkeit und des halb phantastischen, halb altklugen Mährchendramas gebannt blieb, hatte keinen Grund, gegen seine Gesellen strenge zu sein. Auch war es nicht die Satire, welche die Umkehr herbeiführte, sondern die veränderte Richtung der allgemeinen Bildung. Geschichte war das Interesse des Tages, die Poesie mußte sich fügen. Der Geister und Ahnungen müde, suchte man den Idealismus in dem großen Zusammenhang der Weltbegebenheiten; man kehrte wieder zu Schiller zurück. Einen willkommenen Stoff boten Raumer's „Hohenstaufen"; die Rhetorik konnte hier im Eifer gegen das Papstthum, gegen die französischen Intriganten und die welsche Hinterlist sich laut und vernehmlich aussprechen, und war gewiß, den Beifall der Menge zu gewinnen, und an lyrischer Theilnahme für das traurige Geschick des schönen Enzius, des Manfred und Conradin fehlte es auch nicht. Die meisten dieser Poeten begnügten sich, Fiesko, Verrina und Andreas Doria, Max Piccolomini, Thekla und die Jungfrau von Orleans in neuen Masken aufzuführen, den Helden Reflexion über die Größe des werdenden Jahrhunderts in den Mund zu legen, oder sie kurzweg den Heldentod für die Freiheit sterben zu lassen. Bei einer reiferen Bildung ohne schöpferische Kraft wurde es fast noch schlimmer: man hatte über die Motive aller Thaten und ihre Bedeutung für die Geschichte der Menschheit reflectirt, und war geneigt, dies Nachdenken aus der eigenen Seele in die Seele der handelnden Personen zu verlegen, sie über sich selbst und ihre Stellung in der Weltgeschichte sich aussprechen zu lassen. Wer recht geistreich sein wollte, nahm sich in Schlegel's Sinn der Männer an, welche die Geschichte wegen ihrer Grausamkeit gebrandmarkt hatte, und suchte nachzuweisen, wie vollberechtigt diese Härte im Gegensatz zu ihrer Zeit gewesen war. Es ist viel Geist und Gemüth in den dramatischen Versuchen jener Zeit, aber wenig schöpferische Kraft, es ist alles gedacht, nichts angeschaut. In die Jahre 1825—1829 fallen Grillparzer's „König Ottokar" und „ein treuer Diener seines Herrn", Fouqué's „Don Carlos", Immermann's „Friedrich 2." und „Andreas Hofer", Eichendorff's „Ezzelin" und „Heinrich

von Plauen", endlich Grabbe's und Raupach's „Hohenstaufencyklus". Wenn man heute die vergessenen Stücke vornimmt, wundert man sich zuweilen über die Bildung, die darin herrscht, und freut sich über den gewaltigen Fortschritt gegen die Verkehrtheit der Schicksalstragödie; aber hält man sie neben Schiller, so versteht man, warum sie nicht wirken konnten. Schiller hatte die poetische Kraft, für die Begebenheiten selbst Interesse zu erregen, die Spätern suchten das Interesse in dem geschichtsphilosophischen Bewußtsein über den tiefern Sinn derselben. In dieselben Jahre fällt die Abwendung der großen Oper von den phantastischen Stoffen zu den historischen: Auber's „Stumme von Portici" und Rossini's „Tell".

Viel bedeutender machte sich der Einfluß der Geschichte im Roman geltend. Man hat neuerdings gegen den historischen Roman geeifert, als gegen eine Zwittergattung von Wissenschaft und Kunst, welche den Principien weder der einen noch der andern gerecht werde; man hat aber vergessen, daß dieser Vorwurf in gewissem Sinn die ganze moderne Poesie trifft. Denn wo wollte sich heute ein poetisches Werk den Einflüssen der Bildung, d. h. in letzter Instanz der Wissenschaft entziehn? Daß es schlechte historische Romane giebt, unterliegt keinem Zweifel, der echte historische Roman aber hat eine Aufgabe, welche die Geschichtschreibung in einer künstlerischen Form nicht lösen kann: eine große Vergangenheit in der Totalität ihrer Lebensbeziehungen zu schildern. Dieselben Gründe, die man gegen den historischen Roman anführt, könnte man auch gegen die Historienmalerei geltend machen.

Als Jean Paul, der Meister des alten sentimentalen psychologischen Romans, 14. Nov. 1825, 62 J., gestorben war, hielt ihm Börne eine Denkrede. „Eine Krone ist gefallen von dem Haupt eines Königs! ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn! ein hoher Priester ist gestorben!.. Eine Zeit wird kommen, da werden alle ihn beweinen, er aber steht geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts, und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkommt. . . . Für die Freiheit des Denkens kämpfte er mit andern, im Kampf für die Freiheit des Fühlens stand er allein. . . Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab." — Als der spätere wilde Demokrat, der mehr schöne Seele war, als man ihm gewöhnlich ansieht, in diese lyrischen Ergüsse ausbrach, war Jean Paul aus dem Gedächtniß der Menge schon sehr geschwunden. Man war des Lächelns durch Thränen, der stofflosen Gefühlsschwärmerei müde, und sehnte sich nach Thatsachen. Nur feiner gestimmte Seelen weideten sich an den Novellen von Tieck und Schefer, die Menge las ihren W. Scott und Cooper in schlechten Uebersetzungen. Wenn so der Roman im Stande war, die wilden Clans der schottischen Hochlande und die Rothhäute von Canada dem deutschen Leser

gefällig zu machen, warum sollte man es nicht mit der eigenen Geschichte versuchen? Zudem war es für unsern Patriotismus nöthig; wir haben ein lebhaftes Nationalbewußtsein, aber wenig historische Tradition, weil unsere Geschichte sich provinciell zersplittert hat. Bei uns hat fast jeder Landstrich eine Zeit, wo er mit der allgemeinen Geschichte in Berührung kam und den Inhalt seines individuellen Geistes der Nation übertrug. Im Mittelalter ist zwar viel allgemein historisches Interesse, aber es fehlt die individuelle Färbung. Im 14. und 15. Jahrhundert haben wir Färbung und Material für die Detailzeichnung im Ueberfluß, aber keine Mittel, die Geschichte zu concentriren. Die Reformation ist eine der günstigsten Perioden, denn in ihr wurden alle Theile unsers Vaterlands aufgerüttelt und in Bewegung gesetzt, und sie bietet, wenn nicht einen localen, doch einen geistigen Mittelpunkt. Aus dem dreißigjährigen Kriege, den französischen Raubkriegen, dem siebenjährigen und dem Befreiungskriege schlummert noch eine Fülle von Erinnerungen im Volk, die durch ein lebendiges Gemälde wieder erweckt werden kann. Wir haben treffliche Vorarbeiten; der Stoff ist durch Gelehrte und Ungelehrte in Mährchen, Sagen, Liedern und Gedichten, Kupferstichen und Holzschnitten so reichlich aufgespeichert, daß es an Hülfsmitteln, ein beliebiges Zeitalter bis zur Anschaulichkeit zu detailliren, nicht mangelt. Auch an Talenten fehlt es nicht. Wie vielversprechend ist die historische Färbung im „Michael Kohlhaas", den „Kronenwächtern" u. s. w. Aber es hat uns nicht gelingen wollen, in einem größern Werk irgend eine Periode der deutschen Geschichte künstlerisch wiederzugeben. Das Glück, welches die Tromlitz und van der Velde eine Zeit lang bei der Lesewelt gemacht, ist begreiflich; sie sind im Stande, eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen, man bewegt sich vorwärts und bleibt in einer gewissen Spannung. Die Seltenheit dieses Talents ist auch ein Symptom von der mangelnden Disciplin in unsrer Bildung, die uns in der Poesie wie in der Politik so unendlich zurückgebracht hat. Ein fernerer Grund ist die durch die Romantiker hervorgerufene und gepflegte Neigung, sich in Empfindungen zu bewegen, die der Natur widersprechen. Wenn man die energischen Charaktere der frühern Zeit auf gleiche Weise subtilisirt, wie die schönen Seelen unsrer Salons, so geht daraus die vollendete Unnatur hervor. Unsre Geschichtsphilosophie ist so gebildet, daß wir über die Absichten, welche der Weltgeist mit seinen Lieblingen gehabt, besser unterrichtet sind als diese selbst: aber zu bescheiden, das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit zu tragen, leihen wir unser Bewußtsein jenen Helden, und stellen sie dadurch auf einen Kothurn, der es ihnen unmöglich macht, sich frei und nach den Gesetzen der Natur zu bewegen.

Die romantische Schule unterschied sich von der rationalistischen Bildung

durch einen sehr feinen und eindringenden Sinn für die charakteristischen Züge und Wunderlichkeiten abgestorbener Zeitalter. Wenn die Aufklärung jedem Zeitalter den Maßstab ihrer eignen unfertigen Bildung anlegte, und als barbarisch bei Seite warf, was sich nicht auf die Verbesserung der Polizei, die Einrichtung der Schulen, die Wohlfeilheit der Lebensmittel und die Dampfmaschinen bezog, so machte es die Romantik umgekehrt: sie sah in den verschiednen Zeitaltern eben nur die Wunderlichkeiten, die aller Analyse widerstanden, das Mährchenhafte, das Excentrische; und diesen Mondscheinphantasien zu Liebe verwischte sie alle bestimmte Zeichnung, aus der ein wirkliches Verständniß des Zeitalters hätte hervorgehn können. — In allen historischen Novellen geht Tieck's Bestreben dahin, Züge aufzufinden, die ein psychisches oder culturhistorisches Problem enthalten, die nicht aus sich heraus begriffen werden können, nicht aus der menschlichen Natur im Allgemeinen, sondern nur aus ganz eigenthümlichen Voraussetzungen der Bildung. Aber es gelingt ihm nicht, diese Voraussetzungen zu charakterisiren. Er führt in den Gesprächen und Reden seiner Personen Gedankenverbindungen, Stimmungen, Schattirungen der Empfindung, Reflexionen und Ideale ein, die nicht nur mit der wirklichen Bildung des Zeitalters in schreiendem Widerspruch stehn, sondern die auch die Handlung, welche neben jenen Gesprächen hergeht, unmöglich machen. Mit einem Wort: die Ritter des 13., die Höflinge des 15., die Dichter des 16. und die Fanatiker des 18. Jahrhunderts empfinden, denken und reden genau auf dieselbe Weise, wie die feingebildete Theegesellschaft im Phantasus empfindet, denkt und redet, auf die Weise des Ofterdingen, Sternbald, des Klosterbruders, der Serapionsbrüder. In dieser Disharmonie des Denkens liegt zugleich der Schlüssel für die falschen Motive der Handlungen. Tieck beobachtet zuweilen sehr fein, insofern er für excentrische Züge und für kleine Schwächen der menschlichen Natur ein scharfes Auge hat; aber er ist zu subjectiv in seiner Beobachtung; er giebt sich nicht unbefangen den Gegenständen hin, sondern er sieht sie durch das Medium eines poetischen Aethers, der Farbe und Umrisse doch sehr wesentlich verändert.

Gleichzeitig (1826) erschien der (unvollendete) „Aufruhr in den Cevennen" und „Dichterleben". Im ersten ist der Fanatismus in seiner Massenwirkung nicht schlecht geschildert, aber die Seelenbewegung des Helden (Edmund) ist ganz undeutlich — man wird sehr an L. Schefer erinnert! und wie blaß und schattenmäßig sehn die Führer der Camisarden aus, namentlich Cavalier, wenn man sie mit der kräftigen Farbe in W. Scott's Old Mortality vergleicht! gegen den sich Tieck sehr zur Unzeit das Ansehn der Superiorität zu geben sucht. Das „Dichterleben" sollte das Publicum für das größere gelehrte Werk über Shakespeare entschädigen, das Tieck lange verheißen hatte und nie

zu Stande brachte: er versuchte, im Geist Shakespeares zu denken und zu reden, es ist ihm nicht gelungen. Der Versuch ist von jüngern Dichtern (H. König) mehrfach wiederholt. — Tieck schrieb noch den „Hexensabbat", den „griechischen Kaiser", „Camoens", und im 65. J. „Victoria Accorombona". In dieser Novelle hat der Dichter seinen alten Neigungen freien Zügel gelassen. Wir leben im Lande der Mährchen und Charaden, die wahnsinnigsten Bösewichter treten einer nach dem andern auf, begehen eine Reihe von Scheußlichkeiten und verschwinden; der Dichter hat nicht einmal den Versuch gemacht, sie psychologisch zu erklären, im Gegentheil, er identificirt sich mit ihnen, er findet ihre Handlungsweise ganz natürlich, er hält sie für edle und würdige Männer. Und diese launenhafte Unbestimmtheit des Gewissens, diese Unfreiheit der Empfindung und des Urtheils gegen die eignen Einfälle ist in Tieck's Dichtungen der durchgehende Grundzug.

Das Jahr 1826 war höchst fruchtbar für den historischen Roman. Steffens, 52 J., schrieb die „Familien Walseth und Leith", ein etwas verwirrtes aber höchst geistvolles Bild von der Nachtseite des 18. J., mit prachtvollen Naturschilderungen; Zschokke, 55 J., seit 31 J. in der Schweiz, die Bilder aus den Heldenkämpfen der Eidgenossen im 15. J., „Addrich im Moos" und „Der Freihof von Aarau"; Hauff aus Stuttgart, 24 J., der bisher Capriccios und Erzählungen im Stil Hoffmann's geliefert, „Lichtenstein", den Kampf des schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg in der Reformationszeit; leider starb er schon im folgenden Jahr. Bei beiden Dichtern ist W. Scott Vorbild und Muster, ebenso bei Spindler's erstem Roman „Der Bastard"; im nächsten Jahr folgte „Der Jude". Spindler, 31 J., aus Berlin, besitzt ein sehr starkes realistisches Talent, seine zahlreichen spätern Romane sind voll von wirklichen Anschauungen; nur ist seine Bildung gering, und es fehlt ihm das Talent, die Ereignisse zu gruppiren, sie drängen sich in fieberhafter Eile so hart an einander, daß eines den Eindruck des andern beeinträchtigt. Die Portraits sind deutlich, oft kühn, aber meist häßlich und an's Verzerrte grenzend; auch hat seine leichtsinnige Arbeit ihm sehr geschadet. W. Häring aus Breslau, 28 J., hatte sein rechtes Talent noch nicht erkannt: er ließ sich darauf ein, W. Scott persiffliren zu wollen, bei dem er später für die märkische Geschichte eine gute Schule durchmachte.

In scharfem Contrast gegen diese historischen Romane traten Heine's „Reisebilder" an's Licht. Heine hatte sich 28. Juni 1825 taufen lassen und 20. Juli promovirt. „Man versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israel zu bekehren. Thut er es aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr, thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich erfahren hätte, er habe silberne Löffel ge-

stohlen. Es wäre mir leid, wenn mein eigenes Getauftsein dir in einem günstigen Licht erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben ... Ich werde jetzt ein rechter Christ, ich schmarotze nämlich bei den reichen Juden ... Ist es nicht närrisch? kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrien ... Es drängt mich sehnlichst dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse z. B. der nie abzuwaschende Jude treibt mich von hinnen. Wie tief begründet ist doch der Mythus vom ewigen Juden! Im stillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schauerliche Mährchen, die Kinder drängen sich ängstlich an den heimathlichen Heerd. Wir, die wir die Helden des Mährchens sind, wir wissen es selbst nicht. — Den weißen Bart, den die Zeit verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasiren."

Selten hat ein Buch in Deutschland eine so laute und allseitige Theilnahme hervorgerufen, als der erste Band der „Reisebilder". Die Verschiedenheiten des Alters und des Standes verschwanden vor diesem mächtigen Eindruck. Die vorwärts strebende Jugend begeisterte sich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken das süße Gift des Spottes gegen das Heilige. Die Reisebilder waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre. Zum ersten Mal hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenphantasie der Restaurationsdichter uns beschenkt, ein lautes, übermüthiges und aus der Seele kommendes Gelächter. Ein keder Hanswurst sprang mitten unter diesen Raritätenkram, schlug mit seinem hölzernen Schwert rechts und links um sich, und erregte durch seine possenhaften Sprünge im Volk jene Heiterkeit, die allein im Stande war, den trüb umwölkten Blick aufzuhellen. Es ist nicht schwer, in der Stimmung der Reisebilder die einzelnen Elemente herauszufinden. Wir erkennen den Studenten, der dies Maskenspiel redlich durchgemacht, und der gerade in das Alter gekommen ist, in den Idealen seiner „blöden, süßen Jugendeselei" etwas Drolliges zu finden. Es knüpft sich daran die frühe und intime Bekanntschaft mit den rheinischen Sagen und Geschichten, mit der Gläubigkeit der romantischen Ueberlieferung aufgefaßt und durch possenhafte Zusätze gewürzt. Der Neffe eines Millionairs, überzeugt, alle Schönen seien käuflich, wechselt alle Augenblicke seine Rolle mit dem gemüthlichen Studenten, der zu thränenvoller Liebe geneigt ist. Der Skepticismus, in dem sich die Gegensätze aufheben, ist nicht der angeborne Menschenverstand der Aufklärung, sondern die Erbitterung eines Idealisten, der zu stark vom Getränk des Geistes gekostet hat und nun der üblen Nachwirkungen sich entledigen will. Ein verhärteter Dogmatismus, dessen wirklicher Inhalt abstirbt,

fällt allmählich aller Welt zur Last; man sehnte sich nach Befreiung von den Fesseln einer Autorität, die man nicht mehr achten konnte; man freute sich, alle Vorurtheile mit Füßen getreten und von den lästigen Idealen einmal die häßliche Kehrseite enthüllt zu sehn. Man freute sich über die Vergötterung dessen, was man bisher verurtheilt, und über den Hohn gegen das, was man bisher angebetet. Das alles ging eigentlich nicht aus einer innern Verderbniß hervor, sondern nur aus einem Widerwillen gegen die Hohlheit der bisherigen Phrase. — Durch die unreine Umhüllung wurden die zarten, in der alten Weise gedichteten Lieder legitimirt. Gerade die schlechtesten Gedichte haben den größten Anklang gefunden, namentlich die empfindsamen und weltschmerzlichen Lieder mit einem possenhaften Schluß. Die schönsten seiner Lieder sind wohl üppiger als die Uhland'schen, aber im Grunde derselben Art: daß er die schwäbischen Gelbveiglein durch indische Lotosblumen ersetzt, die mittelalterlichen Schäfer und Troubadours durch moderne Poeten mit zerrißnem Gemüth, die verschleierten Gottesbräute durch hektische Töchter der Freude, will nicht viel sagen. Aber die Melodie ist leidenschaftlicher bewegt, geeigneter, schnell die Seele zu ergreifen. Bei Uhland liegt der Reiz in der Einheit der Stimmung und in der Innigkeit des Gemüths, bei Heine in dem melodischen Wellenschlag der Leidenschaft, der die Seele fortträgt, auch wo sie sich sträuben möchte. Er weiß das Gefühl des Contrastes zu erregen, und bringt durch Perspectiven, durch Vertheilung von Schatten und Licht, durch eine nicht immer correcte aber glühende Farbengebung ein Leben in seine Figuren, das etwas Berauschendes hat. Freilich bleibt unsre Stimmung nicht ganz unbefangen: wenn wir für seine ironischen Schatten, die nicht eigentlich zur Zeichnung gehören, sondern nachträglich in einer fremden Stimmung hinzugefügt sind, nicht die richtige Perspective treffen, so verwirren und beleidigen sie uns. — Am schalsten sind die Dithyramben von klingender Rhetorik über das große Herz, die große Liebe u. s. w.; am reinsten und tiefsten ausgebildet die individuellen Darstellungen des wirklichen Lebens. In diesen zeigt sich ein wunderbarer Realismus der Farbe und Zeichnung, und selbst bei den einförmigsten Gegenständen — den Möven, der Brandung, dem betheerten Schiffsjungen — versteht er durch kleine unscheinbare Striche eine Physiognomie hervorzubringen, die sich unwillkürlich der Einbildungskraft und dem Gedächtniß einprägt. Der Dichter hat, wo er nicht absichtlich schwärmt, einen scharfen Instinct für das Wesentliche, und das ist die Hauptsache bei der Plastik. In der lieblichen Bergidylle liegt das Interesse nicht in dem Geplauder über Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, sondern in der unaussprechlichen Innigkeit der Farbe und Stimmung, in jener heimlich trauten Stille eines vollen Herzens, die den buntesten Bildern der Phantasie Rhythmus und Maß ver-

leiht. Diese Seite seines Gemüths verleugnet sich nie ganz, wo er es mit individuellem Leben zu thun hat. In manchem seiner Gedichte finden sich Züge nicht nur eines wahren, sondern tiefen Gefühls; Momente des Glaubens, die er umsonst zu verbergen sucht. Es macht einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn man die gemüthlichen, fast an Empfindsamkeit streifenden Gedichte, in denen er sich an Deutschland erinnert, mit den cynisch frivolen zusammenstellt, in denen er es verhöhnt: nicht die ersten, sondern die letzten machen den Eindruck der Koketterie. — Seine unmittelbare Neigung und sein Idealismus richten sich auf widersprechende Gegenstände, und in dem Augenblick, wo er dem einen angehört, erscheint der andre ihm unheimlich und erregt ihm Grauen. Seine eigne Natur kommt ihm alsdann seltsam vor, und er muß sich erst künstlich Muth einsprechen: — „fürcht' dich nicht, ich bin kein Spuk; Leben kocht in meinen Adern, bin des Lebens treu'ster Sohn. Doch durch jahrelangen Umgang mit den Todten nahm ich an der Verstorbenen Manieren und geheime Seltsamkeiten. Meine schönsten Lebensjahre die verbracht' ich im Kyffhäuser, auch im Venusberg und andern Katakomben der Romantik." — Er hat nicht blos seine Jugendjahre in diesen Katakomben zugebracht, sie verfolgen ihn in seinen Träumen, und er kehrt zu ihnen zurück wenn er sie längst überwunden zu haben glaubt. Sein Leben und seine Dichtung ist ein unausgesetzter fruchtloser Kampf des Verstandes gegen die Romantik, und dadurch ist seine Empfindung in sich selber entzweit, unsicher und krankhaft. Wenn der Kritiker in den überlieferten religiösen oder sittlichen Vorstellungen durch Analyse die verschiednen Seiten herausfindet, die sie der Reflexion darbieten, so versteht der Dichter, all diese Stimmungen unmittelbar neben einander anzuschlagen, und da er mit gleicher Virtuosität in der weichen wie in der harten Tonart spielt, so werden wir im ersten Augenblick betäubt, bis wir seine Handgriffe in's Auge gefaßt haben; dann aber tritt Verstimmung ein. So sind die Geschichten von der Lotosblume, die sich nach dem Mond sehnt, von dem nordischen Fichtenbaum, der von der indischen Palme träumt, und von der Lilie, die sich in die Fluthen des Ganges tauchen möchte, trotz ihres zarten Dufts arm an wirklichem Inhalt und wirklicher Empfindnng. Jene pantheistische Sehnsucht der verschiednen Naturgegenstände, jene „Meere von blauen Gedanken", die sich über das Herz des Dichters ergießen, sind nur das Vorspiel zu den Fratzen im Romancero, z. B. zu dem in eine pariser Tänzerin verliebten Elephanten, der vor Liebesgram kläglich umkommt. Die unterirdische und die überirdische Welt tummeln sich bunt durch einander. Die süßesten Wohlgerüche und der faule Geruch der Verwesung mischen sich zu einer Atmosphäre, welche den Sinn beängstigt. „Daß ich bequem verbluten kann, gebt mir ein edles weites Feld! o laßt mich nicht ersticken hier in dieser

engen Krämerwelt! . . . O daß ich große Laster säh', Verbrechen, blutig, kolossal — nur diese halbe Tugend nicht und zahlungsfähige Moral!" — Das waren die hamburger Eindrücke. Juni 1827 ging Heine nach London, vorher war der zweite Bd. der „Reisebilder" erschienen, das „Buch Legrand" mit der Vergötterung des Kaiser Napoleon. Gefärbt durch die Stimmung des Mitgefühls für eine gefallene Größe, hat für den jungen Nachwuchs die Geschichte dieses Mannes eine neue Beleuchtung gewonnen. Man hat die abentheuerlichen Weltfahrten von den Pyramiden bis zu den Schneefeldern Moskau's in ein Gesammtgemälde vereinigt und den Helden desselben in eine mythische Person verwandelt, die den Gefühlen des Hasses und der Furcht entzogen ist. In Heine's Anbetung des Franzosenthums sprach einerseits der Jude, der sich von der Schmach des deutschen Volks nicht unmittelbar mitgetroffen fühlte, dann aber auch der Rheinländer. Bleibend ist in Heine's politischen Ansichten nur der Haß gegen das Preußenthum. Es zeigt einen richtigen Instinct, daß er sich durch die in Preußen allmählich eingeschwärzte Romantik nicht täuschen ließ, daß er in der natürlichen Grundlage dieses Staats den Gegensatz der Romantik erkannte und verfolgte, mit einer Bitterkeit verfolgte, die zuweilen an Görres erinnert. Das Praktische, Unromantische war ihm in allen Staaten verhaßt; auch die Engländer liebte er nicht.

Oct. 1827 reiste er nach München ab, wo indeß eine neue Aera eingeweiht war. Seit 2 J. regierte König Ludwig, 41 J. Seine patriotischen Reden, seine Liebe zur Poesie und Kunst, sein anscheinender Liberalismus hatten große Hoffnungen erregt: diese wurden nun freilich getäuscht, und die Abbitte vor Königsbild wie das Präsentiren protestantischer Soldaten vor der Monstranz paßten ebensowenig zu den Vorstellungen, die seine Jugend erregt, als später Lola Montez. Für den Augenblick aber erregte er wirklich neues Leben in seinem Staat. 1827 war die neue Universität München der Sammelplatz der Naturphilosophie. Dort vereinigten sich Schelling, 52 J., Baader, 62 J., der Vorlesungen über Jakob Böhme, das Mysterium magnum und die Gnadenwahl hielt, Schubert, 47 J., der eine Geschichte der Seele schrieb, Oken, 45 J., Görres, 51 J. Es war unter ihnen nicht völliger Einklang; Oken's materialistische Richtung stimmte wenig zu der spiritualistischen Schubert's, und weder Baader noch Görres konnten sich recht mit Schelling verständigen. „Es ist sonderbar," schreibt Görres 22. Dec. 1827 über den Letzteren, „die natura naturata in ihm ist nicht gerade angenehm. Es ist etwas Animales, Ungestümes, Unbezwungenes in ihr, und daneben wieder etwas Schlumperiges, Abgetragenes, Abgespanntes und Altmodisches, Arrak in schwarzlackirter japanischer Schaale. Aber er ist gescheidt, leicht verstehend, gehalten und klug, und hat ein ehrliches blaues

Auge, was mir an ihm am besten gefällt. In Ermangelung eines Bessern hat sich die protestantische Partei ihm submittirt, mit manchen Bedenklichkeiten." Görres wurde mehr und mehr Vertreter des Ultramontanismus. — Wichtiger wurde der Einfluß des Königs auf die Kunst. Cornelius, der schon seit seiner Uebersiedelung nach Düsseldorf 1820 für ihn manches ausgeführt, kam nun, 43 J., ganz nach München; ihm folgten Schnorr, 33 J., H. Heß, 29 J., der große Stil der deutschen Kunst begann. Die Pinakothek wurde 1828 angefangen; als Bildhauer wirkte Schwanthaler, 25 J., als Architekt Leo v. Klenze, 43 J. Wie wenig dies Künstlertreiben sich mit dem bayrischen Volksleben zu mischen und auf dasselbe einzuwirken vermochte, ist bekannt.

An Cornelius' Stelle in Düsseldorf kam Schadow aus Berlin, 36 J., um den sich bald eine Schaar talentvoller Schüler gruppirte. Sohn, Hildebrandt, später Lessing und Bendemann. Nun begann in Düsseldorf wie in München das heitere Maskentreiben der übermüthigen Künstlerwelt, durch welches das deutsche Leben überhaupt einen frischen Zug erhielt. Die Düsseldorfer zeigen zuerst wieder einen lebendigen Farbensinn, und was damit zusammenhängt, die Neigung, lyrische Stimmungen auszudrücken; zu der neuern Landschaftsmalerei ist durch sie der Grund gelegt: Sonne und Mond, Wald und Flur, Fels und See sind uns seit der Zeit in einer Mannichfaltigkeit bekannt geworden, daß auch der nüchternste Spießbürger ohne einen gewissen Natursinn nicht mehr auskommt. Die Landschaft wurde nun durch die entsprechenden, der Romantik entnommenen Arabesken belebt, badende Nixen, tanzende Elfen, Kobolde des Blocksbergs u. s. w.; auch Gespenster fehlten nicht. Dann suchte man in der Geschichte oder Mythe Momente einer ruhenden Stimmung, womöglich von elegischem Charakter, wie die trauernden Juden, Jeremias in der Wüste u. s. w. Oder man kehrte zum eigentlichen Genre zurück: man hob gemüthliche Seiten des Kinder-, Volks- und Kneipenlebens hervor, zuerst theatralisch geziert, wie bei Hasenclever, dann aber mit liebevollem Eingehn auf die Wirklichkeit und in jenem bescheidnen Maß, welches der lyrischen Stimmung gerecht wird.

Nicht minder regte sich das künstlerische Interesse in Berlin: zwei Künstler von erstem Range, Rauch, 50. J., und Schinkel, 46. J., gaben durch ihre Statuen und ihre Architectur der Stadt eine ganz neue Physiognomie. Es wurde Pflicht für jeden Gebildeten, die Ateliers zu besuchen; die Poeten suchten die Maler und Bildhauer auf, sie fühlten sich gemeinsam als Künstler. Einen angenehmen Mittelpunkt für diese Kreise gab Chamisso's Musenalmanach: 46 J. alt, wurde er wieder Poet. Man konnte keine Persönlichkeit denken, die geeigneter gewesen wäre, widerstrebende Kräfte auf einem neutralen

Boden zu vereinigen. In seinen poetischen Grundsätzen hatte er sich durchaus geändert, und die conventionelle Phrase der Sonettisten aus der Schlegel'schen Schule war ihm ein Greuel. Er verlangte vom Gedicht: „daß alles herauskäme", d. h. daß eine bestimmte Anschauung die ihr angemessene präcise und verständliche Form fände. Bei ihm geht die verständige Ueberzeugung mit der Empfindung Hand in Hand, und seine Lieder bringen immer das Gefühl individueller Wahrheit hervor. Uhland's Lieder schlingen sich wie der Epheu um altes Gemäuer; auf Chamisso's Lieder strahlt das Morgenlicht der neuen Zeit. Nicht leidenschaftlich, denn dazu war er zu harmlos, aber mit inniger Wärme begrüßte er die Bewegungen der letzten Jahre, und bei ihm sprach die Zunge augenblicklich aus, was das Herz empfand. Unerreichbar ist er in den komischen Balladen und den geselligen Liedern. Zwar liegt auch auf ihnen etwas von dem Staub des Alters, aber die humoristisch gemüthliche Geschwätzigkeit ist liebenswürdig, und die Melodie prägt sich rasch dem Gedächtniß ein. Jeder Stoff war ihm recht. Es gab keine Anekdote und keine Zeitungsnotiz, der er nicht eine poetische Seite abgewonnen hätte: eine Seite, die wirklich im Stoff liegt und nur ein gesundes Auge verlangt, um wahrgenommen zu werden. Auch trockne Gegenstände wußte er durch die Form der Terzine zu adeln.

An ihn schloß sich seit 1827 eine ganze Reihe junger Poeten, die zugleich Maler waren. Kopisch aus Breslau, 28 J., Entdecker der blauen Grotte auf Capri, Dichter der Historien vom Vater Noah, die sich im Munde des Volks erhalten werden, so lange man zum Wein lustige Lieder singt; unerschöpflich in der Erfindung lustiger Melodien für Schwankgeschichten vom Teufel und von Gespenstern, ganz im Sinn der ältern deutschen Dichtung, die den dummen Teufel stets mit Humor behandelt; Reinick aus Danzig, 22. J., der dem lustigen Künstlertreiben Italiens ein Bürgerrecht in Deutschland verschafft hat; endlich Kugler aus Stettin, 20 J.

Eine immer wichtigere Rolle in Berlin spielte seit 2 J. Prof. Leop. Ranke, aus Thüringen, 32 J. Seinen Ruf in die preußische Hauptstadt verdankte er der Kritik der Geschichtschreiber des Renaissance-Zeitalters, in der (fragmentarischen) „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften von 1494 bis 1535". Diese bisher unbefangen als Quellen aufgefaßten Schriftsteller faßten die Kunst der Geschichtschreibung im Sinn der Alten auf; was sie nicht wußten, ergänzten sie aus der Phantasie, um keine Lücke zu lassen, und auch was sie wußten, mußte sich, wenn es nicht passen wollte, den oratorischen Wendungen fügen. Es ist eine wahre Freude, zu verfolgen, mit welcher Ueberlegenheit Ranke diese Vermischung der Kunst und Wissenschaft analysirt: seine Kritik des Guicciardini erinnert in Form und Methode an die Kritik des Livius bei Niebuhr. Eine Geschichte nach

der andern wird aus dem Gebiet des Thatsächlichen herausgedrängt, und ehe wir es uns versehn, ist uns der Boden unter den Füßen entzogen; aber ebenso emsig ist Ranke bemüht, vergessene Quellen und Urkunden aufzustöbern, aus denen die Wahrheit desto charakteristischer hervorspringt. Wenn Ranke im Gegensatz gegen Niebuhr eine durchaus moderne Natur ist, und an der vorhistorischen Zeit wenig Interesse findet, so fordert die neuere Geschichte eine ebenso große Strenge gegen die Meinungen und Vorstellungen, mit denen eine ebenso anmuthige als ungründliche Tradition den historischen Stoff umhüllt hat. Sehr bedeutend ist die Charakteristik Macchiavell's, der in Deutschland fast ebensoviel Commentatoren gefunden hat, als Hamlet oder Faust. Die meisten gehn darauf aus, ihn zum Träger einer bestimmten Idee zu machen; Ranke betrachtet das bewegte, wechselnde Leben des Staatsmannes und Schriftstellers, folgt ihm in seine Wünsche, Hoffnungen und Sorgen, wie sie durch die augenblicklichen Zeitumstände auf ihn eindrangen, und so findet sich, daß alles, wenn auch nicht ideal, doch natürlich bei ihm zugegangen ist. Das Buch „über den Fürsten" erscheint nicht als das letzte Resultat eines politisch-philosophischen Studiums, sondern als der bittere Ausbruch eines in seinen besten Ansprüchen und Erwartungen getäuschten Herzens, eines rastlosen unbefriedigten Ehrgeizes, der im Unmuth endlich jede Rücksicht von sich wirft.

1827 erschien der 1. Bd. der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. J.": er umfaßt Spanien und die Türkei. Man hatte früher von Philipp 2. kaum eine andere Vorstellung gehabt als die eines Theatertyrannen, der den gewöhnlichen Begriffen der Humanität sich gerade so fremd und finster gegenüberstellte, als sein Abbild in Don Carlos, und von der innern Einrichtung des türkischen Reichs wußte man gar nichts. In Rankes Darstellung gewannen nun diese Gegenstände ein überraschendes Licht. Nicht als ob sich Philipp als ein Muster von Weisheit und Tugend herausgestellt hätte, im Gegentheil, mit dem Nimbus des Dämonischen schwand auch der romantische Reiz dieser Gestalt. Aber man lernte ihn menschlich begreifen: man verfolgte die Empfindungsweise und den Ideengang, die ihn zu seiner thörichten Politik bestimmt hatten, man lernte die Maschinerie kennen, die er zu seinen umfassenden, aber chimärischen Zwecken in Bewegung setzte, und deren Beschaffenheit auf den Werkführer selbst eine rückwirkende Kraft ausübte, kurz er hörte auf eine Abnormität zu sein, seine Geschichte wurde in die allgemeine Geschichte der Cultur verflochten. Noch viel überraschender waren die Aufklärungen über das Staatswesen der Türken. Das Bild der wilden Horden, wie man sie sich bis dahin vorgestellt, wurde durch die Einsicht in einen kräftigen Organismus verdrängt, der freilich nur auf eine Periode kriegerischen Unternehmungsgeistes berechnet war und nach Erlöschen desselben zu einer

schnellen Auflösung des Reichs führen mußte, weil er gegen die Natur sündigte. Selten ist eine Anomalie des Staatslebens so lichtvoll dargestellt, als das verwickelte Lehnssystem der Osmanen und die allen Analogien der Geschichte widersprechende Einrichtung der Janitscharen von Ranke. Die Quellen, denen er hauptsächlich seine Entdeckungen verdankte, die Relationen der venetianischen Diplomaten, waren der gelehrten Welt nicht unbekannt, aber theils waren sie noch nie so umfassend benutzt worden, theils war noch nie ein verwandter Geist über sie gekommen. Vielleicht könnte man Ranke's hervortretende Geistesrichtung als die Neugier eines feingebildeten und einsichtsvollen Weltmanns bezeichnen, der sich bemüht, den Stoffen gegenüber so selbstlos als möglich zu sein. Seine Bildung gehört dem Restaurationszeitalter an, das, der unfruchtbaren Ideale müde, sich anstrengte, alles Bestehende zu begreifen, auch wohl das, was schlechthin nicht zu begreifen war. Für eine solche Anlage konnte kein Studium fruchtbarer sein als die Gesandtschaftsberichte jener Republik, die nicht nur wegen ihrer verwickelten Beziehung zu den europäischen Höfen verpflichtet war, über Personen und Zustände genau unterrichtet zu sein, sondern die aus dieser Forschung ein eigenes wissenschaftlich geordnetes Studium gemacht hatte. — Dieses dem Stoff beiwohnende Interesse wurde durch die Form des neuen Geschichtschreibers erhöht. Man hatte es mit einem Gelehrten vom ersten Range, mit einem eminenten Kritiker zu thun, und wurde doch so unterhalten, als wenn man einen Roman läse. So etwas war man in Deutschland nicht gewöhnt. Die Forschung stand in voller Blüte, aber die Werke der Forscher waren der Menge ein Buch mit sieben Siegeln. Man redete von Niebuhr, von Grimm, von Savigny nur mit heiliger Scheu und überließ es den Gelehrten von Profession, was sie über die Curiateomitien, über Quirium, über das Verhältniß der Tyrrhener zu den Pelasgern, der Geten zu den Gothen, des Gottes Thor zu den Schneidergesellen des deutschen Mährchens denken wollten. Ranke war der erste, der die Methode der wissenschaftlichen Kritik auf die neue Geschichte anwandte.

Dem allgemein erwachten Trieb zur historischen Darstellung gab die von Heeren und Ukert veranstaltete Sammlung der europäischen Staatengeschichte willkommene Nahrung. Leo behandelte Italien und die Niederlande; Lappenberg England; Schäfer Portugal; Stenzel den preußischen Staat; die Sammlung hat auf die allgemeine historische Bildung des deutschen Publicums den segensreichsten Einfluß geübt. — In derselben Zeit schloß W. Grimm seine Forschungen über die Geschichte der deutschen Heldenage ab.

Nach 19jährigem Aufenthalt in Paris kehrte 1827 Al. v. Humboldt nach Berlin zurück. Auch er huldigte dem allgemeinen historischen Drang,

die Vorarbeiten für seine prachtvolle Geschichte der großen Entdeckungen fallen in diese Periode. Die beiden Brüder lebten fortan in enger geistiger Gemeinschaft; auch mit dem Kreise von Weimar erneuerte sich der alte Bund: „Was für ein Mann!“ sagte Goethe von Alexander. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen; wohin man rührt, er ist überall zu Hause, und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt.“ Auch Karl August folgte mit entschiedner Fassungskraft seinen Belehrungen.

„Ich habe einmal,“ schreibt W. v. Humboldt, „die Idee, daß man, ehe man dies Leben verläßt, so viel von innern menschlichen Erscheinungen in sich aufnehmen muß, als nur immer möglich. Ein mir neues wichtiges Buch, eine neue Lehre, eine neue Sprache scheinen mir etwas, das ich der Nacht des Todes entrissen habe, und machen mich innerlich viel mehr glücklich, als ich aussprechen kann. Das geringe Talent äußerer Hervorbringung, das ich besitze, ist gar nicht zu vergleichen mit dem viel ausgezeichneteren, Verschiedenartiges und Tiefes in mich aufzufassen und innerlich zu verknüpfen.“ — „Alles wahre Erkennen muß am Ende darauf hinausgehn, das zu erreichen, was der Mensch seinem Vermögen nach, das Universum zu erfassen und selbst mit umzuschaffen, wirklich ist. Darum ist, wenn man alle Mittelzwecke vergißt, und nur auf das Letzte und Wesentlichste geht, wahre Erkenntniß nur wahre Erweiterung des Daseins. Wenn ich mir denke, wie man wohl ohne ekle Sattheit am Leben auf eine edle und würdige Art den Kreislauf hier vollendet zu haben denken kann, so ist es nicht durch eine Reihe von Thaten, nicht durch Erschöpfen eines Kreises des Wissens (denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt): aber wohl dadurch, daß jedes Vermögen, das man in sich spürt, einmal einen Gegenstand gefunden hat, in dem es ganz aufgegangen ist. Nur was im Stande ist, ein Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, eine solche, bei der Leben und Tod in Betrachtung kommt; alles Uebrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Außerwesentlichen, und wird, wie man den ernsten Gedanken des Todes faßt, so bis zur Gleichgiltigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme auflodert.“ Leichtsinniger, aber im Wesentlichen nach derselben Richtung, spricht sich Goethe aus: „Zu den hundert Dingen, die mich interessiren, constituirt sich immer eines in der Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indeß in vielseitigen Mondgestalten umher, bis es einem nach dem

andern gelingt, gleichfalls in der Mitte zu wirken." Niemals, oder doch nur in den seltensten Fällen, gelang es der Geschichte, diesen Platz zu erobern. „Amerika, du hast es besser als unser Continent, der alte, hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte. Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit."

Die Romantiker hatte Goethe aufgegeben, dafür stand er im engsten Zusammenhang mit Hegel und seiner Schule. Von ihnen wurde er ganz erkannt, all seine Liebhabereien fanden bei ihnen einen gebildeten Wiederhall, mit besonderer Vorliebe commentirten sie die Dichtungen seines Alters. Es finden sich in ihrer Aesthetik viele Anklänge an die romantische Schule: ebenso weite Aussichten, dieselbe Vielseitigkeit der Bildung; aber die Romantiker suchten im Genius wie in der Religion das Incommensurable, Unnahbare, Unbegreifliche, Jenseitige; Hegel will den Künstler ebenso begreifen wie den Schöpfer der Welt. Mit einem Kunstwerk ist es nicht wie mit einer Taschenspielerei, daß die Bewunderung aufhört, sobald man dahinter kommt, wie es zugegangen; die Bewunderung wird um so größer, je klarer wir erkennen, daß der Genius in seinem instinctiven Schaffen gesetzlich verfährt, daß seine Freiheit mit der Naturnothwendigkeit zusammenfällt.

Aber man vergaß, dem begreifenden Nachschaffen ein analytisches Urtheil vorausgehn zu lassen. Man legte ferner einen übergroßen Werth auf den Gedankeninhalt des Kunstwerks, und es sah fast so aus, als hätte der nachschaffende Kritiker der Hauptsache einen correcteren Ausdruck gegeben als der Dichter selbst. Die Kunst wurde wie die Vorstufe zur reinen Höhe der Bildung angesehn. Dies historische Moment des Urtheils, inwiefern die Künstler als Träger einer bestimmten weltgeschichtlichen Cultur aufzufassen seien, war von der frühern Aesthetik zu sehr vernachlässigt, bei Hegel drängte es sich übermäßig in den Vordergrund. Für die ästhetische Kritik war damit nicht viel gewonnen, desto dankbarer konnte die Geschichte für das Streben sein, Religion, Philosophie und Kunst jeder Zeit zu einem organischen Zusammenhang zu verknüpfen.

Goethe wie Hegel war die nationale Beschränktheit fremd, beide gingen auf eine Weltliteratur aus, zu der die junge aufblühende Kritik und Poesie in Frankreich die schönsten Hoffnungen bot. Im „Globe" wurde gegen die akademische Sprache und die drei Einheiten angekämpft, Goethe ebenso gewürdigt als Shakespeare; die jungen Mitarbeiter dieser Zeitschrift wallfahrteten zu dem Patriarchen der deutschen Dichtung. Hegel's Lehre breitete sich in Frankreich durch Cousin aus, Cousin besuchte Berlin, Hegel Paris. Der eifrigste Vermittler zwischen beiden Nationen war Gans, 29 J., der 1827 die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" begründete, an welchen nicht blos

Hegel und seine Schule, v. Hennings, Hotho u. s. w., sondern auch Männer wie Boeckh, Bopp der Sanskritist, Varnhagen u. A. arbeiteten. In der Politik vertrat die Zeitschrift den historisch geläuterten Liberalismus der feinern Bildung, gegen die Demagogen, die orthodoxen Theologen und die resignirten Fachgelehrten, wie er sich auch in Gans' „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" geltend machte. In der Kunst galt es hauptsächlich der Verherrlichung Goethe's.

Die Theologen fingen an, den Uebergriffen der construirenden Speculation mit äußerstem Mißtrauen auf die Finger zu sehn; umsonst versuchte Göschel, der auch zwischen Goethe und Hegel vermittelte, in den „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur christlichen Glaubenslehre", denen Hegel selbst unerwartet zustimmte, das Christenthum der Hegelschen Philosophie zu retten. Hegel hatte die Geschichte zu Ehren gebracht, aber er hatte ihre scharfen Ecken durch Bildung abgestumpft; es war gleichsam das historische Gewissen, das gegen diese scheinbare Harmonie protestirte.

„Die moderne Bildung stimmt in keiner Weise mit dem historischen Christenthum!" das war der Satz, den die „evangelische Kirchenzeitung", die gleichzeitig mit den „Jahrbüchern" begründet wurde, an allen Erscheinungen der Tagesliteratur zu erweisen unternahm. Gegen die Seichtigkeit des alten Rationalismus hatte Hegel nach Kräften geeifert, die moderne kirchliche Partei belehrte ihn, daß er derselben Schuld verfiele. Auch er gebe nur christliche Phrasen, auf die Thatsachen aber käme es an. Das echte Christenthum lehre die völlige Verderbniß der menschlichen Natur, die völlige Verfinsterung der menschlichen Vernunft: eine Poesie, wie Goethe's, welche die menschliche Natur als unbedingt gut verherrliche, eine Philosophie, wie Hegel's, welche die menschliche Vernunft als allwissend darzustellen suche, widersprächen dem Christenthum. Um wieder christlich zu werden, müsse das deutsche Volk mit seiner altheidnischen Bildung rücksichtslos brechen. Freilich war auch die neue Orthodoxie nichts weniger als naiv: überall durchzogen von den Anschauungen der Gegenwart, angefressen vom Gift der Philosophie, die sie verabscheute, konnte sie ihren Kampf gegen die Ketzerei nur durch persönliche Anklage führen.

Begründer der Kirchenzeitung war Prof. Hengstenberg in Berlin, 24 J. Von diesem giebt ein eifriger Theolog das folgende Bild. — „Hengstenberg ist jesuitischen und pharisäischen Wesens im besten Sinne des Wortes, vergeistigungssüchtig d. h. zu abstractem Denken geneigt, ohne Sinn für das Wirkliche, daher ohne Verständniß für geschichtliche Entwicklung, so daß er die Begebenheiten und Thatsachen aus der Zeit der jüdischen oder christlichen

Hierarchie, der römischen Kaiser oder des 19. J. mit einem und demselben Maße mißt. Der Begriff Entwicklung ist ihm absolut fremd und unverständlich. — Er hat sich ein Schema gemacht, nach welchem er denkt, fühlt, liebt, haßt, verherrlicht oder verdammt. Was leben heißt, das weiß er nicht. In abgestorbenen Formen und Kräften sucht er das Heil der Welt; er klammert sich an den Buchstaben an, und verketzert jede Regung des lebendigen Geistes als menschlichen Hochmuth. Hätte er in Athen zu den Richtern des Sokrates gehört, aus innerster Ueberzeugung würde er den Neuerer, der die althergebrachte Volksreligion zu erschüttern und eine neue geistige Macht zu lehren gewagt hatte, zum Giftbecher verdammt haben; ein Zeitgenosse Christi hätte er mit dem Hohenpriester und den Pharisäern das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, der sich über das mosaische Gesetz zu stellen und sich einen Sohn Gottes zu nennen gewagt hatte; ein Zeitgenosse Luthers wäre er über die Anmaßung des Bettelmönchs empört gewesen, der das Recht des Lebens gegen den Tod, des Geistes gegen den Buchstaben, der lebendigen Gegenwart gegen die todte Vergangenheit zu vertreten sich unterstanden. — Er sucht unter kirchlichen Formen und mit biblischen Mitteln das Endliche. Er will die Lutherische Kirche, und zwar genau so, wie sie sich im Katechismus und in der augsburgischen Bekenntnißschrift ausspricht, wieder herstellen, er nimmt selbst nicht Rücksicht auf das, was Luther und seine reformatorischen Zeitgenossen vor und nach der Abfassung dieser Schriftstücke gesagt haben, er ist aller Entwicklung so sehr feind, daß er die Reformatoren selbst schon an ihren eignen Buchstaben fesselt und dem lebenden Luther keine geistige Entfaltung, kein Wachsthum in der Schriftauslegung gestattet. Damit Hengstenberg Recht behalte, hätte Luther getödtet werden müssen, nachdem der Reichstag zu Augsburg geschlossen war. Stillstand ist sein Wahlspruch, Verstand heißt ihm Geist, und Buchstabendienst ist die Huldigung, die er der Wissenschaft zollt; er verlangt von den Geistlichen nicht, daß sie eine durch den geistigen Standpunkt des Gemeindegliedes bedingte Seelsorge üben, er fordert Seelenleitung, die blos den Glaubensinhalt rectificirt, ohne Rücksicht auf die Beseligung des Gemüths, auf einen lebendigen Verkehr mit Gott. Aller Unterricht in Schulen wie auf Universitäten soll nur Abrichtung sein, von freier Entfaltung der Individualität, von wahrer Gemüths- und Geistesbildung will er nichts wissen, was hier zu Grunde gerichtet wird, kümmert ihn wenig. — Sein Princip ist genau ebenso kahl verständig, endlich und irdisch wie das des Rationalismus, es ist blos dessen directer Gegensatz, mit dem Unterschiede jedoch, daß es den Schein der Gläubigkeit an sich trägt, während es doch ebenso den lebendigen Glauben tödtet. Es will kein individuelles christliches Leben, es will nur ein mächtiges Kirchenthum, das durch ein menschlich formulirtes Glaubensbekennt-

niß geregelt, das durch menschliche Satzungen, womöglich durch die Entscheidungen der evangelischen Kirchenzeitung selbst zur Einheit zusammengeschlossen wird."

Wie übel die ganze Richtung gewirkt hat, eine relative Berechtigung, im Sinn der allgemeinen Reaction der Geschichte gegen den Idealismus der alten Kunstperiode, kann man ihr nicht absprechen. Der Versuch unsrer Dichter und Philosophen, die classische Bildung mit dem christlichen Glauben zu versöhnen, war nicht gelungen. Das ideale Bild, das sie vom Christenthum entwarfen, war geistvoll gedacht, aber es war nicht historisch correct. Die Lehre von der vollständigen Verderbniß der Natur, wie sie von der neuen Rechtgläubigkeit mit krankhaftem Behagen wiederaufgenommen wurde, gehört in der That der Geschichte an. Die Noth hatte das Volk beten gelehrt, und man hatte empfunden, daß eine Philosophie, die den Schmerz und den Tod ignorirt, über das Leben keine hinlängliche Aufklärung giebt. Trotz aller Bemühungen, das größte aller Wunder, die Erscheinung des Christenthums, dem Verstand begreiflich zu machen, stand sie noch immer wie eine räthselhafte Sphinx dem Menschen gegenüber.

Der heidnischen Weltanschauung in all ihren Phasen galt die Natur als gut; die Aufgabe des Künstlers, des Gesetzgebers war nur, dem Zufall abzuhelfen und die Natur so zur Erscheinung zu bringen, wie es in ihrer Intention lag. Die mit sich selbst übereinstimmende sinnliche Natur war die Schönheit, die zur vollsten Entfaltung gekommene Kraft, die ihr eignes Maß an sich selbst trug, war die Tugend, das Gesetz und die Sitte sollte nicht den Naturtrieb in seinem Lebensmotiv ersticken, sondern nur das Uebermaß abschneiden, das sowohl der individuellen Schönheit als der Harmonie des Allgemeinen widerstrebte. Was die Stimme der Natur in dem Herzen der Menschen aussagte, war heilig; darum war der Cultus der Alten die Freude; sie flohen den Schmerz und scheuchten den Gedanken des Todes von sich. Wohl erkannten sie Widersprüche in dem Leben der Menschen und in ihrem Willen an, aber sie glaubten an die Wahrheit der Natur, und ihre Frömmigkeit bestand darin, sich in das Walten der allgemeinen Mächte zu ergeben, wo sie ihnen nicht entfliehen konnten. Was das historische Christenthum als die schwerste Sünde auffaßt, den Trotz auf die eigne Gerechtigkeit und die Zufriedenheit mit sich selbst, galt im Heidenthum als einzige Tugend. Das ist ein harter Widerspruch, und er bezieht sich auf das Symbol unsers innersten Lebens. Die Anklage der Evang. Kirch.-Z. gegen das ganze moderne Erziehungssystem, welches den Knaben vom zartesten Alter bis zum Schluß seiner Entwicklung in den heidnischen Vorstellungen der griechischen und römischen Schriftsteller aufwachsen läßt, ist wohl zu begreifen. Freilich fühlte man auch

innerhalb der Reaction das Bedürfniß der Bildung so lebhaft, daß diese Anklage wenig Eideshelfer gefunden hat.

Es war aber nicht blos das historische Christenthum, das sich gegen das Moralprincip der Antike empörte, sondern ebenso der faustische Drang der Gegenwart. Das Alterthum kannte das Gefühl des unendlichen Contrastes zwischen dem, was der Geist wollen kann, und dem, was die Wirklichkeit ihm bietet, nicht, weil es fromm war, weil es die Kraft mit dem Maß, der Grenze vermählte, weil ihm die Natur in ihrer Nothwendigkeit höher stand als das einzelne Herz in seinen wechselnden Stimmungen, weil es nur Bestimmtes wollte, suchte, fragte, und daher nur einen endlichen Schmerz empfinden konnte, nicht den wüsten Traum des sogenannten Weltschmerzes, weil es die Götter, d. h. die Weltmacht ehrte, auch wo es sie nicht verstand. Als aber der sittliche Organismus des Alterthums brach, und der Einzelne sich als den Mittelpunkt der Welt betrachtete, wurde es möglich, daß die Unendlichkeit der sogenannten geistigen Ansprüche im Contrast mit der Bestimmtheit und also Endlichkeit der Welt zu jenem kranken Glauben führte, die Welt mit ihrem Gesetz sei ein Reich der Lüge. Der Ueberfüllung mit Phantasien folgt ein noch größerer Ekel, als dem materiellen Rausch, und je rascher die Illusionen auf einander folgen, desto mehr höhlt sich die Kraft aus, zu glauben und zu lieben. Wer die Welt verachtet, weil sie seinen Idealen nicht entspricht, wird sehr bald diesen Idealen gegenüber das nämliche Gefühl haben, weil ihnen keine Welt entspricht, und wird zuletzt nur noch vor etwas Hochachtung empfinden: vor der eignen Ironie, die sich über Welt und Ideal gleichmäßig hinwegsetzt. Faust endigt im Mephistopheles, wie ja auch dieser Schalk vor grauen Jahren ein überspannter Idealist war, als er noch Lucifer hieß, und sich frevelhaft zum Mittelpunkt der Welt machen wollte. Seine Ideale entspringen nicht aus der Kraft der Liebe, sondern aus dem Bewußtsein der Schwäche und aus dem Haß des Vollkommenen; er glaubt nur darum an Gott, d. h. an die ideale Auflösung aller Widersprüche, um ihn in der Welt nicht zu finden und nach Herzenslust blasphemiren zu können.

Der Dichter des Faust hatte zuerst in leuchtenden Farben dies Problem der Jugend vor Augen gestellt. Nun überzog ein neues Spinngewebe der Scholastik diese wildbewegte Welt der Widersprüche mit einem charakterlosen Grau. Goethe fuhr fort, seine Träume und Ahnungen in den alten Rahmen einzuspannen, symbolisch wie die Philosophie des Tages; die historische Zusammenfassung seines Dichtens und Trachtens hatte er aufgegeben. „Es ist keine Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet, und ein gebildeter Geist durch seine Deutlichkeit die Anmuth nicht ersetzen kann. Wir müssen eigentlich

noch nahe genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben mögen. Rücken wir weiter in's Leben hinein, so gewinnt das alles ein anderes Ansehen, und man kommt zuletzt beinah in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterstücks auszurufen: was soll denn das alles beweisen?"

Juni 1828 starb Karl August; er hatte fast bis zur letzten Stunde den Vorträgen A. v. Humboldt's gelauscht. „Das Unerträgliche," schreibt Goethe, „das man so lange fürchtet, ja voraussieht, wird nicht erträglicher dadurch, daß es in die Wirklichkeit hereintritt, es übt alsdann erst seine eigentliche ganze Gewalt aus... In den hohen Jahren werden mir alle halben Verhältnisse ganz unmöglich durchzuführen; das famose leben und leben lassen, wodurch wir unsre Tage zu Grunde richten, geht nicht mehr; was nicht rein aus der Seele kommt, kann nicht ausgesprochen werden." Dennoch veranlaßte ihn die Bequemlichkeit des Alters, zu seinem nächsten Umgang nur solche zu wählen, die ein willenloses Echo seiner Stimmungen waren. „Wenn man Eckermann's Tagebuch liest," schreibt Steffens, „drängt sich die Bemerkung auf, daß Goethe wie ein noch immer in der Erscheinung festgebannter Geist unter den großen Ruinen seines Lebens umherwandelte, bald hier bald dahin gelockt, als suchte er verloren gegangene Gedanken und Entwürfe." — Der poetische Nachwuchs machte ihm keine Freude. „Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unser einer Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind." — Um diese Zeit redigirte er seinen Briefwechsel mit Schiller. „Mir ist dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war... Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregungen und Störungen ihre Zeit zersplittern, so daß doch im Grund nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskommt." Die Herausgabe dieses Briefwechsels erregte bei Altgläubigen und Demokraten gleichen Anstoß: Börne sprach sich fast ebenso heftig dagegen aus als die evangelische Kirchenzeitung. Am härtesten traf die Enthüllung die alten Freunde.

Tieck hatte in der Vorrede zu „Lenz' Schriften" eine begeisterte Darstellung Goethe's gegeben. Herbst 1828 besuchte ihn Fr. Schlegel in Dresden, wo er Vorlesungen hielt. „Es gab Augenblicke, in denen Tieck

nicht ohne Schrecken die apokalyptischen Verkündigungen seines Freundes anhörte; fast gespenstisch erschien er ihm . . . Dem reinsten Aberglauben war er verfallen. Er behauptete prophetisch in die Zukunft zu blicken, die er aus einzelnen Bibelsprüchen deuten wollte. Einmal kündigte er die Nähe des jüngsten Tages an, dann würden sich die Gestirne des Himmels gegen einander bewegen und die Gestalt eines Cruzifixes bilden." „Auslegungen der Apokalypse, mystisch symbolische Bildchen galten ihm für das Höchste. Er sprach, als werde er binnen kurzem Wunder thun, Todte wecken und Berge versetzen; Magnetismus, Hellseherei, Glaube und Unglaube durch einander. Besonders suchte er die Weiber zu gewinnen, einmal sagte er einer widersprechenden Frau: hätte Maria dem H. Geist so widerstehn wollen, wäre Christus nicht geboren!"

A. W. Schlegel, von Voß des Kryptokatholicismus beschuldigt, sagte sich in harten Worten von den Bestrebungen seines Bruders los. Fr. Schlegel starb 10. Jan. 1829, 57 J., wie es heißt an den Folgen einer Unmäßigkeit. „Friedrichs Werke," schreibt Dorothea an Tieck, „sind nur Bruchstücke zu nennen; wie vielmehr sein ganzes Leben, in welchem es ihm fast nie vergönnt war, ein vollständiges Gelingen seiner Bestrebungen zu erreichen. In seinen neueren Wahrnehmungen liegt viel Schwankendes und Unfertiges; es sind mehr Ahndungen und Träume." A. W. Schlegel: „Die Bahn seines Geistes war von jeher mehr als kometenhaft; die höchst excentrische Ellipse wechselte plötzlich ihre Neigung gegen die Himmelsgegenden, ihre Neigung gegen die Ekliptik und gegen ihren positiven und negativen Brennpunkt." A. W. Schlegel hatte Goethe besucht, und freundschaftlich mit ihm verkehrt: der Briefwechsel Schiller's belehrte ihn nun, wie man in jenem Kreise über seine Schule gedacht; er ließ sich nun zu den thörichten Spottgedichten verleiten, wie denn auch Goethe's Urtheile über die beiden Brüder immer härter werden.

An dem kühnsten Werk seines Lebens dichtete Goethe langsam aber unablässig weiter. April 1825 wurde der Schlußgesang „Rosen ihr blendenden!" gedichtet. Die „Helena" wurde Jan. 1827 an Cotta geschickt. „Wüßte man nicht," schreibt Sulpiz, „daß Sie Ihr Gedicht in seiner Entwickelung mit Faust in Beziehung bringen, so würde man die Anfangsscene" (sie war 1801 gedichtet) „für ein Bruchstück einer uns unbekannt gebliebenen griechischen Tragödie der besten Art halten, und es würde einem wehe thun, daß hinter diesem einfach erhabnen Porticus nicht das ganze Gebäude mit allem Schmuck und Bildwerken noch besteht! Nun aber nimmt uns der ebenso kühne als tiefe Gedanke ein, daß Sie die Sage von dem Verlangen des Faust nach dem Besitz der Helena benutzen, um die Sehnsucht des modernen

Dichters und überhaupt moderner Zeit nach antiker Kunst und Schönheit darzustellen."

Goethe schreibt in „Kunst und Alterthum": „Faust's Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmährchen denselben hervorgehoben, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen; einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten sich wendend immer unglücklicher zurückkehrt. Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog, daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu übernehmen sich gedrungen fühlten. Wundern aber muß ich mich, daß diejenigen, die eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragments unternahmen, nicht auf den so naheliegenden Gedanken gekommen sind, es müsse die Bearbeitung des zweiten Theils sich aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben, und einen solchen Mann in höhere Regionen, durch würdigere Verhältnisse durchführen."

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!" So dachte der Dichter des Faust; so dachten nicht seine Epigonen. Sie blieben bei dem Verdruß stehn, daß man nichts Rechtes wissen könne, und rechtfertigten ihre Trägheit durch Hoffnungslosigkeit. So drückten sie die mythische Figur immer tiefer in den Staub. In „Don Juan und Faust" (1829) schiebt Grabbe dem Denker seine Grübeleien über das Wesen der Gottheit unter, daß sie der allmächtige Wahnsinn sei, aber daß man von ihr nur noch Trümmer habe, wie Schiller in den Laura-Oden. Sein eigentlicher Held ist Don Juan, der zwar schließlich vom Teufel geholt wird, aber mit dem Gefühl, ein Leben des schrankenlosen Genusses sei eines solchen Opfers wohl werth. Die raffinirte Selbstsucht und die Nichtachtung sittlicher Schranken, das unruhige Sinnen und Trachten, sich in jedem Augenblick in werthloser Lust zu befriedigen: je werthloser die Beschäftigung ist, je weniger menschlichen Inhalt sie bietet, desto raffinirter wird die Selbstsucht. In unserm Epigonenthum zeichnet sich die Maske gewöhnlich durch etwas Großsprecherei aus. In Mozart's Oper ist es sehr charakteristisch, daß der verliebte Held trotz seines Sündenregisters von viertausend Namen kein einziges Opfer verführt. Goethe ließ seinen Faust, den leidenschaftlichen Grübler, der von den Freuden des Lebens noch nichts gekostet hat, in einem Augenblick rasender Leidenschaft ausrufen, er wolle alles Leid und alle Freude genießen, die der ganzen Menschheit zugetheilt seien. Aber Mephistopheles entgegnet ganz richtig, dieses Ganze sei nur für einen Gott gemacht. Der Mensch ist ein Kind der Stunden, sein Wesen ist die Endlichkeit, und er ist nichts, als insofern er

endlich etwas ist. Wollte man auch seine Existenz über Jahrtausende ausdehnen, so hätte man damit nichts gewonnen, als einen Zuschauer endloser Begebenheiten, der in sich selbst keinen Inhalt und keine Geschichte hätte; denn die Geschichte ist begrenzt durch das Maß der Beziehungen, welche die Menschenkraft umspannt. Die Menschheit explicirt sich nur in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen. Alexander und Sokrates in einer Person sein zu wollen, ist so viel, als wollte man zugleich Mann und Weib sein. Der Dichter zeige uns endliche Wesen, die deshalb nicht weniger stark empfinden, weil sie endlich d. h. bestimmt empfinden. Ein solches Wesen ist der ursprüngliche Goethesche Faust. Auch der Drang in's Unendliche ist eine sehr endliche, dem bestimmten Moment angehörige Empfindung. Es ist der Drang der Jugend, die absolut bestimmbar noch keine Bestimmung in sich selbst findet, und darum vorläufig ihre ganze Kraft in Sehnsucht ausgiebt. Der so dachte und empfand, als der Anfang des Faust geschrieben wurde, war der Dichter selbst, der Dichter des Werther, der Dichter des Prometheus; und auch so gab er nur ein Stück seines Wesens, denn er war auch Mephistopheles mit dem vollen Bewußtsein der Grenze. Aus jener Fauststimmung war Goethe bereits 1777, d. h. 13 J. bevor das erste Faustfragment gedruckt wurde, vollständig befreit, so befreit, daß ihm die Fauststimmung bei jedem Andern unerträglich vorkam. Was hatte nun gar 54 J. später der greise Dichter für ein Verhältniß zu den Träumen seiner Jugend! Sie waren Schattenbilder, die er im losen Spiel an sich vorüberschweben ließ, über die er klug wie immer reflectirte, aber Leben fanden sie nicht mehr unter seiner Hand.

Genau ist die Chronologie der einzelnen Scenen nicht festzustellen. Ganz zuletzt wurden die politischen Satiren des 4. A. redigirt; die Hauptscene des 5. A. (Faust's Erblindung, Lebensthätigkeit und Tod), die das leitende Motiv des ersten Theils wieder aufnimmt, war schon 1815 fertig: „sie ist," sagte Goethe zu Sulpiz, „sehr gut und grandios gerathen; aus der besten Zeit!" — Da wir bei dem Entstehen des Gedichts über die mitwirkende Hand der Laune und des Zufalls urkundlich unterrichtet sind, wäre es überflüssig, eine innere dialektische oder künstlerische Einheit nachträglich hineinzuphantasiren. allein die Beziehungen des Gedichts zu dem idealen Leben des Dichters, wie es sich gegen die weltbewegenden Ideen der Zeit verhielt, lassen sich durch einige starke Striche hervorheben.

Im ersten Theil finden wir drei Momente: die Nachbildung der schlichten Formen des 16. Jahrhunderts (Götz), den Kampf des Herzens gegen die Schranken der Sitte (Werther) und das Herausstreben der unmittelbaren, durch Philosophie und Mysticismus genährten Phantasie über die herkömmlichen Formen der Religion. Diese Tendenzen sind nicht blos schattenhaft

angedeutet, sondern in der vollen Kraft und Innigkeit der Jugend dargestellt; aber die streitenden Ideen finden keinen Austrag. Im zweiten Theil soll die Versöhnung wirklich durchgeführt werden, aber nicht real, sondern symbolisch. Dem halb gebrochnen Faust singen Elfen ein Schlummerlied, und beim Erwachen hat er seine Vergangenheit vergessen. Er begiebt sich an den Hof eines Kaisers, dem er allerlei Maskenspiele vormacht, bis eines derselben, die schöne Helena, seiner Phantasie und seiner ganzen Lebensentwickelung eine neue Wendung giebt. Der Monolog Faust's bei seinem Erwachen deutet diesen sonderbaren Uebergang. Von der wirklichen Sonne geblendet, wendet er die Augen ab, und sieht ihr Bild verschönert in einem Wassersturz: wir haben das Leben nur im farbigen Abglanz. Zu dieser Einsicht war die deutsche Poesie gekommen, nachdem der leidenschaftliche Ungestüm ihrer Sturm- und Drangperiode verraucht war. Auch sie hatte sich aus den Leidenschaften des wirklichen Lebens in das Reich der Schatten geflüchtet. Dort hatte sie ähnliche Maskenspiele gedichtet, wie der Knabe Lenker, bis sie den Schlüssel für dies geheimnißvolle Reich gefunden, die Antike. Als Goethe die classische Welt mit eignen Augen geschaut, da begann ein zweiter großer Aufschwung der Poesie, der in der Helena versinnlicht wird. Sie ist ganz symbolisch: die Vermählung der antiken und der gothischen Poesie: aber dabei ist in einzelnen Schilderungen ein farbenreicher, lebensvoller und von freudiger Bewegung zitternder Realismus. Die würdige Haltung, das keusche Maß der Sprache, der muthwillig bewegte Rhythmus, das alles versetzt uns für den Augenblick wirklich in das griechische Theater. Die unheimliche Gestalt der Phorkyas bereitet uns auf einen harten Contrast vor, und wir sind kaum überrascht, als der Repräsentant eines ganz andern Jahrtausends in einer neuen Wiedergeburt auf classischem Boden erwacht; als Romantik und Griechenthum sich bunt durcheinandermischen. Aber nun wird, wie es im Traum zu geschehn pflegt, die Bewegung immer schattenhafter, hastiger, die Bedingungen des Raums und der Zeit schwinden unter unsern Füßen; wir haben das Gefühl, als ob wir zu erwachen streben; wir hören entfernte Stimmen aus der wirklichen Welt, Kriegsgetümmel aus der Ferne, wie die Kanonen der Schlacht bei Jena während des classischen Traumlebens in Weimar; aber die nebelhaften Gestalten quillen unter unsern Händen mit phantastischer Gewalt empor, bis ein plötzlicher Schlag uns daran erinnert, daß wir uns im Reich der Schatten bewegt haben. Der Homunculus der griechisch-romantischen Poesie, den es zu entstehn gelüstet, oder der Knabe Lenker oder Euphorion oder auch Lord Byron, stürzt entseelt zu Boden, die Gestalt des göttlichen Weibes entfliegt in die Lüfte, die schalkhaften Nymphen tauchen sich wieder in die unbeseelten Bäche, Bäume, Hügel zurück, die ihre

ursprüngliche Wohnstätte waren, und von der ganzen Antike bleibt nichts zurück, als Helena's Kleid: griechischer Flitterkram, den Mephistopheles, sich in der Gestalt der Phorkyas riesengroß emporhebend, mit frechem Hohn dem Publicum vorzeigt. — Die Helena steht an unrechter Stelle. Erst hatte man in plastischer Dichtung versucht, das Alterthum neu zu beleben, ehe man es durch naturphilosophische Grübeleien auseinanderzerrte, wie es hier in der classischen Walpurgisnacht, wie es in den Studien von Creuzer, Schelling und Görres geschah. Erst nach diesem Umweg durch den Orient kehrte die Poesie in's deutsche Leben ein, wo sie sich ebenso fremd fühlte, wie Mephistopheles den beiden Pedanten Wagner und dem Baccalaureus gegenüber, die ihre Natur ganz verkehrt hatten, von denen der eine, der bis dahin nur Namen und Zahlen auswendig gelernt, plötzlich darauf ausging, einen Menschen zu formen, während der andre, der gute bescheidene Schüler, die Welt aus seinem Selbstbewußtsein heraus neu zu schaffen gedachte. Diese neu aufstrebende jungdeutschphilosophische Jugend erschien dem alternden Dichter ebenso seltsam und unbegreiflich, als das politische Leben, zu dem er nothgedrungen zurückkehren mußte: das Reich des guten Kaisers, das in Verwirrung gerathen war, dem die beiden Fremdlinge noch einmal aufhalfen, aber nur um sich von ihm ein stilles Asyl auszubitten, auf dem sie ungestört ihrer eignen Thätigkeit nachgehn konnten. „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben, der täglich sie erobern muß." — Gewiß ist das der Weisheit höchster Schluß, und Goethe bewährte sich als den Seher des Jahrhunderts, da er ihn aussprach. Aber das Geräusch, in welchem der blinde Faust die Axt der rüstigen Handwerker zu hören glaubte, die Deiche gegen das Meer aufrichteten und Mastbäume für die Schiffe schlugen, war nur der Spaten schlotternder Lemuren, die sein Grab gruben. Die deutsche Dichtung blickte in das gelobte Land hinüber, aber sie konnte es nicht erreichen. Sie starb, als man die Segel aufzog. Gern hätte der Dichter in der Mitte freier Männer dem neuen Leben Bahn gebrochen, aber seine Träume verwirrten ihn. Er konnte die Romantik, die ihre düstern Schwingen über seine goldne Zeit verbreitete, nicht los werden, sich nicht in's Freie kämpfen. „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, ständ' ich Natur! vor dir ein Mann allein, da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein. Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte, mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte. Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll, daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll. Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht, in Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht." — Faust hatte seinen Bildungskreis nicht vollendet, er hatte weder in seinem Denken noch in seinem Gefühl den Schritt gethan, den die Zeit thun mußte,

um sich zu erlösen: daß nur in einem bestimmt gegliederten Ganzen der Einzelne dem Dasein gerecht wird. Faust war beim Cultus des individuellen Lebens stehn geblieben. „Ich bin nur durch die Welt gerannt; ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren, was nicht genügte, ließ ich fahren, was mir entwischte, ließ ich ziehn. Ich habe nur begehrt und nur vollbracht, und abermals gewünscht, und so mit Macht mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig; nun aber geht es weise, geht bedächtig. Der Erdenkreis ist mir genug bekannt, nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet, sich über Wolken seines Gleichen dichtet! Er stehe fest und sehe hier sich um; dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen! was er erkennt, läßt sich ergreifen. Er wandle so den Erdentag entlang; wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang; im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er! unbefriedigt jeden Augenblick." — Im Schluß, durch den er den Versprechungen des Prologs im Himmel gerecht zu werden strebt, hat Goethe ein ganz äußerliches Bretergerüst aufgeschlagen und es mit halb katholischen, halb naturphilosophischen Figuren bemalt, ohne Physiognomie, ohne Gestalt und ohne Bewegung, und die Ueberschwenglichkeit in der Schilderung des Himmels giebt, abgesehn von dem Costüm, nur die rationalistische Idee der Perfectibilität, stellt also neue himmlische Lehr- und Wanderjahre in Aussicht, die keinen befriedigendern Ausgang versprechen als die irdischen.

Wie hat nun Goethe im Innersten seines Herzens über diese Dinge gedacht? — Bald nach Wieland's Tod hatte er mit Falk eine Unterredung, deren wesentlicher Inhalt mit allen Aeußerungen übereinstimmt, die sich in den Briefen zerstreut finden. Er unterschied verschiedene Classen der letzten Urbestandtheile aller Wesen, die er Seelen oder Monaden nannte. Die niedere Monade werde von einer höhern in ihren Kreis hineingerissen und müsse ihr, wenn auch widerwillig, gehorchen. Wenn nun eine regierende Hauptmonas die ihr bisher untergebenen niedern Monaden ihres Dienstes entlasse, so sei dies der Tod. Alle Monaden aber seien von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit selbst im Moment der Auflösung nicht einstellen; jede derselben gehe wohin sie gehöre. Was das Schicksal der Hauptmonas anlange, so komme alles darauf an, wie mächtig die in ihr enthaltene Intention sei. „Die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooß ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtniß ist. So, im Allgemeinen und historisch aufgefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. Was uns selbst zunächst betrifft, so

scheint es fast, als ob die von uns früher durchgegangenen Zustände unsers Planeten im Ganzen zu unbedeutend seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl überhaupt künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen." — Die Beschäftigung mit Unsterblichkeits-Ideen, sagte er zu Eckermann, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben: ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke und daher täglich zu kämpfen, zu streben und zu wirken habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen.

„Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein."

Gegen einen frühern eignen Ausspruch war das Gedicht gerichtet, das er „Vermächtniß" taufte. „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen! Das Ewige regt sich fort in Allen, am Sein erhalte dich beglückt! Das Sein ist ewig; denn Gesetze bewahren die lebendigen Schätze, aus welchen sich das All geschmückt. Das Wahre war schon längst gefunden, hat edle Geisterschaft verbunden, das alte Wahre, faß es an! Verdank es, Erdensohn, dem Weisen, der ihr die Sonne zu umkreisen und dem Geschwister wies die Bahn. Sofort nun wende dich nach Innen, das Centrum findest du da drinnen, woran kein Edler zweifeln mag. Wirst keine Regel da vermissen: denn das selbstständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag."

Ein Jahr vor seinem Tod fand er sich gedrungen, einen Brief an Sulpiz „in Scherz und Ernst mit etwas Wunderlichem zu schließen." — „Des religiösen Gefühls kann sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten. Von Erschaffung der Welt an habe ich keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen können. Nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältniß stehn müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet habe, mich zum Hypsistarier zu qualificiren." — Als nun Sulpiz diese Eröffnung

halb spöttisch aufnimmt, erwiedert Goethe wie verletzt: „ich darf heute meiner vielleicht übereilt vertrauten Confession nicht gedenken; mir ist sehr ernst bei der Sache, aber, genau besehn, nach meiner eignen Weise, die nicht einen jeden anmuthen möchte. . . . Fände ich einmal eine heitre, herzöffnende Stunde, so versuch' ich meine hypsistarische Lehre auf's Papier zu bringen. Was mir auferbaulich ist, sollte es freilich meinen Freunden auch sein."

Immer stiller und einsamer wurde es um ihn. 14. Febr. 1830 starb die Großherzogin Louise. „Ich muß mit Gewalt arbeiten, um mich oben zu halten und in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, ungeachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuern Gegenstand nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird." Im August verlor er seinen Sohn; in einem heftigen Blutsturz, 23. Nov., machte die Natur sich Luft. Aug. 1831 machte er den Schlußstrich unter den Faust. „Warte nur! balde ruhest du auch!" sagte er still vor sich hin. 22. März 1832 starb er, fast 83 J. alt.

Was er uns war, steht wohl auf jeder Zeile dieses Buchs; hier nur einige flüchtige Bemerkungen. Wir verdanken ihm den Adel unsrer Sprache, die er in einer ähnlichen Art neu geschaffen hat wie Luther. Sie hat durch ihn eine Bildsamkeit, Anmuth und melodische Fülle erlangt, welche den höchsten Aufgaben der Poesie gewachsen ist, und zugleich eine Klarheit und Bestimmtheit, welche den schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft genügt. Es giebt keine Gattung des Stils, für die sich nicht in Goethe's Schriften das höchste Vorbild fände, ein Vorbild, das noch in keiner Weise erreicht ist. Die Sprache ist nicht ein blos äußeres Gewand, das man einem beliebigen Inhalt überwerfen könnte, sie ist der zur Erscheinung gekommene Ausdruck des Innern. Goethe's Dichtungen enthalten zugleich den tiefsten, wahrsten und überzeugendsten Ausdruck der Empfindung. Goethe ist der reinste Dichter der Natur. Ihre Geheimnisse sind sein Eigenthum, soweit sie sich in das Maß der Schönheit fügen, denn nichts Unschönes durfte sich hinter dem Schleier der Dichtung „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit" verstecken. Die feinsten Regungen des Herzens quellen unter den zarten Händen seiner Poesie empor. Wer unter Gemüth nicht die zudringlich krankhafte Selbstanschauung, sondern jenen leisen Wellenschlag des Herzens versteht, der aus der innersten Tiefe erregt wird, den wird es nicht befremden, daß wir Goethe den größten Dichter des Gemüths nennen. Er ist ferner, wenn wir Shakspeare ausnehmen, in der Weltliteratur derjenige Dichter, der den reifsten gesunden Menschenverstand entwickelt. Mit diesem Ausdruck ist ein verhängnißvoller Mißbrauch getrieben. Indem man darunter jene nüchterne Altklugheit verstand,

die ein paar auswendig gelernte Sätze beständig wiederholt, fing man an, den Verstand überhaupt zu verachten, und machte die Verworrenheit zu einem Kennzeichen des Genius. Gesunder Menschenverstand ist nichts Anderes als die Gesundheit des geistigen Auges, er ist wie die Inspiration eine Gabe, die man nicht durch Reflexion erwirbt, die man von der Natur empfangen muß.

Die schönsten Blüthen unsers Lebens, auch unsers heutigen, danken wir ihm; von ihm haben wir gelernt, das Leben zu lieben. Aber in seiner Weise fortzudichten, versagte uns die strenge Zeit. Als in Paris die Julirevolution ausbrach, mochte er davon nichts hören; weit wichtiger erschien ihm der Versuch St. Hilaire's, seiner Farbenlehre in Frankreich Eingang zu verschaffen. An Deutschland aber schlug mächtig jene Stimme der Revolution: neue Probleme, neue Aufgaben drängten sich gebieterisch auf, mit dem Leben mußte auch die Dichtung sich einen neuen Weg suchen.

Zweites Buch.

1.

Das junge Deutschland.

In gewissem Sinn wirkte die Julirevolution auf die deutsche Bildung durchgreifender als die große von 1789. Seit der „hamburger Dramaturgie“ und der „Hermannschlacht“ war die deutsche Dichtung nnd Philosophie in einem beständigen Kampf gegen Frankreich, gegen die Akademie, gegen die Gesetze des Theaters, gegen die Encyklopädisten, gegen den Uebermuth der Seigneurs; in diesem Kampf erzog sich das deutsche Selbstgefühl. Die Revolution von 1789 hatte ihn nur auf kurze Zeit unterbrochen, denn bald erkannte man, daß die zuerst als Befreier begrüßten Sansculotten und Rothhosen schlimmere Feinde der deutschen Freiheit waren, als die Marquis des ancien régime. Die Tugendbündler von 1809 und die Burschenschafter von 1816 setzten fort, was Goethe 1797 in „Hermann und Dorothea“ angebahnt hatte. Der Liberalismus der Restaurationszeit war überwiegend burschenschaftlich, und wer die deutsche Freiheit liebte, meinte die Franzosen hassen zu müssen. Das Pfaffenregiment Carls 10. gab nicht weniger Anstoß als früher die Säbelherrschaft Napoleons. Sehr bedenklich war, daß man mit dem französischen Uebermuth auch die französische Bildung hassen zu müssen meinte. Nun plötzlich verwandelte sich das alte Frankreich. Die Kapuzen verschwanden, der hochfahrende Adel zog sich in die Einsamkeit des Faubourg St. Germain zurück, das Bürgerthum bemächtigte sich des Staats, der legitime Fürst ging in die Verbannung, sein Nachfolger zeigte sich auf den Straßen mit dem bürgerlichen Regenschirm. Das Staatswesen schien in die Hände der Kammern gelegt; und in diesen wurden Ideen vorgetragen, die man seit 40 J. völlig vergessen glaubte.

Auch in Europa gewann Frankreich eine ganz andere Stellung. Verbrüdert mit den Whigs, denen damals das Regiment Englands in die Hände fiel, trat die französische Regierung als Hort der Freiheit auf, wo sie nur in Europa sich zu regen begann; in Belgien, Polen, Spanien, Italien, Griechenland; Franzosenthum schien gleichbedeutend mit Freiheitsliebe, und die leidenschaftlichsten Freunde der Freiheit eilten nach Paris, um diesen Begriff an der Quelle zu studiren. Der blinde Haß gegen die Franzosen und ihre Revolution machte plötzlich einer ebenso blinden Verehrung Platz, man fing an, sich der deutschen Gemüthlichkeit zu schämen, der altdeutsche Rock und die Klopstock'sche Hermannsschlacht gerieth in Verachtung.

Dazu kam die völlig veränderte Richtung der französischen Literatur. Bis dahin waren das Wörterbuch der Akademie, Boileaus Lehrbuch der Dichtkunst und die Encyklopädie Nationalsache der Franzosen gewesen, jetzt erregten die sogenannten Romantiker in Frankreich selbst einen Sturm gegen das altliterarische Herkommen, der weit über die Kühnheit der Deutschen hinauszugehen schien. Es schien, als ob auch für die Dichtkunst neue ungeahnte Quellen in Frankreich sich öffneten.

Das Interesse des deutschen Publicums an dem, was in Frankreich vorging, steigerte sich, da die beiden deutschen Hauptstaaten mit eigensinniger Scheu alle inneren Verhältnisse den Augen der Welt entzogen. Ueber das, was in Oestreich oder Preußen vorging, durften die Zeitungen nichts berichten, dagegen gab selbst die preußische „Staatszeitung" ziemlich ausführliche Auszüge aus den französischen und englischen Kammerberichten. Der deutsche Bürger wußte über Thiers und Guizot, über Lafayette und Casimir Perier viel besser Bescheid, als über das, was im eigenen Lande vorging; die Ansichten, Parteiinteressen, ja die Manieren der pariser Deputirten wurden das Ideal, nach dem er sich bildete, und er gewöhnte sich, auch die deutschen Zustände durch die französische Brille anzusehn.

Noch mißlicher wurde es, als Sept. 1830 durch Volksaufstände mehrere kleine und mitteldeutsche Regierungen genöthigt wurden, Verfassungen nach französischem Muster einzuführen. Heute macht es einen überwältigend komischen Eindruck, wenn man liest, wie in Karlsruhe oder Stuttgart eine Rechte und eine Linke, ein rechtes und ein linkes Centrum sich gerade so gerirten, als stünden sie auf der pariser Weltbühne: damals that es große Wirkung, und was in Preußen sich im Stillen mit politischen Ideen beschäftigte, feierte in W e l c k e r, R o t t e c k, I tz s t e i n seine Helden. Die Spuren dieses kleinstaatlichen Ursprungs hat der deutsche Liberalismus nur sehr schwer und doch noch immer nicht vollständig überwinden können

Wie gegen die Franzosen so hatte sich der burschenschaftliche Patriotismus auch gegen die Juden erklärt: sie stammten nicht von Teut, und der Schacher verstieß gegen alle Convenienzen christlich-germanischen Wesens. Seitdem nun in der Julirevolution die Juden wirklich emancipirt waren, änderte sich das vollständig. Indem sie zunächst für ihre eigenen Rechte eintraten, sah es bald so aus, als hätten sie die Führung im Kampf für die Menschenrechte im Allgemeinen. Zu verargen ist es ihnen nicht, denn jedes Talent will sich geltend machen: uns aber brachte es keinen Segen, daß eine unterdrückte Nation, die von ihrem angestammten Glauben wenig mehr bewahrt als eine gerechte Abneigung gegen die Kirche und den Staat, die sie unterdrückten, und die Kunst, den Inhalt derselben sophistisch zu zersetzen, getragen von den Sympathien der Menge, in der Presse den Ton angab, und auf das geistige Leben ihre industriellen Gewohnheiten übertrug.

Heine und Börne kamen bald nach der Julirevoltion nach Paris. Heine schrieb die Berichte für die A. A. Z., Börne die Briefe an eine schöne Seele, die für ihn schwärmte, wie er früher für Henriette Herz geschwärmt hatte.

Heine wird in seinen Berichten ausschließlich von belletristischen Interessen geleitet; für wirkliche Politik hat er kein Verständniß, er hat nicht einmal starke Sympathien oder Antipathien, nur im Haß gegen Preußen bleibt er consequent. Im Anfang spricht er sich als echter Romantiker spöttisch über den Bürgerkönig und seine Minister aus, dann aber werden ihm die deutschen Flüchtlinge zur Last, und er verhöhnt die Republikaner wegen ihrer plebejischen Manieren. Zwischen diese beiden Perioden fällt ein Jahrgehalt, welches ihm die Julidynastie gab. Er hat zweierlei vor Augen: der öffentlichen Meinung mit ihrem Freiheitsdurst gerecht zu bleiben, und Cotta, der mit Gentz zusammenhing, keinen zu argen Anstoß zu geben. Er kommt fortwährend darauf zurück, daß er ein Märtyrer des monarchischen Princips sei und daß ihm die Republikaner den Tod geschworen, zugleich aber ist er ein Märtyrer der Freiheit und lebt für sie im traurigen Exil. Bei seiner Unwissenheit durch jede politische Frage in Verlegenheit gesetzt, hilft er sich durch einen spöttischen Ton, und weiß es so einzurichten, daß man nie in's Klare kommt, ob er etwas im Ernst oder Scherz behaupte. Durch ihn wurde eine Zeit lang in der deutschen Journalistik der Witz zum Maßstab der Wahrheit gemacht. Im Vorspiel zum Faust sagt der liebe Gott: von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last. Nur wird der Schalk gefährlich in einer Zeit, die ihm keinen Widerstand entgegensetzen kann, weil sie über ihre eigenen sittlichen Vorstellungen im Unklaren ist. Es ist nicht schwer, und ein Zeichen weibischer Charaktere, die kleinen Widersprüche der

Ideen leicht aufzufinden und dann in der Gefühlsseligkeit zu schwelgen, daß man über seine Zeit erhaben sei.

Resoluter ging Börne in seinen Briefen an Madame Wohl zu Werke. Er steht auf der freisten Höhe des Radicalismus, kaum genügen ihm noch die Republikaner. Zwischen den beiden Männern entspann sich bald eine bittere Feindschaft, nicht sowohl wegen ihrer politischen Ansichten, als weil der eine in der demokratischen Tabackskneipe, der andere im parfümirten Salon lebte, weil der eine Puritaner, der andere Libertin war. Sonst haben sie viel Aehnliches. Die Unwissenheit in allen ernsthaften Fragen ist bei beiden gleich erstaunlich, beiden ist der Witz der Maßstab der Wahrheit. Im Ganzen ist Börne in seinem Witz glücklicher, wie in seiner Unwissenheit unbefangener: er weiß, daß er nichts weiß, und verachtet jeden, der etwas weiß, weil das Wissen den Charakter abschwäche. Es genügt ihm, die schon zu Moser's Zeit berüchtigte „Hundedemuth" kleindeutscher Beamtenherrschaft zu kennen und durch Pathos und Spott zu geißeln. Gegen viele seiner Vorwürfe läßt sich nichts einwenden, und da er selber niemals sich vermaß etwas Positives zu leisten, so würde man seine erbitterten Angriffe gegen Deutschland mit Heiterkeit hinnehmen können, wenn ihre Wirkung nicht so unglaublich groß gewesen wäre. Börne ist der Vater des deutschen Radicalismus, der noch heute über seinen Standpunkt des Entweder Oder nicht hinausgekommen ist. Die strengsten Verbote fruchteten nichts, denn die feurige Rhetorik jener Briefe fand in der allgemeinen Mißstimmung der Jugend über die kläglichen Verhältnisse des deutschen Bundes einen bereiten Widerhall. Es war Gemüth in seinen Vorwürfen: in jeder Theaterrecension war die Totalität seiner Seele, der Weltschmerz über Deutschlands Verwahrlosung, die trauernden Juden und die Hofräthe. Oft erinnert er an Iffland's polternden Alten, der den damaligen Hofräthen auch tüchtige Wahrheiten sagte. Auf Widersprüche kommt es ihm gar nicht an: heute poltert er darüber, daß die Deutschen nicht ein Nationalgefühl haben wie andere Völker, daß man sie ungestraft beleidigen kann, während die Franzosen sogar für die Ehre ihres Klimas auf die Mensur gehn; morgen schlägt er einen ebenso großen Lärm, wenn sich dies Nationalgefühl wirklich zu regen beginnt. Die schlimmste Wirkung dieser permanenten sittlichen Entrüstung, dieses Hin- und Herwendens abstracter Formeln ist, daß es die Trägheit begünstigt. Einen Witz zu finden ist leichter, als den Zusammenhang des Staatslebens zu studiren.

Zeiten, in denen die Bildung so ganz außer Verhältniß zu den bestehenden Einrichtungen steht, bringen stets einseitige Talente hervor, wie Junius, Courrier und Börne. Der ewigen Schönrednerei müde, freute man sich an einem dreist ausgesprochenen Urtheil, wenn es auch nicht gehörig begründet war, und

namentlich an einem regen, in einer verständlichen Richtung sich fortbewegenden Gefühl. So wenig Inhalt Börne und seine Gleichgesinnten der Jugend zuführten, so erweckten sie doch in ihr den Wahn, sie sei durch eine tiefe Kluft von der alten Zeit getrennt, die alten Rechtsformen hätten sich überlebt, und nur eine Revolution könne die Menschheit retten. Abgesehn von der Verkehrtheit, ein vollständiges Abbrechen mit der Vergangenheit für wünschenswerth zu halten, ist es ein Irrthum, an die Möglichkeit zu glauben. Die Revolution ist wie ein Gewitter: es zündet Bäume und Häuser an, verwüstet die Saaten, reinigt die Luft, aber sowie es vorüber ist, tritt die alte Natur wieder hervor. Nicht einmal das äußerliche Räderwerk des alten Staats kann völlig gebrochen werden, denn die Voraussetzungen bleiben, und die Barrikadenkämpfer werden sich immer nur auf Augenblicke der Gewalt bemeistern. Die Schöpfung eines Staats aus dem Begriff heraus ist am wenigsten möglich in einem Zustand der Trunkenheit. Die Revolution schafft nichts; sie löst nur die gebundenen Kräfte, und verwandelt die Arbeit der Geschichte in die fieberhafte Aufregung eines Hazardspiels. Für den Trägen ist „Revolution" ein Zauberwort, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel des mit der Erde unzufriedenen Frommen; der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man sein Gewissen salvirt, wenn man hienieden fünf gerade sein läßt: in der Aussicht auf eine wunderbare Umwälzung überhebt sich der Radicalismus mühevoller Arbeit, die vielleicht hoffnungslos Tag um Tag schafft.

Ueber die Unvernunft der damaligen Regierungen wird heute kein Zweifel mehr obwalten, aber bekennen muß man, daß ihre Abneigung gegen den Radicalismus nicht ganz unbegründet war. Es sind nicht unbedeutende und nicht unpatriotische Männer, die diese Abneigung theilten.

Niebuhr wurde durch die Julirevolution, die alle seine Hoffnungen auf eine natürliche Entwickelung zu Boden warf, so aufgeregt und verwirrt, daß er daran starb, 2. Jan. 1831, 53 J. In denselben Tagen schrieb Heinrich Leo, 31 J., einen Brief über die damaligen Verhältnisse, der für die Umstimmung in dem Gemüth vieler Gleichgesinnten einen Schlüssel giebt. Leo hatte 1817 mit den Burschenschaftern geschwärmt, dann in Göttingen ernsthafte Studien gemacht, sich 1821 in Berlin durch Hegel bilden lassen, und dann eine längere Zeit in Italien zugebracht; er war jetzt Professor in Halle, seine „Geschichte der italienischen Staaten" 5 Bde. 1829—1830 hatte durch ihre geistreiche Art Aufsehn gemacht, er arbeitete jetzt an den „Zwölf Büchern niederländischer Geschichte".

„Seit anderthalb Jahren," schreibt er 1. Jan. 1831 an Raumer, „habe ich mich mehr und mehr den politischen Studien hingegeben, die allmählich die historischen in das Gebiet der Hülfsstudien drängen. Der Haß gegen die

atomistischen, modern liberalen Richtungen der Politik, die Freude an einer dahingeschwundenen Zeit, wo sich das Bauer- und Bürgerleben wie das Leben des Adels, der Kirche und der Universitäten, jedes nach seinem natürlichen Princip organisch entwickelte, wo das politische Gesammtleben einer Nation nur als Resultat dieses organischen Lebens der einzelnen Kreise, und noch nicht in der ebenso prosaischen als übermüthigen Thätigkeit einer Hierarchie von Staatsbeamten beschlossen war: dies sind die Interessen, deren wissenschaftliche Verfolgung mich erquicken, und mir bei mancher ungeduldig machenden Arbeit Muth und Frische erhalten." Als Lebensaufgabe betrachtet er eine „Naturlehre des Staats". „Alles was aus Frankreich und England kommt, findet Anklang bei uns, bei dem platten Volk aller Stände, und diese, sich mit ihrer geistlosen, öden, numerischen Fabrikanten- und Banquiersansicht blähende Welt bringt in mir allerdings einen Fanatismus hervor. Diese Regung läßt sich nicht bannen, weder mit trocknem Räsonnement, noch (was bei mir gar nicht verfängt) von der Seite des Mitgefühls: — ich sehe immer die herrliche, mannigfaltige, reiche Welt, die da war, und daneben die Spitzbuben, die sie mit ihrer schlechten Pöbelphilosophie gestohlen haben; ich sehe die Reste dieses natürlichen guten Staatslebens, die noch rettbaren Trümmer, und ich sehe die ausgestreckten gierigen Hände des platten Gesindels, das einen Stein nach dem andern abbrechen und am Ende ein lineärisches Haus ohne malerischen Anblick, ohne Bequemlichkeit für verschiedenartige Hausgenossen, ohne wohnliche anheimelnde Räume erbauen will."

In dieser Gesinnung fand sich eine ganze Zahl junger Männer in Berlin zusammen, die sich zum Theil an Hengstenberg's evangelischer Kirchenzeitung betheiligten, auch von den Männern der historischen Schule, von Savigny und Eichhorn, wenigstens anfangs geduldet wurden, einen stärkern Halt aber an den Umgebungen des Kronprinzen fanden. Auch Hegel hatte sich immer tiefer in das orthodoxe Preußenthum eingelebt; in der Julirevolution sah er die Buße für die Sünden des französischen Liberalismus; die englische Reformbill besprach er mit äußerstem Mißtrauen; in der Uebergewalt des Parlaments sah er den Inbegriff politischer Verderbniß und Unvernunft. So ist durchweg der Ton seiner letzten Vorlesungen. Er starb 14. Nov. 1831, 61 J., ein Opfer der Cholera, die damals, durch den polnischen Aufstand begünstigt, Deutschland heimsuchte. Die Herausgabe seiner Schriften vereinigte seine Schüler zu einer geschlossenen Phalanx und verschaffte seiner Lehre in weiteren Kreisen Eingang. Wenige Tage vor seinem Tod, 7. Sept., war Warschau gefallen, gleichzeitig wurde in Italien der Aufstand durch die Oestreicher zu Boden geworfen.

Mit besonderem Eifer vertraten zwei Freunde und Landsleute in Berlin

die reactionäre Gesinnung, Jarcke aus Danzig, 32 J., und Philipps aus Königsberg, 27 J.; beide waren aus Abneigung gegen den Liberalismus zur katholischen Kirche übergetreten. Der letztere hatte durch die „Geschichte des angelsächsischen Rechts" und durch die „englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit Ankunft der Normannen" eine sehr umfassende Gelehrsamkeit, wenn auch nicht einen sehr klaren Verstand bekundet. Unterstützt von dem kronprinzlichen Hof und seinen Angehörigen, entschlossen sie sich Ende des Jahres zur Herausgabe des „Berliner politischen Wochenblatts", welches mehrere Jahre hindurch an der Spitze der reactionären Bewegung stand. Seine Begründer freilich hielten es in dem protestantischen Berlin nicht lange aus: Jarcke fand in Wien, Philipps in München Zuflucht. Bei aller Bosheit in Bezug auf die Sache, imponirte das Wochenblatt, doch durch das Vornehme und anscheinend Gebildete feines Tons. Es enthielt größere Abhandlungen über jedes denkwürdige politische Ereigniß nach den Principien Haller's, A. Müller's und Fr. Schlegel's. Sein Motto war: nous ne voulons pas la contrerevolution, mais nous voulons le contraire de la revolution! mit anderen Worten, alles was die Revolution von 1789 und von 1830 erstrebt oder zur Geltung gebracht, wurde als sündhaft verworfen, und das Gegentheil als das Richtige gepriesen. Der gesammte Liberalismus wurde als Mitschuldiger der Revolution angeklagt, und der Liberalismus aus der Losreißung des Staats von der Kirche und der Aristokratie hergeleitet. In erster Linie kämpfte man gegen die Demagogen, dann gegen alle Anhänger des Verfassungsstaats, in letzter Instanz aber gegen den Mechanismus der Beamtenhierarchie, wie er in Preußen zum vollsten Ausdruck gekommen war. Man betrachtete die Beamten wie eine Mandarinenkaste, die „das wahre Volk" unterdrückten, und behauptete gleich Haller, für die Freiheit einzutreten; ebenso wollte man die untern Stände gegen die Geldherrschaft der Bourgeoisie beschützen. Nur in ständischer Gliederung gedeihe der Staat: Freiheit der Rittergüter von jedem Eingriff der bürgerlichen Beamten, Einreihung der guten Bürger in Zünfte, scharfe Beaufsichtigung des Capitals und der Industrie. — Viele geistreiche Männer haben dafür geschrieben, auch Steffens, der April 1832 nach Berlin versetzt und so von seiner unbequemen Beziehung zu den Altlutheranern befreit wurde, blieb diesen Bestrebungen nicht fern.

Den echten Doctrinair fand die Schule in einem Schüler Schelling's, Professor Stahl in München, 29 J., von jüdischer Abkunft, der sich im 17. J. hatte taufen lassen und 1830 den 1. Bd. seiner „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" herausgab. Nach dieser Lehre ist die Theologie der Mittelpunkt aller Wissenschaft. Die wahre Bildung beruhe darauf, Gott als eine freie Persönlichkeit zu begreifen, die durch einen be-

stimmten Act der Freiheit die jetzt vorhandene Welt geschaffen habe. Alle Sünde kommt vom Abfall von Gott, aller Fortschritt von der Buße. Die Menschheit ist geschaffen, damit sie das wahre Reich Gottes sei. Dieser Plan Gottes wird vollbracht, ohne daß ihn die Menschen wollen und kennen. Von Zeit zu Zeit greift Gott durch Offenbarung und Wunder in die Geschichte ein. Wie der einzelne Mensch in seinem zeitlichen Dasein eines Leibes bedarf, so die Menschheit. Dieser Leib ist das Recht in der dreifachen Gliederung als Eigenthumsrecht, als Eherecht und als Staats- und Kirchenrecht. Das Königthum als Symbol Gottes auf Erden ist die Krönung des Gebäudes, die ständische Vertretung das Gegentheil der sogenannten Volksvertretung; den letzten Grund seiner Ermächtigung wie seine höchste Richtschnur hat der Staat in der christlichen Religion.

Um den Anklang, den diese Theorien in einem Theil Deutschlands fanden, zu begreifen, muß man die europäischen Verhältnisse in's Auge fassen. Der Liberalismus war bisher in der günstigen Lage der Kritik gewesen, nun kam er zur Herrschaft in Frankreich, England, Belgien und anderwärts, und die Aristokratie, die Legitimität und die Kirche konnten sich den Freuden der Opposition überlassen. Die Freundschaft des Legitimisten Chateaubriand mit dem napoleonistischen Republikaner Béranger zeichnet die veränderte Lage dieser Parteien; die äußerste Rechte und äußerste Linke fanden sich zusammen, um das verhaßte juste milieu zu bekämpfen. Bis jetzt war das legitime Königthum, die Aristokratie und die Hochkirche für die Einen eine Quelle von Einfluß und Ansehn, für die Andern ein Joch und eine Furcht gewesen: nun hatten sie ihre Stachel verloren und man konnte sie aus der romantischen Ferne betrachten. Es begann der sogenannte Cultus der Ruinen; der in seine Schlösser verbannte Royalist wurde für den Demokraten, der sich im neuen Staat nicht selber zur Geltung bringen konnte, eine interessante Erscheinung, und der Marquis des alten Hofes fand den Verkehr mit dem socialistischen Handwerker, den denn doch immer den Abstand fühlte, bequemer als den mit dem hochmüthigen Bourgeois, der ihn als seines Gleichen behandelte. Die meisten der Scandalgeschichten, die der Socialist Louis Blanc gegen das Julikönigthum zu Markt brachte, waren ihm im Faubourg St. Germain mitgetheilt. In Deutschland freilich lagen die Verhältnisse ganz anders, aber der deutsche Legitimist copirte sein französisch Vorbild so gut wie der deutsche Liberale.

Die Deutschen fühlten sich damals durchweg nicht wohl in ihrer Haut, die Einen merkten, daß ihnen die politische Freiheit, die Andern daß ihnen Macht, Glanz und Vornehmheit fehle. Die deutsche Bildung war von ihrem griechischen Isolirschemel herabgestiegen, und blickte sehnsüchtig nach den Welt-

städten, um dort zu lernen, was großes Leben sei. Mit demselben Eifer, mit dem man die pariser Berichte Börne's und Heine's verschlang, suchte man in den „Briefen eines Verstorbenen" Kundschaft über das Leben der Lords und Ladies. Bald erfuhr man, daß der Verfasser, der zum ersten Mal den Schleier der vornehmen Welt lüftete, ein Angehöriger der höchsten Stände sei, Fürst Pückler, 46 J., der Begründer der Parkanlagen in Muskau. Mit einer Ungenirtheit, die wunderlich gegen das bisherige ängstliche Kunsttreiben in der Literatur abstach, die aber zuweilen durch große Anmuth gewann und durch die Masse des Stoffs imponirte, wurden hier alle möglichen Fragen der Politik, der Religion und der Literatur abgehandelt, und man war versucht, als originelles Denken anzunehmen, was doch eigentlich nur der Besitz einer Bildungsschicht war, von dem man bisher keine Kenntniß gehabt. Der Fürst hat mehr Gelegenheit gehabt, zu sehn, als ein Anderer; er hat ein gutes Auge und im Grunde einen sehr gesunden Menschenverstand. Aber gegen den Ernst, mit dem die englischen Reisebeschreiber an ihren Gegenstand gehn, den Eifer und die Gründlichkeit, mit der sie selbst ihre Vergnügungen betreiben, sticht die gezierte Nachlässigkeit, in der er die ernsthaftesten Dinge bespricht, der raillirende Ton, der immer nur das geheime Bewußtsein einer unvollkommenen Beherrschung des Stoffes ausdrückt, unvortheilhaft ab. Aus Fürst Pückler haben die Modeschriftsteller ebenso wie aus Heine gelernt, auszusprechen, was ihnen gerade einfällt und wie es ihnen einfällt. Auch sein Stil hat auf unsre Literatur nicht vortheilhaft eingewirkt. Er ist in vielen Sprachen zu Hause und hat mit dem feinen Tact eines Weltmanns überall den Schaum abgeschöpft; aber er hat dadurch jene Einheit des Stils und des Gedankens zerstört, die doch mehr ist, als der Schimmer eines bunten unfertigen Denkens. Freilich läßt sich manches in einer fremden Sprache angemessener ausdrücken als in der unsrigen, aber damit hört es auf, unser eignes Denken und Empfinden zu sein.

Später dehnten sich die Reisen des Fürsten nach allen möglichen Weltgegenden aus, obgleich er schon 1835 sich Semilasso, halb müde, nannte, und „Traum und Wachen" seinen „vorletzten Weltgang" nannte. Mit großem Neid sahen die armen deutschen Belletristen auf den berühmten Reisenden, der Aegypten, Syrien und andere wilde Ortschaften in fürstlichem Aufzug durchwanderte. Konnte man es ihm in den Mitteln nicht gleich thun, so suchte man sich wenigstens seinen Ton anzueignen. Die Gesammtausgabe jedes deutschen Schriftstellers enthält seitdem einige Bände Reisebeschreibungen, in denen über sämmtliche Fragen der Metaphysik die wundersamsten Meinungen geäußert werden. War früher die deutsche Literatur zu sehr an ihren Kirchthurm gebannt, so hörte sie jetzt beinah auf, zu Hause zu sein. Die Ge-

wohnheit des Reisenden, die Gegenstände zu verbrauchen, sich von ihnen leicht, rasch und lebhaft anregen zu lassen, flüchtig das Ungewöhnlichste zu genießen, ohne sich in dauernde Verhältnisse zu vertiefen, trug man dann auf das heimische Leben über. Diese Reisewuth, die ohne bestimmten Zweck, ohne warmes Interesse überall nur mit halber Einsicht nach beständig neuen Eindrücken haschte, ohne daß etwas haftet, entsprang aus der Unruh und dem Mißmuth eines Lebens, dessen Ideale der Wirklichkeit entgegenstanden, aus der fliegenden Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück; sie war die Flucht aus dem ewigen Einerlei der Selbstanschauung, die man als Qual empfand: aber sie führte zuletzt zu einer fixirten ironischen Stimmung und zu einer abgespannten blasirten Gleichgiltigkeit gegen alle Dinge.

Ungemein wurde der Einfluß des „Verstorbenen" durch den neuen englischen Roman unterstützt. Früher hatte man, was vornehm sei, hauptsächlich aus W. Scott gelernt: Oberst Mannering mit seiner Sympathie für alte Schlösser und alte Stammbäume, ritterlich und hochsittlich, erschien als das Ideal eines vollendeten Gentleman: Lord Byron, der auf eigne Hand Krieg gegen die Türken führte, stand für den reuß-schleiz-lobenstein'schen Unterthan auf einer zu schwindligen Höhe. Nun stellte 1828 Bulwer in „Pelham" ein ganz neues Ideal auf, dem dann eine Reihe ähnlicher folgte, zuletzt Maltravers 1837: diese Herren waren nicht nur in der Philosophie vollständig bewandert, nicht nur in das politische Parteileben tief verstrickt, Mitglieder des Parlaments, sondern man konnte bei ihnen die vollständigste Auskunft über alle Fragen der höhern Kochkunst und über alle Geheimnisse der Toilette finden, gerade wie bei Fürst Pückler. Früher bemühte man sich, so schwärmerisch, begeistert und idealistisch als möglich zu sein; seitdem möchte sich jeder Schriftsteller als Pelham geberden, etwas blasirt, kühl und höflich, ohne Illusionen und Vorurtheile, aber an gute Kleidung und gutes Essen gewöhnt. Früher hatte man das aristokratische Wesen in einer gewissen romantischen Ritterlichkeit gesucht; die neue Aristokratie, die von dem Reichthum, von der Virtuosität in Lebensgenüssen und der Schrankenlosigkeit des Sehens ausging, putzte sich mit dem Anstrich vornehmer Objectivität auf. Die Vorurtheile, Traditionen und die angeerbte Haltung wurde aufgegeben, dafür imponirte man dem Volk durch eine größere Geschicklichkeit und Behendigkeit in der Kunst, das Leben und seine Mächte zu analysiren und zu zersetzen. Die Maske eines Vornehmen, der durch seine Bildung über allen Glauben hinaus ist, der sich durch nichts imponiren läßt, der aller heftigen Empfindung vornehme Kälte und spöttische Zweifel entgegenstellt, ist nicht schwer nachzuahmen, und bald fanden sich in allen Ständen Pelhams, die genial zu sein glauben, weil sie durch nichts wirklich bestimmt werden.

Auch die Lyrik ging auf Reisen, und das war heilsam für sie, da die unausgesetzte Innerlichkeit zuletzt nicht blos unerträglich, sondern unmöglich geworden war. Das Vorbild waren V. Hugo's „Orientales", die gegen alles Herkommen auf eine reine und lebhafte Darstellung des Stofflichen ausgingen, ohne alle Beimischung der Empfindung. Die badischen Kammerdebatten gaben keinen ausgiebigen Stoff, und so warf man sich auf die französischen Republikaner, die „letzten Zehn vom vierten Regiment", auf die Indianer, zuletzt auf die Tscherkessen und Zigeuner. Die bunten Bilder wurden regelmäßig durch das Banner der Freiheit verklärt, aber die bunten Bilder waren doch die Hauptsache. Denn wo die Lyrik sich auf's Reflectiren legte und die Bilder nur zu Mitteln der Reflexion verbrauchte, konnte sie mit der Kühnheit der philosophischen Schriftsteller nicht wetteifern, und es entstand durch die Unruhe der Anschauung ein Phosphoresciren, das jede reine Freude ausschloß. Die Unproductivität kam zuletzt wohl dahin, die frühere lyrische Bearbeitung einer Empfindung zum Gegenstand eines neuen Gedichts zu machen.

„Es gehört fast ein Goethe'scher Egoismus dazu," schreibt Heine über die pariser Gemäldeausstellung von 1831, „hier zu einem ungetrübten Kunstgenuß zu gelangen. Die jetzige Kunstperiode muß zu Grunde gehn, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der h. römischen Reichs-Vergangenheit wurzelt. Die neue Zeit wird eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbst trunkenste Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst. — Ein nachwachsendes Geschlecht hat eingesehn, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlings-Idee emporblühte, die wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respectabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochs-Idee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartuffen bevölkert hat."

1831 erhoben die „Spaziergänge eines wiener Poeten von Anast. Grün" die Fahne der Freiheit. Als Verfasser enthüllte sich der östreichische Graf Auersperg, 25 J. Auf Oestreich lastete der Alp der Restauration am schwersten, und bei der Gemüthlichkeit des Volks war es begreiflich, daß es seine Brust zunächst durch lyrische Stoßseufzer erleichterte. Die „Spaziergänge" hatten die Kühnheit, die modernen Interessen von der poetischen Seite zu beleuchten. Früher hatte selbst der Liberalismus die Verstandesüberzeugung von den Sympathien des Herzens getrennt; sein Verstand und seine Willenskraft

waren im Tageslicht beschäftigt, sein Gemüth aber sehnte sich noch immer nach den Schauern der mondbeglänzten Zaubernacht. Anastasius Grün hatte den Muth, die Romantik auch im Sonnenschein zu suchen; er nahm sich selbst der Eisenbahnen und Fabriken an. Aus dem „Schutt" der alten Zeit, welchen die phantastische Melancholie der Dichter wie ein Schlinggewächs umkränzte, erblüht die neue in aller Fülle jugendlicher Gesundheit, und das Eine wie das Andre wird von den warmen Strahlen eines heitern und liebevollen Gemüths verklärt. Ein weiteres Verdienst war der Reichthum und zum Theil die Schönheit seiner Bilder. Grün ist unerschöpflich in der Auffindung von Aehnlichkeiten aus allen Gebieten der Natur und der Geschichte, welche den Gedankengang der Phantasie vermitteln und einschmeicheln. Bei diesen großen Verdiensten übersah man anfangs die Fehler. Einzelne kleine Dichtungen ausgenommen, ist die Composition nie aus einem Guß: ein Gedanke weckt den andern, ein Bild ruft das andere hervor, oder auch die Ausmalung eines einzelnen Bildes, über welchem der Dichter den ersten Gedanken vergißt, regt ihn zu neuen Gedanken an. Er wird durch die Ideenassociation bestimmt, und an diesem organischen Gebrechen leidet fast jedes einzelne Bild.

1832 wurden von der Schwabenschule die „Gedichte von Nicolaus Lenau" herausgegeben. Die ungarische Heideschenke mit den tanzenden Roßhirten, die jauchzend ihre Sporen klingen lassen, während der Zigeuner dazu geigt, das war eine angenehme Abwechselung gegen die Gelbveiglein, Lotosblumen und gothischen Schlösser. Der Dichter — Nimptsch v. Strehlenau aus dem Banat, 30 J. alt, — kehrte eben höchst unbefriedigt aus Amerika zurück, wohin er vor 2 J. ausgewandert war. — Er hatte früher längere Zeit in Schwaben gelebt, nur den Dichtern zugänglich, und den stillsten von ihnen am zugänglichsten. Am innigsten war sein Verhältniß zu Justinus Kerner, dem einsamen Geisterseher. Die beiden Männer durchschauten einer des andern Dämon, Lenau trieb Spaß mit der Geisterseherei, obgleich er zuweilen dem Freund zum Munde redete, und ebensowenig entging dem andern der böse Geist in der ursprünglich edlen und starken Seele des Dichters, über den er schon in der Zeit, als er die Gedichte schrieb, nicht immer Herr werden konnte, der dann einen immer finsterern Schatten über sein Gemüth warf und ihn endlich zu Boden schlug. Dieser Dämon, den Kerner einmal persönlich sah („es ist ein haariger Kerl, mit einem langen Wickelschwanz u. s. w."), war der Wahnsinn, den er selbst mit einem gewissen Grauen, wenn auch noch unbestimmt, kommen sah. In einem Brief an K. Mayer sagt er: „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück. Schwab hat neulich von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Er wollte

ihn heilen und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand und einsehn sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm auf's Leben gehe, und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren. Ein Analogon von solchem Dämon glaube ich auch in mir zu beherbergen." —

Mit starker Innigkeit des Gefühls paart sich bei Lenau eine seltsame Armuth der geistigen Anschauung. Daraus ist jener ungestüme Drang zu erklären, der sich dem Anschein nach gegen die wirkliche Welt, eigentlich aber gegen das Gefühl der mangelnden Kraft empört; daher jene gewaltsame Sprache, jene wilden, unheimlichen Bilder, über die sich schon der Schatten einer dunkeln Zukunft breitet, und die uns am häßlichsten durchfrösteln, wenn sie sich an einen scheinbar heitern Stoff knüpfen; daher jenes ungestüme Springen von einer Empfindung in die andre, jene Hast des Gedankens, die Form und Maß verschmäht und die doch immer in den Banden einer tiefen Schwermuth bleibt; jene Idee der allgemeinen Nichtigkeit, die eine dunkle Färbung der Verzweiflung annimmt. Oft werden die farbenreichsten Schilderungen plötzlich durch einen fröstelnden Schauer unterbrochen, der alles auseinanderzerrt. Man versteht nicht, worüber er klagt, nicht einmal sprachlich; selbst sein Zorn richtet sich zuweilen auf ganz eingebildete Gegenstände. Daher die schauerlichen Nachtstücke, die in die Natur ein Bild seines eignen Geistes zeichnen; daher die Beklommenheit einer düstern Atmosphäre, die sich über die buntangelegten Landschaftsgemälde breitet, das Hineinschauen des Todes und seiner Schreckbilder in das sonst sehr energisch mitgefühlte Naturleben.

Die junge Poesie hatte das Gefühl, sie müsse Ernst machen mit den Schmerzen und Kämpfen des Lebens, das die Goethe'sche Periode zu rasch in idealen Farben verklärt habe. Goethe's Tod, 22. März 1832, und das Hambacher Fest, 28. Mai, in dem die Demokratie allem Bestehenden den Krieg erklärte, waren wie die Signatur dieses Umschwungs. Im einseitigen Streben nach Schönheit hatte die classische Zeit der deutschen Realität, dem deutschen Dichten und Trachten abgesagt und sich nach Hellas geflüchtet: man mußte zur Wahrheit zurückkehren, so herb sie auch erscheinen mochte.

Freilich war bei Goethe und Schiller der Gegensatz gegen die Zeit mehr eingebildet als wirklich; wenn man ihnen die griechische Maske abnimmt, so findet man das ehrliche deutsche Gesicht, der wahre Lebensinhalt ihrer Dichtung ist der wahre Lebensinhalt ihres Zeitalters. Als Declamatoren und Rhetoriker stemmten sie sich ihm entgegen; als Dichter waren sie seine Führer.

Die Romantiker dagegen arbeiteten, um im Ton der Goethe-Schiller-Fichte'schen Declamation zu bleiben und den Effect noch zu steigern, so lange an ihren eignen Gedanken und Empfindungen herum, bis sie zuletzt wirklich anders dachten und empfanden, nicht blos als ihre Zeitgenossen, sondern als je zu irgend einer Zeit ein Mensch, der bei gesunden Sinnen war, gedacht und empfunden hat. Bald stellten sich Jünger ein, die unfähig, etwas zu schaffen, von ihnen die leichte Kunst lernten, sich den Schein der Genialität zu geben. Die nüchternsten Spießbürger dichteten zuletzt romantisch: die neue Geisterlarve war noch viel bequemer zu tragen als die alte des „polternden Alten" u. s. w.; die Form des Schaffens war dieselbe geblieben: statt ganzer Gestalten Mosaikarbeit aus einzelnen Effecten.

Die indischen Götter mit Elephantenrüsseln, die bleichen byzantinischen Heiligenbilder und die Spukgestalten des deutschen Heidenthums waren in einen großen Raritätenladen aufgespeichert, und die Romantik ergötzte sich in kindischem Behagen an diesen bunten Bildern. Zu träge, das Weltgesetz zu erforschen, stellte sie sich willkürliche Aufgaben: sie grübelte darüber, wie der Judith zu Muth gewesen sei, als sie dem Holofernes das Haupt abschlug. Weil das Ideal nur in der Sehnsucht, nicht in der Kraft vorhanden war, suchte man die innere Wärme durch gewaltsame Ueberspannung zu ersetzen; weil man die Sprache der Natur verloren hatte, beschwor man aus der trüben Tiefe des Gemüths Stimmungen herauf, die niemand verstand, weil sie außer allem vernünftigen Zusammenhang lagen. Die Hitze des übersteigerten Idealismus geht in Blasirtheit über, der künstlich zugestutzte Glaube in eiteln, altklugen Skepticismus. Zuletzt ist alles Gedächtnißsache. Eine Reminiscenz verwirrt die andre, weil das Licht des eignen Denkens fehlt; man zweifelt, weil das Eine zu dem Andern nicht stimmt, weil man in seinen unklaren Visionen niemals recht weiß, ob man es mit Christus oder Belial zu thun hat; bis der erschrockne Zauberlehrling, dem in der Mitte seiner fremden Geister graut, sich einbildet, die Welt sei wahnsinnig.

Wenn ein solches Chaos von Gedanken und Empfindungen ein volles Menschenalter hindurch unermüdlich umgewühlt wird, so geht daraus bei der Masse der Bildungsbedürftigen, die nicht fest auf ihren Füßen stehn, eine große Verwirrung hervor. Was ist eigentlich schön und was häßlich? was gut und was böse? was ideal und was nicht? ja: was ist wirklich? — Das war die Stimmung, in welcher die Erben der Romantik, die Jungdeutschen auftraten.

Wie die Romantik begann auch die jungdeutsche Literatur mit der Kritik. Vorher hatte jeder einzelne Dichter seine eigne fixe Idee oder seine Manier, einen eng umschränkten Horizont, innerhalb dessen er sich vollkommen zu Hause fühlte, ohne sich um den Zusammenhang des Weltalls Sorge zu machen. Diese

Unbefangenheit nahm ein Ende. Man gewöhnte sich, jede Sache von zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten zu betrachten; man fühlte sich verpflichtet, das eigne Pathos zu ironisiren und für die Ideen, die man verabscheute, eine empfindelnde Sympathie in sich zu erwecken. Aus diesem schillernden Wechsel der Gesichtspunkte ging der sogenannte Weltschmerz hervor und jene Reihe gebrochener Charaktere, die niemals wußten, was sie wollten, weil sie sich nie zu einer Wahl entschließen konnten. Man fühlte das Wehen eines neuen Geistes und hatte doch keine Vorstellung davon, welche Bahnen er öffnen werde. Wer so viel Bildung besaß, die Befangenheit der frühern Vorstellungsweise herauszuerkennen, verfiel leicht in die Selbsttäuschung, er habe das Talent und den Beruf, das richtige Princip prophetisch zu verkündigen: er schuf sich seinen eignen Maßstab für die Pflichten des Empfindens und Handelns, er fing die Geschichte der Welt mit seinen Launen an. Die Sophistik, mit welcher man alle sittlichen Bestimmungen so lange hin- und hergewendet hatte, bis nicht nur das Gefühl für Recht und Unrecht, sondern auch die Empfindung des Schicklichen bis auf den Grund verkehrt war, machte es unmöglich, einen Gedanken, einen Zweck festzuhalten und in künstlerischer Fülle auszubreiten. In der ewigen Unruhe des Zweifels, der Begierde und der Furcht verschwammen die Charaktere in's Unbestimmte, und die Bewegung des Gedankens verlor ihren gemessenen Lauf. Zuletzt warf man die Ideale, an die man nicht mehr glaubte, die sittlichen und religiösen Formen verzweifelnd über Bord und stürzte sich ohne Compaß in die Fluth der Wirklichkeit.

Der Zweck der Dichtung ist, Ideale aufzustellen; das Mittel ist der Realismus, d. h. die der Natur abgelauschte Wahrheit, die uns zwingt, an die gegebenen Ideale zu glauben. Es ist das Zeichen einer gebrochenen Bildung, wenn man zwischen Idealisten und Realisten unterscheidet. Derjenige Dichter ist classisch, der in seinen Werken allgemein menschliche Ideale, d. h. echten bleibenden Lebensgehalt darstellt, und der diese Ideale so darzustellen weiß, daß jede Zeit an ihre Realität glaubt. Die Sonne Homers leuchtet auch uns, d. h. er ist das Erzeugniß einer angebrochenen Bildung, einer Bildung, in der man, um Ideale zu schaffen, nur in die Realität greifen durfte. Gebrochne Bildungsperioden, in denen man die Gestalten, Bilder, Thaten, Empfindungen, Gedanken, denen man zu begegnen wünscht, um erhoben zu werden, nicht in der Wirklichkeit findet oder nicht zu finden weiß, werden einseitige Idealisten oder Realisten hervorbringen. Und eine gebrochne Bildungsperiode war die Zeit, in der das junge Deutschland hervortrat.

Wenn die Romantik nach einer neuen Religion suchte, so war das eine Religion für die Künstler, die mit dem gemeinen Leben nichts zu thun haben

sollte; der Inhalt der modernen Religionsversuche dagegen — der St. Simonismus, das Marmanenthum u. s. w. — ist der gemeine Mann mit seinen Bedürfnissen. Die romantische Kunst hatte mit den Mysterien der Elfen, Nixen und Kobolde, der Götter und Gespenster zu thun; die moderne mit den Mysterien des Arztes und des Criminalisten. Sie zerlegt mit anatamischer Schärfe die Schwächen und Schlechtigkeiten der menschlichen Natur und der sittlichen Verhältnisse, um zu zeigen, daß das Ideal nicht wirklich ist. Mit einem Fanatismus, der eine um so größere Gewalt entwickelt, da er eigentlich ganz vom Verstand ausgeht, bekämpft sie die Illusionen des sittlichen Lebens. Die ramantische Kunst hatte theoretische, die moderne praktische Ansarderungen, jene konnte bei Illusionen und Träumen stehen bleiben, diese sieht nur das Leben und seine Schmerzen. Daher ist die moderne Kunst in ihrem Grundcharakter pessimistisch: sie geht von dem Bewußtsein der Ohnmacht und Hohlheit alles Glaubens aus; sie fühlt, daß die Sterne, die bisher dem Pfad der Menschheit geleuchtet, nicht mehr feststehen. Es war nicht Behagen am Gemeinen und Häßlichen, sondern ein hochfliegender Idealismus, der in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung sich endlich mit Trauer und Zorn darauf resignirte, eine unermeßliche Wüste zu beleuchten, in der nur das vorhanden ist, was nicht sein sall. Sie versenkte sich in die geheimen Abgründe des Lasters und Elends, sie häufte die zerstreuten Gräuel der Wirklichkeit zusammen; Gefängnisse, Lazarethe, Bardelle und Irrenhäuser waren die heiligen Stätten, zu denen der Weltbürger pilgerte. Bulwer macht in Paul Clifford (1830) einen Dieb und Straßenräuber, in Eugen Aram (1831) einen Raubmörder zum Helden; Balzac im Vautrin, Gearge Sand in ihrer Lelia einen gebrandmarkten Galeerensklaven. In Balzac zeigt sich der moderne Geist am deutlichsten, die seltsame Mischung van Frivalität und gläubiger Mystik, die Spiritualisirung der Materie. Bei uns sind am meisten seine liederlichen Navellen bekannt, Père Goriot u. s. w.; viel bezeichnender sind seine Histoire intellectuelle de Louis Lambert, la peau de chagrin, la recherche de l'Absolu: sämmtlich van 1834; ein Geist der Analyse, der alles Fertige und Gewardene zerreißt, und ein Ton der Mystik, der in den gemeinsten Lebensbeziehungen eine Art Himmel sucht. Durch diese Mystik klingt aber immer der Glaube durch, daß alle Menschen Recht auf ein unnennbares Glück haben, und daß nur die Unklugheit sich durch moralische Rücksichten abhalten läßt, es zu suchen. In dem Streben, die Heerstraße der Empfindung zu vermeiden und überall individuelles eignes Leben zu suchen, verlieren alle diese Dichter das Gemeingefühl, das doch auch für den bizarrsten Charakter den Schwerpunkt bilden muß, und spitzen die psychalagische Basis desselben sa fein zu, daß sie zu schwach wird, die Handlung zu tragen.

Viel Verwandtes mit dieser zersetzenden Analyse der neu französischen Romantik liegt in L. Schefer's und L. Tieck's Novellen; die ersteren gewähren nebenbei dem geschlechtlichen Motiv einen Spielraum, gegen den die tollsten Franzosen kaum aufkommen. Ein neues Element ähnlicher Art enthält der Roman „Maler Nolten", 1832. Der Verfasser, Mörike, 28 J., Pfarrer bei Weinsberg, war in den Reihen der Schwabenschule aufgewachsen; seine Lieder sind zum Theil von einer großen Innigkeit. — Der Inhalt des Romans ist folgender. — Agnes, die Braut jenes genialen Malers, wird durch eine Zigeunerin überredet, daß der Bräutigam sie als seiner nicht ganz werth betrachte, und daß aus der Sache nichts werden könne. In ihrem Gefühl verwirrt, wirft sich Agnes mit Hast in ein andres Verhältniß und wird sich selbst wie den andern ein Räthsel. Nolten benutzt diese Wendung, seinerseits ein Verhältniß mit einer geistreichen Gräfin Constanze anzuknüpfen. Das scheint seinem Freund, dem Schauspieler Larkens, unsittlich: er benutzt seine Fertigkeit in der Nachahmung von Handschriften, im Namen seines Freundes an Agnes zu schreiben und die Sache auszugleichen. Die Correspondenz geht ein Jahr lang fort, ohne daß Nolten etwas davon erfährt. Er hat noch einen zweiten Doppelgänger, einen halbtollen Spitzbuben; das Leben dieser Männer spielt bunt in einander hinein. Larkens verschwindet, nachdem er vorher seinen Freund mit dem Geheimniß bekannt gemacht; Nolten kehrt zu Agnes zurück, die er aus den Briefen schätzen gelernt; Constanze wird unglücklich, Larkens tödtet sich selbst, vielleicht aus heimlicher Liebe zu Agnes, vielleicht aber auch aus andern Gründen. Nolten enthüllt seiner Braut, mit der er nun auf das glücklichste zusammenlebt, das Geheimniß der Correspondenz. Sie wird darüber wahnsinnig, indem sie einen idealen Nolten liebt, den sie von dem wirklichen trennt. Dieser Wahnsinn wird bis in die kleinsten Züge verfolgt, in so überraschenden Wendungen, daß wir uns unheimlich angezogen fühlen. Die classischen Dichter führten die Erscheinung des Wahnsinns nur so weit aus, als der Nachklang des alten Geistes sich vernehmlich macht: der wahnsinnige Lear ist unfähig, seine Gedanken und Empfindungen zusammenzunehmen und sie auf die jedesmalige Situation zu beziehn, aber was wir von ihnen sehen, entspringt aus dem Kreis verständlicher und vollkommen motivirter Gedanken und Empfindungen. Die modernen Dichter dagegen bilden sich für den Wahnsinn ein eignes, der normalen Denkweise des Charakters entgegengesetztes, oder, was noch schlimmer ist, mit ihr ganz und gar nicht zusammenhängendes Gesetz, in das wir uns hineindenken sollen, obgleich uns jeder Maßstab fehlt, es zu prüfen. Wir werden gezwungen, in dem, was uns sonst als das Nächste erscheint

eine unheimliche Macht zu fürchten. Zuletzt bleibt nichts Anderes übrig, als daß wirkliche Gespenster sich in das Leben eindrängen, und daß alles umkommt.

Licht und Schatten sind in diesem Roman nicht so vertheilt, daß die Geschichte eine bestimmte Physiognomie gewinnt. Der Dichter vertieft sich in einzelne glänzende Seiten der Beobachtung, die durch Fremdartigkeit reizen, und knüpft durch Ideenassociation eine Reihe verwandter Vorstellungen daran. So überraschen uns die liebenswürdigsten Gestalten durch fratzenhafte Wendungen, deren Motiv ihnen ebenso räthselhaft ist als uns. Im Leben giebt es solche Erscheinungen, und wenn die Nachbildung des Wirklichen die höchste Aufgabe der Kunst wäre, so hätte die neuere Poesie durch den Reichthum an auffallenden Beobachtungen, durch die Schärfe und das Raffinement der Zersetzung bedeutend gewonnen. Ohnehin muß sich die Dichtung stets mit irrationellen Verhältnissen zu thun machen, da jede gewaltigere Regung der Seele für den Verstand incommensurabel ist, und der Dichter hat sich nicht an den zersetzenden Verstand, sondern an das nachschaffende Gefühl zu wenden, welches Totalität erblickt, wo der Verstand nur einzelne Seiten wahrnimmt. Aber die classischen Dichter haben das Gefühl zu zwingen verstanden, und ihm in derselben Weise die innere Nothwendigkeit ihrer Schöpfungen zur Evidenz gebracht, wie es der Mathematiker dem Verstand gegenüber durch seine Beweisführung thut. Wir Neuesten haben diese Allgemeingültigkeit der Poesie aufgegeben. Wir sind in den geheimsten Schacht unsrer Seele herabgestiegen, tasten ängstlich, aber mit einem lüsternen Schauder darin herum, finden uns aber nie zu Hause, weil wir bei dieser Art von Untersuchungen nur Einzelnes, Endliches, nie Totalität wahrnehmen. Aber Mörike geht offen und ehrlich zu Werke, er hat keine versteckte Tendenz, und das ist das Anziehende in dem Buch. Wir stoßen fortwährend auf neue Züge tiefer, intensiver Wahrheit, und wo sich der Dichter dem Irrgewinde seiner Grübelei entzieht, auf künstlerische Anschauungen, die durch ihre Frische und Lebendigkeit in Erstaunen setzen. —

Einen ähnlichen Geist verräth der gleichzeitige historische Romann „Scipio Cicala". Der Verfasser, v. Rehfues, 53 J., war vielgereist, im höhern Staatsleben zu Hause; er ließ noch einige Versuche folgen: „Castell Gozzo"; „die neue Medea." Eine weitumfassende historische Bildung, scharfsinnige Analyse und die Fähigkeit, in lebhaften Farben zu malen und starke Contraste zu empfinden, ist ihm nicht abzusprechen; aber er malt immer nur das Einzelne, und es drängen sich bei ihm so viel mannigfaltige, schreiende und widersprechende Farben durch einander, daß ein harmonischer Gesammteindruck unmöglich wird, man empfindet die Farbenpracht, aber man unterscheidet nicht die Zeichnung.

Seine Bildung ist reich, und die Aufgabe seines ersten Romans, den nothwendigen Zerfall eines Charakters von der tüchtigsten Anlage nachzuweisen, wenn er sich von der sittlich-religiösen Ordnung trennt, in der er geboren ist, würde einen tiefen Eindruck machen, wenn sie nicht durch das Uebermaß der sinnlichen Schilderungen erstickt würde. Seine Charaktere sind voll der geistreichsten Intentionen, aber sie geben alles, was an Kraft in ihnen ist, in einzelnen zufälligen Situationen aus.

1833 erschien der Roman: „der Legitime und die Republikaner". In der Form erinnert er sehr an Cooper; wenn aber der amerikanische Schriftsteller das Hauptinteresse auf die Indianer wendet, und die mitauftretenden Europäer nur zum Faden der Handlung benutzt, so zeigt der deutsche Schriftsteller die geistige Beschränktheit des „Legitimen", der das angeerbte Recht des Jagdgrundes vergebens gegen die Mächte der Wirklichkeit zu behaupten sucht. Cooper verführt uns, den Untergang der Mohikaner zu beweinen, der deutsche Dichter zeigt seine Nothwendigkeit. So wenig dieser dem Amerikaner in der Kunst gleichkommt, die Begebenheiten zu einer angenehmen Spannung zu verknüpfen, so entschieden übertrifft er ihn in der Wahrheit der Zeichnung. Cooper schildert wohl getreulich das fremdartige Costüm, aber er idealisirt seine Mohikaner und Hinterwäldler dadurch, daß er ihnen allgemein menschliche Empfindungen und Gedanken beilegt, die zu den übrigen Voraussetzungen nicht stimmen. Der deutsche Dichter ist härter und darum wahrer, es sind wirklich Menschen aus einer andern Welt, die er uns vorführt, aber was sie empfinden, denken und thun, stimmt zusammen.

Es folgten von demselben Verfasser 1834 „der Virey", 1835 die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", und dann noch eine Reihe von ziemlich zusammenhangslos an einander angefädelten Romanen, bis er 1842 mit „Süden und Norden" verstummte. Das Aufsehn, das diese Werke erregten, schrieb sich zum Theil davon her, daß man auf die Person des Verfassers neugierig war. Erst lange, nachdem er zu schreiben aufgehört, erfuhr man, daß ein Mann Namens Sealsfield seit 1832 in der Schweiz in hypochondrischer Einsamkeit lebe, daß er vorher längere Zeit in Amerika gewesen sei. Aus den wenigen Papieren, die man vor zwei Jahren bei seinem Tode vorfand, hat man mit einiger Wahrscheinlichkeit geschlossen, daß er eigentlich Postel hieß, aus Mähren gebürtig und früh ausgewandert war.

Zwei Vorzüge sind es, die ihn vor den meisten Reisebeschreibern und Romandichtern seiner Zeit auszeichnen. — Zunächst ein Glanz, ein Reichthum und eine Frische der Farbe, die freilich zuweilen blendet, in den meisten Fällen aber das Dargestellte wirklich vor die Seele führt. Seine Figuren

sind nicht gedacht, sie drängen sich den Augen seines Geistes auf, mit einer zuweilen ängstigenden Gewalt, von der aber etwas jeder wahre Dichter erleiden muß. Es stehen ihm schnell die angemessenen Farbenmischungen zu Gebot, und er weiß die Bewegungen seines Innern schnell der Seele des Lesers mitzutheilen. So lange man ihn liest, steht man völlig unter seinem Bann; die Reaction tritt erst später ein.

Diese glückliche poetische Begabung ist freilich von den entsprechenden Fehlern begleitet. Sealsfield ist mehr Colorist als Zeichner, und bei näherer Prüfung läßt die Correctheit seiner Gestalten manches zu wünschen übrig. Die Virtuosität, mit der er über die Farbe verfügt, verleitet ihn nicht selten, zum Zweck zu machen, was in der echten Poesie nur Mittel sein darf. Wenn die Kraft der Farbe auf einer mächtigen Sinnlichkeit beruht, so geht bei ihm zuweilen diese Sinnlichkeit in etwas Anderes, Häßliches über. Er geräth bei der Darstellung der phantastisch wilden Scenen selbst in eine Art von Trunkenheit, er stürmt mit seinen fieberhaften Bildern auf unsere Phantasie ein, und giebt sich nicht die Mühe, deutlich zu werden; wir müssen uns selbst in den Zustand der Trunkenheit versetzen, um ihm zu folgen. Es liegt in dieser hochgespannten Stimmung ein großer Reiz, aber kein ganz gesunder: das Grandiose geht oft in's Fratzenhafte, das psychologisch Feine in's Schwunghafte und Verworrene über. In der fieberhaft gesteigerten Schärfe, mit dem er dem Pulsiren des Bluts, dem Zucken der Nerven folgt, hat er eine große Aehnlichkeit mit Balzac, er wird der Sklave seines Virtuosenthums, die Macht seiner Schilderungen reißt ihn fort, er weiß sie nicht zu meistern. Einzelne Bilder treten mit einer fast erschreckenden Klarheit vor die Seele, dafür bleiben andere Partien ganz im Dunkel, und oft erräth man nicht, wen oder was man vor sich hat. Am auffallendsten ist das in „Süden und Norden". In dies wüste und verworrene Buch ist eine reiche Fülle von Poesie verschwendet, aber man wird nicht wohl dabei. Das äußerliche Motiv besteht darin, daß eine Gesellschaft amerikanischer Reisender in den Gebirgen von Mexiko in der Irre herumgeführt immer wieder auf denselben Ort zurückkommen, von dem sie ausgegangen waren. Den Wechsel in den sinnlichen Stimmungen und Eindrücken schildert der Dichter sehr gut, aber es fehlt der feste Kern in der Landschaft und Situation, ohne welchen diese ruhelosen Bewegungen sich in ein leeres Traum- und Schattenwesen auflösen. Dazu kommt die tropische Hitze des Bluts, die zuletzt die nüchternsten Menschen auf eine Weise ergreift, daß sie den Kern ihres Charakters einbüßen, und daß wir nicht wissen, an wen wir uns halten sollen, um dem unerträglichsten Schwindel zu entgehn. Es geht uns wie dem jungen Virginier in den Armen der süßen Mariquita, der von ihrem unermüdlichen Liebesgeflüster

bis zur Erschöpfung abgespannt, nur noch stöhnen kann: quiero quiero dormir! ich möchte schlafen.

Der zweite Vorzug ist eine ganz ungewöhnlich weite Bildung und eine damit verbundene Feinfühligkeit für fremde Art zu sein. Sealsfield gleicht nicht den herkömmlichen Touristen, die ihre zufälligen Gewohnheiten und selbst Unarten als Maßstab mitbringen, er bemüht sich überall mit Ernst und oft mit Erfolg, fremdes Leben nachzufühlen. Freilich begegnet ihm leicht, daß das Fremde als solches ihm imponirt, und daß er mit jener Virtuosität eines deutschen Philosophen, die er selbst verspottet, auch das absolut Unvernünftige vom höheren Standpunkt aus zu construiren sucht. Daher sind seine Urtheile nicht unbedingt zuverlässig: seine Vertheidigung der Sklaverei wird schon durch den gesunden Menschenverstand widerlegt, sie ist neulich schlagender durch die Geschichte widerlegt worden. Aber sie sind nie aus der Oberfläche geschöpft, sie zeugen überall von großem Scharfsinn und umfassender Welterfahrung, und auch da, wo er irrt, kann man mehr von ihm lernen, als von correcteren Reisenden, die den gebahnten Wegen folgen. Und zwar liegt das darin, daß er nie oder doch nur selten beim bloßen Raisonnement stehn bleibt, daß er vielmehr die Sachen, um die es sich handelt, dem Leser sinnlich vor die Augen führt und ihm so die Mittel an die Hand giebt, das Urtheil zu berichtigen. Mitunter hat sich seine historische Anschauung doch glänzend bewahrheitet. Die Darstellung des weltlichen Despotismus im „Virey", des geistlichen in „Süden und Norden", die Analyse der Colonisirung in Louisiana und Texas, die typischen Figuren z. B. Ralf Doughby der Demokrat und Nathan der Squatter, sind Bilder, die bleiben werden.

Als Dichter steht Sealsfield zwischen der spätromantischen und jungdeutschen Richtung in der Mitte. Seiner principiellen Neigung nach ist er so entschieden jungdeutsch, wie es nur einem Dichter möglich ist: dagegen erinnern seine Kunstmittel weit mehr an die frühere Phase unserer Literatur. Man nehme eine seiner glänzenden Schilderungen, etwa den Prärieritt im „Kajütenbuch", oder das tropische Regenwetter in „Süden und Norden", und halte dagegen L. Schefer's „Waldbrand" oder „die Nacht auf der Peterskuppel", so wird man eine ganz erstaunliche Verwandtschaft entdecken. Beide Dichter verstehn die Seele des Lesers so zu stimmen, daß er das wilde Ereigniß, das sie darstellen, mitfühlt, ja mitleidet, ohne daß seinem Anschauungsvermögen eine deutliche in allen Punkten durchsichtige Vorstellung bleibt. Was sich sonst auszuschließen scheint, das träumerisch Dämmerhafte und das Grelle, ja Blendende, ist auf eine seltsame Weise in einander verwebt. Freilich belehrt uns jeder wilde Traum, daß in der That sich beides keineswegs ausschließt, daß der Schwindel, der alle Sinnlichkeit aufhebt, und die nervöse Erregung,

die jede Gestalt in's Fratzenhafte verdeutlicht, gar wohl mit einander verbunden werden können. Offenbar haben beide Dichter aus dem Traum ihre Kunst gelernt.

Ein geheimnißvoller mexikanischer Aristokrat wird von einigen Amerikanern belauscht: sein Gesicht sieht zuerst blos müde und stumpf aus, dann aber fangen eine Masse kleiner Linien an, sich auf demselben zu bilden, und das Zucken seiner Gesichtsmuskeln wird so fieberhaft schnell, daß man an den Veitstanz denkt. Solche Phantasmagorien wiederholen sich alle Augenblicke, bei dem dämonischen Geldmenschen in „Morton", bei den mulattischen Freudenmädchen, bei den elfengleichen jungen Damen der new-yorker Aristokratie, die ganz aus Quecksilber bestehn. Man halte dagegen ein beliebiges Capriccio von Hoffmann, und man hat genau dieselbe Operation. Freilich erfolgen bei Hoffmann die Verwandlungen wirklich, der Archivarius Lindhorst wird wirklich ein Drache, sein Thürklöpfel wirklich eine Hexe, während bei Sealsfield die Individuen bleiben, und der magisch bewegende Hauch nur über die Gesichter läuft; aber dieser Unterschied betrifft nur die Außenseite: der innerste Kern des Schaffens ist in beiden Fällen der künstlerische Materialismus, der sich bemüht, für jede geistige Bewegung den gleich starken körperlichen Ausdruck zu finden. Bei Balzac kommt ganz ähnliches vor. Man vergleiche ferner das Bild, welches Sealsfield vom Dämon des Geldgewinnes entwirft, mit dem, welches Steffens vom Dämon des Spiels giebt, und man wird wieder völlige Uebereinstimmung finden, wenn auch der Eine sich dafür begeistert, was den Andern mit Abscheu erfüllt. In den menschlichen Leidenschaften etwas Außerseelisches, Magisches, ja Teuflisches zu suchen, sie als eine über das menschliche Vermögen hinaus reichende, fremde, spukhafte Macht zu analysiren, lag tief im Wesen der Romantik.

Noch deutlicher als diese Beziehungen zu der Generation, die Sealsfield unmittelbar vorausging, springt die Verwandtschaft mit der gleichzeitigen jungdeutschen Literatur in die Augen. Herr Bohne in „Süden und Norden" ist ein deutscher Flüchtling, der mit einer Zahl mexikanischer Gentlemen durch Mexiko reist, und als guter Deutscher sich gefallen läßt, von ihnen auf jede Weise maltraitirt zu werden. Er hat als preußischer Landwehrmann Rekruten gedrillt, und schwärmt für's Drillen. Auf der Universität hat er aus einer Pfeife mit schwarz-roth-goldenen Quasten geraucht und ist deshalb zum Tode verurtheilt. Herz und Kopf sind voll von Idealen politischer Freiheit, und bei jeder Verlegenheit sieht er sich nach der Polizei um, weil er sich nicht selbst zu helfen weiß. Er trägt schmutzige Wäsche und einen alten Studentenrock, und ist begeistert für die feinen Sitten der Aristokratie. In allen gemeinen Dingen des Lebens hat er ein schiefes Urtheil, dagegen imponirt er

selbst den unverschämten Yankees durch seine Virtuosität, jede fremde Erscheinung philosophisch zu begreifen und ihr einen Ort im System anzuweisen. Er ist tief durchdrungen von der Herrlichkeit des deutschen Gemüths, und spottet über die Willenlosigkeit der deutschen Natur und seine eigene, ganz als ob man Heine oder Börne vor sich hätte! — Einmal sehen die Yankees von der Spitze des Orizaba's aus das Sternbild des südlichen Kreuzes, und stimmen begeistert den Chor an: Ehre sei Gott und seinem Sohn! Herr Bohne, der hinzukommt, ist über dies Gebahren zuerst verwundert, und fordert sie auf, aus dem Kalten zu kommen und Punsch zu trinken; als sie ihn aber wegen dieses Stumpfsinns wieder greulich maltraitiren und in ihrem Choral fortfahren, geht er in sich und bricht in die Worte aus: „ich danke Ihnen! dies macht mich wieder zum Christen". Und der Verfasser entläßt den Leser mit dem beruhigten Gefühl, daß nun alles in bester Ordnung sei: mit einem Wort Verfasser und Held unterscheiden sich nur durch das Costüm.

Völlig jungdeutsch ist Sealsfield in „Morton". In diesem prophetisch klingenden Werk wird eine allgemeine Weltrevolution verheißen, geleitet durch ein paar gewaltige Banquiers, die nach Art des Grafen Monte Christo immer ein paar Millionen zu den kleinen Tagesausgaben in der Westentasche bei sich führen. Ein etwas blasirter junger Roué wird von dieser Revolutionsgesellschaft eingeweiht, und erwirbt seinen Freibrief durch eine im halben Rausch gehaltene Rede über den Zusammenhang des Bankwesens mit der Umwälzung der Menschheit, wie sie allenfalls auch Gutzkow hätte erfinden können. Man muß an den guten Herrn Bohne, sein ungewaschenes Hemde und seinen Studentenrock denken, um diese Gluth zu begreifen, mit welcher das Phantasiegemälde von Millionen oder Billionen Dollars seine Seele durchdringt.

Man fühlt sich in seiner Haut unbehaglich, möchte etwas Unermeßliches thun und weiß nicht recht was: das etwa ist das Wesen der jungdeutschen Generation. Um's Jahr 1834 vertreten hauptsächlich drei junge Leute diese Richtung: Gutzkow aus Berlin, 23 J., Laube aus Breslau, 28 J., Mundt aus Potsdam, 26 J. Gutzkow hatte schon als Gymnasiast Novellen und Rezensionen geschrieben; W. Menzel, der Verfolger Goethe's, hatte ihn dann für das „Morgenblatt" gewonnen. Als er 1834 seine Novellen sammelte, sprach er in der Vorrede seine großen Velleitäten aus, er habe nur bis jetzt für die Menge zu geistreich geschrieben. Diese mit Ironie zersetzte Selbstüberhebung wäre als vorübergehendes Moment einer jugendlichen Entwickelung zu entschuldigen: eine ähnliche Krankheit hat jeder strebsame Mensch durchgemacht, für jeden ist ein Augenblick gekommen, wo er die Fesseln der Autorität abschüttelte und in dem Taumel der neugewonnenen Freiheit sich den für Schöpfer einer neuen Zeit hielt. Aber bei Gutzkow wurde die Kinder-

krankheit zu einer chronischen. Von seinen ersten Versuchen ist „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", der bemerkenswertheste. Er schildert einen Dalailama, den die Priesterschaft von der frühesten Kindheit auf in dem Glauben erzogen hat, er sei ein Gott, und der, als ihm durch die Noth der äußern Umstände der Zweifel an seiner Gottheit gewaltsam aufgedrängt wird, den innern Kern seines Wesens verliert und als Verrückter endet, indem er mit Verrenkung aller Glieder in krampfhafter Erstarrung auf einer Säule stehn bleibt und sich dort von den Gläubigen ernähren läßt.

Diese Paradoxien wurden nicht mit dem Uebermuth der ältern Romantik vorgetragen, welche ihre Freude daran hatte, den gemeinen Verstand zu verhöhnen, sondern sie buhlten um die Gunst der Menge. Die schönen Seelen, die sich sonst im Asyl der Kunst von dem Lärm des Lebens isolirt, drängten sich nun als Ritter vom Geist auf den Markt. Man könnte sich leicht versucht fühlen, sie mit der romantischen Schule zu vergleichen: es ist derselbe geistreiche Dilettantismus, dasselbe Coteriewesen, dasselbe Haschen nach ungewöhnlichen Wendungen, dasselbe Uebergewicht der Intention über die Ausführung. Aber der Unterschied liegt eben in der industriellen Richtung der neuen Literatur, in ihrem schnellen Leben, in der Hingebung an die Bedürfnisse des Tages, in der Abhängigkeit vom Ausland.

Die neue Richtung krystallisirt sich in Laube's Roman „das junge Europa" (1833 - 37). Laube stand Heine am nächsten, der Ton desselben klingt überall durch; aber auch Pelham, Fürst Pückler, Lord Byron macht sich geltend. Er bringt eine Reihe strebsamer junger Leute zusammen, die im Gegensatz gegen die alten Burschenschafter keine Kostverächter sind; von den Ideen des Jahrhunderts erfaßt, aber große Kenner in Liebe und Wein, und im Salon zu Hause. Diese jungen Männer verfolgt er in einer Reihe bunter Schicksale, wie sie die damaligen Zeitumstände mit sich brachten. Sie betheiligten sich an den burschenschaftlichen Umtrieben, an der polnischen Insurrection, an der Auswanderung nach Nordamerika u. s. w. Das Ende ist, daß sie sämmtlich, wenn auch auf verschiedene Art, von ihren Illusionen zurückkommen und an den Ideen der Freiheit verzweifeln. Nach der Absicht des Dichters sollte der Grund dieser Enttäuschung in den Ideen oder in den Zeitumständen liegen; in Wahrheit aber lag er im Charakter und in der ungesunden Lebensweise der dargestellten Persönlichkeiten, die mit frühreifen, anticipirten Empfindungen in's Leben traten, in leicht erworbenem Dünkel sich über Gesetz und Tradition hinwegsetzten und nach Emotionen ausgingen, denen sie keine innerliche Kraft und Stetigkeit des Gemüths entgegensetzten. In dem frankfurter Attentat 3. April 1833 hatte sich denn doch gezeigt, wie verwirrend diese Stimmung der Jugend auf das öffentliche Leben einwirkte, da nun

die Werther, die Karl Moor, die Ardinghello, die Allwill — d. h. alle, die starke Velleitäten mit schöpferischer Kraft verwechselten — auf der Gasse zu predigen anfingen, und an den Staat die Zumuthung stellten, er solle jeden gemüthlichen Einfall verwirklichen, den ihnen irgend ein Dämon eingab.

Mundt denkt in den „modernen Lebenswirren" (1834) darüber nach, welcher Partei er sich anschließen solle, den Conservativen, den Radicalen oder dem Juste milieu. Es wird nicht gefragt, was ist die eine oder die andre Partei? sondern nur, welche kleidet einen geistreichen Mann am besten? Mundt überlegt hin und her und kommt zu keinem Resultat. Eigentlich mißfällt ihm das Juste milieu am meisten, weil es die Partei der Philister ist, und doch kann er es nicht vermeiden, die einzige passende Tracht für einen gebildeten Menschen in diesem spießbürgerlichen Kleidermagazin zu suchen. Die Ironie, die darin liegt, trifft niemand anders, als die schöngeistige Dilettantenclique, der es nicht darauf ankam, den allgemeinen Ideen und Zwecken zu dienen, sondern sie nur als Folie für ihre Persönlichkeit zu benutzen. Mundt war als Journalist der eifrigste; mit allen Strebsamen stand er in Verbindung; mit der Coterie Varnhagen's, mit Pückler, mit den Hegelianern, mit den französischen Blaustrümpfen und Socialisten.

Wenn Goethe in seinem spätern Alter sich allmählich eine resignirte Stimmung aneignete, in der ihm das Gleichgiltige ziemlich ebensoviel werth war, wie das Bedeutende, so wird diese Wichtigthuerei bei jungen Dichtern, die mit voller Kraft in's Leben eingreifen sollten, geradezu lächerlich. Dazu kam eine grenzenlose Selbstüberschätzung, der Glaube an eine ganz unerhörte Mission in der Culturgeschichte der Menschheit, verbunden mit einer absoluten Rathlosigkeit über das, was man eigentlich der Welt Neues zu bieten habe, und mit der Bereitwilligkeit, sich jeder Stimmung und Laune des Publicums, jedem vernehmlichen Zeichen der öffentlichen Meinung zu fügen, um nur einen Inhalt zu gewinnen, dem man dann durch ironische Striche und durch paradoxe Wendungen leicht ein Gepräge der Originalität geben konnte. Man ging von den ungeheuerlichsten Voraussetzungen aus, und kam zu einem trivialen Schluß, indem man die Bestimmtheit der Figuren abschwächte und die Nothwendigkeit des Schicksals in Willkür und Launen auflöste. Auffallend war die dreiste Zuversicht in den Behauptungen, bei einer unerhörten Unwissenheit. Nie haben diese „Epigonen" eine Frage erledigt, die klare Einsicht, bestimmtes Wissen und logische Schärfe erfordert: dagegen verstehn sie es sehr wohl, bei jeder beliebigen Frage eine Menge von Nebenbemerkungen anzubringen, die mit jener nicht mehr zusammenhängen, als die kosmogonische Gelehrsamkeit Ephraim Jenkinson's im Landprediger von Wakefield mit den unschuldigen Bemerkungen, an die er sie anknüpft, die aber doch zeigen, daß

man es mit geistreichen Leuten zu thun hat. Sie verstehn es viel besser als Jenkinson, ihre Unwissenheit hinter einer unüberwindlichen Brustwehr neuer Wortcombinationen zu verstecken, die eigentlich nichts sagen, bei denen man aber verweilt, um zu ergründen, ob der Verfasser nicht doch habe etwas sagen wollen. Sehr gut bemerkt Rosenkranz einmal: „Hat die Mittelmäßigkeit eine wiewohl uneingestandene Ahnung von der Gewöhnlichkeit ihrer Leistungen, so schmückt sie dieselben wohl, um die Plattheit zu verbergen, mit heterogenen Reizmitteln. Der Erfolg ihrer Anwendung wird jedoch nur sein, die Flachheit der Conception, die Armuth der Ausführung um so fühlbarer zu machen. Heutzutage betrügen sich Dichterlinge vorzüglich mit dem gefährlichen Lob, das ihnen wohl gezollt wird, geistreich zu sein. Wirklicher Reichthum des Geistes, gewonnen aus der Weite vielseitiger Erfahrung, aus der Tiefe gewaltiger Kämpfe, wie selten ist er nicht! Wie gewöhnlich dagegen ist jenes Halbgemisch von Anschauung und Reflexion, von Poesie und Philosophie geworden, dessen verworrene Buntheit man heutzutage geistreich zu nennen beliebt! Die Impotenz hat jetzt an der dialektischen Reflexion das Mittel, den Schein des schöpferischen Producirens einen Augenblick hindurch vorzutäuschen." —

Nicht wenig wurde dieser „geistreiche" Ton der Literatur gefördert, als plötzlich die Schüler des großen Scholastikers anfingen, an die freie Luft zu treten, sich populär auszudrücken und die Tagesfragen zu besprechen. Zur allgemeinen Ueberraschung trat ein neues Geschlecht an die Spitze der Bewegung, das sich nur in den Formen Hegel's auszusprechen vermochte. Schleiermacher war 12. Febr. 1834, 66 J., gestorben, seine Schüler zogen sich ganz in das theologische Wesen zurück, und auf dem Fortschritts-Markt hatten die Hegelianer keine Concurrenz mehr. Es gab Katechismen der neuen Lehre, deren einzelne Paragraphen sich leicht dem Gedächtniß einprägten. In einer Encyklopädie von 3—4 Bd., die nicht nur den Inbegriff aller wissenswürdigen Dinge enthalten, sondern die gemeine Wissenschaft an Tiefe weit übertreffen sollte, hatte der junge Doctor den bequemen Weg der Erkenntniß, den Dionysius vergeblich suchte. Auf den Kathedern fing man an zu reden wie im Salon. Wenn Prof. Gans bei Frau von Varnhagen geistvollen Damen durch die Erklärung imponirte, die Taglioni tanze Goethe, so theilte Prof. Werder seinen Studenten die überraschende Entdeckung mit, daß Hegel in seiner Anerkennung des „Nichts" noch nicht weit genug gegangen sei, weil das „Nichts" dem „Sein" nicht blos gleichkäme, sondern es an Inhalt übertreffe, und stimmte in seiner „Logik" einen glühenden Dithyrambus an, in welchem er alle Reiche der Luft, des Wassers, des Feuers und der Erde, das Firmament und die Sterne aufbot, um durch diese Bilder dem absoluten Nichts gerecht zu werden; so machte Prof. Michelet in seinem

Auditorium eine schauerliche Vorstellung von dem „Wesen", der „Identität der Identität und der Nichtidentität", wie es in sich selber hineinbohrte und wühlte, in impertinenter Frivolität sich zur „Erscheinung" herabsetzte und dann wieder gutmüthig die Erscheinung in sich aufnahm, wie es sich selber verschlang und wieder von sich gab.

Vortrefflich schildert Rosenkranz die Wechselwirkung zwischen der berliner Bildung und der Hegel'schen Philosophie. — „Berlin ist die Stadt der absoluten Reflexion. Eine eigenthümliche Verstandesschärfe durchdringt alle Classen der Gesellschaft und theilt ihnen auch im Praktischen eine große Beweglichkeit und Rührigkeit mit. Aber mit der Reflexion ist auch eine Neigung zur ironischen Haltung verknüpft, deren Gefahr, in Langeweile, in Thatlosigkeit überzugehn, der Berliner zuletzt nur durch ein Streben nach Ueberwindung der Reflexion besiegen kann. Er muß sich also bilden, und das thut er auch mit rastlosem Fleiß nach allen Seiten hin. Um alles, auch das Fernste kümmert er sich; alles eignet er sich an, und nichts Neues geschieht unter der Sonne, das seine Reflexion nicht ergriffe. Eben deshalb bedarf er stets neuer Bildungsstoffe. Die Reflexion ist zwar immer bereitwillig zur Aufnahme von Stoffen, allein sie selbst erzeugt keine und spürt nach jeder Assimilation stets neuen Hunger. Und da eine Stadt natürlich vielseitiger und stärker als ein Einzelner ist, so muß ein solcher gewärtig sein, daß man ihn, sobald man ihn begriffen, vergessen, vielleicht mißachten wird, wie sehr man ihm als einem neuen Object zuerst entgegengekommen sei. Hat man den Bildungsstoff, den er darbieten kann, gefaßt, hat man, so zu sagen, sein Räthsel gelöst, so wird man ihn selbst scharfer Kritik unterwerfen und ihm das zunächst demüthigende Gefühl geben, nicht selbst, wie es schien, das allseitige Ganze, sondern nur ein Fragment desselben zu sein. Jene Unruhe der Reflexion treibt von selbst zur Philosophie. Nur in der speculativen Einsicht verschwinden alle Widersprüche, welche die Reflexion umherwälzt, und in deren Gedränge sie sich nur durch die Gewandtheit erhält, von dem Einen immer zum Andern überzuspringen, was die berliner Intelligenz meisterhaft versteht. Durch die Universität hatte Berlin nun Gelegenheit, dem der Reflexion immanenten Triebe, zur Speculation sich abzurunden, in einem geordneten Studiengange genug zu thun; es konnte sich nun auch speculativ ausbilden. Fichte war der Erste, der es in die Schule der reinsten Abstraction einführte, aber das Bedürfniß nach Abrundung der Wissenschaft nicht befriedigte. Insofern wurde Schleiermacher für die Berliner bedeutender, als er mehr in die Breite der einzelnen Wissenschaften sich ausdehnte, Dialektik, Psychologie, Ethik, Aesthetik, Geschichte der Philosophie vortrug: er hatte sich eine eigenthümliche, der ganzen Stadt, allen Ständen und Altern angehörige Gemeinde gebildet, welche in seinen

Predigen und Vorlesungen das Bedürfniß befriedigte, die Reflexion über ihren Glauben in's Klare zu setzen. Hegel nun nahm Berlin förmlich in die Schule. Der Berliner, sehr bildsam und bildungsbedürftig, aber noch wenig eigenschöpferisch, fordert durch diesen Zustand gleichsam das Beherrschtwerden heraus und duldet es gern, wenn es nur geistreich zu verfahren und ihm Nahrung zu geben weiß. Es war ein Glück für die heitere Stadt, daß dem Schleiermacher'schen Element mit seiner versatilen Beweglichkeit das Hegel'sche mit seiner gediegenen, ausgefächerten Systematik und mit seinem Dringen auf Methode sich entgegenstellte. Unmerklich war Hegel in Berlin zu einer großen Macht gelangt. Es wurde Ton ihn zu hören. Männer aus allen Ständen besuchten seine Vorlesungen, Studirende, Politiker, Historiker, Aesthetiker, alle wurden zur großen Mitarbeit herangezogen. — Unter den Schülern schieden sich bald drei Gruppen ab: die Besonnenen, die Ueberschwenglichen und die Leeren. Die Ersteren waren die stillen, aber tiefen Gemüther, welche die neue Philosophie mit nachhaltigem Ernst in sich aufnahmen, und von ihr aus allmählich und ohne Geräusch an die Bearbeitung besonderer Wissenschaften gingen. Die Zweiten waren mehr poetisch. Die Auffassung der Weltgeschichte bei Hegel, seine Kunstphilosophie, der eigenthümlich historische Ausdruck, der seine Dialektik öfter durchbrach, seine seltene Gabe, das Wesen der Idee in der Erscheinungswelt nachzuweisen, dies alles entzückte sie. In Goethe'schen Formen begannen sie Hegel'sche Ideen auszudichten und in Hegel bald einen neuen Sokrates, bald einen Alexander des Geisterreichs, bald einen speculativ weltschöpferischen Brama zu feiern. Die Mehrzahl der Schüler war natürlich die Gruppe der Leeren, die sich besonders zum eiligen Wiederlehren des schnell Gelernten eignete, ein aus dem kritischen berliner Boden selbst sehr fruchtbar aufsprossendes Geschlecht. Diese Schüler waren die ursprünglich völlig Individualitätslosen, welche nur durch die Berührung mit dem Zauberstabe des Systems einen Halt, eine Gestalt empfingen. Mit ihrem Nachdenken reichen sie genau so weit, als ihnen von Hegel vorgedacht war. Mit der größten Beschränktheit verbanden sie, wie das bei solchen Subjecten immer der Fall ist, den größten Hochmuth auf ihre philosophische Bildung. Aus bloßem Mangel an positiven Kenntnissen unternahmen diese Leeren aber doch zuweilen Modificationen an dem System, und bildeten sich dann ein, den alten Herrn weit zu übersehn. Diese lehrsüchtigen Schüler waren es vorzüglich, welche durch ihre Anmaßung nicht weniger als durch eine oberflächliche Dialektik, durch einen Haufen stereotyper Gemeinplätze und Mangel an aller wahren Productivität die Hegel'sche Schule in Mißcredit bei dem Publicum zu bringen halfen, in welchem viele artige Anekdoten über diese Hegelei circuliren. Und doch muß gesagt werden, daß auch diese Fraction mit den beiden andern

darin einig war, sich als Theilnehmer einer großen welthistorischen Umgestaltung zu fühlen, und von diesem Pathos auch in substantieller Weise gehoben zu sein. Durch die jungen Köpfe nicht nur, auch durch die jungen Herzen zitterte ein neues Leben. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit des Schmerzes für den Geist, aber auch die der Macht des Geistes, im Widerspruch aushalten, als Sieger aus allen, auch den härtesten Kämpfen, zur Versöhnung mit sich hervorgehn zu können; die Gewißheit, daß der Genuß des schlechthin Wahren schon in dieser Gegenwart möglich, und daß die Wirklichkeit des Göttlichen voll ist, falls man nur die Augen und Ohren des Geistes hat, es zu sehen und zu hören, diese Gewißheit wurde das Princip der intellectuellen und sittlichen Wiedergeburt vieler Menschen, welche an Sehnsüchtelei, an Schönseligkeit, an dem von der Kirche selbst als Todsünde verdammten ungläubigen Aberglauben, vom Bösen und Schlechten nicht frei werden zu können, an der Verzweiflung, die Wahrheit zu erkennen und in dem für sie begrifflosen Leben irgend ein Genüge zu finden, schwer erkrankt waren."

Unter Altenstein war die Hegel'sche Lehre gewissermaßen als officielle Philosophie anerkannt. Die meisten philosophischen Lehrstühle wurden an Hegelianer gegeben, zur Erwerbung eines Lehramts war es fast unumgänglich, sich wenigstens mit den Kunstausdrücken der Schule bekannt gemacht zu haben; eine zahlreiche, eifrige und talentvolle Jüngerschaft übertrug die Ideen des Meisters mit Erfolg auf die verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete, die Jurisprudenz und Politik wurde zum Erstaunen der alten Juristen nach den Kategorien des „An sich", des „Für sich" und des „An und für sich" geordnet; die Poeten, Maler, Schauspieler holten sich bei der Hegel'schen Aesthetik Rath, man ging sogar damit um, in Berlin eine Hegel'sche Theaterschule einzurichten. Am meisten wurde die Geschichte von diesen Ideen befruchtet, und wenn sich auch die Männer von Fach gegen die metaphysische Construction der Thatsachen sträubten, so ließen sie es sich doch wohl gefallen, durch die Hegel'schen Augengläser ihre Sehweite für umfassende Perspectiven zu schärfen. Die Dogmatik war erfreut, sich die Dreieinigkeit auch unter der Form des Begriffs vergegenwärtigen zu können, und es erhob sich eine neue Orthodoxie, die sich nicht mehr ausschließlich auf die Kraft des Glaubens, sondern auf die Höhe der Bildung stützte. Die neue Speculation hatte ihren Bekennern ein so starkes Selbstgefühl eingeflößt, daß der Laie ihnen gegenüber in Verzweiflung war; denn was man ihnen für Ansichten oder Gründe entgegenhalten mochte, sie wiesen lächelnd auf den Paragraphen des Systems hin, in dem diese Ansichten und Gründe bereits „aufgehoben" d. h. zugleich in ihrer relativen Berechtigung anerkannt und von einem höhern Standpunkt aus widerlegt seien. Es gab nichts in der Welt, was sie nicht besser wußten als jeder andre: die Cultur-

geschichte schien ihr Ziel erreicht zu haben, und keine weitere Fortbewegung möglich zu sein.

Wenn man bis dahin die Hegel'sche Philosophie in Beziehung auf den Staat wie auf die Kirche für conservativ gehalten, wenn man angenommen hatte, daß sie die größte Achtung vor dem Bestehenden mit der freisten Aufklärung vereinigte, so wurde man in der Mitte der dreißiger Jahre auf eine seltsame Weise enttäuscht. Aus der Mitte der Schule ging eine revolutionäre Richtung hervor, die sich in die bisherigen staatlichen und kirchlichen Existenzen viel stärkere Eingriffe erlaubte, als der alte Rationalismus und Liberalismus. Bisher ein Hort des Bestehenden, pflanzte die Hegel'sche Philosophie plötzlich die Fahne der Empörung auf, auch diesmal mit dem alten Selbstgefühl. Denn hatte die alte Opposition gegen die Uebermacht des Bestehenden nur heimlich mit den Zähnen geknirscht, so lächelte die neue mitleidig über den zurückgebliebenen Standpunkt, der im Reich der Idee d. h. nach Hegel in der echten Wirklichkeit längst überwunden sei. Weit entfernt durch diese Wendung an Einfluß etwas einzubüßen, trat die Hegel'sche Philosophie jetzt erst recht in den Kreis der Lebensmächte ein. Nur war ihr Verhältniß zur Revolution ein andres, als das der encyklopädistischen Philosophie. Die letztere machte mit ihrem Dogmatismus Ernst, sie trat mit positiven Anforderungen gegen das Bestehende in die Schranken, die in der That der Reihe nach erfüllt wurden. Die Hegelianer hatten gelernt, alles zu begreifen, aber nichts zu erfinden. Sie mußten dem Weltgeist nachschleichen und abwarten, was er für sie thun würde. Die Anhänger Montesquieu's und Rousseau's konnten das, was sie wollten, Paragraph für Paragraph formuliren; die Anhänger Hegel's, die alle Standpunkte zu überwinden wußten, hatten nicht die Kraft, bei einem einzelnen stehn zu bleiben und diesem einen bestimmten Ausdruck zu geben. Sie waren, soweit sie in die Bewegung eingriffen, Strebende ohne Inhalt, die auf die Ereignisse warteten, so übermüthig sie ihnen entgegensahn, und der Menge Stichwörter austheilten, das Widersprechendste zu wollen und es als unabweisbare historische Nothwendigkeit in Anspruch zu nehmen.

Es ist noch wenig bekannt, daß es H. Heine war, der (35 J.) zuerst das Geheimniß von dem revolutionären Gift der deutschen Philosophie ausplauderte. „Ich glaube," sagt er Dec. 1834 in der Vorrede zu den Aufsätzen über deutsche Literatur, die vorher in der Revue de deux mondes erschienen waren, um das Urtheil der Franzosen, das sich noch aus den Zeiten der Frau v. Staël herschrieb, zu berichtigen, „es ist nicht Talentlosigkeit, was die meisten deutschen Gelehrten abhält, über Religion und Philosophie sich populär auszusprechen: es ist Scheu vor den Resultaten ihres eignen Denkens, die sie nicht wagen dem Volk vorzutragen." Dies Resultat ist die Lossagung

vom Christenthum. — „Wenn wir noch im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum zu ihren überspanntesten Studenten-Ideen."

„Die Weltansicht des Christenthums hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit; das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung; und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch mancher schon genesen, so kann er doch der Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzige Gesunde unter lauter Siechen ... Das endliche Schicksal des Christenthums ist davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols in Ehrfurcht anerkennen ... Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Contraste, so bunte Schmerzen und so abentheuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen sollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit existirt, und das alles sei ein kolossaler Fiebertraum, es sei der Fiebertraum eines wahnsinnigen Gottes. Die Natur selber schien sich halb phantastisch zu vermummen; obgleich aber der Mensch, befangen in abstracten Grübeleien, sich verdrießlich von ihr abwendete, so weckte sie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die so schauerlich süß, so entsetzlich liebevoll, so zaubergewaltig war, daß der Mensch unwillkürlich aufhorchte und lächelte, und erschrak und gar zu Tode erkrankte. Alles was süß und lieblich war, erschien als Teufelei; man schlug ein Kreuz, wenn die Nachtigall sang, und der wahre Christ spazierte, mit ängstlich verschlossenen Sinnen, wie ein abstractes Gespenst in der blühenden Natur."

Aber der Witz und das Interesse der Menschen gab diesem Spiritualismus eine andere Wendung. — „In der orientalischen Kirchengeschichte seht ihr nichts als dogmatische Spitzfindigkeiten, wo sich die altgriechische Sophistik wieder kundgiebt: in der occidentalen nichts als disciplinarische, das kirchliche Interesse betreffende Zwiste, wobei die altrömische Rechtscasuistik und Regierungskunst mit neuen Formeln und Zwangsmitteln sich wieder geltend macht. Wie man in Constantinopel über den Logos stritt, so stritt man in Rom über das Verhältniß der weltlichen zur geistlichen Macht; dort über Homusios, hier über Investitur. Aber die byzantinischen Fragen, ob Christus in Ermangelung der Speisen hungern müsse? oder nur deswegen hungerte, weil er hungern wollte? u. s. w. haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Lösung davon abhängt, was in den Gemächern des S. Palatii gekichert

wird. — Der Papst war über eigentliche Glaubenspunkte immer sehr nachsichtig, spie aber Feuer und Flamme, sobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Personen in Christo, sondern über die Consequenzen der Isidorischen Dekretalien.“ „Der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Consequenz des ganzen Kirchensystems. Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Christenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu sehr in Widerspruch war mit der menschlichen Natur, als daß sie jemals im Leben ganz ausführbar gewesen sei; er hatte nicht begriffen, daß der Katholicismus gleichsam ein Concordat war zwischen Gott und dem Teufel, d. h. zwischen dem Geist und der Materie, wodurch die Alleinherrschaft des Geistes in der Theorie ausgesprochen, aber die Materie in Stand gesetzt wird, alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges System von Zugeständnissen, welche die Kirche zum Besten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Act der Sinnlichkeit fletriren und dem Geist seine höhnische Usurpation wahren. Du darfst ein schönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingestehn, daß es eine schändliche Sünde war, und Buße thun.“ In der Reformation griff der reine Spiritualismus das Lügengewebe des Katholicismus an; sobald er aber einmal in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen, stürzte der Sensualismus hervor mit seiner lange verhaltnen Gluth.

Wie nun Cartesius, Spinoza, Lessing nach dieser Seite gewirkt, wird mit viel Geist berichtet. Die Deutschen bleiben beim Deismus stehn. Da erscheint Kant. „Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid, es ist der alte Jehovah selbst, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er in göttlichen Kälbern, Krokodilen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde . . . Wir sahen ihn auswandern nach Rom, wo er allen Naturalvorurtheilen entsagte, die himmliche Gleichheit aller Völker proclamirte, mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intriguirte, bis er zur Herrschaft gelangte und vom Capitol herab die Stadt und die Welt regierte. Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm alles nicht helfen. — Hört ihr die Glöcklein klingen? — Kniet nieder, man bringt die Sacramente einem sterbenden Gotte.“ — „Laßt alle Hoffnung zurück!“ heißt es, wenn man in die Kritik der reinen Vernunft eintritt. Freilich hat Kant dem persönlichen Gott wieder eine Hinterthüre geöffnet. „Der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein; der Mensch soll aber glücklich sein — meinetwegen!“

Nun folgt Goethe, der große Heide. „Doch ist das Heidenthum wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich im scharfen Auffassen aller Farben und Gestalten, aber das Christenthum hat ihn zugleich mit einem tiefen Verständniß begabt, ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt; er hat vom Blut Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut vom erschlagenen Drachen seine Lippen berührte."

„Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands. Gott ist identisch mit der Welt. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein. Aber nicht im Einzelnen, sondern in der Gesammtheit, so daß jeder Mensch nur einen Theil des Gottweltalls darstellt. Gott ist der eigentliche Held der Weltgeschichte, sie ist sein beständiges Denken, sein Wort, seine That; und die ganze Menschheit ist eine Incarnation Gottes. — Die Menschheit ist der Hostien überdrüssig, sie lechzt nach nahrhafter Speise, nach echtem Brod und Fleisch. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns zu viel Lebensblut ausgesogen. Wenn man der Krücken spottet, kann man freilich darum noch nicht besser gehn. Ich bin der kränkste von euch allen, und um so bedauernswürdiger, da ich weiß, was Gesundheit ist. Ihr aber, ihr wißt es nicht, ihr Beneidenswerthen. Ihr seid capabel zu sterben, ohne es zu merken. Ja viele von euch sind längst todt, und behaupten, jetzt erst beginne ihr wahres Leben. Wenn ich solchem Wahnsinn widerspreche, dann springen die Leichen an mich heran und schimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte belästigt mich ihr Moderduft."

„Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsre Philosophie und hernach unsre Revolution ausarbeiteten ... Das Christenthum hat jene brutale, germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollnen Schutt, und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt empor und zerschlägt die gothischen Dome ... Die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppiren, um die großen

Kampfspiele zu betrachten ... Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirr hört, hütet euch, ihr Nachbarkinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löschen, ihr könntet euch leicht an den Flammen den Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reich der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiet des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt, der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusch werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrika's werden die Schwänze einkneifen und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

Heine ist bei diesen Resultaten nicht stehn geblieben. Viele Jahre später, nach mehrjährigem Krankenlager, erklärte er sich im Sinn des alten Lampe, einem Sterbenden sei der persönliche Gott nothwendig, der Pantheismus sei nur eine leichte Verkleidung des Atheismus. Aber in seinem Munde verwandelt sich das Gebet in Lästerung. „Ich war," erzählt er, „kein abstracter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selbst jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die incarnirte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese

Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. — So lange solche Doctrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Coteriesprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemirten, unverständlich war, so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprit-Forts, wovon die meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu discutiren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheimus hatte es, gottlob! ein Ende." — —

„Aus den Stürmen der Zeit ist eine Partei entsprossen, deren Kühnheit, wenn nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit bis zum Uebermuth gesteigert ist. Jede Autorität anfeindend, weil sie selbst sich zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im Frieden einen innern Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volkes, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu systematischem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf, und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen alles was besteht. Diese Partei ist es, welche sich der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob sie diesen scheinbar gesetzlichen Weg oder den des offnen Aufruhrs einschlage, immer verfolgt sie denselben Zweck. Wird dieser Partei nicht ein hemmender Damm entgegengesetzt, so könnte in Kurzem selbst das Schattenbild monarchischer Gewalt in den Händen mancher Regierungen zerfließen." — So sprach Metternich in der neuen Ministerialconferenz in Wien, deren Schlußprotokoll, den rücksichtslosen Bund der Regierungen gegen den Liberalismus enthaltend, 13. Nov. 1834 zum Bundesbeschluß erhoben wurde.

Nicht blos eines Attentats gegen die Sicherheit der Staaten, sondern auch eines Attentats gegen die Privatsittlichkeit wurde das „junge Deutschland" angeklagt. Machte es nun auch einen komischen Eindruck, die

Metternich und Gentz sich als Vertreter der Moral geberden zu sehn, so war die Anklage an sich nicht ohne Grund. Auch hier war der französische Einfluß maßgebend.

Bisher fand das deutsche Drama und der deutsche Roman in der Hochzeit seinen Abschluß; sobald die jungen Leute versorgt waren, fiel der Vorhang. Das französische Lustspiel machte im Gegentheil seit alter Zeit die Ehe und deren Conflicte zu seinem Gegenstand, und wie es in Frankreich neben einzelnen Kreisen, die es mit der Heiligkeit der Ehe sehr ernst nehmen, andere giebt, die solche Verhältnisse in leichter Weltmanier auffassen, so wurde auch in der Dichtung der Ehebruch bald frivol, bald tragisch behandelt. In den Jahren 1829—1830 aber nahm die Behandlung der Ehe durch die Poeten einen bösartigeren Charakter an. In diesen Jahren erschien von G. Sand „Indiane", „Valentine", „Lelia", „Jacques", „Leone Leoni", von V. Hugo „Notre Dame", „Marion de Lorme", „Angelo", „Marie Tudor", von Dumas „Anthony", „Angèle", von Balzac Père Goriot". In allen diesen Dichtungen wurde nicht blos die Ehe als ein Institut dargestellt, dessen Zwang sich nur Philisterseelen fügen können, sondern die Liebe erschien in einem ganz neuen Licht. Sie erschien als eine Krankheit, die in der Regel nicht von dem Schönen und Liebenswürdigen, sondern von dem Dämonischen und Teuflischen erregt wird, deren höchste Kraft sich nicht bei jungen reinen Seelen, sondern bei abgebrauchten, ja lasterhaften entwickelt. Der stärksten Liebe schienen die Courtisanen fähig zu sein. Balzac erfand die „Frau von 40 Jahren", V. Hugo die verliebten Buckligen, die verliebten Mönche u. s. w. Früher hatte man der Liebe einen sittlichen Einfluß zugeschrieben, nach diesen neuesten Productionen aber schien es, als ob sie den Menschen schlechter machen müsse. Von der Sitte und dem Gesetz geschützt, verliert sie ihre Kraft; nur im Conflict mit beiden, nur im ewigen Wechsel gewinnt sie die ihr eigene Gewalt. Das war nicht blos an einzelnen Beispielen ausgeführt, es wurde dogmatisch vorgetragen. Gleichzeitig stellten die St. Simonisten eine ganz neue Theorie vom Beruf des Weibes auf.

Nach neuen Stoffen begierig, berauschte sich die junge deutsche Poesie an diesen Weissagungen, und sie entdeckte gar bald in ihrer Vorgängerin, der Romantik, ehe sie sich noch zum Christenthum bekehrt hatte, ein Analogon dieser Richtung. Die Beziehung der großen Weiber zu Dichtern und Schriftstellern, die in den vorigen Bänden geschildert sind, hatten sich den Blicken der Menge entzogen: nun lüftete sich plötzlich der Vorhang, und man sah mit Ueberraschung, daß die Emancipation der Frauen nicht erst in Paris gelernt werden dürfe.

Rahel, die man die Mutter des jungen Deutschland nannte, weil Heine

und mehrere von den Jüngeren seiner Schule in ihrem Salon aufgewachsen waren, starb 7. März 1833, 62 J. Varnhagen, der fast nur in ihrem Ruhm lebte, gab bald darauf das „Buch des Andenkens“ und die „Galerie aus Rahel's Umgang“ heraus. Nun hatte Rahel zwar keine Spur von dem emancipirten Wesen der G. Sand, aber in der Virtuosität, die sittlichen Begriffe zu zersetzen und in ihr Gegentheil zu verkehren, überbot sie dieselbe bei weitem, und in ihrer „Galerie“ enthüllten sich eine Reihe Roué's, die ganz gut in einem französischen Roman hätten figuriren können. Man erfuhr mit Verwunderung, daß in diesem Kreise ausgesuchter Bildung die überlieferten Begriffe der Sittlichkeit ein überwundener Standpunkt waren, und daß aus der Vogelperspective der schönen Seelen die sittliche Welt in einem ganz andern Licht erschien. Noch gespannter wurde die Aufmerksamkeit durch ein Ereigniß, das in jenem Kreise vorfiel.

In der Blüthe ihrer Jugend, schön, voll der glücklichsten Gaben, mit dem Mann ihrer Wahl vermählt, in dem sie den Dichter ehrte, geliebt und geachtet von ihren Umgebungen, gab sich Charlotte Stieglitz am 29. Dec. 1834 selbst den Tod, um dem ermüdeten und erkrankten Geist ihres Gemahls neue Spannung und Elasticität zu geben. „Hier ist mehr als Lucretia!“ sagt Mundt in seiner Biographie Charlottens. „Hier sollt ihr nicht bewundern, nur in heiliger Scheu ein herrliches Menschenleben anschauen, das an der süßen Qual, zu sein und zu lieben, sich das Herz abgedrückt hat, und dem die christliche Gesinnung selbst die Stärke gab, sich in den Tod zu stürzen, von dem sie Erlösung für unendliche und unübersehbare Verwirrungen der Existenz verhofft.“ — Die Idee des Opfers war freilich nur Vorwand; eigentlich rief das quälende Gefühl, dem Manne, den man gern hätte anbeten mögen, nur die unwürdige Theilnahme des Mitleids zuwenden zu können, in der starken und stolzen Seele dieser Frau eine Art von stiller Verzweiflung hervor, die sich zuletzt mit dem Gedanken des Opfers phantastisch ausschmückte. Es war der Drang der weiblichen Seele, nicht blos durch die dem Weibe bestimmte Thätigkeit und Aufopferung jedes Tages, sondern durch eine concentrirte, den Augen der Welt sichtbare That ihre Stellung im Reich des Geistes zu erwerben: ein Drang, der immer wieder hervortritt, wenn die Unsicherheit in den allgemeinen sittlichen Begriffen den sonst zur Seite gedrängten, individuellen psychischen Motiven einen freiern Spielraum verstattet. In solchen Zeiten, wo der Mann mit seiner umfassendern Kenntniß bei jedem Schritt und Tritt auf Bedenken stößt, und daher in seinem Entschluß überall gehemmt wird, bemächtigen sich die Frauen, die unbefangen ihrem Instinct folgen, der Literatur; sie ertheilen Orakelsprüche und geben dem strebsamen Formtalent ihrer Verehrer Inhalt und Motive.

Der begeistertste dieser Apostel, Mundt, schrieb 1835 „Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen". Er bemerkt bei Gelegenheit einer Procession unter einem Muttergottesbild ein Mädchen, dessen ernste Schönheit ihm den Gedanken eingiebt, sie sei selbst die Madonna. Er kommt später mit ihr in Berührung, und knüpft einen Briefwechsel an, in welchem sich die Gegensätze des Katholicismus und des durch St. Simonistische Emancipationsideen gefärbten Protestantismus gegen einander aussprechen. Es ist im Grunde nicht ein endliches Wesen, sondern die Madonna selbst, die sich zum Cultus des freien Weibes bekehrt. — Mehrere Jahre später dichtete Gottschall das „hohe Lied vom Weibe, die Göttin". — Marie, eine ehemalige Nonne, ist an einen Girondisten verheirathet, der in den Kerkern des Convents das Todesurtheil erwartet. Sie geht zu den Jakobinern, um Gnade für ihn auszuwirken, und diese versprechen ihr die Freiheit des Gatten, wenn sie die Göttin der Vernunft spielen will. Sie entschließt sich zu diesem Opfer mit schwerem Zagen, dann aber überlegt sie, daß eigentlich doch der Mensch die wahre Darstellung der Gottheit sei, daß also in der göttlichen Verehrung eines sterblichen Weibes gar kein Frevel liege. In dieser Exaltation macht sie das Fest mit; als sie nachher aber erfährt, daß ihr Mann doch hingerichtet ist, als ferner Robespierre das höchste Wesen wieder einführt und sie zur Abdankung zwingt, verliert sie den Verstand und ergeht sich in einer Reihe wüster Visionen, z. B. sie prügelt sich einmal mit der Madonna, bis sie endlich den Hungertod stirbt. In einem Vorgedicht: „das Weib", werden die verschiednen Stufen der Vergöttlichung des Weibes durchgenommen: zuerst Venus Anadyomene, dann Madonna und Magdalena, endlich die Göttin der Vernunft. Die erste Göttin der Vernunft sei zwar dem muthigen Beginnen erlegen, weil sie zu schwach gewesen, aber: „Folgt ihr nach, ihr Jüngerinnen! dringt kräftiger zum Siege hin .... Laßt euch durch Erd' und Himmel tragen und wird auch zu des Abgrunds Thor die Seele ruhelos gestoßen, so zieht des Denkens Hölle vor dem Himmel der Gedankenlosen .... Von keiner fremden Gnadensonne, durch eignen Zauber nur verklärt, so sei als Venus, als Madonne, das Weib, das irdische verehrt!" Und wenn das geschehn sein wird: „So denkt der stillen Götterleiche, die in der Zukunft Pforten lag, ... dann flechtet in die Dornenkronen der Rose Pracht, des Lorbeers Ruhm, die Göttin der Vernunft soll thronen in freier Frauen Heiligthum!"

Drastischer über die Emancipation der Weiber sprach sich Heine in den „Memoiren des Herrn v. Schnalepelowski" und in den „Florentinischen Nächten", und Laube in den „Reisenovellen" aus, von denen 1834—1837 6 Bände erschienen. „O Jupiter! warum logst du einst Unsterblichkeit, wenn du wirklich nichts weiter warst als ein Don Juan, den am Ende der christ-

liche Teufel holte? Da unten ihr Schläfer und Schläferinnen, wacht auf! reclamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünder stahlt, emancipirt nicht blos die Juden, sondern die natürliche Kraft, vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heirath, von der Erde. O Jungfrau Maria, die du eben erst schlafen gegangen, die du keine Heirathspedantin warst und bist u. s. w. — — Wahrscheinlich war ich trunken von Maria's Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffener Frevler, dürften nicht ganz Unrecht haben. — An jenem Tag verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange auf der Kupferschmiedstraße in Breslau, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Mal meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonstwo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato!"

In diesem Sinne gab Laube 1835 Heinse's Werke, Gutzkow Schleiermacher's Briefe über die Lucinde neu heraus. In der Vorrede zu den letzteren zeigte Gutzkow gleichsam beiläufig dem Publicum an, er habe die Absicht, nicht nur eine neue Religion einzuführen, weil die alte verbraucht wäre, sondern eine ganz neue Basis der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, mit Zugrundelegung der freien Sinnlichkeit u. s. w. — „Ich glaube an die Reformation der Liebe, wie an jede sociale Frage unsers Jahrhunderts." — „Es ist so viel unnütze Unschuld verbreitet worden, daß alle heirathsfähigen Weiber dieser Zeit wie Kinder zu betrachten sind." — „Nicht wahr, Rosalie, erst seitdem du Sporen trägst an deinen seidnen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen, und ich eine neue Art von Inexpressibles für dich erfinden mußte, und du überall als mein jüngster, innigstgeliebter Bruder giltst, weißt du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe dich? Komm, küsse meine Hand, daß sie begeistert schreibe!" — „Freilich ist die sogenannte erste Liebe die reizendste; aber sie ist die schädlichste für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben, weil sie einmal pädagogisch ist, sodann den Genuß der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfang gewährt und zuletzt eine so bindende Kraft sich angeeignet hat, daß über der Furcht, untreu zu sein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, einem Geheimnisse, vom Ordinärsten auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist." — „Die Vicare des Himmels aber, welche bei einer mißlichen und negativen Gelegenheit recht ausdrückliche und positive Verachtung in dieser Vorrede genossen haben, mögen mir ihre Kirchthüren verschließen, die ich nicht suche, und Sacramente entziehn, deren Symbole ich im Herzen trage! Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht: nicht wahr,

Rosalie? — Wo ist Franz? — Komm, du holder Junge, den sie mir heimlich getauft haben! — Sprich! Wer ist Gott? — Du weißt es nicht: unschuldiger Atheist! philosophisches Kind! — Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!"

Die gleichzeitige „Wally" ist unter dem unmittelbaren Eindruck der „Lelia" geschrieben. Gutzkow hat Recht, wenn er später das sinnliche Element des Romans mehr mit den Visionen eines Mönchs, dessen Phantasie durch Entbehrung überreizt ist, als mit den Erinnerungen eines Roué in Vergleich stellt; aber jene unkräftige, in Phantasien schwelgende Lüsternheit ist keineswegs schöner als die Heinse'sche Frivolität. Die Scene, in welcher Wally von ihrem Gemahl, der sich verpflichtet hat, sie nicht zu berühren, und eben daran ist, sie seinem Bruder zu verkaufen, einen nächtlichen Besuch erhält, ferner die Scene, wo Jeronimo sich unter Lästerungen vor ihren Augen erschießt, und die, in der sie sich vor Cäsar nackt ausziehn muß, um eine antiquarische Reminiscenz desselben zu befriedigen, alle diese Scenen sind nichts weiter als ekelhaft, ohne Reiz, ohne Poesie und gleichgiltig für die Charakteristik der Personen und die Entwicklung der Handlung. — Die modernen Schüler der Lucinde verfielen in den alten Fehler ihres Meisters: in dem falschen Bestreben, das rein sinnliche Moment der Liebe zu spiritualisiren, zogen sie das geistige Moment derselben in's Grobe, Materielle, Gemeine herab.

In diese trübe Atmosphäre brach der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" wie ein warmer Sonnenschein. Mit Recht tadelte ein geistreicher und eingeweihter Referent (v. Meusebach) die Verfasserin, Bettine v. Arnim, bekannte Persönlichkeiten, z. B. Goethe, in diesen schönen Roman verwebt und so das Publicum irre geführt zu haben. Dagegen nannte sie Börne „Goethe's Racheengel", und sah in der gütigen Humanität, mit welcher der alte Dichter sie theils gewähren ließ, theils abwehrte, weiter nichts als das Grauen vor dem Genius, dem der Dichter einst gedient und den er dann verrathen hatte. „Dieses Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen," schrieb Bettine in die Vorrede: für diejenigen, welche den Traum von der Wirklichkeit, das innere Seelenleben von der Welt der Ereignisse zu unterscheiden wissen. Aber ist die Umgehung dieser Grenze nicht auch verhängnißvoll für die Wahrheit des Gemüths, für den innersten Kern der Poesie? Es ist Gluth und Leben in dieser Einbildungskraft, aber eine Maßlosigkeit in den Launen, eine Gewaltsamkeit in der Naivetät, ein Fieber in dem Wechsel zwischen Frost und Hitze, das uns verwirrt. Bettine weiß sich zu viel mit ihrer Kindlichkeit, ihrer Genialität; sie reflectirt in jedem Augenblick darüber, daß sie nicht reflectirt, daß sie vielmehr die unerhörtesten Dinge thut, ohne es zu merken.

Sie ist in ihrer Anbetung zu selbstständig, ihrer Neigung fehlt der Adel der Schüchternheit, die Anmuth der Scham. Wenn sie sich in dem einen Augenblick als das geniale Kind erdreistet, auf das die Sitte keine Anwendung finden kann, so nimmt sie im andern alle die Huldigungen in Anspruch, welche die Sitte als Recht der Frauen geheiligt hat. Wenn sie einmal ihrer Willkür Schweigen gebietet, so bricht das wärmste Gefühl, der schärfste Verstand hervor: aber bald fängt sie wieder an zu spielen, zu träumen, zu tändeln, oder, um den bestimmten Ausdruck zu gebrauchen, zu kokettiren.

Mit der Emancipation der femmes incomprises ging die Emancipation der verkommenen Genies Hand in Hand. In „Lorbeerbaum und Bettelstab" (1835) schildert K. v. Holtei einen Menschen ohne Halt und Charakter, der Frau und Kind hungern läßt und für eine Banquierstochter schwärmt, die ihm einmal wegen seiner Verse Artigkeiten gesagt; der von einem regel- und zwecklosen Leben sogleich in knechtische, trotzige Abhängigkeit verfällt, der, weil seine Trauerspiele keine Anerkennung finden, alles menschliche Gefühl in seinem Herzen erstickt; und er schildert dies krankhafte, von vornherein halb verrückte Individuum als den Typus eines deutschen Dichters. Wenn der Künstler lebhafter empfinden muß als andere, um lebhafter darstellen zu können, so gehört dazu auch die Herrschaft über diese Mannigfaltigkeit fremder Einflüsse und Stimmungen, denn ohne diese ist man unfähig zu gestalten. Freilich liegt im Wesen des Dichters etwas, das leicht die Natur der realen Verhältnisse, mit denen es in Berührung kommt, verwirrt: die Neigung, alle realen Eindrücke von einiger Bedeutung in seine ideale Welt einzuführen, d. h. sie zum Gedicht zu verarbeiten. Indem der Dichter sich von den Qualen einer Empfindung, die ihn erfüllt, dadurch befreit, daß er sie künstlerisch bewältigt, läßt er sich leicht zu dem Glauben verleiten, daß er damit auch die Qualen der andern betheiligten Personen aufhebe, oder er sieht die Empfindungen anderer nur als Gegenstände künstlerischer Darstellung an. Wenn man also das Wesen des Dichters abstract auffaßt, so müßte jeder Dichter ein unsittlicher Mensch sein, d. h. in jedem Dichter müßte sich die Realität des göttlichen und menschlichen Gesetzes und die Realität der sittlichen Verhältnisse in einen Schein auflösen. Aber kein Dichter ist blos Dichter. Wenn Goethe alle Schwächen und Verirrungen, denen der Dichter leichter ausgesetzt ist, als andere Menschen, in dem Bild seines Tasso concentrirt und uns dennoch für denselben zu interessiren weiß, so darf man nicht vergessen, daß diese Schwächen und Verirrungen nicht blos dem Dichter, sondern dem Jüngling angehören; dieselben Sprünge in der Empfindung und der Leidenschaft an einem Mann dargestellt, würde höchstens einen Gegenstand für's Lustspiel geben.

Daß Männer, die eine reiche Empfänglichkeit haben, aber nicht die Fähigkeit, ihre Kraft auf etwas Bestimmtes zu werfen, ihr Verhältniß zur Welt in einem andern Licht betrachten, als andre Menschen, ist bei ihrer Neigung, sich mit der Wärme ihres Herzens mehr in einer idealen Welt als in der wirklichen zu bewegen, begreiflich; aber die Idee von dem Elend des Dichters ist nur daraus zu erklären, daß man für den Dichter ein anderes Recht des Lebens in Anspruch nimmt, als für andere Menschen. Der Causalnexus macht sich im Leben des Dichters geltend wie überall. Leichtsinnige Gewohnheiten und sorgloses Leben rächen sich am Dichter wie am Handwerker. Das Genie zeigt sich nicht blos bei der poetischen Arbeit, am wenigsten in unsrer Zeit, wo die gewöhnliche Poesie das leichteste Handwerk von der Welt ist, und jedes Genie hat mit Noth und Sorge zu kämpfen, hat sich mit Anstrengung und folgerichtiger Willenskraft Bahn zu brechen. Der Dichter hat kein Recht, sich von diesem Loose aller Sterblichen zu trennen, und er zeigt sich selbst in einem verächtlichen Licht, wenn er die Schonung in Anspruch nimmt, die nur dem Schwächling zukommt.

Holtei, damals 38 J., aus Breslau, hatte in dem Stück nicht sein eignes Wesen gegeben, sondern nur, was die Welt begehrte. Seit 16 J. war er Schauspieler, und hatte außer den allerliebsten Gedichten in schlesischer Mundart eine Reihe beliebter Vaudevilles geschrieben, die nichts weniger als Weltschmerz athmen. Seine Selbstbiographie ist lustig und liederlich genug, am besten giebt er sich in den „Vagabunden". Aber „Lorbeerbaum und Bettelstab" öffnete der Fluth verkommener und mißvergnügter Genies die Schleusen. Mit unschönem Behagen vertiefte man sich nun in die Schicksale der deutschen Dichter, die an ihrer Charakterschwäche zu Grunde gegangen waren — so Günther, Lenz, Bürger — und machte entweder die Menschheit oder doch das Vaterland für sie verantwortlich. Als lebendes Beispiel ging Grabbe herum: er hatte sich 1833 in Detmold verheirathet, die Pflichten seines Amts schmählich vernachlässigt, war 1834 abgesetzt, und hatte seine Zuflucht in Düsseldorf bei Immermann gefunden, wo er völlig verlumpte. Er scheint eine gutartig angelegte Natur gewesen zu sein, sogar nicht ohne verständige Velleitäten; aber der Grad der Bildung, die er in seinen Briefen zeigt, erweckt doch nur eine geringe Theilnahme. Grabbe (er starb 12. Sept. 1836, 34 J., zu Detmold) hatte ein verdrehtes Leben geführt und war zu Grunde gegangen: dies natürliche Resultat eines siechen Charakters galt nun als der Fluch des Genius. Man zählte die deutschen Dichter zusammen, die theils in Liederlichkeit untergegangen waren, theils im Irrenhaus geendet hatten, und bewies damit die Verwandtschaft des Genius und der Poesie mit der Krankhaftigkeit und dem Wahnsinn, man setzte einen unheiligen Kalender

des Genius zusammen. Das erhöhte Selbstgefühl des poetischen Talents, welches sich aus der frühern Zeit herschrieb, brachte im Conflict mit dem realistischen Trieb der Gegenwart die neuern Dichter in ein ganz ungesundes Verhältniß zum Leben. Die meisten lassen sich nicht durch einen überwiegenden Drang der Empfindung, sondern durch das Bewußtsein eines gewissen Formtalents zur Poesie bestimmen. Dies Formtalent wird ihnen durch Schule und Lectüre frühzeitig angeregt und entwickelt, und mit den Formen wird ihnen zugleich ein conventioneller Inhalt angeeignet. Ohne sich dessen bewußt zu werden, beuten sie die Empfindungen früherer Dichter aus, bekannte Melodien klingen in ihr Ohr und regen sie zu kleinen Modulationen und Fiorituren an. So entsteht eine Poesie, die sehr anspruchsvoll ist und doch den Schatz des menschlichen Herzens nicht bereichert, die im Gegentheil das Gefühl verleitet, sich an unzweckmäßigen und krankhaften Gegenständen auszugeben. Sie verlieren die besten Kräfte ihres Herzens an eitles und nichtiges Wesen, und das geheime Bewußtsein dieses Verlustes bringt sie dazu, die Poesie als ein Unglück zu bezeichnen. Freiligrath, Grabbe's engerer Landsmann, schildert die Gabe der Poesie als einen Fluch, .a als einen Kainsstempel, der das Haupt des Dichters brandmarke, so daß er von aller Welt gemieden werde. Den wahren Dichter macht die Poesie glücklich, denn sie befähigt ihn, was seine Seele belastet, äußerlich zu gestalten und sich davon zu befreien. Wem das Auge geöffnet ist für die tausend verborgenen Quellen des Lebens, der ist gewiß reicher an Genuß als die übrige Welt, und kann den Schmerz leichter überwinden, denn ihm gab ein Gott, zu sagen was er leidet. Wer die Poesie als ein Unglück empfindet, kann sicher sein, daß sie nicht sein Beruf ist, daß sie ihm nur in dem Sinn Sorge und Beschwerde macht, wie jede Aufgabe, der man nicht gewachsen ist. Unecht ist jede Kunst, die nicht das Lebensgefühl erhöht, nicht alle Adern mit warmem Leben gewaltig durchströmt. Die Dichter, die über den Mangel desselben klagen, gestehn damit ein, daß sie nicht wissen, ob der Gott aus ihnen spricht; mit andern Worten, ob das, was sie geben, Wahrheit oder Lüge ist. Statt der Gewalt der Empfindung zu erliegen, setzen sie sich Empfindungen zusammen, um Ruhm zu erwerben, und fühlen sich gekränkt, wenn dieser ihnen nicht zu Theil wird. Sie hören auf, die Welt zu sehn, sie leben nur in ihren Stilübungen, und spähen ängstlich nach den Mienen der Leute, ob diese begeistert lauschen. Dieser zweifelhafte Wechsel eines beständig fruchtlosen Strebens, statt gleich der echten Poesie die Seele zu adeln, macht sie kleinlich und verkümmert, und läßt eine bleibende Verstimmung zurück, die nicht selten in Blasirtheit übergeht. Viele Lyriker, die im Uebermuth ihres Formtalents die Welt zu erobern hofften, blos weil sie sie zu reimen verstanden, enden in einer altklugen

Aufklärung. Sie haben so lange in Empfindungen geschwelgt, so lange mit ihrem Herzen getändelt, daß sie nahe dabei sind, das Herz für eine Illusion zu halten und seinen besten Glauben mit Füßen zu treten. Am widerwärtigsten ist die Eitelkeit, wenn sie ihre Mißstimmung auf die Zustände der Wirklichkeit überträgt, ihr eignes sieches Wesen, ihre kleinlichen Hoffnungen und Sorgen mit dem Wesen, den Hoffnungen und Sorgen des deutschen Volks verwechselt. — Freiligrath hat die Natur des Dichters an Grabbe studirt; darnach schildert er die Physiognomie des Dichters folgendermaßen: „Bleich, mit langem Bart, schwindsüchtig, von der Welt verkannt, mit geöffneten Adern" u. s. w. Nachher stellt er die Frage auf: was ist Poesie? und giebt folgende Antwort, „mit glühendem Gesicht und einer Thräne im Auge", um jedes ironische Lächeln abzuschneiden: wenn man auf einen Eichbaum steigt; wenn man sich einem Fischer am Meer auf die Schultern setzt und ihm die Odyssee auf's struppige Haar legt; wenn man zu dreien oder vieren ausreitet; wenn man Nachts auf langen Brücken fährt; wenn man eine Kahnfahrt macht; wenn man einen Neger in Gummischuhen im Tauwerk betrachtet; wenn ein Pferd den Reiter abwirft und ihn zerschmettert u. s. w. — Freiligrath hätte noch eine beliebige Menge andrer Dinge anführen können, aber er hat in der Sache Recht, wenn er sich auch ungeschickt ausdrückt. Was er anführt, ist zwar nicht Poesie, aber es sind poetische Stoffe: der Stoff der Poesie kann nur das wirkliche Leben sein, nicht die Poesie. Die Verstimmung unserer Poeten würde bald aufhören, wenn sie, statt beständig in den Spiegel zu sehn, die Welt in's Auge fassen wollten.

Das Schicksal eines dieser verkommenen Poeten, Lenz, dessen Werke Tieck 1822 gesammelt hatte, gab einem höchst talentvollen Jüngling, G. Büchner aus Darmstadt, 22 J., der durch Gutzkow (11. Juli 1835) dem Publicum vorgestellt wurde, Veranlassung zu einer Novelle. Welchen Einfluß Tieck auf ihn ausübte, zeigt das folgende Gebirgsreisebild. „Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter grünes Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen grüne Wolken, aber alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so kurz, so plump. Lenz ging gleichgiltig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der grüne Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte;

es drängte in ihm, er suchte nach etwas wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts u. s. w." —

Diese Virtuosität in der Ausmalung des Wahnsinns hängt mit einer falschen ästhetischen Ansicht zusammen. „Die höchste Aufgabe des Dichters ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein, als die Geschichte selbst. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. Sonst müßte man über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affectirtem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfindend macht, und deren Thun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakespeare, aber sehr wenig auf Schiller." — Marionetten mit himmelblauen Nasen sind keine Ideale. Es ist dem Dichter nicht möglich, einen bloßen Abklatsch des Wirklichen zu geben; er muß idealisiren, er mag wollen oder nicht, und wenn er nicht nach der göttlichen Seite hin idealisirt, so idealisirt er nach der teuflischen. — Lenz ist dem Dichter nicht blos Gegenstand, sondern Spiegelbild der eignen Stimmung. Die stofflose Traurigkeit der damaligen Poesie, jenes zitternde Behagen an dem absoluten Nichts, das sich träumerisch in die Nachtseiten der Natur vertiefte, um in dem süßen Schauder der allgemeinen Auflösung das quälende Gefühl eines zwecklosen Daseins zu verbergen, verleiht jener seltsamen Dichtung die durchsichtige Blässe und das hektische Roth, das nicht ohne einen gewissen Reiz ist. — Wie dieses Fragment ist auch das Lustspiel Leonce und Lena unter Tieck's Einfluß geschrieben. Leonce ist Prinz Zerbino, König Peter ist König Gottlieb, auch die Nebenfiguren sind entlehnt. Lenz war ein Wahnsinniger, Leonce leidet an der Modekrankheit des Spleens und der Blasirtheit. „Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehn Sie, erst habe ich auf den Stein 365 Mal zu spucken" u. s. w. — „Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und — das ist der

Humor davon — alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum? Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. Warum muß ich es gerade wissen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Rock anziehn und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde?" — „Meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehn mit todtmüden Augen einander an. O ich kenne mich, ich weiß, was ich in einer Viertelstunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen, daß du mich wie einen Schulknaben meine Lection so oft hersagen läßt?" — Nach diesen Stimmungen hat er sich auch das Ideal eines Frauenzimmers gebildet. „Unendlich schön und unendlich geistlos. Ein köstlicher Contrast: diese himmlisch stupiden Augen, dieser göttlich einfältige Mund, dieses schafsnasige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistigen Leib." — Als er dies Ideal gefunden, will er im höchsten Augenblick in's Wasser springen; der Hanswurst hält ihn ab. „Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick dazu finden, und das Wetter ist vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen alles verdorben." — Endlich heirathet er, und das goldene Zeitalter beginnt: „Es wird ein Decret erlassen, daß, wer sich Schwielen an die Hände schafft, criminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird, und dann legen wir uns in den Schatten nnd bitten Gott um Makronen, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, classische Leiber und eine kommende Religion!" — —

Es ist der Geist des alten Hamlet, der in diesen frostigen Späßen sein Wesen treibt. Wir Deutschen haben für dies unheimliche Bild stets die wunderlichsten Sympathien gehegt. Wir schwärmten unsre eigne stofflose Unendlichkeit an; wir wiegten uns mit einer gewissen schadenfrohen Selbstzufriedenheit in diesem gemischten Gefühl der Größe und Erbärmlichkeit. Wir berauschten uns an dem Wahnsinn dieser glaubenlosen Welt, die von dem Geist nichts wissen will und daher überall Gespenster sieht. Wir bildeten uns etwas darauf ein, in sophistischer Freiheit mit diesem Erdball und seinen

Mächten spielen zu können, deren Quelle wir nirgend anders sahen, als in unsern eignen Gedanken. Es ist ein Spiel der Freiheit, mit dem unheimlichen Abgrund des eignen Innern zu scherzen, und darum angenehm; aber auch gefährlich. Denn wie die Realität sich in Visionen verliert, so bemächtigen sich die Visionen der Wirklichkeit.

Gutzkow schilderte gleichzeitig (1835) im „Nero" den Leonce, dem das Schicksal einer Welt in die Hände gegeben ist. Aber Nero hat durch seine Ferne noch immer eine phantastische Färbung; Büchner's „Danton" spricht und benimmt sich gerade wie Leonce, aber es wird uns viel unheimlicher dabei, denn wir fühlen Leben und Zusammenhang heraus. In der Schilderung der Zeit, die bei einem solchen Gegenstand das Schwerste ist, weil das unbetheiligte Publicum die wahnsinnigen Redeformen und die abnorme Handlungsweise, die nur aus einem bereits Jahre fortdauernden Fieber zu begreifen ist, ohne weitere Vorbereitung als Ordnung des Tages, ja die wüstesten Gedanken, die vollständige Umkehr aller sittlichen Begriffe als die Sprache der öffentlichen Meinung anerkennen soll, hat es sich Büchner leicht gemacht, er excerpirt die Quellen. Danton hat sich im Vollgefühl seiner Kraft in die Revolution eingelassen, das Blut, das er selber und andere vergossen, hat ihm Ekel gemacht; er sucht sich in sinnlichen Ausschweifungen zu betäuben, aber die Stimme seines Gewissens läßt sich immer von neuem hören; er hofft mitunter, daß mit dem Tod alles zu Ende sein wird, und doch scheut er den Tod, und doch ist er zu schlaff, einen Schritt zu thun, um seinem Verderben zu entgehn. „Das ist sehr langweilig," sagt er zu Camille, als dieser ihn treibt, „immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehn und des Abends in's Bett und des Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, daß gar kein Absehn, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehn, die beide das Nämliche thun, so daß alles doppelt geschieht, das ist sehr traurig." — „Du sprichst in einem sehr kindischen Ton," bemerkt Camille. — „Sterbende werden kindisch .... Es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rock herum zu laufen und die nämlichen Falten zu ziehn. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht, die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andre Weise als ich dachte." — „Und Frankreich bleibt seinen Henkern?" — „Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehn, sie treten mit

gelenken Gliedern hinter die Coulissen und können im Abgehn noch hübsch gesticuliren und die Zuschauer klatschen hören." — Endlich kurz vor seinem Tode: — „Was willst du denn?" — „Ruhe." — „Die ist in Gott." — „Im Nichts . . . Aber Etwas kann nicht zu Nichts werden! Und ich bin Etwas, das ist der Jammer! Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt das Grab worin es verfault" u. s. w.

Auf jeden Unbefangenen macht das Drama den Eindruck, daß die Revolution etwas Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges sei. Auch in *Büchner's* Briefen an seine Braut spricht sich dieser Eindruck aus. „Ich studire die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehn. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmögtich. — Ich gewöhnte mein Auge an's Blut. Aber ich bin kein Guillotinemesser. Das *muß* ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, ist schauderhaft. Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehn." — *Und in dieser Stimmung stand er an der Spitze einer ziemlich verbreiteten geheimen Gesellschaft, welche Brandpamphlete in die Hütten des Volks schleuderte, um einen Krieg der Armen gegen die Reichen zu erregen.* Er theilte nicht die Illusionen des ehemaligen Liberalismus, das Volk für blos politische Ideen in Bewegung setzen zu können. „Für die große Classe giebt es nur zwei Hebel, materielles Elend und *religiösen Fanatismus*. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsre Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein *Kreuz* oder sonst was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten *Rechts*grundsatz ausgehn, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im *Volk* suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehn lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzige Neue, was sie noch erleben kann." — Schlug ihm nicht das Gewissen, jenes Gewissen, das er in Danton so tief nachgefühlt? — Die Sache war arg genug. Im „Landboten' (von *Büchner* verfaßt, von *Weidig* dem größern Publicum

appretirt) scheute die Partei kein Mittel, auch nicht das der Lüge (die Darstellung des Steuersystems als eines Diebstahls an den Armen ist von Seiten eines gebildeten Mannes eine Lüge), um auf's Volk zu wirken; sie bebte vor den blutigsten Consequenzen nicht zurück. Eine Revolution heraufbeschwören aus Langeweile und Blasirtheit! Hamlet-Leonce an der Spitze eines Jacobinerclubs!

Die frühern Revolutionärs waren durchweg Idealisten, sie glaubten an eine glückliche Zukunft, die durch das vorübergehende Unheil einer allgemeinen Erschütterung nicht zu theuer erkauft wäre; sie glaubten nicht blos an die Idee der Revolution, sie glaubten auch an die Träger derselben. Ein genaueres Studium der Geschichte zeigte, daß die eigentlichen Führer der Revolution weder den Lorbeerkranz, noch die Märtyrerkrone verdienten. Französische Schriftsteller, die trotz dieser Einsicht die Revolution predigten, halfen sich damit, daß sie die Einzelnen der sittlichen Verdammniß preisgaben, dagegen den wahren Träger des Fortschritts, das sogenannte Volk, zu einer mythischen Person umdichteten, die ungefähr gleich dem Chor der Alten das reine sittliche Bewußtsein der Menschheit vertrat. Auch diesem Hülfsmittel haben die deutschen Dichter entsagt. Sie schildern nach dem Vorbild des Shakspeare'schen Coriolan das Volk als den Inbegriff alles Unverstandes und aller Gemeinheit: es besteht in der Regel aus ein paar Dieben und Trunkenbolden. Noch schlimmer ist es mit den Helden der Revolution: theils fordern sie ihr Schicksal durch Feigheit und Eigennutz heraus, theils sind sie herzlose Fanatiker. Die neue Sturm- und Drangperiode hielt für ihre Aufgabe, wilde Leidenschaften, titanische Charaktere, entsetzliche Schicksale darzustellen; sie glaubte der Wahrheit nur dann zu entsprechen, wenn sie in der Hoffnungslosigkeit stehn blieb. Die Ideale werden gebrochen und grinsend setzt sich der Hanswurst auf den Leichenhügel der Helden. Dem einseitigen Realismus ist der Mensch im Schwindel, im Fieber, in der Raserei die Offenbarung des wahrhaft Menschlichen. Und so erstrebt er in der wirklichen Revolution nicht die Verbesserung der Zustände, sondern die Lösung jeder unbändigen frevelhaften Kraft, um sich selber und gleichgestimmten Gemüthern die lüsterne Aufregung und den Schauder vor dem Unerhörten und Entsetzlichen zu verschaffen. —

„Wir können nicht leugnen, daß über unsre Häupter eine gefährliche Weltepoche hereingebrochen ist. Unglücks haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt: der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sichernstſtellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht wonach? eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, da sie

keine Gestalt haben! Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der Zeiten ganz empfinden zu können. Unsre Tagesschwätzer sehn mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte, und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab: er kommt ihnen schaal und dürftig vor. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen. Wir sind, um in einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reich des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Geld: wer mit fremdem Gut leichtsinnig wirthschaftet, wird immer ärmer. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten."

Dies ist der Kern, um den der Roman „Die Epigonen" gewachsen ist (1835). Die Anfänge desselben reichen 12 J. zurück, in die Zeit des Krieges zwischen den echten und falschen „Wanderjahren". Immermann war 38 J. alt, seit 8 J. Landgerichtsrath in Düsseldorf, wo er nebenbei das Theater im Sinne Tieck's zu einer echten Kunstanstalt zu erheben suchte. Mit den Malern und Musikern (Felix Mendelssohn) stand er in Verbindung, Grabbe hatte er engagirt. Seine eignen dramatischen Versuche hatten nicht durchgeschlagen, Fehden hatte er nach allen Seiten. Sein Empfinden und Handeln ging sehr gegen den allgemeinen Strich, ohne daß er die Kraft besaß, sich durchzusetzen. Schon als Student hatte er eine Fehde in das Gebiet der Presse gebracht, dafür hatte man auf der Wartburg seine Flugschrift verbrannt. Dann hatte er längere Zeit im Dienst einer 7 J. ältern Frau gelebt, der geschiedenen Obristin v. Lützow, geb. v. Ahlefeld, einer der vielen schönen Seelen, die einer nähern Verbindung abgeneigt war. Wo er sich umsah, fehlte die feste, überkommene Stellung der Frauen in Haus und Gesellschaft; daher griffen sie gern in das Leben der Männer ein. Immermann hat die Verstimmung seiner Jugend nie ganz überwinden können. Er besaß einen gesunden tüchtigen Verstand, aber eine dürftige Erfindung selbst in der Dialektik; eine an Starrsinn grenzende Sprödigkeit des Charakters, und doch den lebhaften Trieb, sich von allen Seiten das Schöne und

Gute anzueignen; eine unverdrossene Arbeitskraft, und einen vollständigen Mangel jener unmittelbaren Poesie, die beim Schaffen Freude bringt.

Immermann hatte sich bei seinem Roman eine große Aufgabe gesetzt; er wollte die deutschen Zustände von 1823 in einem Gesammtbilde zeichnen, wie im „Wilhelm Meister“ die Zustände von 1780 gezeichnet waren. Aus Goethe's novellistisch angelegter Erzählung war, ohne daß er es ursprünglich beabsichtigte, ein Culturbild hervorgegangen, Immermann ging mit Plan und Absicht zu Werk. In seinem Gemälde heben sich vier Gruppen hervor: die hohe Aristokratie, noch im vollsten Glanz des Besitzes und des Geschmacks, aber auf Schein gerichtet, schlaff, egoistisch, vaterlandslos, der productiven Thätigkeit entfremdet und daher dem Untergang verfallen; ihr entgegen der große Kaufmann, dessen Blicke über die ganze Welt schweifen und die kommenden Ereignisse für seine Zwecke vorausnehmen, in zusammenhängender, nützlicher, energischer Thätigkeit, im stillen Kampf gegen jene erste Gruppe und voraussichtlich ihr Erbe. Aber der Adel, dessen Güter dem Bürger verfallen, rächt sich, indem er das Familienleben desselben freventlich zerstört. Eine dritte Gruppe ist die hauptstädtische Geheimrathsbildung, von den Ueberlieferungen der Romantik zehrend, zerfahren und eingebildet, hoffnungslos in ihrem Ernst wie in ihrem Scherz. Endlich die idealistisch-demagogische Jugend. Es finden sich für jede dieser Gruppen einige glückliche Farben und Linien, und von weitem gesehen, machen sie sich sehr kenntlich; tritt man aber näher, so findet man, daß alle diese Figuren mehr gedacht als angeschaut sind. Am wunderlichsten erscheint die Stimmung des Dichters selbst. Wenn Goethe in der Wahl zwischen Lothario und Werner sich für den Ersten entschied, so lag das in der Natur der Sache; bei Immermann sollte man erwarten, die Einsicht in das Wesen der aristokratischen Gesellschaft, die er schildert, werde sich zu einem gesunden Haß aufrichten, aber das Gegentheil erfolgt; er kann den feinen Manieren der Vornehmen nicht widerstehn, die Fabriken des Kaufmanns riechen ihm übel, und da er den Adel selbst nicht retten kann, so giebt er sich, wie Jean Paul, die undankbare Mühe, Bastarde zu seinen Erben zu erziehen. Die damaligen Burschenschafter waren in der That höchst unerfreuliche Gesellen, aber Immermann, der ihnen das Wartburgfest nicht schenkt, macht reine Fratzen daraus. Bei dem Oberdemagogen Medon gar hört aller Sinn und Verstand auf.

Der Eindruck des Romans wird dadurch noch mehr verwirrt, daß er sich ganz in das Schema des „Wilhelm Meister“ einfügt: wir finden nicht blos die Hauptmassen und die Begebenheiten desselben wieder, sondern fast die nämlichen Personen, aber durch die ängstliche Beziehung zur Wirklichkeit in fratzenhafte Gestalten verwandelt: die Zigeunerin ist Barbara, Flämmchen

ist halb Mignon, halb Philine. Wenn aber in Mignon jeder Zug poetisch ist, weil Goethe nur diejenigen Momente des dunklen Gefühlslebens auswählt, die in den Saiten unserer eignen Seele ahnungsvoll wiederklingen, so ist Immermann bis in die körperlichen Motive hinabgestiegen, und aus dem Räthsel ist ein anatomisches Präparat geworden, das sich in galvanischen Zuckungen bewegt. Und so erkennt man die gräfliche Familie, Werner, Therese, Nathalie u. s. w. wieder, aber durchweg travestirt. Wenn der Dichter einmal einen Charakter in die Scene führt, bei dessen erstem Auftreten wir aufathmen, und hoffen, endlich den gewöhnlichen Maßstab der Bildung und Sitte anlegen zu können, so werden wir bald belehrt, daß diese Außenseite nur der Deckmantel für Lug und Trug, für Angst und Sünde ist. — Bei einer reflectirenden Natur, die alle unmittelbaren Eindrücke ängstlich zerlegt und auseinanderzieht, führt die Unklarheit der Stimmungen und Wünsche zu einer vollständigen Niedergeschlagenheit, einem matten und kränklichen Verzagen an aller Gegenwart. Die strebsame Jugend, die Immermann darstellt, ist noch unerträglicher, als die Zeit, die sie bekämpft. Herrmann, der Held des Romans, hat genug von der Referendarienbildung, um die Demagogen zu verachten, aber ebenso verachtet er die beschränkte Thätigkeit des Beamtenthums, wird statt dessen jahrelang Galopin bei einer vornehmen Familie, die ihn als Werkzeug verbraucht, und seine Schuld ist es nicht, wenn er später als Bastard den aussterbenden Adel und das aussterbende Bürgerthum beerbt. Freilich behandelt ihn der Dichter zuweilen ebenso ironisch, als Goethe seinen Helden, wenigstens scheint eine gewisse Ironie darin zu liegen, daß Herrmann durch sein wohlmeinendes, aber unzeitiges Eingreifen beständig Unfug stiftet; aber er behandelt ihn noch immer viel zu gut. Wilhelm Meister staunte mit liebenswürdiger Naivetät jede neue Erscheinung als etwas Schönes und Bedeutendes an, alles in der Welt imponirte ihm: Herrmann dagegen ist im 23. J. vollständig blasirt, unstät und wankelmüthig, er experimentirt mit sich und andern, findet sich dabei doch immer in neuen Illusionen getäuscht; kurz er ist ein ganz zweckloser Mensch.

Wenn man aber ästhetisch gegen die „Epigonen" die stärksten Bedenken auszusprechen befugt ist, so muß man historisch hinzufügen, daß dieser Roman den wichtigsten Einfluß auf die ganze spätere Literatur ausgeübt hat. Er leitet von den Lehrjahren und Wanderjahren gleichmäßig zu den „Rittern vom Geist", zu „Soll und Haben", zu den „Problematischen Naturen" hinüber; seine Kunstform, ja seine Stimmung ist maßgebend für alle diese Versuche gewesen, und will man die Stimmung für 1835 studiren, so wird er doch immer die Hauptquelle bleiben.

Die Jahre unmittelbar nach der Julirevolution waren in ihrer Grund-

stimmung ebenso revolutionär-skeptisch, als die Jahre nach der Restauration reactionär-dogmatisch gewesen waren. Jeder Schriftsteller, welcher der Regierung aus irgend einem Grunde ein Dorn im Auge war, galt allen Uebrigen als ein Märtyrer. Die Zeitschriften wurden der Mittelpunkt der Literatur, und die Literatur lernte von der Hand in den Mund leben. Der Stand des Schriftstellers schien der bequemste von der Welt, um so mehr, da man dadurch eine Mission zu erfüllen glaubte. In dem Alter, wo man anfangen soll, sich zu bilden, stellte man sich dem Volk als Lehrer dar; in einer Zeit, wo das Reich des Wissens sich so ausgedehnt hatte, daß man nur durch das Studium eines ganzen Lebens sich auf der Höhe halten konnte. Da man nichts wirklich durchdacht hatte, so konnte man nur auf den Effect speculiren. Wer einiges Talent hatte und eine dreiste Sprache, galt zuerst als hoffnungsvoller junger Mensch, dann als Vorkämpfer für die Sache der Menschheit. Diese vorschnellen Erfolge rächten sich dann bald, und des vergessnen Schriftstellers bemächtigte sich ein tiefer Mißmuth: er hielt sich für verkannt und verfolgt, und war fest überzeugt, daß etwas faul in Deutschland sein müsse; eine Revolution könne nicht ausbleiben. Es war die Stimmung eines Standes, der von dem wirklichen Leben getrennt in stofflosem Ehrgeiz verkümmerte.

Es ist ebenso unrichtig, den Begriff der jungdeutschen Literatur auf einen bestimmten Kreis einzuschränken, wie den der Romantik: beides bezeichnet einen allgemeinen Umschlag. Das „Haus Düsterweg" (1835) von W. Alexis z. B. ist ebenso jungdeutsch als die „Epigonen" oder „Wally": die Freude an der Analyse scheint vollständig den Schöpfungstrieb und die Empfänglichkeit aufgezehrt zu haben. Auch ist der Ton an sich nicht neu: Potpourri in der Weise Jean Pauls, Dialektik nach Hegel, der spät-Goethesche Geheimrathsstil. Mundt gab in der „Kunst der deutschen Prosa" eine förmliche Theorie des neuen Stils: was man früher als das Erforderniß einer guten Prosa betrachtete, das Festhalten eines scharf abgemessenen Gedankenganges, aus dem sich das Resultat mit Nothwendigkeit ergeben mußte, war in Verruf gekommen; man fand, daß eine gewisse reizende Unordnung und Verwirrung der Gedanken für die höhere Prosa ebenso nothwendig sei als für die Poesie. Die Schriftsteller wurden Spaziergänger, denen es auf das Ziel des Weges nicht ankam.

Der alte Tieck (62. J., in Dresden) kämpfte alljährlich in den Novellen gegen seinen demagogischen Nachwuchs, der im Lucindenstil gegen Goethe und die absolute Kunst sich empörte. Alles was er damals schrieb („der Mondsüchtige", „die Ahnenprobe", „der Wassermensch", „das alte Buch", „die Vogelscheuche") ist mit den gröbsten Invectiven gegen die modernen Literaten angefüllt; in „Liebeswerben" werden sie gar als eine Bande gemeiner Gauner dargestellt. Und doch ist die Verwandtschaft der beiden Bildungsschichten

augenscheinlich. In „Eigensinn und Laune“ (1835) sah man allgemein eine Satire gegen das junge Deutschland und gegen die Emancipation der Frauen. Aber Ton und Haltung ist ganz in der frühern Manier, und wenn es der Heldin zum Schluß schlecht geht, so kann man nicht behaupten, daß sie sich mehr emancipirt habe, als eine der übrigen Tieck'schen Heldinnen, bei denen durchgehends das augenblickliche Gelüst die sittlichen Bedenken zurückdrängt; im Gegentheil knüpft sich die jungdeutsche Romantik direct an seine eignen Novellen. Wie im blonden Eckbert, ist auch in dieser Novelle die Tendenz, daß alles Leben ein Traum, eine Lüge sei; der Grund derselben aber die Unfähigkeit, lebendige Gestalten zu schaffen, und daher die Neigung zu Menschen ohne Inhalt des Lebens und ohne innern Zusammenhang. Emmeline ist ein launenhaftes Wesen, leichtsinnig, aber nicht böse, die ihre reichen Freier zurückstößt, weil sie ihr nicht imponiren, sich dann auf einer Reise in einen hübschen Kutscher verliebt, weil er den Eindruck kräftiger Männlichkeit auf sie macht, und ihren schwachen Vater wirklich bestimmt, ihn ihr zum Mann zu geben. Vor der Hochzeit wird ihm eine gewisse äußere Politur angebildet, am Hochzeitstag aber läuft Emmeline, da er im modernen Frack aufhört ihr zu imponiren, plötzlich davon. Auf einer Reise wird sie von einem Charlatan verführt und verlassen; ein alter Verehrer nimmt sich ihrer an und heirathet sie. Nach einiger Zeit wird ein verwundeter französischer Officier zu ihnen gebracht. Aus der Krankenpflege entspinnt sich ein Liebesverhältniß und sie läßt sich von ihm entführen. Als sie in eine einsame Schenke kommen, merkt sie aus einem Hunde, den ihr Entführer mit sich führt, daß es niemand anders ist, als ihr ehemaliger Bräutigam, der Kutscher. Wie ist es möglich, daß sie bei ihrem engen Zusammenleben einander nicht früher erkennen? Möglich nur dadurch, daß Tieck's Figuren physiognomielose Schemen sind. Da Tieck mit seinen Empfindungen immer hoch über seinen Gegenständen schwebt, so weiß er sie auch nicht zu meistern. Mit dem trostlosen Refrain des blonden Eckbert: unser Leben ist wie ein albernes Mährchen, eigentlich ohne Inhalt, verläßt Emmeline ihren wiedergefundenen Gemahl. Sie tritt nachher noch in mehrern Metamorphosen auf, und durch Gift und Pistolen wird zum Schluß der nöthige Drucker gegeben, aber das alles erschüttert uns nicht, weil die Ereignisse schattenhaft ineinanderlaufen: die schrecklichsten Dinge werden so beiläufig erzählt, daß wir sie im nächsten Augenblick wieder vergessen haben.

Auch Eichendorff (47 J.) sah in seinen romantischen Tendenznovellen („Dichter und ihre Gesellen“, „Viel Lärmen um Nichts“) im Liberalismus nur die Zerstörung aller Andacht und aller Harmlosigkeit. In einer spätern Schrift sucht er für die Zerfahrenheit in der deutschen Literatur, wie im deut-

schen Leben als erste Quelle des Protestantismus. Sobald man einmal angefangen habe, die alten Stützen des Glaubens umzustoßen und sie durch das eigne Gefühl zu ersetzen, sei die nothwendige Folge gewesen, daß jedes Individuum den Mittelpunkt der Welt in sich selber fand und daß im Denken wie im Empfinden sich eine chaotische Verwirrung über das glaubenlose Zeitalter breitete. Auf diese Weise findet er nicht blos die Extravaganzen der neuesten Literatur, sondern auch diejenigen Werke, die wir als die Blüte unsrer nationalen Kraft zu betrachten gewohnt sind, im innersten Kern faul und von einer bösen Krankheit angefressen. Vor allen Dingen ist es Goethe, an dem er die Verderbniß des Zeitalters nachzuweisen sucht. Vieles in seinen Vorwürfen stimmt mit Novalis und Pustkuchen überein: der eine hatte vom Standpunkt der supranaturalistischen Mystik den Dichter als Entheiliger angeklagt, weil er die tiefgeheimnißvolle Romantik des Herzens dem trivialen Weltlauf geopfert, der andre im Namen des natürlichen christlichen Gefühls gegen Goethe's Individualismus geeifert, der zu Gunsten einer selbstgefälligen Schönseeligkeit dem Gesetz und der Sitte Trotz geboten habe. Eichendorff greift bald mit rationalistischen Gründen die Willkür des genialen Empfindens an, bald predigt er im Namen des unsichtbaren Heiligthums gegen eine in das Gesetz dieser Welt verstrickte Denkweise. Zuletzt giebt er an, wie wir uns aus der Verwirrung wieder herausarbeiten können. „Nicht durch Aesthetik, sondern einzig und allein durch das poetische Gewissen, das jede gleißende Lüge verabscheut, durch männliche Unterordnung jener zerfahrenen Elemente unter ein gemeinsames Princip, unter etwas, das höher liegt als diese Zerfahrenheit und drückende Unruhe: und das kann kein andres sein, als das religiöse und zwar specifisch christliche Gefühl, wie es z. B. in Shakspeare's Schauspielen unsichtbar und doch unverkennbar waltet." Er will keineswegs die Rückkehr zu kirchlichen Stoffen. „Wir verlangen nichts als eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt athmen, und die in ihrer Reinheit die verborgne höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchscheinen läßt, gleichwie ja dieselbe Gegend nicht dieselbe ist in dickem Schmutzwetter oder bei scharfer Abendbeleuchtung. Wer fragt im Frühling, was der Frühling sei? Wir sehen die Luft nicht, die uns erfrischt, und sehen das Licht nicht, das doch ringsum Laub und Blumen färbt."

Rücksichtsloser gegen die neue Schule zog ein anderer Vertreter der burschenschaftlichen Richtung zu Felde, Wolfgang Menzel, 37 J., der seit 6 J. die Kritik des stuttgarter Morgenblatts in Händen hatte, und darin gegen die Franzosen und Juden, gegen den Atheismus und die frivole Liederlichkeit, hauptsächlich aber gegen Goethe polterte, dessen Einfluß er alle Sünden der deutschen Literatur beimaß. Die Einzigen, die er bestehn ließ, waren — son-

derbare Zusammenstellung! — Schiller und Tieck. — Schon mehrfach hatte er gegen die Jüngern geplänkelt, von denen der eine, Gutzkow, ein Abtrünniger seiner eignen Schule war. Als nun Strauß mit dem „Leben Jesu" die ganze Theologie in Aufruhr brachte, als Gutzkow, Wienbarg (er hatte ein Buch dem „jungen Deutschland" gewidmet und dadurch der Schule den Namen gegeben), G. Büchner u. A. eine eigne Zeitschrift, die „Deutsche Revue" begründeten, glaubte er für seine Ueberzeugung lautes Zeugniß ablegen zu müssen. Er wies 11. Sept. 1835 auf den verderblichen Einfluß der französischen Irreligiosität hin, und machte außer Heine und Börne noch eine ganz Reihe von Schriftstellern als Träger derselben namhaft. Der Bundestag gab sich dazu her, in seiner Sitzung vom 10. Dec. das junge Deutschland als eine literarische Schule zu charakterisiren, „deren Bemühungen unverholen dahin gingen, in belletristischen, für alle Classen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören." In Folge dessen wurden scharfe Maßregeln gegen die künftigen Versuche dieser Schriftsteller angeordnet, und obgleich diese wetteiferten, dem hohen Bundestag ihre literarische Unschuld zu versichern, so wurden sie doch mehrere Jahre hindurch überwacht. Der Zorn der liberalen Partei über diese Maßregel richtete sich nicht gegen den Bundestag, sondern gegen Menzel. Es erschienen eine Reihe Anklagen von Gutzkow, Heine, Börne, Strauß, Paulus, Daumer u. s. w., und es dauerte etwa zwölf Jahre fort, daß jeder junge Literat, der sich als Träger der neuen Ideen die ersten Sporen verdienen wollte, mit einer Philippica gegen Menzel anfing. Wenn wir das Gehässige einer Denunciation und das Unvernünftige einer polizeilichen Maßregel gegen eine literarische Richtung beiseite stellen, so werden wir finden, daß jene Vorwürfe gegen die verderbliche Richtung der jungen Literatur nur zu vielen Grund hatten. Denn eben jene literarische Richtung, die sich nicht etwa auf die bezeichneten Schriftsteller einschränkte, sondern sich auf den bei weitem größten Theil der deutschen Journalistik ausdehnte, und die durch jene Bundesmaßregel nicht um ein Haar breit von ihrer Bahn abgelenkt wurde, hat sich durch tausend geheime Kanäle in das innere Leben des deutschen Volks eingefressen.

2.

Die Realisten.

„Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welche eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.“ — Was hätte Lessing gesagt, wenn er in unsern Zeiten gelebt hätte! Der alte Rationalismus, der Abklatsch der Wolff'schen Philosophie, war doch sehr bescheiden im Vergleich zu dem „vernünftigen“ Christenthum, welches in den dreißiger Jahren von den philosophischen und theologischen Kathedern vorgetragen wurde. Das Glaubensbekenntniß des alten Rationalismus ließ sich zur Noth auf ein paar Seiten zusammenfassen; die „wissenschaftliche“ Theologie der neuen Zeit umfaßte ganze Bände, und war nicht abgeneigt, neben der augsburgschen Confession auch den heidelberger Katechismus und allenfalls die Beschlüsse des tridentiner Concils als „aufgehobene Momente“ in sich aufzunehmen. An Opposition fehlte es nicht: die empirische Wissenschaft, auch die Theologie knirschte mit den Zähnen, wenn man ihnen die Worte im Munde verdrehte; aber immer weiter wurde der Kreis der Eingeweihten, immer stärker auch bei den draußen Stehenden die heimliche Neigung, in diesen Kreis aufgenommen zu werden.

Die Realisten athmeten auf, als durch eine unwiderlegliche Thatsache erwiesen wurde, Hegel'sche Philosophie und Christenthum sei nicht identisch. Diese Thatsache war das „Leben Jesu“ 1835 von David Strauß. Der Verfasser (27 J.) war Privatdocent der Theologie in Tübingen. Seine philosophische Bildung gehörte der Hegel'schen Schule an, unter Schleiermacher hatte er biblische Kritik studirt. Als Aufgabe seines Werks betrachtete er, alle bisherigen kritischen Forschungen zu sammeln, zu sichten und auf einen Grundgedanken zurückzuführen. Er nimmt der Reihe nach jede einzelne Geschichte aus dem Leben Jesu durch, zeigt die Widersprüche der einzelnen Berichterstatter, die Widersprüche gegen das Gesetz der Natur, und weist nach, daß wir nirgends sichern historischen Boden gewinnen. Die Methode seines Verfahrens ist der der Wolfenbüttler Fragmente sehr ähnlich, aber gegen die Heftigkeit der letzteren sticht der ruhige würdevolle Ton vortheilhaft ab, und wenn Reimarus die Evangelisten absichtlicher Täuschung beschuldigt, so kommt Strauß zu einem ganz andern Ergebniß. Zwar ist seine Auffassung ebensowohl der supranaturalistischen entgegengesetzt, welche die Wunder jener Ge-

schichte stehn läßt, als der rationalistischen, welche nach Ausmerzung der Wunder den Rest für geschichtlich ausgiebt: aber er findet in den Evangelien allerdings etwas Positives. Nicht das Leben Jesu lernen wir aus ihnen, wohl aber die Vorstellung der christlichen Gemeinde vom Leben Jesu; nicht der heilige Geist hat die Evangelien geschaffen, aber auch nicht die Willkür der einzelnen Schriftsteller, sondern in ihnen hat die mythenbildende Substanz des Christenthums ihren Ausdruck gefunden Die Evangelien haben nicht einen historischen, sondern einen dogmatischen Zweck; die Weissagungen der alten Propheten und die Vorstellungen vom kommenden Messias zur Zeit Jesu haben diese Mythen hervorgebracht, die in der Weise, wie es Ottfried Müller von den dorischen Tempeltraditionen berichtet, in der christlichen Gemeinde heilig aufbewahrt und von Mund zu Mund fortgepflanzt wurden; das Bild des wirklichen Messias wurde durch die Züge des gehofften und geweissagten Messias ausgeschmückt. — Man hatte den Begriff der Sage schon früher zur Erklärung der Evangelien benutzt, aber fast nur für die Kindheit und das Ende Jesu, so daß man „durch das Prachtthor der Mythe in die evangelische Geschichte hinein und durch ein ähnliches wieder hinausfuhr, für das Dazwischenliegende aber mit den krummen und mühseligen Pfaden der natürlichen Erklärung sich begnügte.“ Strauß fand im Gegentheil für nöthig, jeden einzelnen Punkt in der Geschichte Jesu darauf anzusehn, ob er nicht etwas Mythisches in sich habe. Die historische Existenz Jesu selbst wurde nicht angefochten, aber was man von ihm wirklich wissen konnte, schrumpfte auf ein unendlich Kleines zusammen.

So war nun, was F. A. Wolff, Niebuhr, Creuzer, Görres, Ott. Müller und die beiden Grimm so glänzend auf die profane Geschichte und Literatur angewendet hatten, auf die biblische Kritik übertragen. Eben noch hatte J. Grimm den Begriff des Mythus auch auf die Thierfabel ausgedehnt, die sich in ununterbrochener Ueberlieferung von der Heidenzeit bis zum Reinecke fortgepflanzt haben sollte. Bei allen diesen Männern hat der Begriff des Mythus etwas Mystisches, und so wie die germanistische Schule dem instinctartig schaffenden Volksgeist im historischen Liede einen größeren Werth beimaß, als der Treue nüchterner Chronisten, so war auch Strauß keineswegs gemeint, den Evangelien ihre Würde zu nehmen, indem er sie aus der Reihe der Chroniken strich. Spätere Gegner hatten nicht ganz Unrecht, die „mythenbildende Substanz“ das letzte Bollwerk zu nennen, hinter welches der heilige Geist mit seiner Inspiration sich verstecke.

Strauß selber versicherte, der Kern des Christenthums solle durch seine Kritik nicht angetastet werden. „Unentbehrlich, aber auch unverlierbar bleibt

uns vom Christenthum dasjenige, wodurch es die Menschheit aus der sinnlichen Religion der Griechen und aus der jüdischen Gesetzesreligion herausgehoben hat: also nach jener Seite hin der Glaube, daß es eine geistige und sittliche Macht ist, welche die Welt beherrscht, nach dieser die Einsicht, daß der Dienst dieser Macht, in den wir uns zu stellen haben, wie sie selbst nur ein geistiger und sittlicher im Dienst des Herzens und der Gesinnung sein kann." „So lange aber das Christenthum als etwas der Menschheit von Außen her Gegebenes, Christus als ein vom Himmel Gekommener, seine Kirche als eine Anstalt zur Entsündigung der Menschen durch sein Blut betrachtet wird, ist die Geistesreligion selbst ungeistig, das Christenthum jüdisch gefaßt. Erst wenn erkannt wird, daß im Christenthum die Menschheit nur ihrer selbst tiefer als bis dahin sich bewußt geworden, daß Jesus nur derjenige Mensch ist, in welchem dieses tiefere Bewußtsein zuerst als eine sein ganzes Leben und Wesen bestimmende Macht aufgegangen ist, daß Entsündigung eben nur im Eingehn in diese Gesinnung, ihrer Aufnahme gleichsam in das eigne Blut, zu finden ist, — erst dann ist das Christenthum wirklich christlich verstanden."

Der religiöse Geist, setzt er hinzu, war in seinem Recht, sich den Menschen in seiner Reinheit als individuelle Erscheinung gegenständlich zu machen, vor diesem Bilde des Menschensohns den Cult des religiösen Genius aufzurichten. Aber die verschiedenen Prädicate, welche die Kirche Christus beilegt, können in einem einzelnen historischen Individuum nicht zusammen gedacht werden. „Es ist nicht die Art, wie die Idee sich realisirt, in ein Exemplar ihre Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, sondern sie liebt in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, ihren Reichthum auszubreiten." — „Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, die zur Endlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt und sie zum machtlosen Material seiner Thätigkeit herabsetzt; sie ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwickelung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und zum Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben hervorgeht. Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht, d. h. durch die Belebung der Idee der Menschheit in sich, namentlich nach dem Moment, daß die Negation der Natürlichkeit der einzige Weg zum wahren geistigen Leben

für den Menschen sei, wird auch der Einzelne des gottmenschlichen Lebens der Gattung theilhaftig."

Die Bedeutung des Werks zeigt sich nicht allein in den vier starken Auflagen, die in kürzester Frist einander folgten, sondern vorzüglich in der unendlichen Literatur, die es hervorrief. Fast jeder berühmte oder unberühmte Kirchenlehrer sah sich veranlaßt, über die neue Idee sein Gutachten abzugeben. Die Evangelische Kirchenzeitung erklärte das Werk für eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neuen theologischen Literatur, als den vollen und unzweideutigen Ausdruck des bis dahin nur unvollkommenen und unreifen Unglaubens. Die Hegel'sche Philosophie habe in Strauß einen Triumph gefeiert, ähnlich dem Satans, als er in Judas fuhr. Strauß habe das Herz des Leviathan, das so hart ist, wie ein Stein, und so fest, wie ein Stück vom untersten Mühlstein: wenn er nicht ausdrücklich des Heiligen spotte, so schwebe ihm doch immer der Spott auf den Lippen; er taste mit Ruhe und Kaltblütigkeit den Gesalbten des Herrn an, und seinen Augen entquelle nicht einmal die Thräne der Wehmuth.

„Ja," erwiderte Strauß mit ernstem Selbstgefühl, „ich hasse und verachte jenes andächtige, zerknirschte und angstvolle Reden in wissenschaftlichen Untersuchungen, welches auf jedem Schritt sich und den Leser mit dem Verlust der Seligkeit bedroht. In wissenschaftlichen Dingen erhält der Geist sich frei, soll also auch freimüthig das Haupt erheben, nicht knechtisch es senken. Der Ausdruck heilig ist in wissenschaftlichen Dingen ein Ueberfluß, das Höchste für die Wissenschaft ist objectiv Wahrheit und subjectiv Wahrheitsliebe. Jene ist ihr Heiliges, diese die heilige Behandlung des Heiligen." Mit besonderer Herbigkeit besprach Strauß die Versuche der vermittelnden Theologie, das Wunder durch den Begriff eines durch die Allmacht beschleunigten Naturprocesses zu retten.

Strauß hatte Recht, im Bewußtsein seines guten Gewissens und seiner ernsten wissenschaftlichen Haltung die Vorwürfe der Zeloten und unklaren Köpfe von sich zurückzuweisen. Aber das eigentliche Interesse seines Werks war doch nicht das streng wissenschaftliche, historische; er blieb Theolog; die wissenschaftliche Untersuchung war ihm nur Mittel, die trüben Vorstellungen zu verbannen, welche in Fragen des Christenthums Gebildete und Ungebildete gefangen hielten. Er selbst sagt später: „Wer über die Herrscher von Ninive oder die ägyptischen Pharaonen schreibt, der mag dabei ein rein historisches Interesse haben; das Christenthum dagegen ist eine so lebendige Macht, und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Consequenzen für die unmittelbare Gegenwart in sich, daß der Forscher ein Stumpfsinniger sein müßte, um bei der Entscheidung jener Frage eben nur

historisch interessirt zu sein." Die Hauptsache ist, die Menschheit von dem alten Wahn zu befreien; die kritische Untersuchung des Einzelnen hat nur ein secundäres Interesse. „Das läßt sich unabhängig von diesen Fragen erkennen, wie wir uns die evangelische Geschichte nicht vorzustellen haben, so viel können wir unsern Evangelien bald absehn, daß weder alle noch ein einzelnes unter ihnen die zwingende historische Glaubwürdigkeit aufweisen, welche nöthig wäre, um unsere Vernunft bis zur Annahme des Wunders gefangen zu nehmen. Es ist in der Person und dem Werk Jesu nichts Uebernatürliches, nichts von der Art gewesen, das nun mit dem Bleigewicht einer blinden Glauben heischenden Autorität auf der Menschheit liegen bleiben müßte."

Sein älterer College in Tübingen, Chr. Baur (43 J.) war mit diesem negativen Resultat keineswegen zufrieden. Strauß habe seine Zeit mit reiner offener Wahrheitsliebe ihres Nichtwissens überführt; wolle man zu positiven Ergebnissen gelangen, so müsse man mit der Kritik der einzelnen Schriften beginnen, jeden Schriftsteller nach seiner Individualität fragen, ihm das Geheimniß seiner Conception abzulauschen suchen, eben deshalb aber auch in den ganzen Zusammenhang der Zeitverhältnisse sich hineinstellen, aus welchen diese Schriften hervorgegangen seien. Erst so könne sich ein bestimmtes Urtheil darüber bilden, ob und in wie weit sie als geschichtliche Darstellungen zu betrachten seien, und ob nicht im entgegengesetzten Fall die Anschauungen ihres Zeitalters sich mit hinreichender Deutlichkeit in ihnen abspiegeln, um ihre Abfassungszeit zu bestimmen und sie als unmittelbare Quellen zur Erkenntniß ihrer Zeit zu benutzen.

Baur hatte nach Vollendung seines mythologischen Werks den Zusammenhang der jüdischen Religionsvorstellungen mit den ägyptischen und vorderasiatischen untersucht; er hatte 1831 in den Monographien über die Manichäer und Ebioniten bereits auf dem Gegensatz von Judenchristen und Heidenchristen hingewiesen. 1835 schrieb er: „Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung", in welcher nicht blos die älteren Gnostiker, sondern auch J. Böhme, Schelling, Schleiermacher, Kant und Hegel besprochen waren. Gegen Schleiermacher führte er aus, daß die Urbildlichkeit des Erlösers eine religionsphilosophische Idee, nicht eine geschichtlich erweisbare Thatsache sei; für das vollendete Gottesbewußtsein, für die Unsündlichkeit einer historischen Person könne es keinen empirischen Beweis geben; das Bild des Erlösers habe nur eine ideelle Bedeutung. Im Wesentlichen stellt er sich auf den Standpunkt Hegel's, während er gegen die Rationalisten die altkirchliche Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung vertheidigte, wie er denn überhaupt der strengern Rechtgläubigkeit vor der vermittelnden Theologie den Vorzug gab. — In der gleichzeitigen Schrift „über

die sogenannten Pastoralbriefe", stellte er zuerst die Grundsätze der historischen Kritik fest.

Einen tiefen Blick in die spätere Geschichte des Christenthums giebt J. Grimm's „deutsche Mythologie", 1835, eins der edelsten Erzeugnisse seines Geistes. — Um sich verständlich zu machen, mußte das Christenthum die alten deutschen Naturgötter in den Rang böser Geister herabdrücken, während das Volk seine Traditionen in das Gewand der christlichen Legende kleidete. Der Polytheismus kennt keine individuelle Symbolisirung des Bösen, die Tiefe der dämonischen Welt geht erst auf, sobald eine neue Religion sich zu dem Naturleben des Glaubens in Gegensatz stellt. Der Aberglaube entspringt aus der Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche und Ideen im Gegensatz zur herrschenden christlichen Lehre. Durch die heidnischen Vorstellungen, die dem Christenthum Widerstand leisten, zieht sich ein leiser Grundzug von Unbehagen und Trostlosigkeit, z. B. in den Elementargeistern, die trotz großer Begabung und Schönheit die Hoffnung der Seligkeit entbehren. Gebrandmarkt mit dem Fluch der Unseligkeit, muß der Gott Thor nächtlich mit dem wilden Heer über die Gipfel der Forste brausen, gefolgt von persischen und griechischen Göttergestalten, die das Christenthum, ohne es zu wollen, aus dem Orient nach Deutschland übertrug. Grimm zeigt den allmählichen Uebergang dieser phantastischen Sagen in das Gemüth des Volks, wo sie einen finstern, schrecklichen Charakter annahmen, ihre Ausbreitung zur Teufelslehre, ihren entsetzlichen Mißbrauch in den Hexenprocessen. Indem auf diese Weise die einzelnen Reste der Sage in ihre Bestandtheile zersetzt werden, taucht aus dem Nebel der spätern Ueberlieferung ein helles Bild des altdeutschen Cultus auf, wie er war, ehe ihn ein feindlicher Glaube in's Böse verkehrte. In der Anknüpfung der alten Götterbilder an starke sinnliche Eindrücke der Natur sowie an lebhafte sittliche Empfindungen des Volks entwickelt Grimm einen Scharfsinn, gegen welchen der Witz, den Feuerbach in seiner spätern Analyse des Christenthums gezeigt hat, doch sehr kleinlich aussieht. — Das Christenthum war nicht volksmäßig, es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte heimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst gingen zusammen mit Ueberlieferungen, Verfassungen und Gebräuchen des Volks. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und alterthümlich geheiligt. Könige und Fürsten führten Namen und Abkunft auf Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Alledem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von Verkündigern und Anhängern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Nicht blos die blutigen Opfer, auch die sinnliche

lebensfrohe Seite des Heidenthums war ihnen ein Greuel. Für den verheißenen Himmel sollte der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren hingeben. Obschon das untergehende Heidenthum von den Berichterstattern geflissentlich in Schatten gesetzt wird, bricht doch zuweilen rührende Klage über den Verlust der alten Götter oder ehrenwerther Widerstand aus gegen die äußerlich aufgedrungene Neuerung. Die heilige Mythe, die früher der Priester an heiliger Stätte verkündet hatte, wurde nun im Kreise der Familie fortgepflanzt. Da alle Vorstellungen schwankten, nahm sie häufig ein fremdes Gewand an, wo irgend eine sinnliche Vermittelung aufzufinden war: aus dem netzwerfenden Thor wurde Sanct Petrus der Fischfänger, Freya verwandelte sich in die Jungfrau Maria, aus dem Kreise der Asen wurden die Apostel. Aber das Stoffliche blieb, und wurde selbst in den Einzelheiten so getreu, als es die Sage überhaupt vermag, der spätern Zeit überliefert. Je weiter die Bildung sich vom Volk trennte, desto tiefer wurde der Mythus in die untern Schichten des Volks herabgedrückt. Herumziehende Handwerker, Schuster und Schneider, Vagabunden und Hanswürste traten an Stelle der alten Götter. So bildete sich das volksthümliche deutsche Mährchen aus.

Grimm's „Mythologie" hat den durchgreifendsten Einfluß auf die gesammte Bildung der Zeit ausgeübt. Zunächst vertiefte sie den wissenschaftlichen Blick im Allgemeinen, wie außer Niebuhr's römischer Geschichte vielleicht kein andres Buch, sie machte Schule, sie regte eine ganze Reihe jüngerer Gelehrten an, Wanderungen in's Volksleben zu unternehmen, um in Sagen und Spinnstuben-Geschichten Spuren von den verschwundenen altdeutschen Göttern zu entdecken. Heine hat in seinen „Elementargeistern" Fragmente aus diesem gelehrten Buch in anmuthigen Farben dem größern Publicum vorgewiesen.

Gleichzeitig mit der „Mythologie" erschien der 1. Bd. der „Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur". Der Verfasser, Gervinus aus Darmstadt, 30 J., war Docent in Heidelberg, wo unter Schlosser's Leitung der Geist seiner Studien die bleibende Richtung empfangen hatte; er wurde im folgenden Jahr Professor in Göttingen. Trotz der umfassendsten Vorstudien für eine Geschichte der ältern deutschen Literatur hatte sich an eine eigentliche Darstellung niemand gewagt, weil der Stoff noch in Fluß zu sein schien. Man hatte sich auf Lehrbücher beschränkt, theils für Gelehrte, theils für Schüler; unter den letztern war das dankenswertheste das von Koberstein 1827. Es gehörte Muth dazu, diese Bedenken zu überwinden, und Gervinus hatte Recht, seinen Entschluß als eine That aufzufassen.

„Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten, konnte neben dem

Hauptzweck meiner Geschichte meine Absicht nicht sein. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne; und ich verzichte auf jedes andere Verdienst als auf das, was Horaz nennt: aus dem Allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben; manche leere Stelle ist noch auszufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Versuch machte das Ganze zu behandeln." — Man kann sich nicht bescheidener ausdrücken. Wenn Gervinus, wie es nicht anders möglich war, sich auf die monographischen und allgemeinen Forschungen der großen Germanisten stützt, so steht er ihnen mit jener Freiheit gegenüber, die ein ungeheures Wissen und eine gründliche Methode giebt. Indem er die bisherigen Ansichten und Entdeckungen zuweilen etwas gewaltsam umwühlt, ergeben sich eine Reihe neuer und wichtiger Gesichtspunkte, die fast in allen Zweigen die Wissenschaft befruchtet haben. Wem, an die Werke Grimm's gelegt, Gervinus' Gesichtspunkte von geringerer Tiefe erscheinen, der möge den hohen Werth erwägen, den der Meister selbst auf diese Darstellung des Jüngern legte. In manchen Punkten sah Gervinus bei seiner rationalistischen Bildung schärfer als Grimm, und einzelne philosophische Auseinandersetzungen z. B. der Gegensatz zwischen der deutschen und griechischen, zwischen der deutschen und nordischen Geistesbildung sind neu, von überraschender Wahrheit und bleibend.

Ueber den Plan und die Anlage seines Werks läßt sich streiten; z. B. ob es zweckmäßig war die prosaische Literatur von der poetischen, die in Deutschland lateinisch geschriebenen Bücher von den deutschen zu trennen; indeß hat zuletzt jeder Schriftsteller, namentlich wenn es sich um eine fast neue Wissenschaft handelt, das Recht, seinen Gegenstand nach eignem Ermessen abzugrenzen. — Schwerer fällt ein anderes Bedenken in's Gewicht. Gervinus tadelt die deutschen Historiker, sich mit ihren Forschungen auf die deutsche Vorzeit beschränkt, der Gegenwart zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; für ihn ist die Gegenwart die Hauptsache, er findet in der hellenistischen Periode, in der Goethe und Schiller zusammen wirkten, nicht nur die höchste Blüte der deutschen Dichtung, sondern das höchste Ziel, das irgend eine moderne Nation erreicht hat. Für ihn ist die Herrschaft der Klostergeistlichen, der Ritter, der Zünfte und der Gelehrten über die Literatur nur eine Vorstufe zu dieser classischen Periode: er sagt es ausdrücklich, und man merkt es seiner Darstellung sehr an. Wo man aber die Gegenwart im Auge hat, ist man mit seinen Interessen betheiligt. Daraus, und nicht blos aus der Einwirkung Schlosser's, erklärt sich die Lebhaftigkeit, mit der Gervinus, trotz seines Versprechens, ganz historisch und objectiv zu sein, bei jeder Erscheinung

mit seinem Urtheil bei der Hand ist. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, ob für eine organische Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters die Perspective auf unsere gegenwärtige Literatur, oder nicht vielmehr die Perspective auf die mittelalterliche Literatur der übrigen Nationen der richtige Augenpunkt ist?

Gervinus hatte die Absicht, eine künstlerische Composition, ein Nationalwerk zu schaffen. Das Letztere ist ihm gelungen. Er hat die Masse des lesenden Publicums in seinen Bann gezwungen, und was sich an Kenntnissen und Ansichten in dieser Schicht vorfindet, beruht fast ausschließlich auf seinem Werk. Die Methode seiner Composition ist anfechtbar. Einmal schwebt ihm zu sehr die Kunstform der Alten vor, und trotz des bedeutenden Inhalts, wird er in rhetorischen Wendungen zuweilen matt und leer. Dann vergißt er nicht selten die Pflicht des Geschichtschreibers, die Sachen darzustellen: es liegt nicht blos in seinem Princip, sondern in seinem Talent, daß er niemals einen Gegenstand rein für sich anschauen und abbilden kann; wir sehen fortwährend die Werkstätte des Schriftstellers in seinem unruhigen Schaffen und Treiben, er nimmt jede einzelne Erscheinung vor, sucht den Zusammenhang mit einer andern, frühern oder spätern, stellt sie mit einer dritten, die aus einer ganz andern Periode her auf dem Secirtisch liegt, in Parallele, rechtet mit ihr, entschuldigt sie u. s. w. Nicht nur seiner Erzählung, auch seinem Stil fehlt die Ruhe, da er immer nur reflectirt und nie erzählt, da er sehr leicht dem Bann der Ideenassociation verfällt. Dieser Stil hat für die Folge eine sehr große Wirkung geübt, weil ohne Ausnahme Alle, die in dem Fach arbeiteten, durch seine Schule gegangen sind, und diese Wirkung war nicht günstig.

Wie man in der Literaturgeschichte den innern Zusammenhang mit dem geistigen Princip der verschiedenen Nationen aufsuchte, so und vielleicht noch fruchtbarer geschah es in der Kunstgeschichte. Die Arbeiten der Romantiker, die nach beiden Seiten hin nur die glänzenden Höhepunkte in's Auge faßten, sahen viel reinlicher aus, aber erst durch die Vertiefung in's Detail lernte man wirkliches Wissen vom Schein des Wissens unterscheiden. — Gleichzeitig mit Gervinus schrieb der große Begründer der deutschen Kunstgeschichte, Schnaase, damals Procurator zu Düsseldorf, 36 J., seine „Niederländischen Briefe“, in denen die feinste Anschauung sich mit allgemeiner philosophischer Bildung paart.

Dieser Geist des Realismus regt sich auch in den Historikern. An funkensprühendem Geist, an Kühnheit der Conceptionen ist kaum einer mit Droysen zu vergleichen, damals 27 J., Professor in Berlin. Vor zwei Jahren hatte seine Geschichte Alexander des Großen Aufsehen gemacht, nicht blos durch die außerordentliche Bewältigung des massenhaften Materials, sondern

durch seinen Grundgedanken: das Recht ist nur in der historischen Entwicklung, es ist nur der Schatten eines wirklichen Lebens, der als Abstraction gedacht und gegen die Bewegung gewendet, unmittelbar überwunden ist, sobald man ihn in seinem Wesen begreift; die Leidenschaft gewaltiger Geister, die von einer Idee erfüllt und fortgerissen sind, ist das wahre Recht der Geschichte. Zuweilen verletzt die Härte, mit welcher die Gefühlsausbrüche der griechischen Freiheitsenthusiasten abgefertigt werden, die von ihrem Standpunkt doch auch Recht hatten. Die darauf folgende „Geschichte des Hellenismus" ist objectiver gehalten. Ein wahres Brillantstück ist die Uebersetzung des Aristophanes 1835, in welcher der Uebersetzer in übermüthig genialer Tollheit mit seinem Vorbild wetteifert.

L. Ranke (40 J.) erreichte den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens in dem neuen Werk: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. J." (1834—1836). Es war vielleicht für ihn ein geheimer Reiz, daß die Wiedergeburt der Kirche nicht, wie ihr erster Kampf um Anerkennung, durch große Persönlichkeiten getragen wurde, sondern aus einer allgemeinen Richtung hervorging, die willenlos Verständige und Unverständige mit sich fortriß. Zur Zeichnung eines Gregor 7., Innocenz 3., Alexander 3. gehört ein breiter Pinsel, sie wollen aus dem Vollen gemalt sein; feine, geistreiche Züge sind wenig bei ihnen anzutreffen. Aber den Uebergang von einem Leo 10. zu einem Pius 5., einem Sixtus 5. zu malen, die leisen Schattirungen zu verfolgen, in denen der unmerklich aber unaufhaltsam um sich greifende kirchliche Sinn sich auf diesen nicht bedeutenden aber pikanten Physiognomien ausdrückt, das ist die rechte Freude des Diplomaten, der hinter höflicher Anerkennung eine gelinde Ironie versteckt, wenn die Einfältigen das Rüstzeug des Geistes werden. — Welch unendlich reicher Rahmen und doch ein wie kunstvolles Maß! Die Päpste treten in einer dreifachen Beziehung auf: als Gebieter einer furchtbaren Macht, die ihr Netz über die ganze Welt ausbreitet; als Landesfürsten, in die kleinen Sorgen der Oekonomie, in die locale Politik verwickelt; endlich als Angehörige der gebildetsten Nation, im Verhältniß zu Wissenschaft und Kunst, als Schutzherren der herrlichen Stadt, die noch nicht vergessen hat, daß sie einst Mittelpunkt der Bildung war. Wir werden heimisch in den engen Gemächern des Conclave, wir werden jeder einzelnen Person vorgestellt, die irgend ein interessantes Gesicht hat; wir orientiren uns in der Stadt, wir sehn das neue Rom entstehn, seine Paläste, seine Straßen, seine Bewohner; wir wissen von jeder Familie, von jeder Menschenclasse, was sie hergeführt; unter unsern Augen werden die Gemälde, die Statuen ausgeführt, wird der Obelisk aufgerichtet, die Peterskirche gebaut. Dann begleiten wir die Nepoten in ihre gouvernementale Wirksamkeit, auf

ihre Güter; dart werden wir mit ihren Nachbarn, mit dem Landvalk bekannt, die palitischen Verwicklungen bekammen für uns ein persönliches Interesse. Unmerklich dehnt sich der Schauplatz weiter aus. Wir reisen in Gesellschaft des uns wahlbekannten Legaten an die verschiednen Höfe. Die religiösen und palitischen Verhältnisse der Staaten treten eins nach dem andern an's Licht, wir kümmern uns um die gebildeten und gelehrten Männer in der Nähe, sehn uns die Kunstwerke und Alterthümer an, nehmen, wie es Weltmännern ziemt, selbst von den philasophischen Bestrebungen Natiz, ahne uns zu sehr auf das Einzelne einzulassen, und dabei erhalten wir durch jene Prapaganda, die alle Welttheile umspannt, die ausführlichsten Berichte aus der Ferne. Sa persönlich und durch individuelle Mittheilungen mit dem graßen Umkreis der päpstlichen Wirksamkeit vertraut gemacht, können wir, des Herumstreifens müde, ruhig auf das Capitol zurückkehren; wir verlieren keine von den Seiten des graßen Gemäldes aus dem Auge.

Es liegt in der Tendenz einer völlig verweltlichten Kirche, die in ihrer heidnischen Bildung den Aberglauben des Valks kaum noch begreift, und sich dach gezwungen sieht, den erwachten Gefühlen der Masse gegenüber den finstern Geist der christlichen Abstractian aus den Gräbern der Vorzeit heraufzubeschwären, eine so eigenthümliche Ramantik, und in der Rückwirkung dieses Geistes auf die Weisen, die ihn aus äußerlichen Gründen gerufen, in dem Sieg der dunkeln Inspiratian über die Berechnung wieder etwas so wunderbar Ironisches, daß wir die innere Freude des geistesverwandten Künstlers wohl mitfühlen. Ranke's Kunst besteht darin, die Ideen in den einzelnen Individualitäten zu verkörpern. Die einzelnen Parträts sind sa glänzend gezeichnet, daß man mitunter glauben sollte, sie thäten der Gesammtwirkung Eintrag, wie wenn man z. B. eine Wand, statt mit Fresken, mit Oelgemälden ausfüllen wollte. Aber das ist nicht der Fall: trotz des Sprunghaften wird die Grundfarbe festgehalten. Am glänzendsten ist die Entwicklung der Jesuiten. Wir erblicken die Idee des Ordens zuerst in der schwärmerischen Reflexian einzelner Männer, die mehr von einem unbestimmten Thatendrang, als van einer festgegründeten Ueberzeugung geleitet werden; aber dieser Drang nimmt die Farbe der Zeit an. Visionen, Büßungen, Mirakel machen den Anfang, dann führt ein energischer Instinct sie sogleich zur Befriedigung der praktischen Bedürfnisse. Der Zweck ist ein überirdischer, heiliger, aber die Mittel werden mit klugem, irdischem Verstand gewählt. Der Orden ist ausschließlich Thätigkeit für die gute Sache; mit dem Denken, mit dem Detail des Glaubens, mit dem müßigen kleinen Dienst macht er sich nichts zu schaffen. Was er für die Kirche im Graßen und Ganzen thut, überhebt ihn der einzelnen „guten Werke“. Es ist nicht ein einzelner übermenschlicher Verstand,

nicht ein mächtiger Entschluß, der den Plan dieses wunderbaren Baues ersinnt; der Orden wird durch den Geist der Kirche, durch die Macht der Umstände gebildet und modificirt, wie er selbst bildend auf sie einwirkt. Im Anfang muß er sich den Boden durch Unterwühlen des Bestehenden gewinnen, daher seine Lehren vom Recht des Königsmords, von der Volkssouveränetät; sobald er aber festen Fuß gefaßt und die Mächtigen der Erde für sich gewonnen hat, muß er darauf denken, diese Macht zu erhalten. Anfangs bringt ihm seine Strenge jenes Ansehn, woraus seine Herrschaft an den Höfen und in den Schulen sich herschreibt Aber die Personen wechseln, und um den Einfluß einer bestehenden Gesellschaft, abgesehn von ihrem heiligen Zweck, dauernd zu befestigen, muß sie sich in die bestimmten Interessen vertiefen, muß sich accommodiren. Die Mittel weiß man genau, man wird in jedem Augenblick daran erinnert, denn man ist unausgesetzt thätig. Der Zweck ist in guten Händen; man begnügt sich damit, ihn zu haben, weiter kümmert man sich nicht darum. Diese Praxis muß bei der großen Einheit und Consequenz des Ordens sich zur Theorie gestalten. In der reinen Freude über diese Theorie beben sie vor keiner Consequenz zurück, sie bilden das wunderbare System der Casuistik aus, das den Spiritualismus des Christenthums vollständig aufhebt, und geben sich zu Anwälten des weltlichen Wesens gegen die Anforderungen der Kirche her. Das Institut, welches die Vergeistigung der ganzen Welt zu seinem Zweck gesetzt, verweltlicht in sich selbst, wie die Kirche, der es dient: es ist der Ausdruck der absoluten Geistlosigkeit, die nur durch Masse und durch Disciplin wirkt. — Das alles hat Ranke nicht in trocknen Reflexionen, sondern in lebendiger individueller Anschauung, mit feiner, geschmackvoller Ironie dargestellt, und obgleich er niemals leidenschaftlich wird, so würde doch für jeden Gebildeten seine Darstellung die Verurtheilung des ganzen Instituts entschiedner begründen, als irgend eine der bekannten Streitschriften. Denn wenn man sonst die Jesuiten als ein Werk des Teufels darstellte, so übt auf romantische Gemüther der Teufel einen gewissen Reiz, und wenn man ihn erst mit Schrecken bewundert, so kann wohl einmal der Augenblick kommen, wo man sich versucht fühlt, ihn anzubeten. Für die wahre Bildung dagegen, die ihn übersieht und völlig durchschaut, verliert der Teufel seinen Schrecken wie seinen Reiz. —

Von großem Segen war Ranke's akademische Wirksamkeit. In den „Jahrbüchern des deutschen Reichs“, die seit 1837 unter seiner Leitung mit Anschluß an die Monumenta ausgearbeitet wurden, haben sich die tüchtigsten Historiker geschult und an strenge kritische Methode gewöhnt. Es ist eigen, wie wenig die Form des Meisters auf seine Schüler übergegangen ist: man darf nur die bedeutendsten derselben, Sybel und Waitz, vergleichen. Der

jüngere H. Grimm, in dessen „Michel Angelo“ sich am meisten von Ranke's Art findet, ist nur uneigentlich sein Schüler. — In seinen Vorlesungen, die stets ein glänzendes Auditorium hatten, breitete sich Ranke über alle Perioden der Geschichte aus, in seinen darstellenden Werken beschränkte er sich auf das 16. u. 17. J. (Die „Neun Bücher preußischer Geschichte“ sind nur eine Episode.) Er hat Frankreich und England behandelt, das wichtigste Werk nach den Päpsten ist die Geschichte der Reformation. Die Porträts von Karl 5., von Frundsberg und andern charakteristischen Figuren jener Zeit sind wiederum höchst kunstvoll ausgeführt, und die psychologische Entwicklung Luther's bildet einen schönen Gegensatz zu der Analyse Loyola's in den Päpsten. Aber das Reformationszeitalter selbst hat er mit zu feinen Details gemalt, um der großen Bewegung, die einen breiten Pinsel erfordert, vollkommen gerecht zu werden. Hier, wo er die Stellung eines zuschauenden Diplomaten nicht beibehalten konnte, zeigt sich doch, daß sein Verhältniß zu den Ideen, die unser Zeitalter ebenso bewegen wie das der Reformation, kein ganz klares ist: er hat weder den naiven Glauben, der ihn die Farbe der alten Begeisterung wiederfinden ließe, noch jene Freiheit der Bildung, die mit einem neuen sittlichen Princip verknüpft das große Werk der kirchlichen Wiedergeburt objectiv auffassen könnte.

Wenn es wenig Schriftsteller giebt, die ein so unbefangenes Wohlgefallen an der gegenständlichen Welt mit so viel Feinheit und Sicherheit der Zeichnung verbinden, so ist diese Virtuosität freilich nicht ohne Bedenken. Mitunter überkommt uns doch ein ganz unheimliches Gefühl, wenn Ranke z. B. bei den Greueln der Bluthochzeit kaltblütig das Für und Wider erörtert, wenn es so aussieht, als sei er selbst einer jener italienischen Diplomaten aus der Schule Macchiavell's, zwar wohlgesinnt und dem Verbrechen abgeneigt, aber doch auch bei den schändlichsten Unternehmungen dem überwältigenden Eindruck einer feinen Berechnung nicht unzugänglich. Man kann aus seinen Ansichten mit gleichem Recht nach der einen wie nach der andern Seite hin Folgerungen ziehn: ein Zeichen, daß er mit seinen Gedanken nicht fertig geworden ist. Vorwiegend ist nur Eines: der Haß gegen die Formel, ein Haß, der aus Wahrheitsliebe entspringt und der voreiligen bequemen Phrase gegenüber gewiß im Recht ist. Aber jede Untersuchung, so tief sie sich auf das Einzelne einläßt, und so ängstlich sie sich vor dem voreiligen Abschluß scheut, um ja nicht eine wesentliche Seite auszulassen und dadurch unwahr zu werden, muß doch zuletzt zu einem Abschluß, zu einer Formel, zu einer positiv ausgedrückten und daher in der Form eines Glaubenssatzes auftretenden allgemeinen Wahrheit führen, sonst ist sie zwecklos und verläuft sich in ein unfruchtbares Hin- und Herreden.

In der Bildung ist Ranke den meisten Politikern von Fach überlegen; er ist überall zu Hause, auch auf dem Gebiet der Literatur und Kunst, in den Irrwegen der religiösen Entwickelung und der Philosophie. Er hat für Persönlichkeiten einen schnellen Blick, wie er sonst in der Regel nur geistreichen Frauen eigen ist. Aber wir vermissen den männlichen Ernst, der sich weder durch ästhetisches Wohlgefallen, noch durch persönliche Theilnahme abhalten läßt, in den Punkten, auf die es ankommt, unerbittlich zu sein. In der Kritik der Thatsachen kennt er keine Nachsicht; in seinem sittlichen Urtheil dagegen bemüht er sich mit einer gewissen Aengstlichkeit, den Gegenständen keine Persönlichkeit entgegenzusetzen. In der Einleitung zu den „Päpsten" wundert er sich, daß man ihm die römischen Archive nicht geöffnet, da doch ein Protestant, der von der Macht der Kirche weder im Guten, noch im Schlimmen berührt werde, am geeignetsten sei, diese ihm vollkommen fremde Gewalt objectiv darzustellen. Ein Jahr nach Vollendung der „Päpste" zeigte sich in den kölner Wirren, daß die Kirche noch immer eine sehr stark in's Leben eingreifende Macht sei, gegen die der Protestant jede andere mögliche Gesinnung haben durfte, als parteiloses Wohlwollen. Ranke steht darin auf gleichem Boden mit den preußischen Diplomaten seiner Zeit, die sich in die „objective" Anschauung verlieren, weil sie zu wenig politischen Hinterhalt haben, um selbstständig schaffen zu können. Der thätige Diplomat studirt die Personen und Verhältnisse, soweit er sie kennen muß, um sie seinen Interessen dienstbar zu machen; der müßige Diplomat studirt sie aus Freude an den Stoffen, und es begegnet ihm dann, daß er die Dinge zuweilen um so schiefer auffaßt, je geistvoller er ist. Ranke hat ein feines Verständniß für das Schöne und Bedeutende, aber diese Empfänglichkeit hat etwas Dilettantisches; er kennt weder Zorn noch Haß, und er muß sich auch zur Begeisterung und zum Glauben erst künstlich steigern. Das sittliche Gefühl, die historische Macht, die große Thaten hervorruft, ist ihm nur Gegenstand, es ist nicht in ihm selbst. Wie der Diplomat steht er außerhalb der Begebenheiten, seine Theilnahme ist ihm keine Herzenssache. Diese Art der Theilnahme bedingt auch seine Beobachtung: sie geht auf's Einzelne, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, auf's Aeußerliche. Ein fein gebildeter Mann wird sich nicht auf rohe Aeußerlichkeiten beschränken, er wird einen besondern Reiz in der Durchforschung der innern Motive finden, er wird mit unparteiischem Wohlwollen jede Bewegung verfolgen, in der etwas Geistiges durchscheint; aber dieses Wohlwollen ist nicht die lebendige, beseelende Theilnahme, nicht der unmittelbare Enthusiasmus, der allein wahrhaft geniales Thun, allein wahrhaft geniales Begreifen möglich macht.

Die „historisch-politische Zeitschrift", welche Ranke 1832—1836 herausgab, enthält vortreffliche Aufsätze, ging aber damals spurlos vorüber,

weil in einer Zeit, wo die Gegensätze hart an einander stießen, die vermittelnde Vielseitigkeit der Weltbildung nur erbitterte.

Gleichzeitig mit Ranke's Papstgeschichte des 16. und 17. J. erschien ganz in entgegengesetzter Auffassung die „Geschichte Papst Innocenz 3. und seiner Zeitgenossen." (1834—1842). Der Verfasser, Hurter, 49 J., Antistes und Decan in seiner Vaterstadt Schaffhausen, schreibt selber: „Nur über dieser Geschichtschreibung konnt' er der Betrübniß vergessen, welche bei dem losgebrochenen Treiben entfesselter Leidenschaften, bei dem wilden, wüsten Rasen blinden Gelüsts, bei dem Zertreten alles Rechts, und bei der in erschütternder Ausdehnung sich offenbarenden Entsittlichung sein Gemüth darniederdrückte; nur über ihr der steigenden Bangigkeit sich erwehren, mit welcher er seit den wieder ausgebrochenen Revolutionsstürmen in die Zukunft blickt. Wie muß nicht jeder, welchem wohlbegründetes Recht und feste Ordnung die Pfeiler sind, auf denen die Wohlfahrt des Menschengeschlechts sich erhebt, gern in solche Zeiten sich hinüberflüchten, welche gegen alle Störungen von jenen ein kräftiges Gegengewicht anerkannten; in welchen die Gesellschaft durch alle Abstufungen und durch alle Verhältnisse zu einem harmonisch ausgebildeten, darum auch festgegliederten Ganzen sich gestaltete, und in denen ein aus dynamischen Kräften ausgehendes Gravitationsgesetz allen die Wandelbahn bestimmte, an dessen Statt je länger desto mehr eine trostlose Atomistik zu treten droht!" — Hurter macht sich, was bei Innocenz unmittelbare Leidenschaft war, durch Reflexion zurecht, durch eine ziemlich oberflächliche Reflexion, denn das bloße Autoritätsprincip ohne sittlichen Inhalt ist doch nur ein Ausweg haltloser und verkümmerter Seelen. Ihm imponirt die handgreifliche Manifestation der Idee in der erscheinenden Kirche, ihre Stabilität, ihr Nutzen für den allgemeinen Frieden, ihr von dem Wechsel unabhängiger Spiritualismus, ihre kosmopolitische Culturstellung, ihre Consequenz in der Abstraction, ihre Popularität und ihr Einfluß auf Gemüth und Phantasie. Das sind Dinge, die man als guter Protestant zugeben kann; höchst unprotestantisch aber ist der pfäffische, zelotisch ungebildete Ton der Apologie und Polemik. Die geistige Auffassung ist zum Erschrecken dürftig, arm und kleinlich, man hat nie ein tieferes Verständniß, nie ein kräftig ergreifendes Wort. Hurter ist ganz abhängig von seinen Quellen, nachdem er sich ihnen einmal hingegeben hat; die eignen Gedanken sind ihm ausgegangen. Er untersucht nicht einmal, wie sich die Quellen zu ihrem Gegenstand verhalten, ob sie glaubwürdig sind, es ist ihm alles einerlei. — Die Geschichte jenes Papstes muß jeden anziehn, der Sinn für historische Größe hat. Es ist in ihm ein großer Sinn, ein stolzes, gewaltiges, nicht unedles Herz; aber dies muß man aus der dreifachen theologischen Umhüllung erst lösen. Das Bild, das Hurter

giebt, ist verwaschen und unbestimmt, die eigentliche Größe jenes gewaltigen Menschen geht uns nicht auf. In der Schilderung herrscht ein ganz komischer Idealismus; die unbestimmtesten epitheta ornantia: edel, mild, sanft, gerecht, ruhig, fein, gemäßigt — in jedem Steigerungsgrade, aber alle gleich farblos, gleich wenig charakteristisch. Wenn er die Greuel gegen die Albigenser erzählt, so erwartet man doch, irgend einmal werde sich das natürliche Gefühl Luft machen, die Menschheit in seiner Brust werde sich gegen die Thatsachen empören. Aber das geschieht nie, er läßt die absurdesten Consequenzen gelten, oder entledigt sich seiner Pflicht mit ein paar kühlen Bemerkungen. Das Abscheulichste war nicht die Masse des fündlich vergossenen Bluts, sondern die Verruchtheit, mit der die „Streiter Gottes", vom Papst wissentlich begünstigt, ihren gemeinen Zwecken nachgingen: auch darüber geht Hurter mit Achselzucken hinweg. Man empfindet eine Natur heraus, die hitzig, aber ohne große Leidenschaft ist, die also auch nicht den Maßstab wirklicher Größe hat. So ein Geist wird leicht durch Widerspruch erbittert, durch falsche Consequenzmacherei verblendet: nun warfen sich die Ultramontanen in seine Arme, priesen ihn als tiefen Denker und schmeichelten seiner Eitelkeit; auf der andern Seite wurden die Anklagen des Kryptokatholicismus gegen ihn laut, seine Amtsbrüder forderten ihn zu einer unumwundenen Erklärung auf: er antwortete mit einem ausdrücklichen Bekenntniß des Protestantismus, wenn auch in einem gereizten und unschicklichen Ton, nahm sich aber gleichzeitig der schweizer Ultramontanen an. Erst 1844 erfolgte sein Uebertritt in Rom, bald darauf seine Anstellung als k. k. Historiograph in Wien.

Die Velleitäten dieses Buchs erinnern vielfach an Stahl. Die modernen Autoritätsgläubigen sind in der üblen Lage, vom Standpunkt der Bildung auszugehn, d. h. das Thatsächliche unter der Form des Begriffs zu fassen. Das ist der charakteristische Unterschied des Gebildeten vom Ungebildeten. Aber indem man die Begriffe dazu anwendet, die Begriffsbestimmungen der Aufklärung zu widerlegen, führt man dadurch in die Vorstellungen des Glaubens ein fremdes Moment ein. Gewiß sind die Rationalisten keine Christen, wie man im 2., 3., 4. Jahrhundert Christ war; aber Stahl ist es auch nicht. Auch sein Christenthum ist durch Bildung vermittelt, wenn auch der Bildung entgegengesetzt. Paulus wurde Christ, indem der Herr ihm persönlich erschien; Stahl wurde es durch Studium und Nachdenken. Sein Christenthum trägt ebenso den Ursprung der Reflexion an sich, als das seiner Gegner, und wenn er dasselbe bekämpfen will, so kann er es nur durch Gründe thun, nicht durch Autorität, denn die Autorität kann nur eine unmittelbar zwingende sein, und die Tage von Damascus sind selten. — Stahl findet in dem Christenthum die einzige Kraft, welche die Revolution zu bän-

digen im Stande sei. Die Geschichte zeigt ein andres Bild. Das Christenthum hat überall, wo es in seiner Kraft und Herrlichkeit auftrat, nicht ein staatenbildendes, nicht ein conservatives, sondern ein revolutionäres Princip entwickelt: im alten Rom, im Papstthum, in der Reformation, im Jesuitismus. Stahl beschuldigt den Liberalismus, er fordre die Aufhebung aller erworbenen Rechte für das Volkswohl. So lange die Welt steht, hat überall der Grundsatz gegolten, daß man Gesetze aufheben könne, und daß im Lauf der historischen Entwicklung neue Rechtssubjecte, neue Rechtsobjecte eintreten können. Wenn in früherer Zeit diese Gesetzveränderung einseitig von den Obrigkeiten, von den Gerichten oder von den ständischen Parlamenten ausging, so liegt in dem Umstand, daß jetzt die Vertreter des Volks dazu ihre Einwilligung geben müssen, jedenfalls kein Moment der Ungesetzlichkeit. Es hat zu allen Zeiten Perioden gegeben, in denen der Proceß der Rechtsschöpfung schleuniger vor sich ging, als zu andern Perioden. Was die Alten über Lykurg, über Solon, über die zwölf Tafeln u. s. w. berichten, zeigt, daß ihnen die Codification bekannt war. Hat doch das praktische Volk der Engländer schon im 13. Jahrhundert sich seine Rechte in einem beschriebenen Papier feststellen lassen und diesem 1689 ein zweites beschriebenes Papier hinzugefügt. Die Sehnsucht nach Autorität ist nicht ein Zeichen dafür, daß die Autorität feststeht, sondern daß sie wankt, und die Sehnsucht ist unproductiv. Gewiß ist eine Autorität, über die man nicht reflectirt, ein nützliches Mittel für das Gedeihen des Staats. Das Volk fügt sich lieber einer Autorität, die ihm äußerlich gegeben ist, als einer, die es sich selbst gesetzt. Aber es ist ein eitles Unternehmen, diese Autorität dadurch zu kräftigen, daß man ihren Ursprung in ein mystisches Dunkel hüllt. Wir kennen die Entstehung unsrer Staaten historisch ganz genau; wir wissen, wie sie durch Kaufverträge, durch Heirath, durch Austausch, durch Eroberung entstanden sind. Die Majestät des Königthums beruht auf dem Geist der Ordnung, Consistenz und Sittlichkeit, der in dem Staatsganzen waltet und als dessen Träger und Symbol man das Königthum verehrt; sie beruht ferner auf der sehr realen Gewalt, die man in seinen Händen weiß, und deren Wiederschein man nicht erst von einem überirdischen Licht herleiten darf; sie beruht endlich in dem stolzen Gefühl jedes Einzelnen, einem ruhmreichen Staat anzugehören, dessen Geschichte an die Geschichte des Königthums geknüpft ist. Wo diese Attribute des Königthums nicht vorhanden sind, da wird keine Declamation über das göttliche Recht desselben das Fundament seines Bestehens auch nur um ein Atom verstärken. Das Königthum ist nur dann frei und souverän, wenn es seinen Inhalt aus dem ihm von der Geschichte überlieferten Material schöpft. Darum ist das constitutionelle Königthum ein Fortschritt in der staatlichen

Entwickelung, weil in dieser Form annäherungsweise der historische Thatbestand festgestellt und der Form des königlichen Willens ein Inhalt gegeben wird. Es ist sittlicher als das römische Kaiserreich, wo zügellose Prätorianer und feile Eunuchen die Stelle der Parlamente vertraten; sittlicher als der Absolutismus Ludwig's 14., wo der hochmüthige Adel Frankreichs einer feilen Dirne das Kleid küssen mußte, um den Willen seines Monarchen zu bestimmen; sittlicher, als die ständische Monarchie, weil diese den Krieg der verschiedenen Interessen ohne Austrag läßt.

Der canonische Geschichtschreiber der Reaction ist Heinrich Leo. Was sich in seinen polemischen Schriften an Ideen zerstreut findet, hat er in dem „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bde. 1835—1844) zusammengedrängt; die Philosophie der Geschichte, zu der seine frühern Werke nur Vorstudien waren. In der Geschichte des Alterthums tritt am deutlichsten der Gegensatz zwischen der angeblichen Vorliebe für die natürwüchsige Entwicklung und dem Supranaturalismus des Princips heraus. Durch die Sprache, sowie die überall durchscheinende Bildung unterscheidet sich zwar Leo von den altchristlichen Chronisten, welche das ganze Alterthum bis auf Christus als ein Reich des Bösen aus der Geschichte streichen, aber im Princip ist er mit ihnen einverstanden. Er hat seine Freude an dem Untergang der griechischen und römischen Bildung, weil sie einer falschen Religiosität verfallen waren. Er stellt z. B. die Zeit des Perikles als den Leichenzug altathenischer Sitte dar. „Der Leichenzug selbst kann uns nur freuen, denn in rascherer Entwicklung übt während desselben die welthistorische Dialektik auch an dem falschen Suchen nach Gott, was in der griechischen Sittlichkeit lag, ihr Recht und ihre Macht, und führt uns entschiedener dem Ziel entgegen, bei dem alle diese Dissonanzen der ältern Geschichte der Menschheit ihre Lösung finden." „Das Suchen des griechischen Geistes nach Gott war in Wahrheit ein vergebliches; ein solches, welches zwar vieles Herrliche, welches in einzelnen Momenten schöne, erfreuende, sittliche Gestalten und eine Fülle von Gedanken hervortrieb, aber jene nur in natürlicher Kraft, diese zu eignem Verderben, während sich die christliche Welt, Wissenschaft und Kunst daran nachher gebildet, und was sie ihrer Natur nach davon sich aneignen konnte, sich zu eigner Verherrlichung angeeignet, aber auch nie ungestraft die Grenzen überschritten hat, welche bei dieser Aneignung stattfinden müssen, wenn man nicht die höhere Herrlichkeit christlichen Wesens dahingeben will." — Die römische Geschichte nimmt einen ähnlichen Ausgang, und man muß sich fragen, warum es Gott eigentlich zugelassen habe, daß eine so umfangreiche Culturbewegung in falsche Bahnen einlenkte und für den heiligen Zweck der Geschichte nutzlos vorüberging? da er doch ebensogut mit seiner Offenbarung schon früher hätte ein-

greifen können. Ein naiv-christlicher Chronist würde solche Seitengedanken nicht aufkommen lassen, aber der reflectirte, auf die moderne Philosophie bezogne Standpunkt Leo's giebt beständigen Zweifeln und Erörterungen Raum. Man merkt es ihm an, daß ihm das supranaturalistische Motiv nicht geläufig ist, daß er jedesmal einen Anlauf nehmen muß, um sich dazu zu erheben. Nachdem er das Christenthum wie durch ein Wunder hat vom Himmel kommen und die zwecklose Welt des Alterthums vertilgen lassen, kommt er auf die Zeit seiner eigentlichen Liebe, das Mittelalter. Hier trifft es sich glücklich, daß die beiden entgegengesetzten Principien, der Supranaturalismus und der historische Naturwuchs, eine gewisse Versöhnung finden, weil das Christenthum, wenn auch künstlich eingeführt, sich doch bald organisch in die deutsche Volkssitte eingelebt hat. Nebenbei hatte er für diese Zeit in der Geschichte Italiens und der Niederlande sehr bedeutende Vorstudien gemacht. Die Auseinandersetzung der sittlichen und rechtlichen Verhältnisse des alten Italiens seit der Herrschaft der Longobarden ist vortrefflich, ebenso, was über die allmähliche Entwicklung der Municipalverfassung und der Dynastenherrschaft unter den deutschen Kaisern gesagt ist. Hier sind die verschiednen Sympathien des Geschichtschreibers, Kaiserthum, Kirche, organisches Städtewesen, in Conflict, und ein Enthusiasmus schränkt den andern ein. Doch ist der Grundzug des Gemäldes antighibellinisch. Als Princip des Ghibellinenthums stellt Leo die Selbstgerechtigkeit dar, und analysirt sie bei einem der Führer der Ghibellinen. Ezzelin von Romano, von Natur ein tüchtiger und wohlgesinnter Mann, von starkem Rechtsgefühl, ließ sich, weil er den Inhalt seines Rechtsgefühls gewaltsam durchführen wollte, ohne sich an die ihm widerstrebenden sittlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen seiner Zeit zu kehren, zu den willkürlichsten Grausamkeiten verführen. Er wird als warnendes Beispiel aufgestellt, wohin der Hochmuth jener Gerechtigkeit, die sich vermißt, die Quelle des Rechts in sich selber zu finden, endlich führen müsse. Ein Anderer würde in jenem Beispiel etwas ganz Anderes gefunden haben, nämlich die gar nicht so ungewöhnliche Beobachtung, daß bei einer gewaltthätigen Natur auch die edelsten Motive zu rücksichtslosem Frevel führen, wobei man dann noch hinzusetzen würde, daß ein Moment von jener Natur sich bei jedem großen Menschen vorfinden muß, der Schöpfer einer neuen Zeit werden soll. Denn jeder Entschluß beruht auf einer gewissen Rücksichtslosigkeit gegen Seiten, die auch ihre Berechtigung haben. Ezzelin ging unter, weil seine Macht nicht im richtigen Verhältniß zu seinem Willen stand; unter andern Umständen wäre er vielleicht ein großer Regent geworden. Ueber die Einseitigkeit dieses Beispiels wird man noch mehr durch das Gegenbild aufgeklärt, den heiligen Franciscus, das Ideal der wahrhaft christlichen Tugend, der Selbstverleugnung. Als dieser

wunderliche Heilige beim Papst um die Bestätigung seines Ordens einkam, antwortete ihm dieser der Sage nach, um das cynische Aeußere des frommen Mannes zu tadeln: er solle einen Orden unter den Schweinen stiften. Der Heilige nahm das wörtlich und wollte es bereits ausführen. Solche Selbstverleugnung fand ihren Lohn: die katholische Christenheit betet noch heutzutage zu ihm um Vermittelung bei Gott.

Mit der Reformation hört die Einheit im Gemüth und im Gedanken des Schriftstellers auf. Wenn Leo sein Princip consequent verfolgen wollte, so mußte er Katholik werden: wer die Continuität der göttlichen Offenbarung und das unerschütterliche Princip der Autorität gewahrt wissen will, muß sich der erscheinenden Kirche fügen. Allein Leo ist Protestant, und sein Glaube ist nicht ganz ohne Wurzeln in seinem Gemüth. So streitet bei ihm beständig die Reflexion mit der Empfindung, und er nimmt zu sonderbaren Wendungen seine Zuflucht, um das Eine vor dem Andern zu rechtfertigen. Er hebt die Macchiavellistische Gesinnung der Zeit Leo's 10. hervor, gegen welche die Reformation wie eine Wiedergeburt des Christenthums erscheint; er betont die dogmatischen Gegensätze, die Lehre von der Seligkeit durch den Glauben im Gegensatz gegen die Werke. Gegen die andere Seite der Reformation, nämlich gegen die Aufnahme der weltlichen, bürgerlichen Interessen und der Natur in den Kreis der Idealwelt, sowie gegen das freiheitliche Moment verhält er sich zweifelhaft. Er kann sich nicht entschließen, offen dagegen aufzutreten, er läßt seine Mißbilligung nur durchblicken. Zuletzt findet er einen ganz eigenthümlichen Ausweg. Es kommt ihm auf das Festhalten strenger Normen an, welche nicht dem subjectiven Bedürfniß des Glaubens, sondern der allgemeinen Erziehung der Massen dienen. So verlangt er für jede Kirche ein individuell geschlossenes Leben und gesteht der katholischen Kirche eine gewisse Suprematie über die andern zu, weil sie das Princip der Autorität energischer zu vertreten im Stande ist: der wahre Protestant soll aus eignem Interesse für das Gedeihen der katholischen Kirche besorgt sein, und gegen alle Ketzereien innerhalb derselben sich ebenso entschieden erheben, wie der rechtgläubigste Papist. Das geht soweit, daß sogar Pascal getadelt wird, weil er die Verwerflichkeit der Jesuiten enthüllte und dadurch den Feinden der Kirche Waffen in die Hände gab. Das ist ein reflectirter, eigentlich irreligiöser Standpunkt. Die wahre Religiosität ist ausschließend; der echte Protestant kann die Existenz eines unfehlbaren Papstes, die Abhängigkeit der sittlichen Bestimmungen von der Willkür einer angeblich inspirirten Person, die Rechtfertigung der Sünde durch gute Werke und die Heiligung der dem Müßiggang und der Unfruchtbarkeit geweihten Classen ebensowenig gelten lassen, als der Katholik die rechtliche Existenz einer ketzerischen Kirche. Wenn der nie auszugleichende Gegensatz

zwischen Protestantismus und Katholicismus jetzt nicht mehr in den gehässigen Formen auftreten darf, wie in den Zeiten der Reformation, so rührt das nicht von einer Erweiterung des christlichen Sinnes her, sondern von einer Abschwächung desselben durch das Princip der Humanität.

Mit dem Zeitalter der Reformation hört das lebendige Interesse Leo's an der Geschichte auf; er findet in der Lehre Macchiavelli's, in dem Mercantilsystem der absoluten Fürsten, im philosophischen „Aufkläricht" und in den mechanischen Tendenzen der Revolution den systematischen Fortschritt einer und derselben Idee: der Hervorhebung des momentan Zweckmäßigen über die hergebrachten sittlichen Formen und Ueberlieferungen. Er klagt den Handel, die bürgerliche Betriebsamkeit und den Frieden an, den Aberglauben des Menschen an irdisches Glück hervorgerufen zu haben; er nennt den Satz, daß der Staat zum Wohl des Volks da sei, eine „Dummheit"; er findet es verwerflich, daß die moderne Staatstheorie die Fürsten zwingen wolle, ihre persönlichen Empfindungen allgemeinen Rücksichten unterzuordnen; er sieht in dem Repräsentativsystem die Atomisirung des Staats und die Herrschaft der ungegliederten Masse. „Wer da will, daß das momentan Zweckmäßige herrsche, der will, daß die Gewalt herrsche, d. h. er will im Wesen die Revolution." Aber er bleibt darin keineswegs consequent, weil er nur im Verneinen stark ist. Sobald ein Fürst es mit der Revolution zu thun hat, räth er ihm unbedingt das momentan Zweckmäßige an, d. h. die rechtlose Gewaltthat. Er hat keine unbefangene Ehrfurcht vor dem Recht, wie das bei einem Supranaturalisten auch nicht wohl möglich ist. Das Recht erscheint ihm als absolut, wenn es dem verhaßten Bien public widerspricht, aber ohnmächtig, wenn es die modernen Ideen schirmt. Charakteristisch ist der Widerwille gegen die Humanität, weil er diese als eine Errungenschaft der Aufklärung betrachtet. Es ist das nicht blos Theorie, sondern zum Theil brutaler Instinct. — Die französische Revolution beschuldigt er, ein in der Weltgeschichte ganz unerhörter Frevel zu sein, weil sie nicht von individuellen Interessen, sondern von einer allgemeinen Idee des Rechts ausging. Wenn diese Abneigung gegen den Idealismus eine aufrichtige war, so hätte sie nicht blos gegen die Revolution, sondern gegen jede religiöse Bewegung gerichtet sein sollen, die stets von einem idealistischen Motiv getragen wird. Allein der eigentliche Grund war nicht Abneigung gegen den Idealismus überhaupt, sondern nur Abneigung gegen das Bestreben, die Idealität innerhalb des weltlichen Wesens finden und herstellen zu wollen, weil das Ideal ein jenseitiges sein soll. Es taucht wohl hin und wieder in ihm die Vorstellung auf, daß die allgemeine Verbreitung der revolutionären Gesinnung ein Symptom von einer schweren Krankheit des Staats sein müsse, allein nur vorübergehend

hängt er diesem Gedanken nach; bald sieht es wieder so aus, als ob die Revolution ein äußerlicher Feind des Lebens sei, der Gott weiß von welchem Planeten sich auf die Erde niederlasse, um das blühende Leben der Wirklichkeit zu vernichten. „Der Gott, der an Ludwig 16. heimgesucht hat die Sünde seiner Väter, hat auch heimgesucht die Sünde seiner Mörder. Er hat sie zerschlagen, in wildem Grimm hat sie der dämonische Geist, der sie zu Strafwerkzeugen in der Hand des Höchsten machte, gegen einander getrieben, daß sie sich zerfleischt und zum Tode verfolgt, daß sie alle sittlichen Geister des alten Frankreich mit Füßen getreten und eine Brut hinterlassen haben, die, wie sie auch mit der Schminke äußern Reichthums und äußerer Civilisation prunkt, in sich untergehn, die sittlich verrotten und verfaulen wird, noch ehe die vierte Generation nach der Mördergeneration abgestorben ist. Denn von einer umwendenden Gesinnung und sittlichen Zusammenraffung hat sich bei den Entsprossenen dieses Volks noch nichts blicken lassen, sondern nur Hochmuth auf ihre Sünde, die sie nun täglich plagt in dem Gespenst jener hohlen Freiheit." — Leo ist seinen pathetischen und scurrilen Einfällen gegenüber wehrlos, selbst wenn sie seinem Zweck widersprechen. Diese Unruhe erstreckt sich auch auf die Erzählung, in der das Wesentliche niemals streng vom Unwesentlichen unterschieden wird; er ist entweder Novellist, Demagog oder Prediger. Zuweilen in seinen Sarkasmen äußerst pikant und geistreich: aber wo der Geist nicht ausreicht, versetzt er sich in eine erbauliche Stimmung: und so endet seine Universalgeschichte mit einem brünstigen Gebet, d. h. mit einem Act des Glaubens, der alle Widersprüche aufhebt. —

Wie der Leitstern der Abstraction immer in die Irre führt, von welchem Standpunkt man auch ausgehe, zeigt das Beispiel eines jüngern Geschichtschreibers, dessen Ausgangspunkt dem Leo's entgegengesetzt war, und der schließlich auf dasselbe Ziel, ja noch darüber hinausging. Gfrörer, ursprünglich Theolog und Kirchenhistoriker, in Tübingen erzogen, reflectirte sich allmählich in den Katholicismus und Ultramontanismus hinein; das Werk, mit dem er 1837 (34 J. alt, Bibliothekar in Stuttgart) zuerst Aufsehn erregte, die „Geschichte Gustav Adolf's", geht von einem entschieden unkirchlichen Standpunkt aus. Er nennt sich selber einen Ghibellinen. In diesem Stichwort vermischen sich zwei entgegengesetzte Richtungen. Die Ghibellinen waren, namentlich in Italien, Vertreter der weltlichen Macht gegen das Papstthum, zugleich aber Vertreter der kaiserlichen Macht gegen die norddeutschen Landesfürsten. Seit der Reformation war die kaiserliche Macht im Bund mit dem Papstthum, die „Welfen" dagegen Feinde der Kirche. Ultramontan und großdeutsch sind heute verwandte Begriffe, der Sinn der Worte hat sich umgekehrt. Die künstliche Reflexion zeigt sich schon in der eventuellen Parteinahme für ent-

gegengesetzte Extreme. Gfrörer ist theils für Ferdinand 2., theils für Gustav Adolf, je nachdem er seine abstracte Idee bei ihnen vertreten findet. Parteien werden aber nicht durch eine abstracte Idee, sondern durch die Totalität der Sitten, Ueberzeugungen u. s. w. gebildet. Gfrörer hat nur eine politische Idee, die ihn leitet: die Einheit Deutschlands in der kaiserlichen Form; das Uebrige ist ihm gleichgiltig. Daher seine rein politische Rechtfertigung der Jesuiten, in deren Wahlspruch: der Zweck heiligt die Mittel, jene reflectirte Politik gipfelt. Es ist nicht Sympathie mit dem Inhalt, sondern lediglich die Freude an der Ueberlegenheit eines concentrirten Verstandes, eines unerschütterlich festgehaltenen, im Wesentlichen einfachen und abstracten Plans. Daher seine Apologie Macchiavelli's. „Die Fürsten sind darum so hoch gestellt und vom äußern Zwange befreit, damit sie nichts als den wahren Vortheil des Staats vor Augen haben. Es giebt keine höhere Rücksicht für sie, nicht Kirche oder Religion, nicht die Menschheit. Nur wenn alle Fürsten diese Regel befolgen, und wenn jeder, der davon abweicht, sogleich, sei es durch die Umstände, sei es durch den Ehrgeiz der andern, dafür bestraft wird — über kurz oder lang geschieht dies ohnedem immer — wird das wahre Interesse der Menschheit gefördert." — In dieser Idee der Selbstgerechtigkeit oder des subjectiven Idealismus scheint Gfrörer keine Consequenzen. Er vertheidigt z. B. die schändlichen Hinrichtungen nach Unterdrückung des böhmischrn Aufstandes aus rein weltlichen Gesichtspunkten. Er hat überall Pläne der Arrondirungspolitik im Sinn, auch für die übrigen Völker. Er ist der Anwalt der historischen Mächte gegen die abstracte Legalität, gegen das historische Recht. Die Färbung erhält diese Abstraction durch die leidenschaftliche Abneigung gegen alles Spiritualistische, durch den ausschließlich weltlichen Sinn, der vielleicht eine Reaction gegen Gfrörer's eigne theologische Studien war. Mit dem bittersten Spott verfolgt er die Einmischung der Pfaffen in die weltlichen Angelegenheiten, die in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges so allgemein war, einerlei ob es bei Katholiken oder Protestanten vorkommt. „Aus des Kaisers Palast vertrieben, mußte die Reformation Schutz suchen bei der Aristokratie des Reichs, dadurch büßte sie ihren hohen politischen Charakter ein. Die kühne Ghibellinin, welche seit ihrer Geburtsstunde dazu bestimmt schien, alle, nicht nur die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und den alten Glanz germanischer Nation wieder herzustellen, wurde zur Schützlingin der Fürsten, bald zur Pfahl- und Spießbürgerin des Reichs. Seit sie ein landherrliches Institut geworden war, verschwanden aus ihr aller höhere politische Schwung, alle größern Ansichten. Dadurch ist es gekommen, daß die lutherische Kirche jenen kleinlichen, knauserigen, niedrig demüthigen Charakter angenommen hat. Sie wurde die

unterthänigste Dienerin der gnädigsten Herrschaft. Bald behielten die Fürsten sich selbst allein die Milch, oder die finanziellen Folgen der Kirchenverbesserung vor, den Theologen blieben als Abfall vom Tische die bloßen Fragen der Schule und das Gezänk, auf welchem Gebiet sie zum Schrecken des gesunden Menschenverstandes so wacker gearbeitet haben. Hat man einem Haufen unpraktischer, die Welt und das Leben nicht kennender Schriftgelehrten einmal von oben herab eine bestimmte Richtung gegeben, so rennen sie blindlings darauf fort, so lange man es allergnädigst will." — In dieser Abneigung gegen die pfäffische Einmischung in weltliche Angelegenheiten ist Gfrörer consequent; er lobt Wallenstein wegen seiner Toleranz und tadelt Ferdinand 2. wegen seiner Bigotterie. Ueberall entwickelt er eine entschiedne Vorliebe für praktische Geschäftsmänner im Gegensatz gegen die in ihre Gedanken verlornen Gelehrten. Karl 5. werden ernste Vorwürfe gemacht, daß er nicht die Fahne des Ghibellinismus ergriff, die ihm diesmal, angeregt durch die Reformation, das deutsche Volk darbot, während es in der Hohenstaufenzeit überwiegend welfisch war. Soweit wäre alles in Ordnung, aber Gfrörer begeht den Fehler, sein eignes Urtheil in die Zeit zurückzuverlegen, die er schildert. Er glaubt nicht an den Ernst und die Leidenschaft der religiösen Gesinnung. Einer bedeutenden Erscheinung gegenüber hat er stets die Ueberzeugung, es könne von Religiosität nicht die Rede gewesen sein, man habe sich derselben nur zur Handhabe politischer Absichten bedient. So kann er z. B. bei Gustav Adolf nicht begreifen, daß er sehr energisch fromm und doch zugleich politisch verschlagen, daß er leutselig und doch absolutistisch gewesen sei. Er ist überzeugt, Gustav habe seine Leutseligkeit und Frömmigkeit nur als Maske gebraucht, um das Volk für seine politischen Absichten zu gewinnen, und er spricht diese Ueberzeugung als ein Lob aus. Dadurch wird nicht nur den Thatsachen Gewalt angethan, sondern es wird auch das schöne Charakterbild des Schwedenkönigs verzerrt. Bei Gfrörer tritt die Reflexion viel zu sehr über Naturell, Imagination und Gefühl heraus, mit diesem abstracten Maß mißt man aber keinen großen Menschen. Er ist von seinen Reflexionen so befangen, daß er die heiligsten Augenblicke ironisch erzählt, als freue er sich, den Schelm hinter der Maske ganz wohl herauszuerkennen. — Auch Wallenstein hat nach G f r ö r e r gleich von seinem ersten Auftreten an einen großen politischen Plan verfolgt: er wollte ein mächtiges Kaiserreich aufrichten, gestützt auf eine Reihe militärischer Lehne, ungefähr wie in der Zeit des lateinischen Kreuzzugs oder unter Napoleon. Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt er alle Einzelheiten in dem Verfahren seines Helden, die doch häufig aus bestimmten Gemüthsaffectionen, selbst aus abergläubischen Vorstellungen her-

rührten. Das Dämonische in seiner Natur hat er nicht herausgefühlt, er setzt ihn zu einem Systematiker herab.

Als dies Buch erschien, wurden durch zwei bedeutende Ereignisse auch die besonnenen Männer in die politische Bewegung getrieben, die sie bisher der radicalen Jugend überlassen hatten.

Sept. 1837 weigerte sich der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, 64 J., das Staatsgesetz in Betreff der gemischten Ehen auszuführen, 20. Nov. 1837 wurde er nach Köln abgeführt. Entrüstet schrieb Görres, 61 J. alt, den „Athanasius", angeblich für die Freiheit der Kirche, in der That ein Zornesausbruch gegen den Protestantismus und die ganze Verstandesbildung gerichtet. München — seit 1. Nov. 1837 regierte das Ministerium Abel — wurde der Sitz des Ultramontanismus, hier verzweigten sich alle Fäden der jesuitischen Bewegung. Es galt, die Kirche dem Staat, ja dem Vaterland zu entfremden, die Augen aller Gläubigen auf Rom als den Mittelpunkt der Menschheit zu richten. Die freisinnigen Katholiken, deren Interesse am meisten bedroht war, schwiegen; von protestantischer Seite traten z. B. Leo, Marheineke, Gutzkow gegen Görres in die Schranken. Wo nationales Leben und das Bewußtsein dieses Lebens ist, hat der Ultramontanismus keine Gefahr; aber darin lag die Gefahr, daß es in Deutschland fehlte.

1. Nov. 1837 erließ König Ernst August von Hannover das Patent, welches willkürlich die Verfassung von 1833 aufhob. 18. Nov. protestirten sieben Professoren in Göttingen gegen diesen Gewaltact; 12. Dec. wurden sie abgesetzt, drei von ihnen des Landes verwiesen. Es waren außer Gervinus der Physiker Weber, 33 J., der Orientalist Ewald, 34 J., der Germanist Albrecht, 37 J., W. Grimm, 52 J., J. Grimm, 53 J. An der Spitze stand Dahlmann, 52 J., Staatsrechtlehrer, der eigentliche Begründer der Verfassung von 1833. Früher hatte er in Kiel im Auftrag der Ritterschaft gegen die dänischen Uebergriffe gefochten. Ursprünglich Philolog, war er durch eifrige Theilnahme an dem Unternehmen der Monumenta zur Geschichte übergetreten; er arbeitete nach den Quellen eine Geschichte Dänemarks aus. Eine stattliche, Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, der auch die Gegner, auch die Spötter wider Willen Huldigung zollen. Zunächst für seine Vorlesungen bestimmt, gab seine „Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt" der vermittelnden Partei, welche weder mit Stahl noch mit Börne gehen wollte, ein Lehrbuch ihrer Grundsätze, gewissermaßen einen Katechismus. „Der Idealist, zeit- und ortlos hinstellend, was den guten Staat bedeute, löst Räthsel, die er sich selbst aufgegeben hat; er vollbringt mit Menschen, die es nie gegeben hat, die Aufstellung einer Gegenwart, welche keine Fähigkeit zu sein besitzt. . . Ich habe stets den

alten Ausspruch für weise gehalten, man müsse die menschlichen Dinge nicht beweinen, nicht belachen, man müsse sie zu verstehn trachten." Der Staat entsteht nach organischen Gesetzen, wie das Individuum: „daher drängt alle Behandlung von Staatssachen im Leben und in der Lehre zur Historie hin, und durch sie auf eine Gegenwart." Aber die echte Geschichte bleibt bei der Empirie nicht stehn; sie weist auf ein höheres Ziel. „Wir glauben an ein großes gemeinsames Werk der Menschheit, zu welchem das einzelne Staatsleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge am Ende der Geschichte." Und so schwebt ihm, bei aller Anerkennung des Historischen, doch immer das Gesetz einer allgemeingiltigen Staatsform vor. „Alle diejenigen, welche überhaupt den Werth einer zweckmäßigen Gliederung des 'Staats anerkennen, sind darin einig, daß in England die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neueuropäischen Staaten streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt sind." Gegen die Radicalen versichert er, daß der Glaube an die Zukunft Europa's an den Bestand nicht blos, sondern an die Macht der erblichen Königthümer geknüpft sei; die Anhänger der ständischen Monarchie belehrt er: „daß die Macht der Geschichte überall dahin, wo früher Dienste standen, das Geld gesetzt hat, vermöge dessen nunmehr der Staat sich selbst bedient; an die Stelle der überlieferten Sitte die Gründe erwägende Einsicht, und eine öffentliche Meinung an Stelle der Standesmeinung." — „So lange die unumschränkte Herrschaft dauert, ist der Staat ein mythologisches Wesen; alles kommt darauf an, den Mythus festzuhalten, daß Macht und Weisheit unauflöslich verschlungen auf demselben Thron sitzen, ohne sich einander zu verdrängen. Sobald aber regelmäßig wiederkehrende Ständeversammlungen berufen werden, nimmt das Wissen vom Staat seinen Anfang. Es ist nun von oben her anerkannt, daß der Inhaber der Macht ungenügend berathen sein könne; eine Lücke im Staatswesen ist zugestanden, welche durch Einsicht aus dem Volk her ergänzt werden soll. Aber jede Einsicht ist Macht, aus Vielen und Erlesenen redend, große Macht. Darum werden Reichsstände, wie man sich auch stelle, immer eine entscheidende Stimme führen, und beharrt eine Staatsregierung dabei, sie als blos rathgebend zu behandeln, so vertieft sie sich in einen Wortstreit, bei dem sie nothwendig den Kürzern ziehn muß."

Der Einzige von den Sieben, der das Ereigniß, das für die Uebrigen als Störung im Kreislauf der gewöhnlichen Pflichten mit einem gewissen Unbehagen verknüpft war, mit Freuden begrüßte, weil er hoffte, es werde die politische Lethargie des deutschen Volks aufrütteln, war Gervinus. Rüstig arbeitete er am Schluß seiner „Nationalliteratur" weiter, und die letzten Bände waren es erst, die mächtig das gesammte Publicum ergriffen. Für

Gervinus war die Periode von 1794—1805 der Höhepunkt; auch die Romantiker würdigt er, so lange sie Jünger der Goethe-Schillerschen Richtung bleiben, mit eingehendem Verständniß: für das neu eintretende poetische Moment hat er kein Interesse, er sieht nur den Verfall des Alten, das neue wenn auch ungeberdige Leben bleibt ihm fern. In seiner ausgesprochen conservativen Richtung sucht er die Urtheile der „Literaturbriefe", der „Dramaturgie", Goethe's in „Dichtung und Wahrheit" und Schiller's in den ästhetischen Aufsätzen durchweg zu bestätigen; aber es ist kein Urtheil, daß er nicht tiefer begründet und anschaulicher dargestellt hätte. Wir alle, die wir in dem Fach arbeiten, stehn auf dem Boden seiner Forschungen. Inwiefern das gegenwärtige Buch mit der Darstellung von Gervinus nicht einverstanden ist, muß sein eigner Inhalt zeigen.

Am stärksten zündete das Wort der Vorrede, die aus Percy-Heißsporn die Ironie gegen alles poetische Floskelwesen entlehnt, und die Schlußermahnung an die Deutschen, die Poesie eine Weile ruhn zu lassen. Ein seltsames Motto für die Geschichte der Poesie, als Kunstwerk betrachtet, aber gerechtfertigt als Resultat einer kritischen That, die eine überwundene Periode abschließen soll. So wird uns verständlich, wie der Kritiker in der Ungeduld, diesem neuen Schaffen Raum zu geben, dem Volk gleichsam den Trost hinwirft, die classische Zeit seiner Literatur läge hinter ihm. Gervinus glaubte die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß unsre ganze Poesie soweit von Romantik inficirt sei, daß sie in eine neue Bahn zu leiten, eine größere Kraftanstrengung erfordere, als der kühne Griff nach einer ganz neuen Thätigkeit. Er schärfte den alten, halbvergessenen Satz Th. Körner's wieder ein, daß die Kunst ein Vaterland verlangt. Er zeigte bei aller Anerkennung der hohen Schöpfungen unsrer Poesie, daß sie zuviel von unsrer geistigen Kraft absorbirt habe, und daß man dieses Feld eine Zeit lang brach liegen lassen müsse, damit auch die andern Seiten des deutschen Geistes zu ihrem Recht kämen. Wenn Deutschland nicht aus der Reihe der Nationen verschwinden solle, so sei jetzt die Zeit gekommen, wo man mit der Politik Ernst machen müsse. Die Wiedergeburt des Vaterlandes, seine Einigung und seine Theilnahme an dem Lauf der Weltgeschichte müsse der Angelpunkt der neuen Bewegung sein, und auch die Poesie habe ihr Scherflein dazu beizutragen.

Die natürlichste Form der literarischen Opposition war die Satire. Eine Reihe satirischer Versuche treffen mit jener Ermahnung zusammen, oft freilich unreifer als die Zustände, gegen die sie gerichtet sind. Darunter Gutzkow's Roman „Blasedow und seine Söhne". — Vater Blasedow hat den Grundsatz, man müsse in den Kindern ihre ersten Neigungen belauschen, weil diese den Grundzug des Charakters und des Talents enthielten. So

schließt er bei dem ältesten seiner Söhne aus der Neigung, Figuren mit einem Stock oder einem Säbel bewaffnet an die Wand zu kritzeln, er sei zum Schlachtenmaler berufen, und richtet seine ganze Erziehung nach dieser Voraussetzung ein. Aehnliche Experimente stellt er mit seinen übrigen Kindern an, und entläßt sie eines schönen Morgens mit einigen Groschen ausgestattet in die Residenz, um dort ihren verschiednen Berufszweigen nachzugehn. Statt dessen ergreifen sie die einzige Lebensbeschäftigung, von der Gutzkow eine bestimmte Vorstellung hat: sie werden Journalisten, gerathen in eine Menge bunter aber uninteressanter Abentheuer, und kehren endlich mit leerem Beutel und gebrochenem Geist zu ihrem Vater zurück, mit dem sie gemeinschaftlich nach Aegypten auswandern. Man versteht nicht, gegen wen die Satire gerichtet sein soll: die gegenwärtigen Erziehungssysteme fehlen eher nach der entgegengesetzten Seite. Eine bloße Burleske ist es aber auch nicht, denn die possenhafte Voraussetzung wird ganz ernst, fast tragisch behandelt, und das Stück spielt in der wirklichen Gesellschaft, wenigstens in der Gesellschaft, wie sie sich Gutzkow als wirklich vorstellt. Allein das Bild entspricht nur den ganz verbildeten Kreisen. Das Widerwärtigste ist der Charakter des Haupthelden; um so widerwärtiger, weil er eine ganze Reihe Kinder gezeugt hat. Wenn Gutzkow auch nicht alles rechtfertigt, was der „Schlachtenmaler" thut, so hat er doch im Ganzen in ihm sein Ideal geschildert, den vollkommenen Gentleman des 19. Jahrhunderts. Solche unfertige, halbgebildete, aber anmaßende und freche Schwätzer haben uns zuerst unsern Stil, unsre Dialektik und unsre Empfindung verdorben, sie haben dann in den Zeiten der Revolution als herumreisende Ritter vom Geist die Begriffe des Volks verdreht, und schließlich das Leben von dem höhern Standpunkt der Diplomatie aufgefaßt. — In seiner Sturm- und Drangperiode hatte sich Gutzkow in ein Gefühl hinaufgeschraubt, dem seine Kraft nicht gewachsen war: man fühlt bei seinen Angriffen gegen das Christenthum heraus, wie er fortwährend über seine eigne Kühnheit erschrak; ein dreimonatliches Gefängniß setzte ihn völlig in Verwirrung. Da er immer mehr beifallslüstern als stolz war, machte ihn jeder starke Widerspruch irre. Wenn ihn von Zeit zu Zeit das Gelüst anwandelte, durch Paradoxien die öffentliche Meinung zu reizen, wenn er sich in der Hitze weit von der Heerstraße verirrte, so wurde er schnell wieder dahin zurückgetrieben, wenn er fühlte, daß ein starker Wind ihm entgegenwehe. So ist er in seinen Ansichten, Meinungen, Hoffnungen und Wünschen jeden Augenblick ein anderer. Die Coterie des „jungen Deutschland" war durch persönliche Eitelkeit längst gelöst; G. Büchner war Febr. 1837, 24 J., als Professor in Zürich, Börne in denselben Tagen, 51 J., in Paris gestorben,

die Andern lebten in Hader und Zwietracht, oder suchten sich mit dem „Bestehenden" zu verständigen.

Viel tiefer griff der gleichzeitige „Münchhausen" Immermann's in die allgemeine Bildung ein. Immermann hatte seit den „Epigonen" eine Stelle entdeckt, die von der allgemeinen Lüge und Ohnmacht noch nicht angegriffen war. So stellt er sein neues Gemälde aus zwei Bildern zusammen: der Wahnsinn und die Hohlheit des Zeitalters hat sich zu einer einzelnen Figur verdichtet, und ebenso der Rest der Naturkraft. Münchhausen ist die Incarnation des modernen Lügengeistes. An dem wirklichen Münchhausen erfreut uns die Unbefangenheit und Behaglichkeit, mit der die Heiligthümer der Welt zum Spiel herabgesetzt werden, und der unverwüstliche Humor, mit dem sie ihr eignes Nichts ertragen. Von diesem Behagen ist bei dem jüngern Münchhausen keine Spur. Er strengt sich zu den unerhörtesten Erfindungen an, aber diese sind so wenig komisch, wie es bloße Combinationen des Witzes überhaupt sein können. Er ist nicht unbefangen, seine Tollheit ist von einem nüchternen Unbehagen nicht nur begleitet, sondern unzertrennlich damit verbunden. Die Einfälle werden mit unerträglicher Breite ausgeführt und wiederholen sich. Münchhausen ist eine Abstraction, und poetisch nicht darstellbar. Die andern häßlichen Personen, die weniger Ansprüche machen, sind ebenso trübselig und langweilig. Ihren Narrheiten fehlt der verklärende Sonnenglanz, in dem wir selber das Unsinnige mit Heiterkeit hinnehmen. Der nämliche Mangel an Humor und Plastik macht die satirischen Anspielungen auf gleichzeitige literarische und politische Erscheinungen ungenießbar, obgleich einzelne Einfälle vortrefflich sind. Die Satire ist nicht ohne Geist und Verstand, aber ohne Poesie, und das ist schlimmer. — Desto lobenswerther ist die andere Partie des Romans. Die Zeichnung des westfälischen Hofschulzen ist ein Meisterstück: er ist ein wirkliches, dichterisch ausgeführtes Ideal, nicht eine bloße Handzeichnung nach der Natur; in jedem Zug Leben und Bewegung, überall die gleiche Consistenz und Uebereinstimmung. Diese Verbindung von scharfem Verstand und wildem Aberglauben, von humoristischer Drolligkeit und von tragischer Energie, von gesundem Gefühl und von starrer Befangenheit in Vorurtheilen darf man dreist den größten Charakterbildern an die Seite stellen, die je ein deutscher Dichter erfunden hat.

Wenn das Idyll der frühern Tage die Freiheit und Natur aufsuchte, die in der gesellschaftlichen Convenienz verloren gegangen war, so geht dagegen das moderne Idyll auf die Convenienz aus, die der guten Gesellschaft fehlt. Früher gehörte zu den bedeutendsten Conflicten, welche die Dichtkunst darstellte, der Kampf des individuellen Willens gegen die sittliche Norm und Ueberlieferung; der moderne Weltschmerz entspringt nicht aus dem drückenden Gefühl

der Schranken, sondern aus dem Zerfließen aller Grenzen, aus der Abwesenheit jener Zucht, welche die Kraft übt und ihr die Fähigkeit der Selbstbestimmung giebt An geistreichen Einfällen und Velleitäten fehlt es den jungdeutschen Figuren keineswegs; sie sind reichlicher damit versehn als die Romanhelden irgend einer frühern Periode; sie begegnen auch zuweilen einem Hinderniß, dem Geldmangel, der Polizei u. s. w., aber diese Hindernisse sind nur äußerlich, in ihrer Seele finden sie keinen substantiellen Inhalt, der zwingende Gewalt über sie ausübte, und in dieser zwingenden Gewalt allein beruht der Begriff der Wirklichkeit. Der Held ist auf jeder Seite genöthigt, ein neues Princip seines Denkens, Empfindens und Handelns zu entdecken, er unterzieht sich freilich dieser Aufgabe mit unglaublicher Virtuosität, aber einerseits verleitet sie ihn zu fortwährenden Widersprüchen, andrerseits beschäftigt sie ihn so, daß er nicht zum wirklichen Handeln kommt. In den Hauptbüchern unsrer Romanhelden ist die Seite des Debet leer geblieben, und deshalb sind alle Verhältnisse ihres Vermögens unsicher geworden. Seit funfzig Jahren machte die deutsche Literatur dem Herkommen den Krieg; an der Lectüre dieser Schriften waren wir alle aufgewachsen, wir hatten die Flüssigkeit der Begriffe, die Dialektik der Gegensätze nicht blos von den Philosophen, sondern noch viel mehr von den Dichtern überkommen, der scheinbare Reichthum unserer Bildung war unsere Armuth, und wir sehnten uns nach der Beschränkung zurück. An Reiz und Schönheit sind die Figuren der modernen Dorfgeschichten den frühern Idealen nicht zu vergleichen, aber ihnen steht eine feste Sitte entgegen, die ihre Kraft herausfordert, daß sie sich nicht im Grenzenlosen verliert, und ihre Bestimmtheit ist noch nicht durch eine verwirrende Lectüre aufgelöst; ihre Motive sind oft sehr verkehrt, aber es sind Motive, die unmittelbar aus der Seele hervorgehn, zu deren Verständniß man nicht die ganze deutsche Literatur von Klopstock bis auf Heine studiren muß. Freilich liegt auch hier bei der Reflexionsbildung unsrer Dichter der Abweg nahe, daß man die Natur und Convenienz des kleinen Lebens ebenso zersetzt und subtilisirt als die des großen. So verfällt zum Schluß des Romans Immermann in seinen gewöhnlichen Fehler. Als die romantische Illusion des Vehmgerichts durch die Einmischung der prosaischen Polizei aufgehoben wird, legt er seinem Helden Reflexionen über dieses Institut in den Mund, die an sich sehr richtig und scharfsinnig sind, die aber dem Charakter widersprechen. Ein Mann, der so verständig über die historische Bedeutung und das Wesen dieser unter mystischen Formeln nur schwach versteckten Selbstregierung des Volks reflectirt, kann nicht in mystische Formeln so bis zum Fanatismus aufgehn, wie wir es von dem Hofschulzen hören müssen. Seine innere Wiedergeburt giebt dem Gedicht einen artigen Abschluß, aber sie ist gegen Wahrheit und Natur. —

Später wurde „der Oberhof", mit prachtvollen Holzschnitten von Vautier, von dem Münchhausen abgelöst.

Zwei Jahre vor diesem lebendigen Bild aus dem Bauernleben, Sommer 1836, war in der Schweiz „der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" erschienen; 1838 folgten die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", die sich ihrer meisterhaften Charakteristik wegen auch in Deutschland Bahn brachen. Der Verfasser, Alb. Bitzius, 41 J., war Pastor in Lützelflüh bei Bern, aus einem alten patricischen Pfarrergeschlecht, seit früher Jugend an Bewirthschaftung des Feldes gewöhnt. Er hatte ein Jahr in Göttingen studirt; zu den Lieblingsschriftstellern seiner Jugend gehörten Jean Paul, Lafontaine, Herder (Ideen), Schleiermacher (Reden über die Religion), Fries (Julius und Evagoras). Er trat zeitig in seine Berufspflichten, aber zugleich fühlte er in sich einen gewaltigen Thätigkeitstrieb, der in den gewöhnlichen Amtsgeschäften sich nicht befriedigte. „Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben. In mir wogte ein wildes Leben, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen sich los rangen, so nahm man sie als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Mein Schreiben war ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten."

Fast in jeder seiner zahlreichen Schriften — und das darf man bei dem Urtheil nicht aus den Augen lassen — hat Gotthelf einen praktischen Zweck; bald mit Humor, bald mit bitterm Ernst, wie J. Möser, an den er überhaupt sehr erinnert, hebt er einen bestimmten Schaden des Gemeinwesens hervor, der ihm aufgefallen ist, um an der Abhülfe desselben zu arbeiten: so das Wirthshausleben mit seiner Kannegießerei, der liederliche Communismus der Gesellenvereine, die Verkehrtheit in der Armenpflege, die falsche Polizeiverwaltung bei eintretender Wassersnoth. Mit Behagen verbreitet er sich über die Details nützlicher Thätigkeit, z. B. die Einrichtung einer Käserei. Am eifrigsten hatte er sich in seiner amtlichen Stellung mit der Inspection der Schulen beschäftigt, die in der Schweiz sehr im Argen lagen. Wie prachtvoll stechen seine „Leiden eines Schulmeisters" gegen die Geständnisse Jung-Stillings ab, die ein halbes Jahrhundert früher erschienen waren! Ein armer Schulmeister, ein schwacher Charakter wie Stilling, ebenso eingebildet aber weniger mystisch, erzählt seine Lebensgeschichte, und berichtet vorerst von seiner völlig verwahrlosten Erziehung, wie er aus einem armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Schwankungen seines früheren Lebens, dann seinen Kampf mit bitterer Noth, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Er stellt die Armseligkeit in ihrer ganzen, realen Größe dar, er ver-

schweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild gegen das Zeugniß der Wirklichkeit weniger düster zu machen. Aber er hütet sich, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Hoffnungen zu erwecken. Er warnt nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staat, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne eigne Anstrengung und muthigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maß halten im Verzagen und Verzweifeln. — Ein späterer Roman, „Uli der Knecht", zeigt in einem großen lebenswarmen Bild das Leben des Landmanns, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht. Bitzius lebte in einer Gegend, wo der große Grundbesitz das Herrschende war, welchem die andern Theile der Gesellschaft gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Die großen ungetheilten Höfe mit ihren Rechtsamen und ihrer ausgebildeten Oekonomie waren das Bild einer Welt im Kleinen, in welcher es Stufen und Rangordnungen giebt, wie in der großen Gesellschaft, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüberstehn. Bitzius konnte die Wunschhütlein nicht leiden, durch welche viele Schriftsteller ihre Helden glücklich zu machen pflegen; er hielt diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge macht. Sein Zweck war, die eigne Kraft zu wecken, und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen. Wie der Schulmeister ist Uli ein Alltagscharalter von sehr unsicherem Urtheil, und von einer Bornirtheit und Wankelmüthigkeit, die uns oft ungeduldig macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue endlich unsre Achtung.

Gotthelf besaß die Eigenschaften, welche ihm die Herzen des Volkes aufschlossen: das freie uneigennützige Wohlwollen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, jeden anzuhören und eines jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie war, momentan zu der seinigen zu machen. Als ihm einst ein Amtsbruder über langweilige Audienzen klagte, antwortete er ihm, gerade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf. Wenn er zwei oder drei Male in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung bis in's Kuchigenterli und die sämmtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntniß des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Den Maßstab künstlerischer Composition muß man an seine Werke nicht legen; seine Geschichten unterscheiden sich in ihrer Formlosigkeit von Jean Paul nur durch die kleinere Anzahl der Personen. Es begegnet uns leicht, daß wir beim Durch-

blättern fast auf jeder Seite auf einen Zug stoßen, der uns anregt und befriedigt, aber einen ganzen Roman nur mit einiger Mühe zu Ende bringen. Dazu kommt die Sprache. Der schweizer Dialekt sieht in einzelnen Redensarten anmuthig und originell genug aus, aber auf die Länge ermüdet er, und die Ungenirtheit geht zuletzt in Roheit über. Wenn Gotthelf sich hochdeutsch ausdrücken will, wird er zuweilen ganz gegen seine Natur schwülstig und manierirt. Der deutsche Schweizer, der als Schriftsteller auftritt, hat mit dem nachtheiligen Umstand zu kämpfen, daß seine Schriftsprache nicht zugleich seine Redesprache ist. Er schreibt hochdeutsch und er spricht sein Idiom. Zur deutschen Sprache wird er geschult, und kann sich in derselben später nur durch Schreiben, oder ausnahmsweise durch den mündlichen Vortrag, nicht durch das lebendige bildende Wort des täglichen Redeverkehrs üben. Er denkt in seinem Dialekt, und muß diesen, wenn er deutsch schreiben will, in die allgemeine Schriftsprache erst übersetzen; ein bedeutendes Mittel der Sprachbildung, die Uebung in den feinen Nuancen des Ausdrucks, die Flexibilität, die ihr die Rede giebt, geht so verloren. Die Versuche, die beiden Sprachformen zu verschmelzen, sind Gotthelf öfters mißlungen. Wie bedeutend aber die Fähigkeit der Sprachbildung bei ihm entwickelt war, bezeugt das Urtheil Jakob Grimm's: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck heute wenig andre gleich."

Gotthelf genießt diese Erde und ihr Recht mit vielem Behagen; er hat ein schönes Auge für die menschliche Natur auch in ihren Widersprüchen; seine Grundsätze sind streng, seine Liebe weit. Sein Horizont ist eng umgrenzt, wie die Thäler, in denen er predigt, aber in diesem kleinen Kreise leuchtet ein heller und warmer Sonnenschein. Er hat nicht nöthig, sich seine Charaktere auszuklügeln, sie nach allen Seiten hin zu durchforschen und sich jeden Augenblick zu fragen, wie sie in dem bestimmten Fall sich benehmen müssen, um ihrer Anlage getreu zu bleiben; sie gehn ihm unmittelbar in ihrer Totalität auf, und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, sie wird nie vom rechten Weg abirren. Es sind nicht bloße Abstractionen, sondern concrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleich kommen. Was sind das für köstliche Figuren, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus versetzter Scham den ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können, die Händel anfangen wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig hätten,

die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen vom allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt und über die man sich freuen kann. Es ist eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägte, beinahe spitzbübische Egoismus, die knöcherne bäuerische Convenienz, wie Roheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens. Gotthelf hat ein ebenso scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen, seine kerngesunde Natur ist des leidenschaftlichsten Zornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehn weiß, in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen. — Man lese im „Bauernspiegel" folgende Beschreibung einer Einsegnung. „Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte. Es entstand ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wohl Aeltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eignes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dies und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, deß läuft der Mund über; unsre Hoffnungen, unsre Kümmernisse, unsre Wünsche, unsre Erwartungen theilten wir einander mit, und theilten sie auch mit in unserm sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr und sich in demselben einnisten wollte .... So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; noch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Centner Steine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Federn bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen ein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten ebenso, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der

Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen, und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrücken mit Behaglichkeit, und sprachen: das war doch schön, der kann's!" —

Gotthelf selber, wie er hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlauscht, ist eine jener ursprünglichen Naturen, hart, rauh, eckig, nichts weniger als empfindsam. Als tüchtiger Pastor, der seine Angelegenheiten auf Erden zu seinem Frommen und zum Wohl seiner Mitmenschen zu besorgen versteht, inmitten zäher, halsstarriger, eigennütziger aber kerngesunder Bauern, denen man derb entgegentreten muß, wenn man sie leiten will, ist er ein Todfeind alles Radicalismus. Durch das Selfgovernment wird die Gemeinde nicht sogleich tugendhaft, die Vorurtheile werden nicht sogleich gehoben, die Freiheit und Gleichheit der Einzelnen nicht augenblicklich sicher gestellt. Im Gegentheil. Die Selbstsucht tritt freier hervor, und mit ihr die gegenseitige Ueberwachung des einen durch den andern, die Herrschaft der öffentlichen Meinung, d. h. des Vorurtheils, das Uebergewicht des Interesse über die Empfindungen; Sentimentalität findet in einer wirklichen Republik keine Statt.

In einer seiner Vorreden spricht Gotthelf darüber sich aus, daß viele seiner Freunde ihm abgerathen haben, sich mit der leidigen Politik zu beschäftigen, er könne aber diesem Rath nicht folgen, denn das Wesen dieser von ihm angefochtenen radicalen Politik bestehe eben darin, daß sie sich in alle Lebensverhältnisse dränge, das Heiligthum der Familien verwüste, alle christlichen Elemente zersetze. „Politisches Leben heißt man das Leben in der Politik, das Vergessen alles Andern ob der Politik, das Gefangengenommenwerden von der Politik. Politik ist nun aber nicht das Vaterland, Politik ist nicht die Gemeinde, Politik ist nicht die Familie, Politik bezieht sich weder auf die Seele noch auf Gott. Politisches Leben ist eine Art von Krankheitszustand, welcher überwunden werden muß, eine Gährung, welche das Ungesunde ausscheiden, wiederum Ruhe und Frieden in's Leben bringen soll. Wer meint, in einem Volke müsse ein beständiges politisches reges Leben sein, der täuscht sich übel, so übel wie der, welcher wähnte, der Mensch müsse beständig im Fieber liegen." — Wäre es wirklich so, hätte sich das Fieber in der That so gewaltig des gesammten Volks bemächtigt, so wäre nichts absurder, als ihm fortwährend zuzuschreien, es solle nicht im Fieber liegen. Scheltworte heilen nicht. Ja es könnte wohl der Fall sein, daß der Prediger mit seinem leiden-

schaftlichen Ungestüm, mit seinem fanatischen Haß gegen die gegenwärtigen Zustände und ihre Veranlassungen ebenso und noch mehr von dem Fieber der Zeit ergriffen ist, als seine politischen Gegner.

In seinem Amt pflichteifrig und von unermüdlicher Thätigkeit, blieb Gotthelf bis an sein Lebensende der gute, treue Gesellschafter, die Gastfreiheit seines Hauses war weitumfassend. Reisen hat er wenig gemacht; es war ihm nur zu Hause recht wohl, und zu Hause war er im vollsten Sinn des Worts. Jeder Einzelne seiner Gemeinde war ihm bekannt und vertraut, alle wurden durch den Segen seines guten Beispiels und seiner Lehre gefördert. „Wie fromm er war," sagte er von einem alten Pfarrer, „wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehn." „Der Glaube, den ich habe, ist nicht der Glaube jener Secte, die den Tisch deckte, sich daran setzte, betete, in der Meinung, der liebe Gott werde das Essen in schönen Schüsseln wohlgekocht auf den Tisch fallen lassen, sondern mein Glaube ist der, daß Gott nichts thut, wozu er mir die Kräfte gegeben hat, daß ich diese Kräfte anzustrengen habe nach Vermögen und Gewissen, und zwar ohne Gewißheit haben zu wollen, ob ich das Erstrebte damit ausrichte oder nicht, sondern in aller Demuth Gott das Gedeihen überlassend. Der Mensch soll säen, aber in Gottes Hand steht die Ernte. Ueber das, was ich thue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott. Wo der Mensch das Gute will, soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen. Das Christenthum enthält durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen." —

Ein tüchtiges, reines Herz, welches das Bild seines Glaubens und Hoffens in den historischen Gott verlegt, steht höher als die Weltschmerz-Narren, die nur darum keinen Gott fühlen, weil sie in ihrer Zerfahrenheit unfähig sind, sich überhaupt einen bestimmten Charakter zu denken, weil ihr ganzer Gedankenkreis aus Reminiscenzen zusammengesetzt ist, und weil sich ihnen jede neue Anschauung in Reminiscenzen und Abstractionen auflöst. Aber wenn Gotthelf mit der Salbung eines Mannes, der auf der Kanzel an keinen Widerspruch gewöhnt ist, uns über Philosophie belehren will, so müssen wir ihm zurufen: davon verstehst du nichts! Dein Christenthum freilich ist die Religion der Demuth, die wohl einsieht, daß der einzelne Mensch nicht der Mittelpunkt des Universums sein kann, daß er mit seinen Schmerzen, mit seinen getäuschten Wünschen, Hoffnungen und Idealen sich bescheiden muß durch den Gedanken der allgemeinen Nothwendigkeit und seiner individuellen Beschränktheit; daß auch der edelste, tugendhafteste Wille irren kann, und daß er sich nicht vermessen darf, in voreiliger Selbstgerechtigkeit an das Scheitern

seiner Ideen den Untergang der Welt und aller Sittlichkeit zu knüpfen; — die Religion des Glaubens, daß das Gute wirklich ist und sich beständig verwirklichen muß, auch wenn der Einzelne zu Grunde geht; — die Religion der Liebe, die mit zuversichtlicher Freudigkeit in die Welt blickt, die aber ihre Freude nur dann vollkommen erachtet, wenn sie getheilt wird, und die daher in hingebender Thätigkeit, soweit sie es kann, die Freude und das Wahl andrer vermehrt. Aber was sich heutzutage als specifisches Christenthum breit macht, trägt in der Regel gerade den entgegengesetzten Charakter. Es zeigt nicht Demuth, sondern jenes pharisäische Selbstbewußtsein, welches die Welt verachtet, und wenn es sich scheinbar vor Gott demüthigt, so geschieht es mit dem geheimen Uebermuth eines Lakaien, der in dem Glanz seiner Livree geringschätzig auf den freien Bauer herabblickt. Es zeigt nicht Glauben, sondern vermessene Trostlosigkeit; es rechtet mit dem Lauf der Welt mit ebenso bittrer Eitelkeit, als der jungdeutsche Weltschmerz, und unterscheidet sich von demselben nur dadurch, daß es die trübe Empfindung dieses Jammerthals durch die Aussicht auf ein Jenseits, in welchem die Gottseligen unendliche Wonne genießen und die Gottlosen unendliche Qualen erdulden werden, einigermaßen versüßt. Diese tröstliche Aussicht ist nicht geeignet, eine kleine Seele zu veredeln. Es zeigt endlich nicht Liebe, sondern Haß, offnen Haß gegen alle, die seinen Glauben nicht theilen, und geheimen Haß gegen alle, die im Glauben mit ihm rivalisiren.

Anscheinend läßt sich kein schärferer Contrast denken, als zwischen jener biblischen Auffassung des Christenthums und der kritischen, wie sie Strauß angebahnt. Und doch haben sie Eins gemeinsam: das Streben nach Realität; den Drang, aus der Abstraction zum wirklichen Leben des Christenthums durchzudringen.

Das „Leben Jesu" hatte in die Schule Hegel's einen Feuerbrand geworfen, und sie war im Begriff, sich zu spalten: es gab eine Linke, ein Centrum und eine Rechte. Die „Hallischen Jahrbücher" 1838 als Organ der Linken ausdrücklich den vermittelnden Berliner Jahrbüchern entgegengesetzt, machten diesen Bruch offenkundig. — In Halle drängten sich die Gegensätze schärfer zusammen als in Berlin: Leo und Erdmann näherten sich den Pietisten, deren Sache Tholuk mit großer Bildung und einem umfassenden Wissen vertrat: er hat den eigentlichen Orthodoxen fast ebenso harte Schläge ertheilt als den Rationalisten. In der Mitte standen Schaller u. A.; als Führer der Linken traten jetzt die Begründer der „Jahrbücher" hervor: der Philolog Echtermeyer und Arnold Ruge, 36 J., der wegen burschenschaftlicher Spielereien 6 J. hatte in der Festung sitzen müssen und sich nun in Halle habilitirte. Seine leichtlebige, sanguinische Natur, die sich nach neuer-

dings in seinen „Erinnerungen" ausgelassen und anmuthig genug ausgesprochen, brachte große Rührigkeit in die Partei. — Hegel hatte unter dem Anschein, die Wirklichkeit des Staats und der Kirche zu legitimiren, ihren Gegnern ein leichtes Mittel an die Hand gegeben, was in ihnen „vernünftig" war, zu erfassen und es gegen sie selber anzuwenden. Von dieser Seite ist Ruge die Philosophie zugänglich geworden. Sie wurde die Waffe, durch welche er seinen frühern Inhalt, die burschenschaftliche Romantik, bei sich und andern widerlegte. Aus dem Satz: das Wirkliche ist vernünftig, wurde nun: die Vernunft ist das Wirkliche, und was ihr nicht entspricht, ist unwirklich, Schein, Romantik, und muß aufgehoben werden. Die Althegelianer hatten es der Idee überlassen, sich in der Geschichte zu realisiren, und waren dann hingegangen, um nachzuweisen, daß es so gut sei. Das Ideal ist wirklich, sagten sie, denn es ist in steter Verwirklichung; jede Stufe der Geschichte ist gut, denn sie ist ein nothwendiges und nicht zu umgehendes Resultat der frühern Stufen. Man mußte sich erst eine Zeitlang an diesem Gedanken freuen, bis man auf den naheliegenden stieß: jede Stufe setzt eine folgende voraus, sie ist nur da, um sich selber aufzuheben, sie ist also schlecht, indem sie etwas für sich sein will. Die alten Professoren construirten das Recht des Bestehenden, die jungen Docenten sein Unrecht; das war kein logischer Widerspruch, sondern nur ein Widerspruch in den Gefühlen.

Der neue Radicalismus trat viel kategorischer auf als der alte: fest überzeugt, daß es genüge, den richtigen Begriff des Staats und der Kirche zu proclamiren, um ihn sofort zu verwirklichen. Der erste Angriff galt dem Berliner politischen Wochenblatt. Der erste Redacteur, Jarcke, war nach Wien gegangen, da weder der Protestantismus noch der preußische Staat mit seinen altenfritzischen Traditionen sich mit dem Legitimitätsprincip vertrug. Die „Jahrbücher" nahmen für die Idee des Protestantismus und die Idee des preußischen Staats Partei. Sie traten bei Gelegenheit der kölner Wirren gegen den katholischen Fanatiker wie gegen die protestantische Halbheit in die Schranken; sie machten für Preußen in Deutschland Propaganda. Der lebenskräftige, an Aussichten und Erwartungen reiche Staat stand trotz seiner steifen absolutistischen Formen dem durch Hegel gebildeten Liberalismus näher, als das träumerisch unbestimmte Vaterland der Burschenschafter, als der kleinstaatische Constitutionalismus: der philosophische Radicalismus hatte etwas Verwandtes mit dem Uebermuth der jungen bureaukratischen Bildung. In der fortlaufenden Kritik des Absolutismus, des Legitimitätsprincips und der historischen Schule mußte man darauf kommen, dem innern geistigen Zusammenhang dieser verschiedenen Formen der Reaction nachzuspüren. Man fand den Faden in der Restaurationsliteratur. Im ersten Jahrgang wurde die

romantische Schule von Rosenkranz besprochen, im Ganzen anerkennend; im nächsten Jahr schleuderte das Manifest von Ruge und Echtermeyer „der Protestantismus und die Romantik" der herrschenden Literatur den offenen Fehdebrief in's Gesicht. Die Darstellung, wenn auch theilweise in scholastischer Form, hatte einen Ueberfluß an glücklichen Wendungen und Pointen, jene launenhafte Genialität zu verspotten. Man hatte den Begriff der romantischen Schule über den ganzen Kreis der Restaurationsliteratur ausgedehnt und die verschiedenartigsten individuellen Erscheinungen aus einem einzelnen Princip hergeleitet; aber schon nach einem Jahr sah man sich genöthigt, den Protestantismus, unter dessen Symbolen man gegen die Romantik zu Felde gezogen war, in einem neuen Manifest gleichfalls in die Romantik zu werfen, weil alle Theologie, gleichviel ob protestantisch oder katholisch, zwischen einem Jenseits und einem Diesseits unterscheidet.

Die Hegel'sche Philosophie gab sich den Anschein, aus dem Begriff herauszuconstruiren, was sie doch nur dem Studium der Geschichte verdankte; und sie verleitete ihre Jünger, das wirkliche Leben als rohen Stoff zu betrachten der von der speculativen Construction zu verbrauchen sei. Das zeigte sich sowohl in den Radicalen, die in der Virtuosität der Zersetzung zu der Ansicht kamen, das alles Zerlegbare substanzlos sei, als bei den Conservativen, die in der Ueberzeugung von der Vernunft alles Wirklichen in müßigem Behagen dem Spiel der Begebenheiten zuschauten.

Der wichtigste Mitarbeiter der „Jahrbücher" wurde bald Ludwig Feuerbach, 34 J., der jüngere Sohn des berühmten Juristen. Er war 1822 in Heidelberg unter Daub und Paulus gebildet: in jenem fand ein mystischer Trieb seines Geistes, in diesem der Drang nach irdischer Realität seine Nahrung. Beides paart sich bei ihm zu einem wunderlichen Ganzen: er hat für Jak. Böhme nicht minderes Interesse als für die ausgesprochensten Materialisten. Sein Anschauungsvermögen ist viel mehr entwickelt als die Dialektik, deren logischen Schematismus er im Grunde haßt, und doch leitet ihn seine intellectuelle Anschauung leicht auf Abstractionen. 1824 hörte er Hegel in Berlin. „Was mir bei Daub," schreibt er an seinen Vater, „noch dunkel und unverständlich war, oder wenigstens unbegründet schien, das habe ich schon in den wenig Vorlesungen, die ich bei Hegel hörte, klar durchschaut und in seiner Nothwendigkeit erkannt; was nur als Zunder in mir glimmte, das sehe ich bereits in hellen Flammen auflodern." Aber bald darauf: „Mein Geist findet sich nun einmal nicht in die Schranken des heiligen Landes; mein Sinn steht in der weiten Welt; meine hab- und herrschsüchtige Seele will alles in sich verschlingen, mein Verlangen ist schlechthin unbegrenzt, ich will die Natur, vor deren Tiefen die feige Theologie zurückbebt, ich will

den Menschen, aber den ganzen Menschen, der nicht dem Theologen, dem Anatomen oder Juristen, der nur dem Philosophen Gegenstand ist, an mein Herz drücken." — Er habilitirte sich in Erlangen; aber für die akademische Thätigkeit war er nicht geschaffen. — 1830 erschienen anonym „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit." Er sprach sich gegen die letztere aus, theils aus sittlicher Abneigung gegen eine Tugend, die Lohn erwartet, theils, weil die Idee der himmlischen Freuden den Sinn von den irdischen abzieht. „Jetzt gilt es vor allem," schreibt er in sein Tagebuch, „den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrire: denn nur diese ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren.

Sich in dem, was bisher für diesen großen Zweck geschehn, zu orientiren, schrieb er 1833 bis 1838 eine Geschichte der neuern Philosophie, von Baco bis Bayle: höchst interessante Untersuchungen, die nicht eine trockne Aneinanderreihung der metaphysischen Grundprobleme enthalten, sondern eine concrete Darstellung der ganzen Denk- und Anschauungsweise der einzelnen Philosophen. — Als Leo die „Hegelingen" und die ganze Hegel'sche Philosophie der Unchristlichkeit zieh, gestand Feuerbach (1839) in dem Aufsatz der Hall. Jahrb. „über Philosophie und Christenthum" das Begründete dieses Vorwurfs zu: aber sie theile das Schicksal mit sämmtlichen philosophischen Systemen. Denn alle Theologie sei supranaturalistisch, alle Philosophie sei rationalistisch; d. h. alle Theologie gehe darauf aus, ein doppeltes Gesetz des Denkens und des Seins herzustellen, das eine für das Jenseits, und das andere für das Diesseits, und ebenso nothwendig gehe alle Philosophie darauf aus, ein einfaches Gesetz des Denkens und des Seins aufzustellen, mit andern Worten, das Jenseits aufzuheben. — Die kleine Schrift ist in der Form das Bedeutendste, was Feuerbach geleistet: wir begegnen in ihr einer ruhigen, folgerichtigen und nach allen Seiten hin reiflich überlegten Deduction, während fast alles, was er sonst geschrieben, aus Aphorismen zusammengesetzt ist, und nur den Zweck hat, seine Wahrheit von allen Seiten der Phantasie und dem Gemüth anschaulich und bequem zu machen, und ihr den Schein der Fremdartigkeit abzustreifen.

Indeß war die liberale Theologie auf dem Wege, den Strauß angebahnt, weiter gegangen. Wenn auch die Evangelien auf dem Mythus beruhen, so hat doch jedes einzelne seine eigne Composition, seinen eignen Zweck, und ihr Verhältniß zu einander muß untersucht werden. Wieder versuchte

man, den Marcus als den Urevangelisten zu retten. Strauß selbst hatte Febr. 1839 von der radicalen Regierung von Zürich einen Ruf an die dortige Universität erhalten, aber das Volk machte einen Aufstand, und er mußte Sept. 1839 eine Pension annehmen. Er hatte indeß ein neues Werk vollendet: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft“ (1840). Strauß faßt ein Dogma nach dem andern in's Auge, er verfolgt die Vorstellungen, die sich die Menschen im Laufe der christlichen Entwickelung davon gemacht haben, regelmäßig von den Zeiten des neuen Testaments bis zur Hegel'schen Philosophie, und weist in der Aufeinanderfolge derselben den dialektischen Proceß nach. Man hat die Dogmen so lange vergeistigt, bis endlich nichts übrig geblieben ist als allgemeine Ideen. Die Versuche der Philosophie, die Lehren der Religion vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen, waren ein geheimer fortwährender Kampf gegen die Religion, da jeder Schritt zur weitern Begründung eines Dogma den Inhalt desselben schmälerte, bis zuletzt dem Philosophen das Christenthum unter den Händen entschwunden war. Die wahre Kritik des Dogma's ist seine Geschichte, eine objective sich im Lauf der Jahrhunderte vollziehende Kritik, die der heutige Theolog nur begreifend zusammenzufassen hat. Ursprünglich ist das Dogma in unbestimmter, naiver Fassung in der Schrift niedergelegt; bei der Analyse und nähern Bestimmung tritt die Kirche in Gegensätze auseinander; dann erfolgt die kirchliche Fixirung im Symbol, und das Symbol wird zur Dogmatik ausgearbeitet; der Dogmatik tritt die Kritik gegenüber, indem das Subject sich aus der Substanz seines bisherigen Glaubens herauszieht, weil ihm, wenn auch zunächst nur in unentwickelter Form, eine andere Wahrheit aufgegangen ist. In dem Kampf dieser Gegensätze schwinden die bisherigen confessionellen Unterschiede, selbst der des Katholicismus und Protestantismus, zu wissenschaftlicher Bedeutungslosigkeit zusammen. Strauß zieht die Grundprobleme der Metaphysik, die Schöpfung der Welt, die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w., mit in den Kreis seiner Betrachtungen, und kommt bei ihnen zu demselben Resultat, wie bei den Lehren von der Dreieinigkeit, von der Erlösung und von der Transsubstantiation. Wie billig, hatte sich Strauß, indem er den innern Auflösungsproceß der Dogmatik verfolgte, nur an die religiöse Vorstellung gehalten; das religiöse Gefühl hat in seiner Kritik keine Stelle gefunden. Seine eigne positive Ueberzeugung tritt nicht klar hervor. Es finden sich pantheistische Momente, daneben wird ein großes Gewicht auf die sittliche Gesinnung und die praktische Rechtschaffenheit gelegt. Diese beiden Momente haben keine innere Verständigung gefunden.

Unmittelbar auf diese Schrift folgte Feuerbach's „Wesen des Chri-

stenthums" (1841). Abgesehn von einigen Kunstausdrücken, erinnert es nicht mehr im entferntesten an die trockne Methode der Schulphilosophie. Es ist in einer sinnigen, phantasiereichen Sprache geschrieben; es wimmelt von geistreichen Einfällen, die jedes Verständniß unmittelbar berühren, ohne daß man erst mühsam einer weitaussehenden Deduction folgen müßte; es giebt eine Fülle concreter Anschauungen aus dem Gebiet der Religion, und es schmeichelt sich trotz der zuweilen hervortretenden Leidenschaftlichkeit, oder vielleicht gerade wegen derselben, der Phantasie ein. Der Gedankengang des Buchs ist nicht dialektisch in dasselbe verwebt, sondern wird gleich zu Anfang dogmatisch ausgesprochen, und alle weitere Ausführungen dienen nur dazu, ihn durch Belege, Beispiele und sinnliche Anschauungen deutlich zu machen. Diese Form hat den Vorzug großer Popularität: sie ist nicht mißzuverstehn, sie prägt sich leicht der Phantasie und dem Gedächtniß ein und findet namentlich bei Halbgebildeten großen Anklang. — Der Gedankengang ist folgender. Der Ursprung der Religion ist der Trieb und die Fähigkeit des Menschen, sich Ideale zu bilden. Seine Einbildungskraft schafft Gestalten der Vollkommenheit, die er aus sich heraus verlegt, sich bildlich darstellt, und zu denen er emporblickt. Alle Eigenschaften, die er für gut und vollkommen hält, legt er diesen Wesen bei, und glaubt sie mit übermenschlichen Prädicaten ausgestattet zu haben, während er doch mit seinen Gedanken über seine eigne, die menschliche Natur nicht hinaus kann, während also alle Eigenschaften, die er Gott beilegt, Eigenschaften der menschlichen Natur sind, die zwar nicht in einem einzelnen menschlichen Individuum zur vollkommenen Erscheinung kommen, wohl aber in der Gattung, in der eine positive Eigenschaft die andre ergänzt, so daß die Menschheit im Ganzen betrachtet ein Bild der Vollkommenheit darstellt. Dies ideale Bild der Menschheit hat man Gott genannt, und die wahre Theologie ist daher Anthropologie. Es ist falsch, wenn man auf die Existenz Gottes Gewicht legt, denn bei dem Begriff Gottes ist nicht das Subject, sondern die Prädicate die Hauptsache. Gott ist ein leerer Begriff, der erst durch die ihm beigelegten Eigenschaften seinen Inhalt erhält. Die Philosophie hat nichts weiter zu thun, als die Sätze der Religion umzukehren. Wenn die Religion sagt: Gott ist die Liebe, die Weisheit, die Macht (der Wille), so sagt die Philosophie: die Liebe, die Vernunft, der Wille u. s. w. sind göttliche, d. h. das menschliche Leben bestimmende Mächte. Insofern würde die Philosophie mit einer leichten Veränderung mit den Lehren der Religion übereinstimmen können, wenn nicht in jener Umkehr von Seiten der Religion ein böses Princip in jene an sich ganz wahren Sätze eingeführt würde. Indem die Religion alle idealen Eigenschaften der Menschheit Gott beilegt und dieses ideale Wesen der menschlichen Natur entgegensetzt, kommt sie nothwen-

digerweise dahin, die menschliche Natur als den Gegensatz der göttlichen, d. h. als den Ausdruck der vollständigen Unvollkommenheit, Hülflosigkeit und Unseligkeit darzustellen. Indem sie ferner den einzelnen Menschen unmittelbar mit jenem idealen Wesen in Berührung setzt, und diesem Wesen alle inwohnende Kraft der Liebe zuwendet, isolirt sie die Menschen und hebt die sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft auf. Wenn man Gott über alle Dinge liebt, kann man dem Menschen nur eine Scheinliebe zuwenden, und wenn man an Gott, d. h. an die Realität aller Wunderkräfte glaubt, so kann man der Natur und der menschlichen Vernunft nur eine Scheinexistenz zuschreiben. Der Grund dieser Verirrung liegt darin, daß die Religion diese Idealdichtung nicht unbefangen, gewissermaßen in theoretischem Enthusiasmus ausübt, sondern lediglich in egoistischem Interesse: sie will einen Gott haben, nicht um ihn anzubeten, sondern um alle kleinen, vermessenen Wünsche des Gemüths, denen die Nothwendigkeit der Natur sich entzieht, durch ein Wunder in Erfüllung zu bringen. Die religiöse Phantasie legt Gott nur darum Allmacht bei, um ihn ihren Launen dienstbar zu machen.

Dieser Gedanke ist auf die Einzelheiten der Religion sehr geistreich angewendet, aber er ist principiell nicht weiter ausgeführt. Bei der ersten Einsicht in diese Deduction finden wir, daß sie eine große Reihe von Wahrheiten enthält, mit ebenso handgreiflichen Irrthümern zersetzt. — Der Hauptsatz, daß der Ursprung der Religion aus dem Trieb des Menschen nach Idealen hervorgehe, daß also die Existenz Gottes gleichgiltig gegen seine Wesensbestimmungen sei, ist nur halb wahr. Feuerbach hat einseitig den ontologischen Beweis im Auge gehabt, und das macht ihm insofern Ehre, als dieser sogenannte Beweis, d. h. dieser Proceß unsrer Seele, zum Bewußtsein Gottes zu gelangen, der allergeistigste ist; aber es ist nicht der ursprüngliche, nicht der natürliche; das erste Gefühl Gottes ist das Gefühl einer Macht, die über den Menschen hinausgeht, die ihm absolut fremd ist, deren Einfluß er jeden Augenblick fühlt, und die er doch nicht faßt, vor der er sich daher in Furcht und Grauen niederwirft. So ist das ursprüngliche Bewußtsein Gottes im Menschen, und alle weitern Wesensbestimmungen treten erst später in dasselbe ein, bei heidnischen Religionen, wie bei der griechischen, in der Form einer irreligiösen, deistischen Philosophie, in einer entwickelungsfähigen Religion aber, die wie das Christenthum mit dem Wesen des Geistes anfängt, sich also auf einen vorhergehenden sehr weitläufigen Religionsproceß bezieht, in der Form der Theologie, der weitern Explication des göttlichen Wesens. Das ist die schwache Seite Feuerbach's, er ist durch und durch unhistorisch, er hat keinen Begriff von den Unterschieden der Zeit. Ihm schwebt ein unterschiedloses Ideal der Menschheit vor, und dieses Ideal schiebt er der religion-

schaffenden Substanz unter. Er merzt allen speculativen Inhalt aus dem Christenthum aus, und doch faßt er es zugleich als System, und schiebt ihm daher die unsinnigsten Consequenzen unter. Nach seiner Explication begreift man nicht, wie es jemals eine andre Religion habe geben können, als das Christenthum; denn da der Proceß der Religionsbildung nach seiner Theorie immer der nämliche ist, und die menschliche Natur gleichfalls immer die nämliche, so müßte auch das Resultat überall das nämliche sein. Die Religion ist nicht ein einzelner zeitloser Act des Individuums, obgleich jedes Einzelne auf seine Art thätig ist, sich den Gott, zu dem es betet, vorzustellen; der Einzelne geht dabei nicht frei zu Werke, er überkommt bestimmte traditionelle Vorstellungen, theils unmittelbar naiv, durch seine Eltern u. s. w., theils in der dogmatischen Form der Theologie. Und mit dem Religionsstifter ist es nicht anders; denn der größte religiöse Genius hat seine Voraussetzungen, theils die Religion, in der er erzogen ist, — und die messianischen Voraussetzungen der Propheten im Judenthum gaben der neuentstehenden Religion eine nothwendige und unvermeidliche Richtung und Färbung — theils die intellectuelle, sittliche und Gefühlsbildung der Zeit. Es ist im Christenthum Vieles, was sich speciell auf die morgenländische Natur bezieht, auf den furchtbaren universellen Gährungsproceß, den der allmähliche innere Verfall des römischen Weltreichs erzeugte; aber auch Manches, was den Bedürfnissen, Voraussetzungen und sittlichen Grundbegriffen des germanischen Abendlandes, des spätern Trägers der Religion, angepaßt wurde. Es ist sonderbar, daß sich Feuerbach nicht ein einziges Mal die Frage nach dem zeitlichen und localen Ursprung der einzelnen Lehren vorlegt; er leitet frischweg jeden einzelnen Mythus und jedes einzelne Dogma aus der allgemeinen Natur des menschlichen Gemüths ab, die heute so beschaffen sein soll, wie vor tausend Jahren. Es ist ein phantastisches Christenthum, das nie existirt hat. Das wirkliche Christenthum ist eine concrete Erscheinung, die sich mit anderweitigen Bildungselementen vielfach gesättigt und die mannigfaltigsten Formen aus sich heraus entwickelt hat. Das Christenthum im römischen und byzantinischen Reich unterschied sich wesentlich vom mittelalterlichen abendländischen Christenthum, der romanische Katholicismus vom germanischen Protestantismus, die Scholastik von der Mystik, und doch sind alle diese Erscheinungen christlich. Das Christenthum ist unter allen Religionen die bildungsfähigste, es kann die meisten fremdartigen Elemente aufnehmen, ohne den Kern seines Wesens einzubüßen. Wenn Feuerbach dem Christenthum vorwirft, den Menschen zu isoliren und ihn nur auf sein eignes Gemüth zu beziehn, so gilt das von seiner Lehre viel mehr. Die neue Religion der Menschheit, auf die er hindeutet, ist die alte Glückseligkeitstheorie, nach welcher jedem Gemüth die Freiheit gegeben wird, zu

sinnen und zu träumen, zu genießen und zu leiden. Jeder Ernst der Arbeit und jede geschichtliche Bewegung wird abgeschnitten, denn sie sind ohne die Unterwerfung der Individualität unter allgemeine Mächte nicht denkbar. So sinnreich er verfährt, wenn er die empfangenen göttlichen Begriffe zu menschlichen Idealen macht, um der Menschheit einen neuen Inhalt, einen neuen Glauben zu geben, so haben diese Ideen etwas so träumerisch Unbestimmtes, daß ihnen keine bewegende Kraft beigemessen werden kann. Es macht einen gemischten Eindruck, wenn er aus den Symbolen und Mysterien des Christenthums die spiritualistische Färbung entfernt und mit Jubel auf den übrigbleibenden sinnlichen Inhalt als auf einen glorreichen Erwerb hinweist; wenn er in der Dreieinigkeit nur die Heiligung des Familienlebens, im heiligen Geist die verkleidete Jungfrau Maria herausfindet, wenn er in der Taufe die Anerkennung der segensreichen Wirkungen des Wassers, welches beim Baden und Trinken so erfrischend wirkt, und in dem Abendmahl die Heiligung der Nahrungsmittel, des irdischen Brodes und Weines erkennt. In dieser Poesie der Nahrungsmittel ist er zuletzt soweit gegangen, daß er als letztes Resultat seiner Weisheit den Satz aufgestellt hat: „der Mensch ist, was er ißt" — ein Satz, bei dem jeder andre Eindruck, als der komische, aufhört. Brod und Wein sind mächtige Symbole, und der Communismus hat es verstanden, durch sie die Masse zu elektrisiren; aber in diesem schlimmen Sinn werden sie bei Feuerbach nicht gebraucht, er will durch seine Sacramente die Menschheit nur auffordern, mit Andacht zu essen und zu trinken, weil das heilige Geschäfte seien. So unschuldig diese Religion der Zukunft aussieht, so ernsthaft wird sie durch ihre leidenschaftliche Haltung. Durch Feuerbach's sämmtliche Schriften weht die Empfindung, die Menschheit habe bisher in einem bösen Fiebertraum gelegen, aus dem sie gewaltsam sich befreien müsse. Der Zustand des kommenden Reichs ist ein friedlicher und seliger; aber der Uebergang von dem jetzigen Zustand der Unseligkeit kann nur als ein Sturm des jungen, von dem Geist der neuen Menschheitssymbole erfüllten Geschlechts gegen das alte aufgefaßt werden.

Wenn Feuerbach der Hegel'schen Philosophie den Vorwurf machte, sie verfahre im Grunde ebenso romantisch wie die Theologie, ihr „Absolutes", ihre „Idee", ihre „Natur" u. s. w. seien gegen die wirkliche Wirklichkeit ebenso transcendent, ebenso jenseitig wie „Gott", „Himmel" u. s. w., so sind die spätern Materialisten folgerichtig weiter gegangen, und haben Feuerbach vorgeworfen, seine „Menschheit" sei ebenfalls ein Gattungsbegriff, eine Idee, ein Ding an sich, das nie zur Erscheinung komme, also wieder etwas Transcendentes und Romantisches. Leider hat die Sprache noch kein Mittel gefunden, etwas Anderes auszudrücken als Gattungsbegriffe.

Chr. Baur (49 J.) war indeß in seiner stillen wissenschaftlichen Entwickelung langsam aber unaufhaltsam vorwärts gegangen, und eine Reihe tüchtiger Schüler — Zeller, Planck, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld — arbeiteten in seinem Sinn. 1841 erschien seine „Geschichte der Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes", die sich vielfach mit dem Werk von Strauß berührt. Den Gegnern, die ihm vorwarfen, die Geschichte zu construiren, antwortete er: „Nur der roheste Empirismus kann meinen, daß man die Objecte der geschichtlichen Betrachtung nur gerade so nehmen könne, wie sie vor uns liegen. Wer nicht ohne alle philosophische Bildung zur Geschichte kommt, muß wissen, daß man zwischen den Dingen, wie sie an sich sind und wie sie uns erscheinen, zu unterscheiden hat. Die kritische Methode will so wenig an Stelle des Objectiven etwas blos Subjectives setzen, daß ihr vielmehr alles daran gelegen ist, nichts, was nur subjectiver Natur ist, für die Sache zu halten." — Seine größeren kirchenhistorischen Werke fallen in eine spätere Zeit: doch enthalten seine kritischen Werke über Johannes und den Apostel Paulus schon den Kern seiner historischen Auffassung, die freilich immer gründlicher durchgearbeitet wurde. — Diese Arbeiten hatten, abgesehn von dem Resultat, den großen Gewinn, daß die ganze Literatur der beiden ersten Jahrhunderte mit dem Mikroskop untersucht wurde, daß man den eigentlichen Inhalt derselben erst jetzt im Zusammenhang kennen lernte. — Nach diesen Forschungen stellt sich die Urgeschichte des Christenthums etwa folgendermaßen heraus. — Es ist nicht von vornherein fertig, es entwickelt sich vielmehr allmählich aus dem Judenthum. Der erste christliche Glaubensinhalt war kein andrer als der, daß Jesus der Messias, daß er die Erfüllung der Weissagungen sei. Das Christenthum war noch nichts als ein erfülltes Judenthum. Erst durch Paulus wurde der Bruch mit dem Judenthum vollzogen. Dieser Gegensatz war viel schärfer und dauerte viel länger, als die spätere kirchliche Tradition, als namentlich die Apostelgeschichte ihn darstellt; er hat auch nicht etwa mit der Zerstörung Jerusalems seine Spitze verloren, er zieht sich noch durch die ganze zweite Generation, durch das nachapostolische Zeitalter bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, und weil er noch diese ganze Zeit bewegt und beherrscht, sind alle Schriften bis dahin nur durch ihn zu verstehn; sie haben entweder eine polemische oder eine vermittelnde Tendenz. Das Judenchristenthum hatte längere Zeit die Uebermacht; erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch den gemeinsamen Kampf gegen die Gnosis und die Verfolgungen Roms wurden die beiden feindlichen Richtungen zum Bedürfniß des Zusammenhaltens, zur Anerkennung der Einheit der Kirche geführt. Aus dieser Zeit stammen unsre vermittelnden Evangelien. Ihnen ist ein älterer Stamm vorausgegangen, der Ausdruck des strengen Juden-

christenthums, der später unterdrückt wurde. Im vierten Evangelium fand **Baur**, daß eine rein ideelle Composition vor uns liege, daß aller geschichtliche Stoff keinen andern Werth habe als den, durchsichtiger Reflex einer Idee zu sein, daß die handelnden Personen nur Träger von Ideen, Parteistellungen, Principien seien, daß die Thaten wie die Reden Christi überall sich auf's vollkommenste entsprechen, jene nur die Anknüpfungen für diese seien, daß die ganze Entwicklung in festen von vornherein fertigen Gegensätzen sich bewege, welche dem Ganzen mehr einen dogmatischen als historischen Charakter geben. Dagegen wurde jetzt die Apokalypse, die bisher der vermittelnden Theologie den größten Anstoß gegeben, als echt und apostolisch anerkannt.

Aus der Fülle dieser widerspruchsvollen Forschungen entnahm der gebildete Laie nur so viel, daß die Frage nach dem eigentlichen Inhalt des Christenthums noch nicht gelöst sei. Noch hatte man mit der stillen Voraussetzung zu kämpfen, das echte Christenthum liege hinter der Geschichte. Zu der Kühnheit, das Christenthum als dasjenige zu begreifen, was es in einer Entwicklung von zwei Jahrtausenden als Erscheinung gezeigt, war man praktisch noch nicht gekommen, obgleich man theoretisch sehr wohl wußte, daß sich das Wesen nur in der Erscheinung offenbart. Wenn man ernsthaft der Geschichte in's Antlitz sieht, so ist die schwierigste Frage nicht die: was war das Christenthum an und für sich, und wie ist es entstanden? sondern die andre: wie war es möglich, daß die stolze, anscheinend so sichere griechisch-römische Cultur sich diesem neuen, ihr fremden und feindseligen Lebensprincip unterwarf? was fand die römische Bildung im Christenthum vor, an das sie anknüpfen konnte? und was hat sie daraus gemacht? — Diese Fragen haben Hegel vorgeschwebt; aber für eine Geschichte des Christenthums reichen Bildung, Kritik und Gelehrsamkeit nicht aus, denn es kommt nicht blos darauf an, das Wunderbare zu widerlegen, sondern es zu begreifen, es als ein Erlebtes anzuschauen. Nur wer die Religion in seinem eignen Innern durchgemacht, kann sie darstellen. Wer nicht selbst, nach dem biblischen Ausdruck, mit Gott wie Jakob gerungen hat, wem nicht einmal die Versöhnung mit jener dunkeln Macht ein tiefes, qualvolles Herzensbedürfniß war, der kann diese Regung des Gemüths auch bei andern nicht verstehn. Mit den äußern Wundern der Legende wird man bald fertig, aber jenes innere Wunder der Erweckungen und Visionen, des Glaubens und der Begeisterung kann man leichter kritisiren, als nachfühlen. Nur eine dichterische Natur von der Gewalt Shakespeares wird im Stande sein, jene furchtbare Erschütterung, die im Gemüth der Menschheit erfolgen mußte, um das Christenthum zum Glauben der Welt zu machen, nachzufühlen, und nur die Verbindung dieser Gemüthstiefe mit einem souveränen Verstand und dem Studium eines ganzen Lebens, welches auch das kleinste Zeugniß

aufspürt, um sich von dem Nervengeflecht dieser Gedanken und Leidenschaften eine Vorstellung zu machen, kann dem Gemälde den realistischen Charakter geben.

So viel wurde jedermann deutlich, daß der in's Speculative übersetzte Katechismus etwas ganz Anderes enthalte als der wirkliche Katechismus, daß die Hegel'sche Philosophie durch ihren Synkretismus aller Geistesformen nicht conservativ, sondern desorganisirend gewirkt hatte. Strauß hatte mit der überlegenen Bildung, die ihm sein philosophisches Studium gab, die Augen der Geweihten und Ungeweihten auf die Realität hingelenkt. Nachdem die jüngern Hegelianer noch einige Jahre hindurch das Werk der Zerstörung, diesmal mit Bewußtsein, fortgesetzt hatten, wurde endlich das künstliche Band, das bisher die einzelnen lebendigen Kräfte gefesselt, gewaltsam gesprengt, die Speculation wurde aufgegeben, und Naturwissenschaft, Geschichte, Oekonomie, Politik traten an ihre Stelle.

30 J. nach dem ersten Erscheinen des „Lebens Jesu“, in der neuen Bearbeitung desselben, sagt Strauß: „Ist es doch unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimniß, daß keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. Zu glauben glaubt, das räume ich ein; aber wirklich glaubt, das leugne ich.“ — Ist das nicht ein voreiliges Urtheil? — Glaube drückt zweierlei aus: eine Kraft und eine Schwäche. — Wenn Luther gleich Jakob im heißen Gebet mit Gott ringt, ihn nöthigt, ihm Rede zu stehn, und als das Resultat dieses harten und qualvollen Kampfes die feste Zuversicht mit sich nimmt, die ihn unerbittlich macht gegen das Mitleid, unerschrocken gegen die Drohungen der Fürsten und gegen die Anfechtungen des Teufels, so ist das Kraft des Glaubens. Wenn J. J. Moser in gleicher Weise Gott zwingt, das Weltgericht zu anticipiren und ihm die Begnadigung für seine Sünden im Voraus zu ertheilen, um dann mit sich selbst im Reinen zu sein, so ist auch das, wenn auch nur im geringeren Maße, Kraft des Glaubens. Ja wenn Lavater, der den Glauben selbst nicht hat, doch fest daran glaubt, durch den Glauben Gott zwingen zu können, und nun unablässig nach dem Glauben sucht, so ist auch da noch eine Spur von Kraft. Diesen Glauben meinte Luther, wenn er lehrte: der Glaube macht selig, nicht die Werke. Fasten, Almosen geben, und die sonstigen guten Werke, sind nützlich, aber die Seligkeit können sie nicht geben, die Seligkeit wird nicht geschenkt, nicht erkauft, sie muß im harten Kampf mit Gott erworben werden; und diese Willenskraft, durch welche wir Gott bezwingen, heißt der Glaube. — So dachte Luther. Anders faßten seine nächsten Nachfolger den Glauben auf. Glauben heißt im gemeinen Leben, etwas für wahr halten was man nicht weiß, und der Glaube, durch den diese Lutheraner von

der strieten Observanz selig zu werden hofften, bestand darin, daß sie alle Punkte des Katechismus für wahr erklärten, und jeden verdammten, der sie ansocht. Sich selbst legten sie als Glaubenspflicht auf, alle Punkte des Katechismus so oft und so laut als möglich zu wiederholen, ihren Schafen legten sie die Pflicht auf, nicht gegen ihre Hirten zu raisonniren. Das war nun freilich ein bequemerer Weg, selig zu werden, als der Weg Luthers; denn zu dieser Art von Glauben gehört keine andere Kraft als die, seinem Verstand für einige Zeit Schweigen aufzulegen. Für einige Zeit: denn man glaubt doch nicht fortwährend, man hat noch andere Dinge zu thun, das Feld zu bestellen, den Lauf der Sterne zu berechnen, und was es sonst sei. Nur für die Zeiten, wo man sich mit dem Glauben beschäftigt, wird dem Verstand Schweigen auferlegt. Dieser Glaube wird also desto leichter, je unkräftiger der Wille ist.

Glaube ist die Kraft einer dämonischen Natur, Glaube ist die Schwäche einer unfreien Seele; — welche von diesen spricht Strauß unserm Zeitalter ab? — In Bezug auf die erste könnte er Recht haben; denn eine dämonische Natur sucht sich in unserer Zeit andere Glaubensformen. Meint er aber das zweite, so dürfte er irren. Die Masse ist zu allen Zeiten unfrei; gewöhnt sie, etwas nachzusprechen, so glaubt sie zu glauben, d. h. sie glaubt wirklich. Denn bei der Kraft des Glaubens ist darin ein Unterschied, bei der Schwäche des Glaubens aber keiner. Und daß die sogenannten Gebildeten, Theologen und Laien, nicht etwa von der Masse auszuschließen sind, und daß auch diese Art von schwächlichem Glauben durch Friction zum Fanatismus gesteigert werden kann: — wie lange ist es denn her, daß wir Tische gerückt haben? — Ein Gebildeter des 16. Jahrhunderts hat, wenn er sich seinen „Glauben“ hersagte, wohl auch entweder gar nichts dabei gedacht, oder sich, so gut es gehn wollte, die Artikel in seine Gedanken übersetzt. Gar nichts zu denken, das fällt uns noch heute nicht schwer, und für Formeln, die Artikel unsern Gedanken zu assimiliren, ist gesorgt. Gerade bei kräftigen Naturen treibt die Reaction gegen das Halbe und Oberflächliche heute wie zu aller Zeit zur Paradoxie des Gegensatzes: weil das oberflächliche „Aufkläricht“ den Teufel leugnet, just deshalb glauben wir an den Teufel mehr als an alles Andere! — Das Menschenherz hat seine wunderlichen Falten, wir rechnen in der Regel richtiger, wenn wir bewußte Heuchelei aus dem Spiel lassen.

In einem Charakterbild „Christian Märklin“ erzählt Strauß die Geschichte eines Freundes, in der sich zugleich seine eigne spiegelt. Märklin war Pfarrer und hatte sämmtliche Stadien der philosophisch-theologischen Entwickelung durchgemacht, im guten Glauben, damit den Sinn der wahren Religion zu treffen. Aber als die Wissenschaft auch den innersten Kern des

Christenthums angegriffen hat, und die Gegner zu dem Geständniß, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden stehe, auf Niederlegung des Amts drängen: da tritt die Ehrlichkeit der eignen Ueberzeugung in Widerstreit mit jedem Wort, jeder Handlung seines geistlichen Berufs. Andrerseits darf er gefährlichen Irrlehrern den Spielraum nicht überlassen. In diesem innern Kampf vereinsamt der gequälte Denker; das Volksbewußtsein wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgiltig; und es zeigt sich, daß das Lebensprincip der Gebildeten außerhalb der geistigen Entwickelung der Menge steht. Das ist das tragische Schicksal unsrer Zeit, dem die frühern Rationalisten und die gegenwärtigen Lichtfreunde durch wohlmeinende aber oberflächliche Auffassung des Conflicts zu entgehn strebten, das sich aber mit bittrer Nothwendigkeit geltend macht. Für uns Laien liegt die Sache einfach. In der Wissenschaft lassen wir gar keine Voraussetzung gelten, wir gehn lediglich der Wahrheit nach, und fragen nicht, wie sie wirken soll. Was das Leben betrifft, so stehn wir unsern Theologen gerade so gegenüber, wie früher gebildete Laien, denen es auch nicht darauf ankam, ob die Lesart ὁμουσιος oder ὁμοιουσιος den Beifall der Kunstverständigen gewann. Im Uebrigen halten wir uns zur christlich-protestantischen Kirche, der wir durch die Geschichte angehören, deren sittliches Lebensprincip in uns lebt, deren Symbole wir gegen ihre Feinde, gleichviel von welcher Seite sie kommen, zu vertheidigen bereit sind. Der Protestantismus ist der Kern unsrer Gesinnung, und der Protestantismus beruht auf dem Christenthum.

Von Seiten der modernen Theologen hat man gegen Strauß immer den historischen Christus hervorgehoben; aber man hat ihn da gesucht, wo er nicht zu finden ist. — Der historische Christus ist nicht der Christus der Evangelien. Wenn wir ihn aus den Evangelien kennen lernen wollen, ohne dabei die Reminiscenzen unsres Katechismus in's Spiel zu bringen, so werden wir kein sehr deutliches Bild empfangen. Die Belege für seine Göttlichkeit sind fast durchweg für die jüdischen Messiasgläubigen berechnet. Die Geschlechtsregister, die nicht einmal übereinstimmen, sind uns gleichgiltig; die Lehren erkennen wir nur insofern als göttlich, als sie mit der unmittelbaren Stimme Gottes in uns übereinstimmen, und was die Wunder betrifft, so würden sie, auch ihre absolute Richtigkeit vorausgesetzt, doch lange nicht ausreichen, uns den Weltheiland zu malen. Kranke zu heilen, eine hungrige Menschenmenge mit wenig Material zu speisen, selbst Todte zu erwecken — das ist zwar viel, aber ein Unbefangener kann sich keine Vorstellung machen, wie dadurch die Welt erlöst werden soll. Noch immer leiden viele Menschen Hunger, noch immer sterben sie, — auch Lazarus scheint später wieder gestorben zu sein.

Der historische Christus hat aber viel größere Wunder gethan, viel mehr zur Erlösung des Menschengeschlechts geschaffen, als wir aus diesen alten Büchern lesen. Der historische Christus hat die gemeine Lebensgier des alten römischen Reichs, das als Weltreich allen Geist niederdrückte, ausgerottet, und den Menschen in die Geheimnisse des Geistes eingeführt. Der historische Christus hat, als im Lauf der Zeiten eine neue Barbarei und Anarchie die Welt bedrohte, eine starke gewaltige Seele erweckt, die zur Bändigung der germanischen Barbaren jenes wunderbare Gebäude der Hierarchie aufrichtete, das im scheinbaren Widerspruch mit allen Gefühlen der menschlichen Natur dennoch nothwendig war, die Cultur der Menschheit zu retten. Der historische Christus hat endlich, als die Zeit gekommen war, eine ebenso starke Seele erweckt, die dies überflüssig gewordene Band wieder sprengte und dem reif gewordenen Gemüth die Freiheit erkämpfte. Bonifacius, Gregor 7., Luther sind ganz andere Zeugen für den historischen, für den lebendigen Christus, als Marcus und Lucas. Und nicht blos in diesen Gewaltigen hat sich Christus offenbart, er hat unzählige Werke der Aufopferung, der Liebe, der Barmherzigkeit hervorgerufen. — Bei diesen Zeugnissen des Lebens, warum suchen wir unter den Gräbern? — „Ich lobe mir," sagt Lessing, „was über der Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt! Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß: denn es trägt, und trägt so lange."

Die modernen Flacius und Goeze sprachen jedem das Christenthum ab, der nicht ihren Katechismus unterschrieb. Wer aber im Stande ist, die Wunder des historischen Christus und seine Thaten für die Erlösung des Menschengeschlechts lebendig nachzufühlen, wer die Schwingen des gleichen Geistes in seinem Innern empfindet, wer erkennt, ein Glied des großen Ganzen zu sein, das aus diesen Thaten und Wundern hervorgegangen ist: — darf sich der nicht einen Christen nennen? Auch wenn das, was er unter „Wunder" versteht, etwas ganz Anderes ist, als was sich die Bildungssphäre eines Goeze darunter denkt. Das Christenthum soll nicht blos fortgebildet werden, es wird bereits seit anderthalb Jahrtausenden fortwährend fortgebildet. Nur folgt die Fortbildung den Bedürfnissen der Zeit: sie besteht nicht immer in der Fortbildung neuer Dogmen; sie strebt vielmehr, den Tempel über der Erde unaufhörlich so zu befestigen, daß ohne Schaden ein Stück des Gerüstes nach dem andern kann weggenommen werden.

Die Kirche, das Symbol unserer geistigen Gemeinschaft, darf unter den Streichen nicht leiden, die den Orthodoxismus treffen. Was dieser am meisten zu fürchten hat, sind nicht etwa Widerlegungen: jeder Widerlegung setzt er in letzter Instanz das Credo quia absurdum entgegen, und ist auf diesem Boden

unüberwindlich. Das Gefährliche für ihn ist, wenn man ihn durch positive Schöpfungen immer mehr einengt. In der Blüthezeit unserer Kunst war er sehr bescheiden; er wurde überlaut, als in Kunst, Wissenschaft und Sitte anarchische Regungen wieder aufkamen. Die Quelle des falschen Glaubens ist sittliche Schwäche und intellectuelle Unklarheit: engt diese ein, und ihr habt gethan, was eures Amts ist.

3.

Das Zeitalter Friedrich Wilhelm's 4.

„Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit? der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? — Das Sterben in der Dämmerung ist schuld an dieser freudenarmen Ungeduld. Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen, zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen." — Die Stelle ist aus Lenau's „Albigensern" (1841).

Es ist eine nicht seltene Erscheinung bei den Vorkämpfern der guten Sache, daß sie bei aller Kraft und Tiefe ihrer Seele doch nicht Kraft und Tiefe genug entwickeln, um der Nachwelt das freudige Bild eines Helden oder Märtyrers zu hinterlassen. Ihr Ideal wird von der wirklichen Kraft nicht ganz gedeckt. Solche Männer haben etwas Unstätes und Friedloses, das sich dadurch von den gewaltigen innern Kämpfen wahrhaft großer Männer unterscheidet, daß der Kampf zu keinem rechten Resultat führt. Gerade in diesen Jahren begegnen wir so manchem Dichter von warmem Leben, dessen Blick scheu in das Chaos einer werdenden Zeit sah, deren Richtungslosigkeit sein Gemüth irrte; er nahm dann wohl den Schmerz der Geburt für Symptome der Auflösung. Es klingt etwas von dem Schmerz der gegenwärtigen Zeit durch, wenn Strauß im „Leben Frischlin's" sagt: „Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menschenlebens bedingt ist durch Beschaffenheit und Maß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den umgebenden Kräften, in deren Wechselspiel sie sich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder siegreich sich auslebt, oder kämpfend zerbricht, oder auch gegenstandlos verkümmert: so hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichsam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meisten davon ab, ob es einer auf- oder absteigenden Geschichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder des Verfalls angehört. So durchdringt alle bedeutenden deutschen Lebensläufe von der Mitte des 15. bis in den

Anfang des 16. Jahrhunderts hinein das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit; die Persönlichkeiten zeigen sich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politischen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit und dadurch an Trübung der Idee keineswegs fehlt, so verharren doch die Individuen in ihrem Dienst, bleiben objective Naturen, deren Betrachtung selbst bei tragischem Ausgang doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt. Nun pflegen aber gegen das Ende einer solchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit frischer Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausstattung an Kenntnissen und Fertigkeiten herankommt: jetzt entzieht sich der begabte Einzelne dem Dienst der Idee, gebraucht sie wohl gar als Werkzeug zu persönlichen Zwecken, indem er seine Kraft, Klugheit, Gelehrsamkeit zur Geltung und Herrschaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung seiner Besonderheit, Verfolgung seiner Einfälle und Grillen eine subjective Befriedigung sucht."

Lenau hatte 1837 im „Savonarola" einen epischen Versuch gemacht. Das Gedicht ist nicht blos gegen das neukatholische Heidenthum Rom's im 15. J. und gegen die gemüthlose Scholastik desselben gerichtet, sondern ebenso gegen die Philosophie des 19. J.: er haßt an ihr jene bequeme Versöhnung und Befriedigung, die den Schmerz durch Verstandesformeln hinwegleugnen möchte. Sie beantwortet die kühnsten F agen mit pädagogischer Gemessenheit, während das Herz des Dichters nicht nach der Antwort, sondern nach dem Gefühl der unlösbaren Frage trachtet, weil dies Gefühl seinem Schmerz die Berechtigung giebt. 1841 folgten die „Albigenser". Zuweilen ist die Empfindung edel und selbst groß, z. B. in der herrlichen Scene, in welcher die Beichte des Papstes geschildert wird, mit tragischer Härte und einem großen historischen Sinn. Ueberwiegend sind aber die vereinzelten idyllisch-sentimentalen Bilder und Gleichnisse, die mehr eine Laune als ein wahres Gefühl ausdrücken. Das Herz ist voll, aber die Zunge gelähmt. Wir werden durch die tiefe Schwermuth gerührt, aber wir werden nicht ergriffen, denn es fehlt die Spannkraft; es treten Personen auf, um augenblicklich wieder zu verschwinden, es werden große Entwürfe gemacht und fallen gelassen, wir stehen vor einem phantastischen Schattenspiel. In den halbgeschichtlichen Bildern, aus denen der Dichter ein Lied gemacht hat, ist es die Empfindung der eignen Contraste, aus welcher die mehr zehrende als wärmende Gluth seiner Farben, das Fieberhafte seiner Vorstellungen hervorgeht. Daher diese Energie des Hasses, in welchem schon zuweilen das dumpfe Grollen des Wahnsinns sich vernehmlich macht. In dem „Nachtgesang", der die „Albigenser" einleitet, kommt er auf die seltsame Phantasie der Chinesen, die einen Tigergeist zum Hüter ihrer

Wohnungen bestellen. „O, wäre solch ein Tiger mir Genosse, mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen mir den Gedankenheerd treu zu bewachen, den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse. Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert, daß ich die Welt und ihren Gram vergesse, wenn mir an seiner hellen Feueresse die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert, ha, Tiger! dann bewache meine Schranken u. s. w." — „Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken, so spring' sie an, daß sie entfliehn erschrocken! und kommen klagende Erinnerungen, ermorde sie, bevor sie eingedrungen! Auf eine aber stürze dich vor allen, zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen, verschling auf immer du in deinem Rachen ein Frauenbild, das mich will weinen machen!" u. s. w. — Lenau hat nicht getändelt mit seinen Zweifeln, er hat sich nicht wohlgefallen in dem ironischen Bewußtsein von der Verkehrtheit der Welt; er hat mit ernstem Ringen nach dem Halt gestrebt, der ihn über den Wirbel seiner eignen Gedanken erheben sollte, aber seine Hand war zu schwach, ihn zu fassen. „Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken den Haß von solchen, die uns heute kränken; doch vor den schwächern, spät gezeugten Kindern des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern, wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten, der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen, und den Gedanken nicht hinabgerungen." Was jene Ketzer, die Albigenser, Savonarola u. s. w. in dunklem Ahnen erstrebten, das ist jetzt zu dem leitenden Problem geworden, das stärker oder schwächer in jedem Herzen vibrirt.

In Lenau's Ton, gestützt auf die Dialektik und die Visionen der neuesten Philosophie, begegnen wir einer Reihe von Dichtern, die durch die bloße Heftigkeit in Annahme dieser Ideen sich das Bürgerrecht in der Kunst zu verdienen glaubten, das Schefer und Rückert durch echten Gehalt ihrer Gedanken erwarben. So fanden K. Beck's „gepanzerte Lieder" (1838) bei den Halbgebildeten großen Beifall, obgleich ganz ohne Sinn und Verstand, während „Janko der Roßhirt" (1841) nur in kleinere Kreise drang. Und doch war der Letztere ein glücklicherer Griff.

Schon bei An. Grün und Lenau tritt neben dem dialektischen das stoffliche Interesse in den Vordergrund. V. Hugo's Orientales hatten darin den Ton angegeben, von den deutschen Dichtern heben sich nach dieser Richtung Ferd. Freiligrath und Annette v. Droste-Hülshoff hervor. Der „Löwenritt" des erstern erschien 1835 (er war 25 J. alt), die gesammelten Gedichte 1838; Annette, ein westfälisches Fräulein aus dem Münsterland, die durch beständige Kränklichkeit an das einsame Zimmer gefesselt wurde, Katholikin, fing im 36. J. (1834) an zu dichten.

Freiligrath ist ein vollendeter Meister der Sprache. Am reinsten

zeigt sich das in seinen Uebersetzungen aus Moore, V. Hugo, Lamartine, Burns u. s. w.; sie klingen wie Originale, und dabei ist nicht nur der Sinn, sondern auch Ton, Farbe und Stimmung der Gedichte geistreich wiedergegeben. Seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums und des Reims ist bewundernswürdig. Er spielt mit dem Alexandriner mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, wie mit der Ottave, dem Sonett und andern italienischen Weisen. Die Virtuosität verführt ihn sogar, wie die herumziehenden Geiger und Clavierspieler, sich unnöthige Schwierigkeiten zu schaffen, deren Ueberwindung mehr die technische Fertigkeit, als den guten Geschmack verräth: ein Theil seines Erfolges muß diesem Virtuosenthum zugeschrieben werden. Vor einem geläuterten Geschmack wird es nicht Stich halten. Es ist unangenehm, fortwährend durch unerhörte Reime, wie Gnu, Karru, Rothwildstapfen, Zapfen, Broden, Loden, athletisch, Fetisch, Nebelkufe, Hufe, Kof, troff, Bake, Krake, Zante, Levante, Gabarre, Cigarre, Guitarre, Hoango, Fandango u. s. w. in der Aufmerksamkeit auf Sinn, Rhythmus und Melodie gestört zu werden; noch schlimmer, wenn es die Aufmerksamkeit auf Dinge lenkt, welche ohne eigentliche Bedeutung sind. Dasselbe begegnet Freiligrath mit seinen Bildern: sie sind nicht aus der herrschenden Stimmung, dem Geist des Gedichts genommen, sondern materieller Natur; die Nebensachen drängen sich über die Hauptsachen hervor, daher ist es ganz richtig, wenn Heine einen komischen Eindruck herausfühlt. Wenn z. B. Freiligrath vom Wetterleuchten spricht und von ihm sagt, Gott wolle uns in dieser Gluth aus den Wolken seinen Geist senden, „wie sich ein Mantel, weiß und helle, um eines Mohren Glieder schmiegt,“ so ist dieser Zusatz offenbar lächerlich. — Freiligrath hat wenig innerlich erlebt; seine Anschauungen gestalten sich nie zu einer reinen Stimmung, nie zu einer klaren, melodisch empfundenen Geschichte, in seinen beschreibenden Gedichten kann man die Strophen beliebig durcheinandermischen. Seine Poesie ist wie ein Orbis pictus, in welchem alle möglichen entlegenen Stoffe, die irgendwie die Phantasie anregen können, dargestellt werden. Viele seiner Romanzen erinnern der ersten Anlage nach an Uhland, z. B. das Banditenbegräbniß, die Piratenromanze, die versunkene Stadt, Landrinette u. s. w., aber bei Uhland dienen die Bilder der Melodie, bei Freiligrath geht alles in die Färbung auf. Er schildert, ohne daß man einen Zweck der Schilderung absähe. Wir werden weder für die Menschen, die in seinen Liedern vorkommen, noch für die Geschichte warm, es ist Virtuosenschnitzwerk. Darum ist er in der Wahl seiner Stoffe zuweilen ganz sonderbar. So schildert er in einem seiner Gedichte das Fieber, allerdings sehr deutlich, aber ohne einen anschaulichen poetischen Zweck: eine chaotisch-verzerrte Materie, ohne wirkliche Gestalt, ein Bild, das sich selber aufhebt. So ist es mit seinem Detailliren

häßlicher Vorstellungen, z. B. in seiner „Götterdämmerung", die ganz materialistisch ausgeführt ist, ohne von jenem Hohn getragen zu sein, der bei Heine an das Geistige wenigstens erinnert; ferner die Schilderung von den vermodernden Gebeinen im Meer, an denen die Fische ihren Zahn wetzen, und um welche die Meerfrauen spielen.

Das Motiv der neuen Dichtung war Auflehnung gegen die stofflose, auf einer Convenienz des Gefühls beruhende Empfindung: Sehnsucht nach handgreiflicher, eckiger Realität. Daher an Stelle der zierlichen Umschreibung das derbste, wo möglich anstößigste Wort; an Stelle des glatten musikalischen Verses ein zerhackter Strophenbau; an Stelle des allgemeinen, nützlichen und dem Gemeinwohl zusagenden Gedankens die originelle, oft ganz unvermittelte und ziellose Anschauung; an Stelle der Melodie das Bild. In der frühern Lyrik war das Bild Mittel, nicht Zweck; es sollte die Stimmung begründen oder den Gedanken erläutern: in der neuen Lyrik ist Farbe und Umriß das Erste und Letzte. Das alte beschreibende Gedicht sah sich sorgfältig nach Farbe in der Natur um, wählte das Passende und setzte so ein eignes Ideal zusammen: in der modernen Plastik sind es die Geister der Farben und Gestalten, die mit magischer Gewalt auf die Seele des Dichters eindringen, wie Freiligrath's Blumengeister auf das schlafende Mädchen, beängstigend, peinlich. In einem Alpenkessel eingeschlossen, kommt es einer nervös empfindlichen Natur zuweilen vor, als ob die düstern Bergriesen drohend immer näher rücken; diese Gewalt übt auf diese Dichter die gesammte Natur: give me a soul! ruft sie ihnen zu, wie das Ungeheuer dem geängsteten Bildhauer, der es geformt, ohne ihm eine Seele geben zu können, und den es bis zum Wahnsinn durch ganz Europa verfolgt. Diese Macht besitzen aber nicht blos die äußern Umrisse der Natur; die aufgeregte Einbildung blickt in ihre Untiefen, und sieht, was in der Nacht der Gräber, was auf dem Boden des Meeres vorgeht. Dem unmittelbaren Eindruck kommt die Analyse zu Hülfe, die zersetzende, tödtende; daher die Vorliebe für die Verwesung. Was hier Krankhaftigkeit der Seele, was Eigenthümlichkeit der poetischen Manier ist, möchte nicht leicht zu unterscheiden sein. — Ein Beispiel aus Annette v. Droste.

Im „Sommernachtstraum" liegt an einem siedendheißen Tage die kranke Dichterin auf dem Sopha, „das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen, die Stirne fieberhaft gefleckt," vor ihr Geburtstagsgeschenke: ein Autograph, ein Denar, eine Erzstufe, eine Muschel; „zum Tode matt und schlafberaubt studirt' ich der Gardine Bauschen, und horchte auf des Blutes Rauschen und Klingeln im betäubten Haupt .... Betäubend zog Resedaduft durch des Balkones offne Thüren, in jeder Nerve war zu spüren die schwefelnde Gewitterluft." Sie schließt die Augen; da hört sie das Papier des Autographs

knistern und näher rücken auf dem Teppich, „wie wenn im zitternden Papier der Fliege zarte Füßchen irren;“ sie sieht die Erzstufe schmerzhaft zucken, die Münze regt ein glänzendes Auge; die Muschel dehnt sich; und eins nach dem andern treten die Geister dieser Gegenstände auf sie ein und geben sich ihr kund. — Wer einmal in jenem Halbfieber gelegen hat, wer in einer Art von Hallucination die Gegenstände in hellerem phantastischen Licht näher rücken sah, doch so, daß er mit einiger Anstrengung Phantasie und Wirklichkeit noch unterscheiden konnte, wird wissen, wie genau und correct diese Schilderung ist. Etwas Analoges zu dieser Hallucination muß die Eingebung des Dichters haben, wenn er wirklich schaffen und gestalten soll: die Geister müssen ihm wirklich erscheinen. Aber freilich darf der echte Dichter sich vor ihnen nicht ängstigen, er muß ihnen gebieten; seine Seele muß stärker sein als seine Phantasie, sonst geht das Poetische entweder in's Pathologische über, d. h. er nähert sich dem Wahnsinn, oder er wird manierirt, d. h. was nur Mittel sein sollte, wird ihm Zweck. —

Annette vertieft sich in die Zuckungen der Nerven unter dem Einfluß des Schreckens, die sie mikroskopisch zerlegt, und schildert nicht die Gegenstände des Grauens, sondern das Grauen selbst mit allem Aufwand einer Vivisection. Der Schlafende wird ausgemalt, wie der „giftige Hauch des Mondes“ ihn berührt, ihn krallt, ihn ansaugt, wie der Gequälte sich angstvoll hin und her wendet, um diesem Einfluß zu entgehn, endlich aber doch von ihm fortgerissen wird, und dort die Gespenster sieht. — Man höre die Beschreibung eines Spiritus familiaris, den ein vom Teufel verführter Roßkamm aus einem Sumpf schöpft: „Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern sich entwickelt; ein gräulich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prikelt, gestaltlos, nur ein glühnder Punkt in Mitten, wo die Fasern quellen, mit klingendem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen, und drüben, wo der Schein zerfleußt, ein dunkler Augenspiegel gleißt. Und immer krimmelts, wimmelts fort, die grüne Wand des Glases streifend, ein glühend gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend, und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlid es schatte“ u. s. w. — Wie deutlich tritt jedes Detail des Schreckens, riesengroß wie unter dem Mikroskop, vor die Seele! — In der einsamen Haide gräbt sich die Dichterin immer tiefer in eine Mergelgrube hinein, und phantasirt über die Erdrevolutionen; sie vernimmt von allen Seiten unheimliche Töne, die Erde erscheint ihr ausgebrannt, sie scheut sich den Kopf herauszustecken, um nicht den Weltuntergang mit anzusehen; der Staub fällt ihr auf die Haare, jetzt kommt sie sich wie eine Mumie vor, ihr Angesicht ist fahlgrau, über sich glaubt sie Leichen zu empfinden; da schüttelt sie den Traum von sich ab, ein Hirt, der in Bertuchs Naturgeschichte liest, unterhält

sich mit ihr über die Sündfluth; sie zeigt ihm eine Schieferplatte mit dem Abdruck von Medusen; er lächelt schlau: „daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!"

Die Vorstellung, wie die Todten in den Gräbern sich recken und dehnen, verfolgt sie beständig, und da man in ihren Mährchen nicht immer unterscheidet, wer todt und wer lebendig ist, so haben ihre Gestalten nicht selten etwas vom Vampyr. Man möchte sagen, diesem starken Leben, das doch fortwährend in's Traumhafte spielt, sei das Brandmal des Todes aufgeprägt. Nicht blos die Bilder, auch die Empfindungen und Gedanken münden stets in das, was das Grab verschließt. Woran sie auch denken mag, stets schleichen sich Staub und Würmer in ihre Gedanken. Einmal spricht sie zu den Todten: „Kalt ist der Druck von eurer Hand, erloschen eures Blickes Brand, und euer Laut der Oede Odem. Doch keine andre Rechte drückt so traut, so hat kein Aug' geblickt, so spricht kein Wort wie Grabesbrodem!"

Es ist viel Pathologisches in dieser Stimmung. Annette deutet mehrfach darauf hin, wie sie in ihrem Glauben, in ihrer Liebe getäuscht ist; wie sich ihr geliebte Menschen in übertünchte Gräber, in hohle gespensterhafte Golem, in Gestalten der Lüge verwandelt haben. Sieht sie in die junge Welt, so überkommt sie ein kalter Schauder, der Schauder einer an Stubenluft gewöhnten Kranken an der scharfen Luft des Tages. In dem, was sie gegen die neue Zeit sagt, ist viel Richtiges; es hat einen guten Klang, wenn sie die Zeit „vor vierzig Jahren" schildert: „Da gab es doch ein Sehnen, ein Hoffen und ein Glühn, als noch der Mond „durch Thränen in Fliederlauben" schien, als man dem „milden Sterne" gesellte was da lieb, und „Lieder in die Ferne" auf sieben Meilen schrieb!" — Man merke den Spott der modernen Bildung, die sich selbst unbequem wird! „Ob dürftig das Erkennen, der Dichtung Flamme schwach, nur tief und tiefer brennen verdeckte Gluthen nach. Da lachte nicht der leere, der übersatte Spott, man baute die Altäre dem unbekannten Gott. Nun aber sind die Zeiten, die überwerthen da, wo offen alle Weiten und jede Ferne nah ... Was wir daheim gelassen, das wird uns arm und klein, was Fremdes wir erfassen, wird in der Hand zu Stein. Es wogt von End zu Ende, es grüßt im Fluge her, wir reichen unsre Hände, sie bleiben kalt und leer. Nichts liebend, achtend Wen'ge wird Herz und Wange bleich, und bettelhafte Kön'ge stehn wir im Steppenreich." — Sie fühlt das Walten des ihr widerlichen Zeitgeistes in der eignen Brust; ihre Anklage ist um so bitterer, da sie sich als Mitschuldige weiß; da in ihrem kranken Nervensystem die Fragen, die das Zeitalter bewegen, zur tödtlichen Qual werden.

Die wenigsten dieser Gedichte hinterlassen eine durchweg wohlthuende

Stimmung. Die Bilder drängen und jagen einander, die scharf zugespitzten Gedanken führen nur selten zu einem faßbaren Resultat; ja mitunter scheint es, als ob der Dichterin, die doch eine große Gewalt über die Sprache besitzt, die Zunge stockte, als ob sie etwas Anderes sagte, als sie sagen wollte. Es ist in den Empfindungen wie in den Gedanken ein gewisser Unfriede, eine Hast, deren Grund man nicht durchschaut, und gegen die man sich auflehnen möchte, aber überall schimmert eine bedeutende Physiognomie durch, ein starkes, wenn auch krankes Herz, ein in der gewaltigsten Bewegung zitterndes Gemüth. Wenn in der ältern Elegie Bilder und Gedanken sich so sanft an einander legten, daß man sie in halbem Traum verfolgen konnte, ohne Furcht, etwas Wesentliches einzubüßen, so verlangen Annettens Gedichte die schärfste Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Wort, und auch dann ist man noch nicht sicher, sie ganz zu verstehn. Die einzelnen Anschauungen treten ihr so schnell und in so scharfem Licht, so blitzartig vor die Seele, daß sie nicht Muße hat, sie gehörig zu formen. Aber es sind wirkliche Gesichte, nicht etwa Reminiscenzen aus früherer Lectüre; es sind starke individuelle Empfindungen, und nicht etwa allgemeine Gefühlsabstractionen. Ihrem Leiden, ihrem Zustand der Hallucination entspricht eine active Virtuosität, jede Empfindung krystallisirt sich ihr zu einem ausgeführten Bilde. Wenn die echte Ballade den Eindruck der Natur auf die Seele aus der Seele wieder in die Natur hinein projicirt, so kann man ihren „Mondesaufgang" eine der schönsten deutschen Balladen nennen.

Zu den „Golem", den Geistern der Lüge, die ihrer innern Hohlheit wegen weder der Erde noch dem Himmel angehören, rechnet Annette vor allen Dingen die Worte von allgemeiner Bedeutung ohne concrete Anschaulichkeit. Sehr interessant ist, wie sie die Sehnsucht nach dem Vaterlande individualisirt: „es ist mir, als hört' ich reiten und klirren und entgegenziehn das Vaterland von allen Seiten, und seine Küsse fühl' ich glühn; dann wird des Windes leises Munkeln mir zu verworrnen Stimmen bald, und jede schwache Form im Dunkeln zur viel vertrautesten Gestalt." Das Nebelbild des Ausdrucks „Vaterland" zerlegt sich ihrer Phantasie sofort in die Gestalten der bekannten Freunde, die aus dem Dunkel auftauchen. Diese Macht der Individualisirung führt zu den schönsten Gedichten. So der Cyklus: „des alten Pfarrers Woche". Das Tagewerk dieses würdigen Mannes — es ist von einem katholischen Pfarrer die Rede — ist in einer Mischung von Humor und Gefühl dargestellt, die an Goldsmith erinnert: ein wunderschönes Bild, in den kräftigsten Farben und einer rührenden Stimmung. Ebenbürtig ist „der sterbende General": man weiß nicht, wo die Frau diesen ernsten, tief männlichen Ton gefunden hat. In Dichtungen wie „das vier-

zehnjährige Herz"; „der Brief aus der Heimath"; „ein braver Mann"; „die junge Mutter"; „sit illi terra levis!"; „die beschränkte Frau"; „die Studenburschen", und „die Linde" ist eine Tiefe des Gemüths und eine Wahrheit der Seelenbewegung, die uns um so freudiger überrascht, wenn wir aus der schwülen Gespensterluft heraustreten und unter Gottes freiem Himmel frisch aufathmen. Dies ist der echte Realismus, den die Sonne bescheint; unten bei den Larven ist doch nur die Lüge des Daseins.

Eine Erzählung, „die Judenbuche", stellt die Dichterin unsern besten Novellisten an die Seite. Die schwere Aufgabe, das Entsetzliche und Humoristische, Grauen und Ironie, so in einander zu verweben, daß das eine vom andern nicht aufgehoben wird, ist ihr vollkommen gelungen. Die Naturwahrheit zeugt von einer Meisterhand; sämmtliche Figuren reden, denken und handeln, wie sie in der Wirklichkeit reden, denken und handeln, und es ist um so merkwürdiger, da die Geschichte sich durchweg in den niedrigen Volkskreisen bewegt: wo die vornehme, kränkliche Dame das beobachtet haben mag, ist räthselhaft; geradezu erfinden läßt sich so etwas nicht. Noch wunderbarer zeigt sich ihr Talent, die beabsichtigte Stimmung wirklich hervorzubringen, blos durch das grelle Licht, das sie auf die nackten Thatsachen zu werfen weiß. Die Scene, wo der todte Mergel nach Hause gebracht wird, erinnert an die besten Stellen Heinrich's von Kleist. —

Gervinus hatte aus seiner Geschichte der deutschen Dichtung das Facit gezogen, daß die Nation gerade so viel Kraft darauf ausgegeben habe, als zu ihrer Verwendung stehe, und daß sie damit aufhören müsse, falls nicht alle übrigen Lebensfunctionen versiegen sollten. Handeln wäre die Losung des Tages, und wenn die Kunst noch einen Platz in der neuen Bewegung behaupten wolle, so müsse sie sich nützlich erweisen: sie müsse, da sie selbst keine That sei, zur That wenigstens aufmuntern. Wirklich wurde es in dem stillen Zauberschloß der Poesie auf einmal laut wie in einem Feldlager. Die Flöte wich der Trommel und der Querpfeife. Das Lied ermunterte sich selber, nicht mehr Lied zu bleiben. „Laßt, o laßt das Verseschweißen! auf den Amboß legt das Eisen, Eisen soll der Heiland sein!" — Wer sich aber von dem Lärm der Pauken und Trompeten nicht übertäuben ließ, hörte die Melodie des alten Sehnsuchtswalzers wieder heraus. Dem alten Bild der „ersehnten" Geliebten wurde ein neues Costüm angepaßt; man drückte ihr einen Lorbeerkranz in die dunkeln Locken, warf ihr einen blutrothen Shawl über die weißen Schultern, gab ihr ein Theaterschwert in die Hand und taufte sie „die Freiheit". Die jungen Liebhaber „der Freiheit" legten gegen die alten Poeten der Nacht, der heimlichen Liebe und des Mondscheins eine gründliche Verachtung an den Tag. Sie übersahen, daß der Gegenstand, auf welchen

sich Empfindungen beziehn, den Werth derselben nicht bedingt, daß Bilder „vom „Völkerfrühling“, von dem „brechenden Sonnenauge der Freiheit“, von dem „blutigen Morgenroth der Zukunft“, durch die angedeutete Beziehung auf große Begebenheiten, die man zu erwarten habe, noch keine innere Kraft, Fülle und Lebendigkeit gewinnen; daß es ein seltsamer Widerspruch ist, wenn man unaufhörlich, mit dem Aufwand alles historischen Pathos, dessen man fähig ist, declamirt: es sei nicht Zeit zum Declamiren, sondern zum Handeln.

Die „Lieder eines Lebendigen“ (1841) von G. Herwegh sprachen lebhaft und energisch die Stimmung seiner Zeit aus, und wurden daher für sie ein Evangelium. Was die Jugend elektrisirte, war dieser ungestüme Kampfesdrang, der nach einem beliebigen Gegenstand suchte, dem es einerlei war, ob er sich gegen den Schwager von Rußland, oder gegen die Franzosen, oder gegen den Papst in Rom austobte, wenn er sich nur überhaupt austoben konnte. Der Refrain war eine Reminiscenz aus E. M. Arndt: wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich hassen. Bei den schönsten von Herwegh's Liedern finden wir eine innige Melodie, aber eher etwas Wehmüthiges und Schwärmerisches, als jenen eisernen Ton, der zu Schlachtgemälden paßt. Seine Empfindungen lehnen sich an keine nationale Thatsachen an, sondern an unbestimmte subjective Hoffnungen und Wünsche. Sein Freiheitsdrang ist mit einer nervösen Unruhe verbunden, nicht mit jener selbstbewußten Kraft, die nicht erst auf die Stimmung wartet, um des Sieges gewiß zu sein. Selbst in dem kräftigsten seiner Lieder: „Reißt die Kreuze aus der Erden“ u. s. w. ist mehr Unruhe als Begeisterung, und zarte melancholische Weisen, z. B. das bekannte: „Ich möchte hingehn mit dem Abendroth“, klingen ihm viel natürlicher. Zu der höchsten Gattung erhebt sich keines seiner Gedichte. Es ist nirgend jenes organisch sich entwickelnde Leben, dessen erste Bewegungen wir mitempfinden und dem wir mit unausgesetzter Theilnahme folgen können. Fast alle seine Gedichte sind Variationen über ein bestimmtes Thema, in welchem die erste Melodie, der erste Gedanke und das erste Bild stets von neuem wieder hervortritt. Zum Theil liegt das in seiner Form, die er Béranger abgelernt hatte, mehr noch aber in der Armuth seiner Empfindungen, die über einen gewissen Kreis nicht hinausgehn.

Die Zuversicht, mit welcher die jugendlichen Dichter damals das Evangelium der Freiheit verkündeten, gründete sich nicht auf die klare Anschauung eines bestimmten Zwecks, nicht auf das Vollgefühl der eignen und fremden Kräfte, die zu dem großen Kriege aufgeboten werden sollten, sondern hauptsächlich auf die letzten Resultate einer Arbeit, an der sie selbst keinen Theil genommen hatten. Es war aus dem Nebelgebiet der Hegel'schen Metaphysik allmählich eine Propaganda hervorgegangen, die sich der Masse bemächtigte und

ihr einzelne sehr handliche Stichwörter zur Verfügung stellte, durch die man alles Unmögliche sofort in Wirklichkeit übersetzen konnte. Die neuen Ideen hatten einen so guten Klang, daß man des Schauens entrathen zu können meinte. Es war ein Irrthum: in der großartigen Dialektik der Philosophie konnten jene Ideen wohl ein starkes Gemüth mächtig ergreifen; aber die Dichter gaben von ihnen nichts als die Namen und einige Symbole, im Uebrigen behandelten sie die Freiheit grade so wie früher die Herzensangelegenheiten; sie sagten von ihr allerlei artige Dinge aus, und glaubten sich durch die Gesinnung, durch das Glaubensbekenntniß vollkommen gerechtfertigt. Aber die Form der Stimmung paßt doch viel besser für jene individuellen unmittelbaren Regungen, in denen man auch die träumerische Form gelten läßt, weil man ihre Spur bis zum innern Nervengeflecht des Gemüths verfolgen kann. Die Gesinnung an sich macht weder den Dichter noch den Politiker. Gewöhnlich macht man der Lyrik, die nicht aus dem Herzen, sondern aus der Reflexion entspringt, keinen andern Vorwurf als den, daß sie überflüssig ist; allein diese Beschäftigung mit künstlich hervorgerufenen und gesteigerten Empfindungen hat auch eine schlimmere Seite. Sie verführt dazu, das Leben und seinen Inhalt ebenso theatralisch aufzufassen als das Gedicht; sie verweichlicht die Charaktere, sie untergräbt den Sinn für die natürliche Größe, und erstickt den Muth, der Wirklichkeit ernst und entschlossen in's Auge zu sehn. Es ist für manchen unsrer jungen Lyriker ein Unglück gewesen, in ziemlich frühem Alter durch Gedichte im Geschmack der Zeit eine gewisse Berühmtheit zu erlangen; das Prädicat eines jungen Dichters ist ihm seitdem geblieben. Diese „jungen Dichter“ haben nun eine Reihe liebedienerischer Freunde, welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch' kühne, gewaltige, großartige Gährung u. s. w. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts Anderes versteht, als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht blos jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühn, soweit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich los werden. Das erste Jugendgefühl wird durch das Studium der Wirklichkeit corrigirt. Aber dieser blieben die meisten jener Poeten fern; sie führten nur ein Scheinleben. Abgesehn von kleinen Liebesintriguen, bei denen die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hôtel de ville bis zum Père la Chaise, die Empfindungen hatten, die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigten sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpositur. Sie empfingen für die

Declamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das gebührende Lob und sie ärgerten sich über übelwollende Kritiker. Für sie bestand die Menschheit aus zwei Classen: aus denen, die ihre Verse bewunderten, und denen, die sie nicht bewunderten.

„Die deutsche Sprache," sagt Goethe, „ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstand wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus folgt nun, daß jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen. Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber dem Jüngern, einzusehn, daß hierdurch im höhern Sinn noch wenig gethan ist. Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundne Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehn wir die heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talent jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht. Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle frühern Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit habe. Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch sein möge: er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus. Poetischer Gehalt ist Gehalt des eignen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden. Man halte sich an's fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren." —

Wenn die deutsche Lyrik durch den Versuch, mit den Philosophen und Politikern zu wetteifern, an Melodie und Stimmung einbüßte, so wurde dieser Mangel ergänzt durch die immer sich steigernde Fülle und Kraft der Liedercomposition. Franz Schubert, in dem sie die größte Blüthe erreicht, war lange todt, aber erst jetzt drangen seine Lieder auf einem sonderbaren Umwege in's Volk. Es war Franz Liszt, der (30 J.) auf seinem Triumphzug durch Europa durch seine Transcriptionen zuerst das Publicum aufmerksam machte, was für ein Schatz in diesen Liedern verborgen lag. Dieser Mann, in dem sich Schwärmerei und Frivolität, gesunder Menschenverstand und Aberglaube, ein gewaltiges Talent der Wiedergabe mit innerer Unproductivität auf eine wunderliche Art paarten, übte durch seine Persönlichkeit einen ganz ungewöhnlichen Zauber. Namentlich in Berlin lagen alle schönen Seelen zu seinen Füßen, und es schien, als ob die Kraft seiner Finger alles, was in Deutschland hysterisch war, auf seinen Tasten zum Tanzen brächte. Gleichzeitig übernahm Felix Mendelssohn (32 J.) in Berlin die Leitung der Concerte. Seine Lieder hatten früher die Menge ergriffen als Schubert's, sie waren leichter zu fassen und für den zarten weiblichen Sinn geschickter zubereitet. An allgemeiner wie an technischer Bildung ging er allen seinen Mitbewerbern vor; indem er die Formen der alten Kunst mit vollendetem Geschmack modernisirte, erschloß er das Verständniß für die Geschichte der Kunst. Er verfügt mit souverainer Gewalt über alle Mittel der Kunst, und wird jedem Gegenstand gerecht: in der „Ouvertüre zum Sommernachtstraum" (1827), der nach seiner Anstellnng in Berlin zur Aufführung kam, verleiht er der phantastischen Elfenwelt beinahe Fleisch und Blut; er jubelt in der „Walpurgisnacht (1833) mit den lichtfreundlichen Heiden auf dem Blocksberg über den Schreck der „dumpfen Pfaffenchristen", die überall den Teufel sehn; er überströmt im „Paulus" (1836) von christlicher Allliebe; er weiß in der „Antigone" (1841) das griechische Heidenthum zu versinnlichen, er feiert im „Elias" (1846) den Gott des Hasses und seine Mordgeister; die Kunst schwebt frei vom Stoff in dem Aether ihrer eigenen Welt. — Von tieferem Gehalt, aber weniger harmonischer Bildung, kämpfte damals Robert Schumann (31 J.) in Leipzig unter den Chiffern Florestan und Eusebius für die romantische Musik. Sein „Paradies und die Peri" erschien 1843; dem Lied gab er eine neue Wendung. Es ist eine große Innigkeit in seinen Compositionen, aber auch die schönsten derselben haben etwas Krankhaftes: Empfindung, Melodie, Rhythmus, harmonische Uebergänge, das alles wird künstlich versteckt, und man wird nicht selten, wo man den vollsten Strom der Empfindung erwartet, durch ein banges Zurückweichen überrascht.

Gleichzeitig mit Mendelssohn wurde Meyerbeer (47 J.) an die

Spitze der berliner Oper gestellt. Von Paris aus, nicht immer mit ganz lautern Mitteln, hatten sein „Robert der Teufel" und seine „Hugenotten" die deutschen Theater überschwemmt, und die tolle Musik hatte auch die tollen Texte gewissermaßen gerechtfertigt; für die gleichzeitigen Theaterdichter mußte es schwer sein, einem Publicum durch Neuheit zu imponiren, das in dem von Satan arrangirten gespenstigen Nonnenballet bereits das Aeußerste gesehn hatte, was das Raffinement sich ersinnen konnte. Wie schwer sich Meyerbeer an der Kunst versündigt hat, darüber dürfte unter Kennern heut nur noch eine Stimme sein: wer ihm aber Talent absprechen, wer seinen ungeheuern Erfolg ganz aus äußern Mitteln herleiten wollte, der würde als Leugner des Causalnexus zu den Wundergläubigen gerechnet werden müssen.

Richard Wagner, der später seinen Ruhm am meisten beeinträchtigt hat, vollendete damals (28 J.) in Paris den „Rienzi" und den „fliegenden Holländer"; im folgenden Frühjahr (1842) kam er nach Dresden; der „Tannhäuser" wurde Oct. 1845 aufgeführt. Bei allem Gegensatz gegen Meyerbeer tritt auch eine augenscheinliche Verwandtschaft hervor. Beide waren mehr geistreich als productiv; beide schufen nicht aus einer unmittelbaren Eingebung heraus, sondern sie suchten von den entlegensten Gebieten her Wirkungsmittel, die sie dann, so gut und so schlecht wie es gehen wollte, mit ihrem Stoff und ihrem Princip in Verbindung brachten. Aber Wagner handelte in gutem Glauben an seine Kunst und aus einem festen Princip heraus, das sich freilich erst allmählich aus der Beobachtung seines Talents entwickelte, während Meyerbeer über die Berechtigung seiner Mittel sich wohl nicht immer täuschte. — Wenn Wagner für sein „Kunstwerk der Zukunft" die harmonische Mitwirkung aller Künste forderte, der Poesie, der Musik, der Tanzkunst, der Architektur, der Landschaftsmalerei, so hatte Meyerbeer ohne alle Doctrin dasselbe gethan: der Decorateur so wie der Balletmeister waren von ihm mehr in Anspruch genommen als von irgend einem anderen Componisten, und was die Poesie betrifft, so war der arme Scribe, der nüchternste und verständigste aller Schauspieldichter, erst mit Gewalt zu den überschwenglichen Erfindungen „Robert des Teufels" getrieben worden. Freilich verlangte Wagner eine harmonische und geschmackvolle Anwendung dieser äußern Kunstmittel, während es Meyerbeer nicht darauf ankam, wenn der einzelne Effect nur durchschlug, ob derselbe zur Gesammtstimmung irgend wie paßte. Wenn Wagner sowohl die einfache Oper als das einfach recitirende Drama aus dem Gebiet der Kunst streichen wollte, so schwebte ihm bei dem letzteren das Theater seiner Zeit vor, welches sich von den Problemen des wirklichen Lebens ganz entfernt und sich in lyrisch-idealistische Motive d. h in Stimmungen vertieft hatte. So etwas, das sah Wagner ganz

richtig ein, kann die Musik besser leisten als die bloße Recitation; es schwebte ihm ein neues fruchtbares Kunstgebiet vor, und daß er dem andern, dem realistischen oder, bestimmter ausgedrückt, Shakespeare'schen die Berechtigung absprach, konnte in der Hitze des Gefechts entschuldigt werden. Bedenklich ist immer, wenn eine neue Kunstgattung nicht aus schöpferischer Kraft, sondern aus der Bildung hervorgeht: man wird leicht verführt, auf die gute Intention zu großes Gewicht zu legen und die Mittel mit dem Zweck zu verwechseln.

Wie die romantische Schule fand Wagner den eigentlichen Inhalt der Kunst im Mythus, und mythische Stoffe waren es, die er nach seinem ersten verunglückten Versuch zu seinen Opern verwendet hat: der fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde, Sigurd und Brunhilde. Fr. Schlegel aber meinte den wirklichen Mythus, die im Volk lebende Tradition, während Wagner mittelalterliche Dichtungen zu Grunde legte, und auch diese erst durch die Brille moderner Romantiker, Tieck's, Fouqué's, Hoffmann's anschaute. Also eine alte Sage, die bereits durch zwei verschiedene Weltbildungen gegangen und in ihrem innersten Kern verändert war, zu welcher der Dichter der Zukunft ein ganz reflectirtes Verhältniß hatte. Meyerbeer hatte in „Robert der Teufel" auch den Mythus zu Grunde gelegt, Marschner in „Hans Heiling", Weber in der „Euryanthe", aber sie hatten eben nur Effecte daraus genommen: Wagner als gebildeter Mann von feinem Kunstgeschmack wollte in dem Mythus eine poetische Weltanschauung oder, gröber ausgedrückt, eine Moral versinnlichen. Das Sonderbarste ist, daß diese poetische Weltanschauung, diese Moral seiner eigenen widerspricht: er ist Demokrat und Freidenker und feiert in seiner Kunst den christlichen Spiritualismus. — Die Sage vom Tannhäuser ist ein Naturproduct des Kampfes zwischen christlicher und heidnischer Bildung; die christlichen Apostel suchten die alten Naturgötter des deutschen Volks zu vernichten, und da sie dieselben nicht einfach aus der Phantasie wegwischen konnten, so verwandelten sie sie in böse Geister. Als später durch den erweiterten Völkerverkehr auch die römische Mythologie in den Kreis der deutschen Vorstellung eingeführt wurde, vermischte sich die Physiognomie auf eine wunderliche Weise, und Frau Hulda, die altdeutsche Göttin, die, durch den strengen christlichen Gott in eine „Teufelinne" verwandelt, im Hörselberg die frommen Christen zu sündhafter Lust verlockt, nahm in der Phantasie der Dichter, die den Virgil kannten, die Züge der alten Venus an. Der Ritter, der in dieses Zaubernetz verstrickt wurde, verfiel der Hölle nicht wegen seines liederlichen Lebenswandels, sondern weil er Götzendienst trieb. Das Volkslied, in welchem die Sage überliefert ist, hat eine liebenswürdige und im Grund ketzerische Wendung hinzugefügt: es ist vermessen von dem Papst, mit souveräner Macht-

vollkommenheit über die Gnade Gottes zu verfügen, denn diese ist unermeßlich. Der Papst wird durch ein Wunder beschämt, der dürre Stab in seiner Hand fängt zu grünen an, dem armen Tannhäuser ist freilich nicht mehr zu helfen, er ist gefangen in jenem Zauberkreise, zu dem kein sühnender Gott den Weg findet, allein der Priesterschaft ist eine ernsthafte Warnung gegeben. Wagner legt seiner Behandlung einen Gegensatz zu Grunde, der weder der mittelalterlichen Dichtung noch dem modernen Bewußtsein angehört, den Gegensatz zwischen der Liebe, die im Genuß schwelgt, und der Liebe, die vom Anschauen lebt; er macht nicht blos aus seinen Dichtern eingefleischte Platoniker, auch die vornehmen Herren, das Publicum des Wartburgkriegs, rufen regelmäßig der Theorie der entsagenden Liebe ihren Beifall. Im Mittelalter war es anders. Die Minnesänger waren keine Mönche; sie wußten recht gut, was Liebe heißt, und schilderten es recht lebhaft, recht sinnlich. Diese unhistorische Auffassung würde man bei einem Operndichter nicht rügen, wenn sie nicht auch seine Kunst beeinträchtigte; die Musik erhält dadurch einen weinerlichen Charakter, der im Anfang die Nerven unangenehm reizt, gegen den Schluß hin aber einschläfert, um so mehr, da die musikalische Erfindung Wagner's im Ganzen arm ist. Bei geschickter Anwendung der musikalischen Formen hätte sich diese Armuth verstecken lassen, bei der einseitigen Declamation tritt sie zuweilen recht grell hervor. Die beiden Motive des christlichen Pilgerliedes und des Venusbergs treten erst hinter einander, dann durch einander auf, nicht thematisch verarbeitet, sondern in einfachen Wiederholungen, mit immer neuen instrumentalen Klangwirkungen, bis endlich das Christenthum im strengsten Sinn des Worts die feindliche Macht überschreit. Auf diese Art ist die ganze Oper durchgeführt. Mit Geschmack, aber doch mit unkünstlerischer Uebertreibung hat Wagner zu seiner Exposition das decorative Moment benutzt. Wo es aber darauf ankommt, den dramatischen Kern zu treffen, der Leidenschaft einen bestimmten musikalischen Ausdruck zu geben, da erlahmt seine Kraft. Er bedarf überall der Beihülfe des Maschinisten, und zum Dank dafür dehnt er die Rolle desselben ungebührlich aus. — Im Lohengrin beruht das erregende Motiv darauf, daß Elsa sich verpflichtet, ihren Mann niemals zu fragen, wer er ist. Das ist gegen die menschliche Natur. Das Weib hat das Recht und die Pflicht, ihren Mann zu kennen, und die Geheimnisse des Graals sind für uns ebensowenig eine Autorität, als die Legenden von Wischnu und Brama. Es ist nicht von einer wirklichen Entfaltung menschlicher Leidenschaften und Empfindungen die Rede, sondern von mystischen Gegensätzen, die ein blos äußerliches Verhältniß zu einander haben, und die Musik geht nicht darauf aus, uns unmittelbar fortzureißen, sondern uns in einer ahnungs- und geheimnißvollen Spannung zu erhalten. Dieser

Supranaturalismus ist um so merkwürdiger, da auch hier wieder der christliche, ätherische, substanzlose Himmel mit seiner in der leitenden Graalmelodie ausgedrückten spiritualistischen Reinheit den Sieg über die leidenschaftlich bewegte sinnliche Heidenwelt davonträgt, wie im Tannhäuser, trotz der leidenschaftlichen Abneigung, mit der Wagner als Kritiker den christlichen Spiritualismus bekämpft. Wie es bei einem übertriebenen Spiritualismus fast immer der Fall ist, wendet Wagner zur Ausführung seiner übersinnlichen Zwecke lauter grobsinnliche Mittel an. Er versteht durch geschickte, freilich auch kokette Instrumentation die Phantasie zu erregen und zu spannen, aber wo der wirkliche Ausdruck einer bleibenden Stimmung und Leidenschaft erwartet wird, reicht seine Kraft nicht aus, und er gibt Trivialitäten mit barocken Einfällen vermischt. Wirkend ist bei ihm nicht die Naturkraft, die allen Stoff belebt, sondern der matte Strahl eines Jenseits, der nur durch seinen Gegensatz gegen die Erde imponirt. Sowohl seine Poesie wie seine Musik durchzittert jener anspruchsvolle seltsame Ton, der dem Anschein nach etwas sehr Spiritualistisches ist, eigentlich aber die gemeine Sinnlichkeit afficirt. Seine Motive sind überirdisch, seine Figuren somnambül. Ebenso ist seine Musik darauf berechnet, die Nerven zu reizen. Wer sich diesem Reiz unterwirft, wird in eine unklare Stimmung versetzt werden, wie bei geschickt erzählten Gespenstergeschichten; wer aber dem ersten Eindruck widersteht, wird es als eine Entweihung der Kunst empfinden. Wagner spannt die Phantasie gewaltsam an, nicht durch das Medium des Gemüths und des Gewissens, wie alle großen Dichter und Componisten, sondern unmittelbar, wie alle Romantiker, Charlatane und Magier. Die wahre Kunst geht aus dem Können hervor, aus einer von überquellender Realität erfüllten Seele; die falsche Kunst entspringt aus der Reflexion über die Kunst, die nach einer phantastischen Realität sucht, aber statt der leibhaftigen Helena ein Schattenbild umarmt.

Die von Wagner gesuchte neue Kunstform wurde durch die bisherige Beschaffenheit des deutschen Theaters gewissermaßen herausgefordert. Die Theaterdichter der Restaurationszeit waren durchweg von idealistischen Motiven ausgegangen, sie hatten sich ihre Situationen und Charaktere nach dem Maß ihrer theatralischen Bedürfnisse ausgedacht, und die Zeit, die sie schilderten, war die „poetische", d. h. die bestimmungslose, die der Willkür der Erfindung keinen Widerstand entgegensetzte. Durch Schiller, Calderon, Fr. Schlegel, Tieck, Z. Werner, Grillparzer, Müllner, Houwald u. s. w. hatte sich. so sehr sie von einander abwichen, auf den Bühnen eine ästhetisch-sittliche Convenienz gebildet, die dem Theaterpublicum allmählich geläufig wurde. Da man so wenig als möglich individualisirte, konnte man von den wunderlichsten Problemen ausgehn, die Unnatur gab sich nicht handgreiflich kund. Der geschickteste

dieser Poeten, Halm, (Frh. v. Münch-Bellinghausen in Wien) hatte in „Griseldis" (1835), dem „Sohn der Wildniß" (1837) das Mögliche geleistet, was aus theatralischer Technik hervorgehn kann; diese Technik hat ihn noch in seinem letzten Versuch, dem „Fechter von Ravenna" (1854) nicht verlassen. Ueberall arbeitet er wie ein gewitzter Schachspieler auf den Wendepunkt hin, welcher die Katastrophe bestimmt. Aber es bleiben Operationen des Verstandes, ohne eigentliche Physiognomie. Die einfache Köhlerstochter fühlt wie eine Dame, die sich an der Lectüre lyrischer Gedichte gebildet, der Tektosage läßt sich von dem Bürgermädchen aus Massilia über das Wesen der Liebe belehren, und diese, höchst ungriechisch, höchst modern sentimental, kommt zu dem Resultat: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!"

Nun wurde man der alten sentimentalen Convenienz müde. Die sittlichen Grundsätze waren zersetzt und unsicher geworden, die Dichtung konnte sich diesem Auflösungsproceß nicht entziehn. Der allgemeine Zweifel an den bisher unbefangen aufgenommenen Idealen zwang den Dichter, gründlicher zu motiviren; die Kritik machte sich geltend, und von neuem wurde das Princip des psychologischen Realismus als das Princip der Dichtkunst aufgestellt. Allein mit dieser Erkenntniß war noch nicht viel gewonnen, denn trotz der ängstlichen Anstrengung, mit der man die Wirklichkeit beobachtete, um den Charakteren ein individuelles, der Natur entsprechendes Leben zu verleihen, hatte man unbewußt noch immer die alte Theaterconvenienz im Sinn. Bei dem talentvollsten dieser neuen Theaterdichter ist es merkwürdig, wie bei dem eigensinnigsten Streben, in den Figuren ganz unerhörte Originale zu zeichnen, der durchgehende Zug der Composition ganz in der Weise von Grillparzer und Halm fortgeht: die symbolische Erläuterung einer allgemeinen moralischen Idee.

1840 wurde in Berlin Hebbel's „Judith" aufgeführt. Der Dichter, aus Dithmarschen, war 27 J. alt, 7 J. jünger als Halm, erst spät in die literarische Laufbahn eingetreten. Wie R. Wagner, hatte er einen ernsten Glauben an seine Kunst, von der er groß dachte; noch größer dachte er von sich selbst, und erinnert in dieser Beziehung nicht selten an Grabbe: auch bei ihm ging die Intention über die Kraft. Seine Probleme nahm er nicht aus der Natur der Dinge, sondern ließ sie durch ältere poetische Auffassungen vermitteln. — Im „Salon von 1831" schildert Heine eine Judith von Horace Vernet: „sie hat sich eben vom Lager des Holofernes erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und den sie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, aber doch bezau-

bernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden Holofernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar graziös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden. Er schläft so gutmüthig in der Nachwonne seiner Beseligung: er schnarcht vielleicht; seine Lippen bewegen sich noch, als wenn sie küßten" u. s. w. — Nach dieser Auffassung hat Hebbel seine Tragödie modellirt. Er schärft das geschlechtliche Gelüst in der noch nicht berührten Jungfrau durch eine geschlossene aber nicht zur Ausführung gekommene Ehe; er giebt ihrem doppelten Drang, zu lieben und zu zerstören, den nämlichen Gegenstand: sie soll ihr Vaterland befreien, ihren Gott rächen durch die Ermordung des Mannes, der ihr unter allen Sterblichen zuerst das Gefühl der Anbetung einflößt, und um ihn zu tödten, muß sie sich ihm preisgeben. So erfährt sie zu Ehren Gottes, was ein schlimmes Schicksal ihr bisher versagt, und wonach ihre Seele in geheimer Lüsternheit sich sehnt. Sie giebt sich preis, aber nicht blos, wie sie gewollt, zu Ehren Gottes, sondern aus Wollust; sie mordet, aber nicht aus Patriotismus, sondern aus Wuth, noch zitternd von der Brunst des Genusses. So wird aus dem religiösen Opfer des Leibes das Zucken des Fleisches nach Befriedigung, aus der Heldenthat zu Ehren Gottes ein Act der Rache und der Scham. Die Vorgeschichte der Judith, ihre Vermählung mit Manasse, der in der Brautnacht durch irgend etwas Entsetzliches von ihr zurückgestoßen wird, soll die Gemüthsstimmung der Heldin versinnlichen, die vor sich selber Grauen empfindet, und sich nach etwas Ungeheurem sehnt, um sich von der Last eines ihr selbst unverständlichen Lebensräthsels zu befreien. Ihr einen würdigen Gegenstand zu geben, soll im Holofernes ein Uebermensch dargestellt werden, der es schon werth ist, daß, um ihn zu besitzen oder ihn zu vernichten, eine Seele sich dem Teufel übergiebt. Um ihn als solchen zu legitimiren, legt ihm Hebbel Gedanken über die Religion in den Mund, die wohl in unsrer mit Hegel und Feuerbach gesättigten Zeit, aber nicht in der Zeit des Nebukadnezar begreiflich sind, und er läßt ihn Jagdgeschichten erzählen, z. B. daß er sich einmal zum Spaß auf einen glühenden Rost gelegt u. s. w. Man könnte in einer Parodie den Holofernes ganz so lassen, wie er ist. Er ist mit seiner Großmannsucht ein

ausgemachter Pedant, der trotzdem, daß er für jeden Augenblick die vollständige Autonomie des Thuns in Anspruch nimmt, in einer schwachen Stunde mit Judith über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit einer Handlung moralisirt. Nur einmal kommt dieser knöcherne Charakter in Bewegung, als er im Ausbruch der Brunst der Judith Gewalt anthut. Jeder Zug vom ersten Kuß an bis zur Flucht der Judith aus dem Lager ist von erhitzter Sinnlichkeit durchhaucht. Aber es waltet über dieser Scene eine eigne Nemesis. Sie ist der Knotenpunkt des Stücks, und doch hat sich Hebbel dazu verstanden, sie bei der Ausführung auszulassen. Dem Drama wird dadurch die Spitze abgebrochen.

Hebbel's zweiter Versuch „Genoveva" (1842) steht in der Charakteristik ebenso wie in der Schilderung der Zeit in bewußtem Gegensatz zu Tieck: dieser verherrlicht die „gute alte Zeit"; Hebbel stellt sie als eine verruchte dar. — Noch ein halber Knabe, nur an Pferde, Lanzen und Schwerter gewöhnt, wird Golo von seinem Herrn, der in einen Kreuzzug zieht, zur Hut seiner Gemahlin zurückgelassen. Die Abschiedsscene der beiden Gatten zeigt ihm zum ersten Mal das hingebende Weib, und entzündet seine Begierde, die sich an andern Gegenständen noch nicht abgeschwächt hat, mit unheimlicher Gluth. Er fühlt sich ihr gegenüber so wehrlos, daß er sogleich zu einem verzweifelten Mittel greift. Um Gott auf die Probe zu stellen, ob er seinen entsetzlichen Gedanken Spielraum in der Welt der That verstatten wolle, klettert er auf eine schwindelnde Höhe, wo es unmöglich scheint, das Gleichgewicht zu behalten. Er bricht nicht den Hals, und legt das so aus, daß Gott ihn zu einem Schurken machen wolle. Aber er stellt noch mehr Proben an: er legt es von Zeit zu Zeit in die Hand Genoveva's, als Stimme des Schicksals seiner Tugend durch Vernichtung seines Lebens zu Hülfe zu kommen, und nimmt beständig ihre zu große Humanität als einen Spruch des Schicksals, das seine Leidenschaft und sein verbrecherisches Gelüst in die Welt der That übertreten lassen wolle. Man wird jeden Augenblick überrascht und bestürzt, und dieser ewige Wechsel der Anspannung ermüdet endlich ebensosehr, wie das unausgesetzte Träumen der Tieck'schen Genoveva. Genoveva ist eine Heilige, in der jeder Zug als der Ausdruck der überschwenglichsten christlichen Pflicht und Liebe auch gegen die Sünder angesehn werden soll. Aber diese Heiligkeit ist zu wortkarg: eine Seele, in der die fürchterlichste Kränkung, die Anschauung der entsetzlichsten Schurkenthat keine Bewegung des Abscheus und Hasses hervorruft, ist unverständlich. Es geht Hebbel hier wie überall, wo er das Gute und Schöne darstellen will: die Ausführung kommt der Intention nicht gleich.

Was ist nun aber bewiesen? — Gottschall meint in vollem Ernst, in Hebbel's Sinn sei die Unschuld Genoveva's ihre Schuld: die Romantik

Platonischer Entsagung (in Abwesenheit des Gemahls) müßte einer materialistischen Weltanschauung als die Verkümmerung ungenossener Schönheit erscheinen. — So denkt nun Hebbel freilich nicht, aber er bleibt die Auskunft schuldig. — Bei einem naiven Dichter würde es auch niemand einfallen, danach zu fragen, aber Hebbel ruft die Frage hervor, er will durch jedes seiner Dramen ein neues sittliches Problem der Lösung näher führen. Aber die Probleme, wie er sie stellt, sind krankhaft individueller, ja pathologischer Natur, seine Figuren entziehn sich in ihrer excentrischen Art jedem Maß. Es kommt nichts dabei heraus, als ein ewiges Hin- und Herreden. — In dem spätern Drama „Herodes und Mariamne" ist ein oft behandelter Stoff — die Eifersucht, die mit ihrem Gedanken über den Tod hinausgreift — zu einer raffinirten Gefühlsdialektik verwerthet. Herodes und Mariamne, beide sehr gefühlvoll aber sehr wortkarg und verschlossen, beobachten unausgesetzt sich und ihre Empfindungen, und verfallen eben deshalb beständig in die seltsamsten Mißverständnisse. Jeder von ihnen hat ein eignes Moralprincip, und will, daß der andere es errathen soll. Der römische Hauptmann Titus sucht mit einem dritten, wahrscheinlich dem des Dichters selbst, ihnen zu Hülfe zu kommen und sie zu rectificiren; da aber auch er sich nicht verständlich macht, läßt Herodes mit tiefem Schmerz seine Gemahlin vor Gericht stellen, und erfährt zu spät den Thatbestand: aus Trotz gegen das Schicksal wird er ein Wüthrich, und zur guten Stunde kommen die heiligen drei Könige; er beschließt den bethlehemitischen Kindermord. — Bei einzelnen hohen poetischen Schönheiten weiß man doch nie recht, um was es sich handelt. Mißlich ist, bei den raffinirten Empfindungen und der künstlich gesteigerten Hitze, die frostige Sprache der Reflexion; Hebbel denkt und empfindet in Epigrammen; die Detailmalerei stört den Eindruck, der auf massenhafte Züge, auf schreiende Farben berechnet ist. Sowohl Herodes als Mariamne sind in jedem Augenblick gleichzeitig eiskalt und siedend heiß. Sie reflectiren mit einer beleidigenden Altklugheit und handeln wie Kinder. Herodes raisonnirt wie ein gebildeter Dialektiker, fühlt wie ein Zögling der Romantik, und handelt bald nach der einen, bald nach der andern Voraussetzung. Mariamne ist sein Ebenbild, aber wir können für sie noch weniger Interesse fassen, denn es wird nur referirt, daß sie eine Leidenschaft für Herodes empfinde; wir sehn es nicht. Das psychologische Mikroskop wird so häufig angewendet, daß man über den vielen Einzelheiten das Ganze aus den Augen verliert, und daß aus den spitzfindigsten, raffinirtesten Sticheleien zuletzt die ganz gewöhnliche sentimentale Phrase hervorgeht; eine Phrase, wie wir sie in der Griseldis und ähnlichen Stücken viel natürlicher haben.

Auch in „Gyges und sein Ring" ist die Heldin Rhodope eine lebendige Casuistik des Ehrenpunkts, aber nicht wie im spanischen Drama, wo das Gebot

der Ehre durch die Sitte gegeben war, sondern so, daß sie die zwingenden Gefühlspflichten, die sie allein bestimmen, aus sich selber schöpft; zur Leidenschaft kommt es nie. König Kandaules ist ein ungewöhnlich edler Mann, nicht wie sonst die Sultane edel sind, in der Aufwallung, aus Temperament, sondern wie seine Gemahlin aus Pflichtgefühl. Er reflectirt fortwährend über die Handlungen und das dabei zu beobachtende Verfahren, und läßt sich nicht durch einen Zug des Gemüths, sondern durch ein moralisches Urtheil bestimmen. Gyges liebt Rhodope, aber er bezwingt seine Leidenschaft, und wenn er später dennoch seinen Freund und Wohlthäter tödtet, so geschieht auch das aus Pflichtgefühl. Kurz, es ist zwischen den Dreien ein beständiger Conflict moralischer Motive. Hebbel entwickelt aus seinem psychologischen Raffinement keineswegs eine veränderte Stimmung des einen gegen den andern, wie es bei jeder wahrhaften Seelenbewegung der Fall ist, sondern nur eine veränderte moralische Ansicht über das, was nun zu thun sei. Seine Geschichte ist für Beichtväter, nicht für das Theater.

Am wunderlichsten nimmt sich das Moralisiren in der Tragödie der „Nibelungen" aus, die übrigens, wenn auch nicht theatralisch darstellbar, Scenen von hoher dramatischer Schönheit enthält. Hagen, Siegfried, Brunhild, Chriemhild, Etzel sind Figuren einer wüsten Heidenzeit, und müssen durch die Geschichte der Merovinger ihre Beleuchtung gewinnen: alle diese Leute läßt Hebbel von stark moralischen Motiven bewegt werden, und so toll alle diese Motive klingen, sie verstehn einander. Es ist wie in einer Novelle von Tieck, wo zwei Irrsinnige Schach spielen, der eine erfindet allnächtlich eine neue Regel, die dem andern durch Inspiration mitgetheilt wird. Zum Ueberfluß ist der alte Dietrich da, der wie der römische Hauptmann im Herodes alle diese subjectiven Moralprincipien unter einem höhern Gesichtspunkt vereinigt. — Es ist in diesem Moralisiren viel nüchterner Verstand, Zersetzung des Gefühls durch Reflexionen. — So hat Hebbel in „Agnes Bernauer" den Conflict ernst und würdig vorbereitet. Herzog Ernst hat im vermeintlichen Drang innerer Nothwendigkeit die bürgerliche Gemahlin seines Sohnes unter rechtlichen Formen umbringen lassen, der racheschnaubende Sohn steht ihm gewaffnet gegenüber. Aber nun die Lösung? — Im praktischen Leben erfolgt sie durch den Einfluß der Zeit, durch eine Reihe hinter einander eintretender Umstände; Hebbel giebt dem Conflict der Leidenschaft unerwartet die Wendung eines Verstandesproblems: der Herzog rechtfertigt seine That durch den Codex der Staatsmoral, und der künftige Regent muß zugeben, daß der Mord zum Nutzen des Staats ausgeführt sei. Durch diese Pädagogik wird freilich alles Tragische aufgehoben.

Wie sehr aber diese Wendung in der Zeit lag, sieht man aus Laube's

„Karlsschülern“ und „Prinz Friedrich“. — Bei Schiller ist die ideale Welt die allein berechtigte; wenn sich durch innere Dialektik die Schwächen derselben offenbaren, so ist das halb unbewußt: die Selbstkritik hinkt in spätern Briefen nach. Seitdem hat die Reflexion sich theils vom psychologischen Standpunkt, theils vom historischen, in die früher mit naivem Glauben aufgefaßten Thatsachen eingewühlt. Man hat den Nutzen, den die Menschheit aus der Hierarchie und dem Absolutismus gezogen hat, so lange in's Auge gefaßt, daß man zuletzt nicht mehr recht hat unterscheiden können, auf welche Seite man sich stellen sollte. Diesen „höhern“ historischen Standpunkt, auf dem das junge Deutschland seiner Natur nach ankommen mußte, hat Laube fast in sämmtlichen Dramen hervorgekehrt. Wenn man früher die Brutalität des Herzogs von Würtemberg gegen Schiller und Schubart, des König Friedrich Wilhelm gegen seinen Sohn und Katte mit der Sicherheit einer jugendlichen Entrüstung verurtheilt hatte, so kommt nun die an geschichtsphilosophischen Doctrinen geschulte Reflexion und überlegt, daß in jener fürstlichen Eigenmächtigkeit doch der wesentlichste Kern der neuen Staatenbildung gelegen hat, daß, wenn man diesen Geist im Ganzen als nothwendig begreift, man auch seine Folgen im Einzelnen ertragen muß. Diese höhere Auffassung verlegt Laube durch eine unhistorische Anticipation in den Geist jener Fürsten; er läßt Katte nicht wegen eines Disciplinarvergehens hinrichten, sondern als einen gefährlichen Menschen, dessen frivole Gesinnung mit der sittlichen Grundlage des preußischen Staats nicht in Einklang habe gebracht werden können; und er ist nahe daran, Schiller aus demselben Motiv höherer Staatsraison den Kopf abschlagen zu lassen. Es macht einen höchst unangenehmen Eindruck, historische Thatsachen, die man in der Geschichte in ihrer Nothwendigkeit wohl begreift, auf der Bühne, wo nur das allgemein menschliche Gefühl angeregt werden darf, durch eingeschwärzte unhistorische Motive beschönigt zu sehn. Jene Fürsten haben keineswegs aus geschichtsphilosophischen Ueberzeugungen, aus Gründen der Staatsraison so gehandelt, wie sie handelten, sondern auf Antrieb einer despotischen Natur. In jenem Uebermaß des Zorns kann man eine Kraft erkennen, die, wenn auch jetzt auf dem Irrweg, unter Umständen sehr heilsam wirkt; die reflectirte Tyrannei dagegen ist empörend. Sie ist aber auch unwahr. Ein Mann von der Bildung und dem tiefen Gefühl, wie Laube seinen König von Preußen und seinen Herzog von Würtemberg schildert, kann nicht solche Acte roher Brutalität begehn, wie wir hier glauben sollen. Indem Laube die Anschauungsweise seiner eignen Zeit in die Anschauungsweise der Zeit verlegt hat, in der jene Thaten geschehn sind, hat er sie dadurch unmöglich gemacht.

Geschöpfe einer vorübergehenden Culturform oder Originale ohne innere

Nothwendigkeit zu schildern, ist viel leichter, als die normale Natur wiederzugeben, die jedermann zur Ueberzeugung zwingt. Es ist nichts leichter, als einen verschrabenen Verstand und eine verschrabene Empfindung zu schildern, denn man mag cariKiren, nach welcher Seite man will, man trifft stets das Richtige, weil es für die Absurdität kein Maß giebt; nichts dagegen ist schwerer, als für das gesunde Empfinden, den gesunden Gedanken und die gesunde That den richtigen Ausdruck zu finden; denn dieser ist nur ein einziger, und um ihn zu treffen, muß man selber gesund empfinden und denken. Um Hebbel's Art zu verstehn, muß man sich von seinen ästhetischen Theorien nicht täuschen lassen, sondern auf die Methode seines Schaffens merken: die Theorie geht überhaupt meistens aus dem Bewußtsein des Talents hervor. — In den Jugendwerken „der Schneidermeister Nepomuck Schlägel", „Herr Haidvogel", „Schnack", findet man Originale, die durch eine gewaltsame Anhäufung von gleichförmigen Charakterzügen gebildet werden. Man wird jeden Einfall, jede Empfindung, jede Handlung, die er van seinen Figuren darstellt, mit dem beabsichtigten Grundtan ihres Charakters in Verbindung bringen können; allein diese Cansequenz geht nicht aus der Eingebung der Phantasie hervor, sondern aus einer bestimmten Absicht. Hebbel führt den Entschluß, seine Persanen nichts Andres sprechen und thun zu lassen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht setzen kann, und diese Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen herauszudrängen, mit einem Eifer durch, der etwas Aengstliches hat; er läßt sie nichts sprechen als Epigramme, und verstrickt dadurch selbst seine Sprache in barocke, unbehülfliche Formen. Durch diese Synonymität der Einfälle werden die Persanen zu Automaten, die nur dann in Bewegung kommen, wenn er einen so heftigen Wirbelwind erregt, daß sie mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. Bei seinen größern Werken läßt man sich durch die Camposition täuschen; sieht man näher zu, so findet man zunächst eine Reihe van Charakteren, die ganz nach der Weise des Herrn Haidvogel zugeschnitten sind, d. h. chargirte Rallen, die das Thema einer abstracten Charakterbestimmung variiren: z. B. Holofernes in der Judith, Gregorio im Trauerspiel von Sicilien, Hakam im Rubin, Tabaldi und Bertram in der Julia u. s. w.; geht man dann weiter und löst auch die größern Charakterbilder von der Handlung ab, so entdeckt man als Grundlage derselben wieder jene Mosaikarbeit, die freilich mit großem Geschick versteckt ist.

In der Vorrede zum „Trauerspiel von Sicilien", das ganz auf diese Weise zugeschnitten ist, sucht Hebbel den Hegelianer Rötscher zu der philosophischen Construction einer neuen Kunstgattung zu veranlassen: der Tragikomödie. „Sie ergiebt sich überall, wa ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende

Mensch, auf der andern jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdauen. — Mit jener Bezeichnung hat Hebbel das Wesen seiner eignen Poesie charakterisirt. Seine Probleme kommen nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Hirn, seine Motive gehn nicht aus der Natur der Sache hervor, sondern treten accidentiell ein, sein Realismus und seine Ideenwelt decken sich nicht: daher das Antithetische und Zerbröckelte einer Sprache, die nie den natürlichen Lauf des selbstvergessenen Gefühls fließt. Ganz gegen seine Natur wird der Witz durch phantastische Reflexionen erhitzt, und concipirt mit krankhaftem Behagen ein Problem, das wie der gordische Knoten keine Lösung verstattet, sondern zum Zerhauen auffordert. Aber diese Entscheidung wird nicht einer Macht überlassen, vor der wir die Knie beugen müssen, weil sie uns mit dem Schauder der Nothwendigkeit durchdringt, sondern der unheimlichen Willkür, die, was die Frömmigkeit mit Erde überschüttet, an die freie Luft zieht, um diese zu verpesten; die den Würmern folgt in ihre unterirdische Thätigkeit, dem Anatom in sein Laboratorium, dem Arzt in die Spelunken des Lasters. Weil der Dichter, trotz seiner Verachtung gegen die Anekdote, den endlichen Stoff, die Anekdote nicht vermeiden kann, sucht er ihr eine Idealität anzukünsteln, die sie nicht erträgt. Er behandelt das Unbegreifliche mit Gleichgiltigkeit, das Unbedeutende mit vielsagendem Ernst; er verkümmert den Spaß durch weit hergeholte Andeutungen und hebt das Tragische des einzelnen Falls durch falsche Verallgemeinerung auf. So arbeitet er seinem eignen Zweck beständig zuwider; sein realistisches Talent wird durch Abstractionen zersetzt und seine Idealität durch forcirte Plastik verkümmert, sein scharfer Verstand durch gewaltsame Erhitzung der Phantasie getrübt, seine Einbildungskraft durch weitaussehende, aber unbestimmte Reflexionen abgeschwächt. Um treu zu porträtiren, zeichnet er nur das Sonderbare. In der nebelhaften Atmosphäre seines Skepticismus werden zuletzt die Motive so subtilisirt, daß seine scheinbar in knöcherner Festigkeit erstarrten Charaktere sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen. Da seine Kraft nun nicht ausreicht, aus dem innern Kern des Lebens heraus die komische und tragische Poesie zu entwickeln, so ist er genöthigt, die höhere Bedeutung seiner Schöpfungen an eine außerhalb derselben liegende höhere Idee zu knüpfen. Er ist Realist, insofern er das Schlechte mit großer Ausführlichkeit darstellt, er ist Idealist nur, insofern er eine jenseitige Welt symbolisch in dieses Reich hereinscheinen läßt, er selber hat keinen Glauben, und darum liegt in seiner Kunst keine Nothwendigkeit. Seine Ideale sind ebenso unklar, seine Begriffe von Recht und Unrecht ebenso ineinandergewirrt, als bei seinen jungdeutschen Zeitgenossen, und darum hat er ebensowenig Freude an seinen Gestalten; ja,

gerade weil sein Talent größer ist und sein Idealismus ernster gemeint, ist die Welt, die er darstellt, noch mehr von Gott verlassen, noch leerer an Freude, Liebe und Glauben. — „Ich wollte, daß dein Fluch die Welt zersprengte! Nicht zum zweiten Male wird sie Gott erschaffen, nur sein Mitleid hält sie noch zusammen mit dem blut'gen Kitt, den ihr vom Kreuz herunter bot sein Sohn. Mich schaudert's, denn mir ist, als wär' ich nur ein Wurm in einem Körper, der verfault." — Es sah in jener Zeit so aus, als ob ein gewisser Grad von Selbstverachtung zum Wesen des Genius gehörte, als ob der Dichter jene grenzenlose Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, die er in's Leben hineindichtete, in seiner eignen Seele wiederfinden müsse, als ob er nur durch den Abscheu und die Verachtung seiner selbst zu jener unermeßlichen Selbstanbetung sich emporheben könne, die ihn allein das Leben ertragen ließ. — Nicht als ob der Dichter sich auf die Seite des Schlechten stellte. Er sieht die schlechte Welt durch eine unendliche Kluft von seinem reinen Gemüth getrennt, und glaubt, sein Ideal sei um so reiner, je greller der Schatten, den die Welt darauf werfe. Aber der Schatten kommt nicht aus der Welt, sondern aus seiner eignen Seele. Wenn er versucht, seinen Idealen eine Gestalt zu geben, so versiegt seine Kraft, und sein in der Darstellung des Abscheulichen so glänzendes Talent läßt ihn im Stich. Er täuscht sich über seine Armuth, weil er sich nur der Fülle seiner Intention bewußt ist.

In dem Lustspiel „der Diamant" ist der frei erfundene Inhalt folgender. Zu den Zeiten des Kaiser Barbarossa überreichte ein Geist in der Gestalt eines alten Invaliden dem Ahnherrn des **schen Königshauses einen Diamant, mit der Erklärung, er werde ihn von dem Letzten des Hauses wieder abholen. Es war gleichsam der Talisman der Familie und wurde stets der ältesten Tochter des Königs zur Aufbewahrung anvertraut. Der jetzt regierende König hat eine Tochter, die somnambul und nervenschwach ist. Diese wird von einem alten Invaliden angebettelt, erschrickt, glaubt den Geist ihres Ahnherrn zu sehn, wirft ihm den Diamant zu, und bildet sich nun ein, sie sei die Letzte ihres Hauses, sie müsse bald sterben, oder sie sei schon gestorben. Der König, der halb und halb doch selbst an die Erscheinung glaubt, setzt einen Preis für denjenigen aus, der ihm den Diamant wiederbringt, um durch das Wiederfinden desselben die Nichtigkeit des Gespenstes nachzuweisen. Jener Invalide bettelt sich von Dorf zu Dorf, bis er endlich zu einem armen Bauer kommt; bei diesem stirbt er. Der Bauer findet den Stein, zeigt ihn einem Juden, und als dieser ihm einen Thaler bietet, merkt er, daß mehr dahinter sein müsse, und verlangt 100 Thaler. Der Jude hat nicht so viel; er stiehlt den Stein, verschluckt ihn, um sicher zu gehn, und entflieht. Aber vergebens ißt er Pfefferkuchen mit Obst u. s. w., trotz aller Leibschmerzen will der Stein

ihm nicht abgehn. So findet ihn der Bauer und schleppt ihn zum Richter. Der Richter hat die Publication des Hofs über den gestohlenen Diamanten vor sich, er muß ihn haben. Ein anwesender Arzt, der den Stein für sich behalten will, schlägt vor, dem Juden den Leib aufzuschneiden. Die chirurgischen Instrumente werden herbeigeschafft und mittlerweile der Jude in's Gefängniß abgeführt. Der Schließer meint, ich kann den Stein ebenso gut haben, er entführt also den Juden, um ihn unterwegs zu erschlagen und ihm den Stein aus dem Magen zu nehmen. Aber dem Juden wird plötzlich unwohl, er geht hinter einen Baum und tritt jubelnd hervor: Da ist der Stein! Der Schließer nimmt ihn und entflieht. Der Jude wird von seinen Verfolgern — dem Bauer, dem Arzt, dem Amtmann, zu denen sich jetzt auch der Bräutigam der Prinzessin gesellt hat — ereilt, sie wollen ihn eben schneiden, da kommt der Schließer dazu, als Wilddieb verfolgt; man nimmt ihm den Stein ab und bringt ihn der Prinzessin. Diese kommt beim Anblick desselben zur Besinnung, der Bauer erhält die versprochene Belohnung, der Jude ärgert sich, ebenso der Schließer. — Und nun die Moral? — „Der arme kranke Soldat hat sich in den königlichen Garten zu schleichen gewußt, er ist vor die einsame Prinzessin hingetreten und hat sie mit stummen Geberden um ein Almosen angefleht. Die Prinzessin, in der Dämmerungsstunde tief in ihre Phantasien versenkt, hat in dem Verstümmelten den Geist, dessen Erscheinung sie täglich in fieberhafter Erregtheit entgegensah, zu erblicken geglaubt und ihm den Diamant, den er ihr abzufordern schien, mit Entsetzen zugeworfen; dann ist sie, im innersten Grund ihres Daseins erschüttert, bewußtlos zurückgesunken und der Mensch hat sich stillschweigend entfernt." — Prinz. „So ist's! so muß es sein! denn nur so wird der Wahnsinn vollkommen! O Welt, Welt! bist du denn etwas Anderes, als die hohle Blase, die das Nichts emportrieb, da es sich fröstelnd zum ersten Mal schüttelte? Schau' mir nicht so starr in's Gesicht, ich könnte dir jetzt den Kopf herunterschlagen und mir einbilden, das geschehe blos in der Einbildung. Nein! Nein! Da schafft die Natur ein Wesen, das keinen Fehler hat, als den, daß es zu vollkommen ist, daß es der Welt nicht bedarf und all sein Leben aus sich selbst, aus der unergründlichen Tiefe seines Ich hervorspinnt, und diesem Wesen tritt eine Fratze, ein lächerliches Zerrbild seines eignen Todestraumes in den Weg, und vor der Fratze muß es vergehn." — Man könnte jene Aeußerung vielleicht für den Fiebertraum eines Verliebten halten, aber im Prolog wiederholt sie sich noch einmal in einer Vision des Dichters: „Ich seh' an einem Edelstein des ird'schen Lebens irren Schein und alle Nichtigkeit der Welt phantastisch lustig dargestellt. Ein Mensch, vom Tod schon angehaucht, bekommt ihn, da er nichts mehr braucht.

Ein Wesen von der Elfen Art — — glaubt, daß den Diamant ein Geist entführte, der sie sterben heißt. Der Wahn verstört ihr das Gemüth — und wenn sie ihn auch selber spann, sie stirbt nicht weniger daran. Indessen geht der Diamant, den alles sucht, von Hand zu Hand, doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur, daß seine innerste Natur, sonst weggedrückt und wohlversteckt, entschleiert wird und aufgedeckt." — — „Ich soll die Welt in dem, was sie befangen hält, in ihrem eigentlichsten Tichten, ja durch das Tichten selbst vernichten; ich soll, wohin kein Schicksal reicht, den Zufall führen, daß er zeigt, wie wenn der Mensch so tief verstockt, daß er den Funken nicht mehr lockt, der Blitz in sein Metall noch schlägt, und durch sein Gold ihn selbst erlegt." — Das ist dieselbe Stimmung, welche die romantische Schule Weltironie nannte, das bewußtlose Bewußtsein des universellen Schwindels, in dem das Festeste gleich dem ewig Wechselnden in träumerischer Flüchtigkeit uns umwirbelt.

Nur einmal — und wir kommen auf diesen Versuch zurück — stieg Hebbel von seinem idealistischen Kothurn herab und betrat den Boden des bürgerlichen Drama's. Seitdem Iffland durch die Schule von Weimar gestürzt war, hatten die „gebildeten" Dichter dies Genre sowie das Lustspiel den Fabrikarbeitern überlassen. Frau Birch-Pfeiffer, Töpfer u. A., auch der feiner gestimmte Bauernfeld wurde nicht für voll angesehn. Das Lustspiel zehrte fast ganz von Uebersetzungen aus dem Französischen. Uns fehlte zu sehr die Concentration des allgemeinen Lebens in einer tonangebenden Hauptstadt. In unserer kleinstädtischen Art sondern sich Kreise, welche auf gemeinsamen Voraussetzungen der Politik, der Religion, des Standes beruhn, und in denen man auf gewisse Begriffe nur hinzudeuten braucht, um verstanden und gebilligt zu werden. So treiben wir es schon auf der Universität, so treiben wir es später in unserm Beruf, so treiben wir es endlich in der Literatur. Jede Coterie hat ihre Stichwörter, die durch allmähliche Uebung einen bestimmten Begriff erlangt haben, den ein Uneingeweihter unmöglich verstehn kann, so vollkommen er sonst der deutschen Sprache mächtig ist. Um sich in einer Studentenkneipe oder in einer philosophischen Gesellschaft zurecht zu finden, müßte man sich von dem Vorsteher ein Wörterbuch ausbitten. Es fehlt der neutrale Boden der Geselligkeit. Wenn wir in Frauengesellschaft kommen, so hat das immer einen feierlichen Anstrich, und wir werden in einen exceptionellen Zustand versetzt. Man glaubt sich entweder zu den hergebrachten Umgangsphrasen herablassen zu müssen, oder man ziert sich und spricht Literatur.

H. Laube, der jungdeutschen Zerwürfnisse müde, mit der französischen Bühne und ihrer Technik wohlbekannt, versuchte seit 1839 mit Erfolg, dieselbe

auf unser Theater zu übertragen: sein „Monaldeschi", „Rococo" u. s. w. wurden beliebte Theaterstücke, die auch Bildung nicht vermissen ließen. Laube zeigt ein scharfes Verständniß der Mittel, eine große Gewandtheit in den Combinationen; die Ausführung ist sauber und geschmackvoll, wenn auch etwas unruhig: er sucht die Intriguen zu sehr, aus Furcht, die Handlung werde einmal stillstehn. Zuweilen läßt er seine Personen so geistreich sprechen, daß man den Compaß verliert. Die französische Technik und die deutsche Natur streiten zu sehr mit einander; in manchen Lustspielen, z. B. „Rococo", bemüht er sich offenbar, so leichtsinnig zu schreiben wie die Franzosen; aber weil er gründlicher motivirt und sich mit dem Moralprincip auseinanderzusetzen strebt, sieht seine Fabel oft greller aus als die Scribe's, der sich, wenn es auf Scherz oder Intrigue ankommt, alle moralischen Nebengedanken aus dem Kopfe schlägt

Gleichzeitig mit ihm begann Gutzkow sich als Dichter und Journalist des Theaters anzunehmen. Das Talent, vorzubereiten und zu spannen, welches freilich in unserer Zeit, weil es durch Bildung und Reflexion erworben werden kann, viel häufiger ist, als die Kraft, Leidenschaften zu schildern und die Ereignisse zu einer großen Katastrophe zusammenzudrängen, hat Gutzkow's Dramen wenigstens eine vorübergehende Stelle auf unsern Bühnen verschafft. Dazu kommt seine Virtuosität in Theatereffecten, d. h. solchen Reizmitteln, die weder aus der Natur der Handlung oder der Charaktere, noch aus der leitenden poetischen Stimmung entspringen, die man aber ausgiebt, wie geprägte Münzen, weil sie der Menge geläufig sind. In solchen Effecten ist Gutzkow sehr erfinderisch: Kotzebue und Meyerbeer sind Kinder gegen ihn. Scenen, die zu der Stimmung des übrigen Stücks ungefähr in demselben Verhältniß stehn, wie der Schlittschuhlauf im Propheten oder der Nonnentanz in Robert der Teufel, treffen wir bei Gutzkow öfters. Man kann jedesmal, wenn einer seiner Theaterhelden in den Vordergrund tritt, die Arme ausbreitet und die Stimme erhebt, voraussetzen, daß er etwas unerhört Unpassendes sagen wird. Gutzkow ist Sklave des Effects; wenn ihm eine volltönende Phrase, z. B. „für die Freiheit schwärmen, heißt an den Himmel glauben, für die Freiheit träumen, heißt wachen für die Ewigkeit," über die Zunge kommt, so hört alle Kritik bei ihm auf, und er ist mehr entzückt, als selbst das Publicum der Galerien. —

Jean Paul sagt einmal: „Wenn ein Dichter in Beziehung auf einen seiner Charaktere zweifelhaft darüber ist, ob er ihn in einem gegebnen Falle wird ja oder nein sagen lassen, so werfe er ihn weg, es ist eine dumme Leiche." Dieser Ausspruch enthält das Verdammungsurtheil über Gutzkow's sämmtliche Charaktere, denn er weiß nie, ob seine Helden im bestimmten Fall

ja oder nein sagen werden, sie sind viel zu weitsichtig, von zu verschiedenartigen Motiven bestimmt, und in der Wahl derselben muß Zufall und Laune den Ausschlag geben. Gewiß hat ein Familienvater, der eine brave Frau und sieben Kinder, außerdem noch eine blinde Mutter und einen gelähmten Vater zu versorgen hat, die heilige Verpflichtung, diese zu erhalten. Nun ist er vielleicht Richter, oder Administrativbeamter; man droht ihm mit Absetzung, wenn er sich nicht zu einem pflichtwidrigen Schritt verstehen will. Mit seiner Absetzung sind seine Frau, die sieben Kinder, die blinde Mutter und der gelähmte Vater dem schrecklichsten Elend ausgesetzt. Er kann sich sagen: wenn ich den Schritt nicht thue, so thut ihn ein andrer. Wer sich aber dadurch zweifelhaft machen läßt, ob er seine Pflicht erfüllen soll, dem mag man im Leben verzeihn, für's Drama ist er unwiederbringlich verloren. Wenn die sittlichen Motive und die Leidenschaften nicht zwingender Natur sind, wenn man in jedem beliebigen Augenblick das sittliche Motiv wegraisonniren, die Leidenschaft durch Verstand beschwichtigen kann, dann ist eine innere Nothwendigkeit des Causalnexus nicht vorhanden, es giebt keine Schuld und kein Schicksal mehr, es ist vollkommen gleichgiltig, was geschieht, und es wird jener weiche Rührungsbrei der Tragikomödie daraus, der nur noch alte Weiber fesseln kann, jene alten Weiber, die über „Uriel Acosta" in Thränen zerflossen sind. —

Gutzkow's zweites Stück „Werner oder Welt und Herz" (1840) ist typisch für alle übrigen. — Werner hat längere Zeit mit einem Mädchen ein Liebesverhältniß gehabt, welches mit einer Verlobung schließt. Das Mädchen ist schön, liebenswürdig, ihrem Geliebten ganz ergeben, aber sie ist in beschränkten Verhältnissen und er ist ehrgeizig, man eröffnet ihm glänzende Aussichten, er läßt seine Braut im Stich und heirathet die Tochter eines Präsidenten, durch die er großen Reichthum, den Adel und die Stelle in einem Regierungscollegium erhält. „Ich habe treulos gehandelt," sagt er selbst, „was konnte ich thun? ich wollte mich dem Geist des Jahrhunderts in die Arme werfen, und riß mich aus deiner idyllischen Liebe los. Es war über mich ein winterliches, frostiges Gedankenleben gekommen; eine kalte nach dem Blendenden und Witzigen haschende Frivolität verschneite den Frühling meiner Gefühle." — Seine ehemalige Braut, von deren weitern Schicksalen er nichts gehört, tritt eines Tages zu ihm in's Zimmer als Gouvernante seiner Kinder. Sie gestehen sich ohne Weiteres ihre fortdauernde Liebe, Werner fordert sie auf, bei ihm zu bleiben, weil er sie nicht entbehren könne, und Marie willigt nach einigem Sträuben ein. Indeß merkt Werner's Gemahlin, daß etwas im Hause nicht richtig ist, ihr Mann, der früher schwermüthig war, weiß sich vor Heiterkeit nicht zu lassen, man erzählt ihr von einem Verhältniß mit der

Gouvernante, und sie hat selber Gelegenheit, den Ausbruch seiner Gefühle zu belauschen. Sie beträgt sich verständig genug. „In dem Augenblick, wo du mir deine Hand reichtest, fiel die Thür, welche in deine Vergangenheit zurückführte, in's Schloß. Daß du sie gewaltig wieder öffnest, ist ein Frevel an mir, ein Frevel an deinen Kindern!" Darauf antwortet ihr Werner (mit einem Blick gen Himmel gerichtet, gelassen): „Ich werde ihn verantworten, wir alle sind des Staubes schwache Söhne, und niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen." — Die Frau verlangt, daß Marie, für die man ja anderweitig sorgen könne, das Haus verlasse, und als Werner dies billige Verlangen zurückweist, begiebt sie sich mit ihren Kindern zu ihrem Vater. Werner spricht Einiges von Pistolen. Darauf läßt sich Marie bei ihrer Nebenbuhlerin melden und erklärt ihr: „Einen Friedhof will ich umackern und den Schlüssel dazu in das tiefste Meer werfen," d. h. sie will sich verheirathen, es hat sich schon jemand gefunden. So wäre denn der Friede des Hauses hergestellt und alles in Ordnung, wenn nicht der Dichter fühlte, er müsse seinen Helden etwas heben, um die schwächliche Rolle, die er bis dahin gespielt, vergessen zu machen. Er mischt zu diesem Zweck eine zweite Intrigue hinein. Werner scheint seine Amtsgeschäfte nachlässig verwaltet zu haben, seine Papiere sind in Unordnung, und ein Bösewicht findet Gelegenheit, ihn der Betrügerei anzuklagen. Es ergiebt sich, daß diese Anklage unbegründet ist, der Bösewicht wird entlarvt und Werner ist nun ein tugendhafter Mann. Jetzt kommt ein feierlicher Augenblick. Während er zuerst über die Nachricht von Mariens Vermählung außer sich gerieth, erklärt er nun lächelnd, das sei eine Selbsttäuschung gewesen. Eigentlich habe nicht die Liebe, sondern eine andre Last auf seiner Seele gedrückt, das unangenehme Gefühl nämlich, einen adeligen Titel zu führen und doch nicht zum Adel geboren zu sein. Er legt den Adel und seine Rathsstelle nieder (den erstern behält er seinen Kindern vor) und wird Professor in Bonn. So ist er nicht blos tugendhaft, sondern ein Held, ein Märtyrer, ein Auserwählter der Menschheit! —

Ohne Zweifel steht Kotzebues „Menschenhaß und Reue" sittlich weit höher als dieses wunderbare Seelengemälde. Freilich klingt Gutzkow's Stil moderner, reflectirter, geistreicher, was aber den gesunden Menschenverstand betrifft, so giebt der eine Dichter dem andern nichts nach. An Klarheit der sittlichen Motive sind sämmtliche Theaterhelden Gutzkow's Werner's Zwillingsbrüder, sie mögen Ottfried, oder Richard Savage, oder Henry Thompson heißen: keiner von ihnen ist im Stande, im einfachsten Conflict sich durch das einfache Motiv bestimmen zu lassen. Für ihre innere Consequenz ist ein allerliebstes Beispiel Lord Douglas im „13. November", der durch wunder-

bare psychische Experimente zum Selbstmord erzogen, schließlich die Pistole auf sein Spiegelbild abdrückt, und so gut davon kommt. Am häßlichsten nimmt sich diese Abschwächung und Beschönigung schlechter und gemeiner Motive im historischen Drama aus, Gutzkow's „Patkul" (1841) ist eins der widerlichsten Stücke, die je ein deutscher Dichter geleistet hat. — An Fruchtbarkeit steht Gutzkow nahe an Benedix, dessen „Bemoostes Haupt" (1839), „Doctor Wespe" u. s. w. um keinen Gran gescheidter sind: freilich sind sie viel anspruchsloser. — Benedix ist gleichalterig mit Gutzkow.

Das Urtheil über Gutzkow wird milder, wenn man in den gleichzeitigen Romanschreibern die Helden sich gerade so geberden sieht, wie Werner und den Schlachtenmaler. Nie ein innerer Drang der Natur, ein kräftiger Entschluß, sondern bald diese bald jene feige Rücksicht, ein ewiger Wechsel von krankhaften Gelüsten und unfruchtbarer Reue. Am auffallendsten leiden die Culturromane von H. König (51 J) an dieser Schwächlichkeit. Andere Romanschreiber, wie A. v. Sternberg, der 1841, 35 J., nach Berlin übersiedelte, halten sich mehr auf der Heerstraße gewöhnlicher Liederlichkeit. Bei dem hysterischen Charakter dieser Periode wird der wachsende Einfluß schriftstellernder Frauen begreiflich. — Geistreiche Frauen empfinden im geselligen Leben leicht eine gewisse Ueberlegenheit über die Männer, mit denen sie verkehren. Ihre Beobachtung der individuellen Verhältnisse ist schärfer und feiner; ihr Urtheil über den Totaleindruck einer menschlichen Natur schneller, elastischer und sicherer, und sie haben eine große Gewandtheit, allgemeine Betrachtungen augenblicklich auf einen bestimmten Fall anzuwenden. So lange eine Frau ihrem Instinct folgt, ist ihr Urtheil über die Angelegenheiten, in denen sie wirklich zu Hause ist, treffender als das Urtheil von Männern. Die Männer werden von früh auf an Abstraction und Analyse gewöhnt, ihre Studien, ihre Beschäftigungen, ja selbst die Interessen ihres Ehrgeizes und die Gebote ihrer Pflicht beziehn sich auf allgemeine Regeln. So widerfährt ihnen, daß die Stimme des Instincts, das unmittelbare Urtheil, in den Hintergrund tritt, und daß sie es erst mit einer gewissen Anstrengung wieder hervorrufen müssen. Darum hat ein tüchtiger, harmonisch gebildeter und in sich selbst klarer Frauencharakter vollkommen recht, wenn er in Fragen, die allgemein menschlicher Natur sind, und die sich auf individuelle, nahe liegende Verhältnisse beziehn, ruhig seinem Instinct folgt und sich durch kein Raisonnement irren läßt, weil im Raisonnement ein Rechnungsfehler sein kann. Anders, wenn sich die Frauen auf Reflexionen, Regeln und Analyse einlassen. Auch hier gelingt es ihnen häufig, die Männer zum Schweigen zu bringen. Der Grund liegt aber, abgesehn von der Höflichkeit, die man Damen gegenüber doch selten ganz aus den Augen läßt, darin, daß es unmöglich ist, ihrem Gedankengang zu

folgen. Die Logik der Frauen ist eine andre, als die der Männer: sie werden mehr durch Beispiele, als durch Regeln gebildet und die Form ihres Schließens ist im besten Falle die Induction, in der Regel die Ideenassociation. Sie sind von einer unerschöpflichen Schlagfertigkeit in der Herbeiziehung von Vergleichen und Combinationen, und wenn man im Gespräch erst jedesmal überlegen will, giebt man seine Sache schon verloren, denn ehe man fertig ist, das Unpassende eines Vergleichs nachzuweisen, ist schon ein andrer bei der Hand, der häufig nicht im geringsten Zusammenhang mit jenem steht, und wollte man dasselbe Experiment mehrmals hinter einander wiederholen, so würde man Langeweile erregen und ganz und gar verloren sein. Darum ist es vergeblich, eine Frau durch Raisonnement überführen zu wollen, weil ihr Raisonnement nur eine scheinbare Waffe ist, während sie eigentlich durch das Gefühl bestimmt wird. Nur durch Einwirkung auf ihr Gefühl oder ihre Phantasie kann man über sie Herr werden. Es liegt nahe, daß die Frauen, wenn sie schriftstellerisches Talent haben, diese scheinbare Ueberlegenheit des Urtheils auch in ihren Werken anzuwenden suchen. Die deutschen Frauen lassen sich in ihren Romanen über höhere Politik, Theologie, Philosophie, über Feldzugspläne und über die Homöopathie, über Dreieinigkeit und über die französische Revolution mit einer Unbefangenheit vernehmen, die Erstaunen erregt. Nicht allein, daß ihnen in der Regel alle Elemente fehlen, die zur Bildung eines richtigen Urtheils in allgemeinen Fragen nöthig sind, und daß ihre Urtheile auf Reminiscenzen herauskommen, sie haben auch nicht die Fähigkeit, von individuellen Verhältnissen abzusehn und sich Regeln und Grundsätze zu bilden. Man kann überall annehmen, daß ihren Sympathien für politische und religiöse Parteien individuelle Beziehungen zu Grunde liegen. Selbst wenn es einer Frau gelingt, sich über eine politische Frage so genau zu unterrichten, daß kein wesentliches Moment des Urtheils fehlt, ist ihr Urtheil doch unreifer, als das eines Mannes von gleicher Bildung. Man muß inmitten einer Sache stehen, wenn man sie richtig sehen will; die Frauen stehen aber in politischen Fragen draußen, und es kann nicht anders sein. Der Dichter kann nur dasjenige geben, was er wenigstens in analogen Formen durchlebt, durchempfunden, durchdacht und durchgekämpft hat. Das Leben der Frauen ist eng umgrenzt, und wird durch den Haß, mit dem sie diese Grenze empfinden, nicht erweitert. Die Frau kann einen Mann nie vollständig schildern, denn sie versteht es nicht, was eine concentrirte, auf ein bestimmtes Ziel geleitete und mit unablässiger Ausdauer verfolgte Anstrengung heißt. Die Frauen haben einen scharfen Blick für die kleinen Schwächen, in welche sie selber nicht verfallen, weil ihr Leben ihnen dazu keine Gelegenheit bietet. Sie empfinden z. B. auf das feinste jeden Mangel an Muth und jede Pedanterie. Sie

haben die Neigung zur unbedingten Verehrung, sie bilden sich, wie man das nennt, ein Ideal, und fühlen sich dann um so leichter ironisch gestimmt, weil dieses Ideal in der Regel Widersprüche enthält. Sie suchen darum „den Rechten" vergebens, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und Abhängigkeit von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes; sie wollen von dem Geliebten bis in die zartesten Fasern ihres Empfindens hinein verstanden werden, und doch soll er nichts von jenen weiblichen Eigenschaften haben, die ein solches Verständniß allein möglich machen. Die beständig getäuschte Erwartung bringt jene marklosen Gestalten hervor, die mehr ein Ausdruck eigner Bitterkeit als einer wirklichen Erfahrung sind. Nach unserm Erziehungssystem gewinnen die Frauen viel Kenntnisse und Fertigkeiten, aber sie lernen nicht den Ernst der Arbeit. Es wird ihnen alles aus der zweiten Hand überliefert, sie gewöhnen sich, Urtheile über Religion, Politik und Literatur als geprägte Münzen auszugeben, und sind um so verschwenderischer damit und halten sich für um so unbefangner, je gedankenloser sie den Analogien folgen, welche die ersten Eindrücke ihrer Kindheit ihnen bieten. Bei einer starken und geistig begabten Natur muß diese Stellung des Weibes, wenn sie nicht durch die gesunde Erfüllung beschränkter und bestimmter Pflichten corrigirt wird, das Gefühl der Unbehaglichkeit, Leere und Unwahrheit hervorrufen. Daher jene Sehnsucht nach der sogenannten Emancipation der Frauen, wobei sich jeder etwas Andres denkt und niemand etwas Bestimmtes. —

Die begabteste dieser Schriftstellerinnen, Gräfin Ida Hahn-Hahn, war 33 J. alt, als ihr erster Roman „Aus der Gesellschaft" (1838) erschien — 10 J. nach Pelham, 5 J. nach der Lelia. — Sie war die Tochter eines mecklenburger Gutsbesitzers, der sein Vermögen in toller Leidenschaft für das Theater verschwendete und sich selber an die Spitze herumziehender Bühnen stellte. Im 21. J. mit ihrem Vetter verheirathet, wurde sie bald geschieden; sie führte seitdem ein unruhiges Wanderleben, jener Roman war in der wiener Atmosphäre entstanden. Dann ging sie nach Italien; ihre Reisebriefe verrathen das Studium der 1 J. älteren G. Sand. 1839 erschien „der Rechte", 1841 „Faustine", „Ulrich", „Cecil", denen dann noch eine ganze Reihe folgte. Ueberall in jungdeutschem Stil ein Kampf genial vornehmer Naturen gegen das Alltägliche und Gemeine; gegen das Spießbürgerthum und — die Sitte; die Verherrlichung einer Aristokratie, der alle gesunde Basis fehlt, und vor allem eine Selbstvergötterung, die an's Komische streift.

Von der schriftstellernden Gräfin Ilda Schönholm, die offenbar ihr Ebenbild sein soll, giebt ihr erster Roman folgende Beschreibung: „Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend; der Schnitt einer Madonna

und der Ausdruck einer Sibylle; fatignirte Züge, die auf mehr als 27 Jahre schließen machten, und ein durchsichtiges, wechselndes Colorit, das den Hauch der Jugend über sie zauberte; Augen wechselnd im Ausdruck, wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd, wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwischen den Augen und dem Aufschlag der langbewimperten Augenlider ein Zug von unaussprechlicher Schwermuth." Ein junger Mann bricht über Ilda, die im Mondschein auf einem Balcon mit untergeschlagenen Armen über ihm steht, in folgende Ekstase aus: „Er würde sich nicht gewundert haben, wenn sie auf ihrem rothen Shawl wie auf einer Flamme gen Himmel gefahren wäre." Beständige Selbstbetrachtung ist nicht geeignet, dem Menschen ein klares Bild von sich selbst zu geben; wie Lamartine ist Ilda nicht im Stande, ein Buch zu schreiben, ohne sich im Spiegel zu betrachten, wie schön sie ist, wie holdselig sie die Feder zu halten weiß, und was sie für Augen dazu macht. Selbst wenn sie von Verzweiflung ergriffen sich auf die Ottomane wirft, geschieht es mit sorgfältiger Rücksicht auf die Draperie. Je mehr man sich selber anschaut, desto weniger sieht man die Wirklichkeit. — Ilda spricht den Wunsch aus, entweder zu den Zeiten der Aspasia oder der heiligen Therese gelebt zu haben, weil eine „immense Seele" sich nur in immenser Lust oder in immenser Aufopferung befriedige. Sie hat wohl von der einen so wenig Vorstellung gehabt wie von der andern. Eine praktische Emancipation nach Art der Lola Montez genügt ihr nicht, weil dieser der aristokratische Duft fehlt. Gerade das specifisch Weibliche will sie nicht allein erhalten, sondern sie will es auf den Thron des Lebens erheben, wie es in der katholischen Kirche auf dem Thron des Himmels sitzt. Ihre Emancipation bezieht sich nur auf schöne Seelen und Edelfrauen, die das „ewig Weibliche" in ihrer Erscheinung zur vollendeten Form entfaltet haben; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben es nicht. Das Leben soll sich durch den Einfluß der Frauen verklären; die einseitigen und unschönen Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunst sollen um die Ottomane einer schönen Seele kreisen, wie um einen Brennpunkt, und in ihm sich vermitteln; Politik und Religion sollen im Salon verhandelt werden, die Philosophie und Kunst als ihre höchste Aufgabe ansehn, an dem holden Räthsel eines genialen Weibes ahnend herumzutasten. Die Huldigung, die man den Frauen in chevaleresken Zeiten darbrachte, war nur eine scheinbare; der starke Ritter kämpfte mit Riesen und Drachen, um durch ein Lächeln von schönem Munde belohnt zu werden; es fiel niemand ein, in dem Weibe Eigenschaften zu verehren, die ihm in geringerem Maße zukommen als dem Manne. Heutzutage ist das alte Herkommen der Galanterie auf Dinge über-

tragen, die ihren Sinn verkehren. Die Frauen lassen sich als Ebenbürtige in den geistigen Kampf der Männer ein, und verlangen doch jene Schonung, die man früher unter dem Schein der Huldigung der Schwäche angedeihn ließ. Diese Unwahrheit, die man im Stillen fühlt, treibt dann zu einer Steigerung des weiblichen Wesens, zu jenem nicht zu berechnenden fortwährenden Wechsel der Stimmungen und Einfälle, der den Zuschauer verwirrt, weil er instinctmäßig nach einem Gesetz sucht, wo keins vorhanden ist. Tritt nun vollends die aristokratische Neigung hinzu, die sich in der Männerwelt bei der Versenkung derselben in die bürgerlichen Interessen des Erwerbs oder des Beamtenthums vergebens nach Fouqué'schen Rittern umsieht, so kommt man bald dahin, im Salon den einzigen Rest jenes freien, berufslosen, ätherischen Daseins zu finden, und in den Frauen die letzte Spur des vornehmen Wesens, da die ganze Männerwelt bis zum Grafen herauf durch Actenstaub oder durch Börsenspeculationen „encanaillirt" ist. Man darf in den Schriften der Gräfin Hahn nicht eine Darstellung der wirklichen Aristokratie suchen, denn diese ist undenkbar ohne einen großen und freien Blick in die öffentlichen Verhältnisse. Die Engländer haben eine wirkliche Aristokratie, die unabhängig ist von dem Lächeln eines Fürsten, unabhängig von dem Geschmack der pariser Schneider. Die echte Vornehmheit beruht auf dem Gefühl einer realen, in langer Ueberlieferung fortgeerbten Macht, und in der Sicherheit der Stellung; sie ist niemals herausfordernd wie unsre kleine Noblesse, die durch den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit einen unabweislich komischen Eindruck hervorruft. Auch in Deutschland haben wir in manchen Provinzen noch eine wirkliche Aristokratie, der zwar die Weihe der englischen, die politische Thätigkeit und der Stolz einer großen Nation fehlt, die aber in ihrem bedeutenden Besitz zu sicher ist, als daß es ihr einfallen sollte, ihr Dasein durch Impertinenz zu begründen. Diese Aristokratie ist der Gräfin Hahn unbekannt; ihre Assessoren und Regierungsräthe, ihre Kammerherren und Touristen müssen sich erst durch stolze Herablassung gegen die unterwürfigen Bedienten legitimiren, sie müssen ihre aristokratische Geburt durch den Bau ihres Fußes, ihre aristokratische Bildung durch die Feinheit ihres Stiefels beweisen. Diese Abhängigkeit von Schuster und Handschuhmacher ist weit entfernt von jener Sicherheit, mit welcher z. B. der märkische Isegrim im schlechten Flausrock das Gefühl in sich trägt, ein Pair aller Könige zu sein. Ein bureaukratischer Staat, wie der preußische, unterdrückt schon durch seine Gymnasien, seine Prüfungen und seine Amtsgeschäfte unmerklich das Bewußtsein der ständischen Unterschiede, und selbst der Uniform fehlt die individuelle Stickerei. Seitdem man in dem Raffinement des Luxus die Vorzüge der höhern Stellung sucht, ist der reiche Jude, der seiner Tochter eine gute Bildung verschafft, im Stande,

sie mit allen Damen von echtem Blut wetteifern zu lassen. Die ängstliche Genauigkeit, mit welcher Gräfin Hahn den Lüstre ihres Geschirrs und den Parfüm ihrer Toilette beschreibt, ist ein Zeichen, daß der Adel, wie sie ihn versteht, seinen Schwerpunkt verloren hat. Noch schlimmer ist es mit dem belletristischen Salongeschwätz. Wenn die vornehmen Damen ihre Noblesse darin zeigen wollen, über Goethe und Schiller, die Peterskirche und das Coliseum, das Meer und die Alpen, über Beethoven und Bach immense Gefühle zu hegen, setzen sie sich der Gefahr aus, von dem ersten besten Roturier überwunden zu werden. Eine blos sociale Aristokratie ist an sich etwas Unhaltbares, aber sie wird erträglich, wenn sie mit einer gewissen Naturkraft auftritt, wie in Balzac's Schilderungen aus dem Faubourg St. Germain, die eigentlich eine Fortsetzung der Chronik des Oeil de boeuf und der Geschichten aus der Regentschaft sind. Damals trug die Aristokratie einen Degen an der Seite, seine Spitzen und sammetne Gewänder; der moderne Frack hat einen demokratischern Einfluß ausgeübt als alle Predigten der Communisten. Die angeblich aristokratische Schriftstellerin steht auf derselben Stufe der Bildung, wie das junge Deutschland und die französischen Romanschreiber, namentlich Balzac, dem sie die Art des Porträtirens abgelernt hat, und nach dessen Vorbild sie denselben Kreis fingirter Personen in allen Romanen wieder auftreten läßt. Gegen diese Manier hart zu sein, hatte das junge Deutschland kein Recht; denn es hat dieselben verschwommenen, willkürlichen und capriciösen Gestalten hervorgebracht, mit demselben französischen Firniß überkleidet und mit denselben Einfällen über Kunst, Politik, Religion und dergleichen verziert.

Gräfin Hahn ist 1 J. jünger als G. Sand, 1 J. älter als Charlotte Stieglitz, gleichalterig mit Wilhelmine Schröder-Devrient. Von den Damen, die in ihrer Weise schufen, ist Therese v. Bacharach 1 J. älter, Fanny Lewald 6 J., Louise Mühlbach 9 J., Ida v. Düringsfeld 10 J. jünger. Therese v. Bacharach, geb. v. Struve, aus Stuttgart, die 1841 zuerst mit „Briefen aus dem Süden" auftrat, ist ihr am meisten verwandt, sie war beständig auf Reisen, auch in fremden Welttheilen. Nach 24jähriger Ehe, 45 J., wurde sie geschieden und heirathete einen Andern. Ihre „Lydia" (1844) ist ein ätherisches Wesen, das nach den feinsten Empfindungen Jagd macht, aber das Raffinement des modernen Luxus nicht entbehren kann, und sich daher einem nach dem andern verkauft, bis zum Schluß angebetet von einem jener ritterlichen Helden, die G. Sand erfunden hat: der tiefempfindende und kraftvolle Mann, der sich zum Spielball weiblicher Launen hergiebt. Ihr „Falkenberg" (1843) ist eine Abschwächung des „Leone Leoni", wie denn überhaupt der französische Einfluß sich bei diesen Damen sehr geltend macht. — Ida v. Düringsfeld, aus Niederschlesien, später

Frau v. Reinfeld („Schloß Goczyn“ 1841, „aus der vornehmen Welt“ 1842, „Magdalena“ 1844 u. s. w.) ist harmloser und weniger tendenziös; Louise Mühlbach aus Neubrandenburg, später Frau Clara Mundt, schrieb in ihrer Jugend Dinge, bei denen einem Hören und Sehen vergeht („der Zögling der Natur“ 1842, „Glück und Geld“ 1842, „Justin“ 1843, „Gisela 1844), später legte sie sich auf Culturromane und machte bei der Lesewelt ungemeines Glück; doch würden Friedrich der Große und andere Helden sich im Grabe umwenden, wenn sie sehn könnten, was aus ihrem Bilde geworden ist. — Auguste Paalzow, 17 J. älter als die Gräfin Hahn, fing erst im 48 J. zu schreiben an („Godwie-Castle“ 1836), sie ist mehr für die sanfteren wohlmeinenden Leser aus gebildeten Ständen.

Fanny Lewald hat in der „Diogena“ alles Böse zusammengestellt, was man über die Gräfin Hahn sagen kann, und in den meisten Fällen muß man ihr beitreten. Es soll auch Persönliches dabei im Spiel sein, das Entscheidende ist aber der Gegensatz der Naturen. — Fanny — aus Königsberg, von jüdischer Abkunft, im 17. J. getauft — wuchs in demokratischen Umgebungen auf, z. B. im Verkehr mit J. Jacoby, und ist den Grundsätzen ihrer Jugend treu geblieben. Ihre ersten Romane „Clementine“ 1842, „Jenny“ 1843 schildern die Stimmung einer ernst empfindenden Frau der ungebildeten Convenienz gegenüber. Auch sie verlangt Emancipation der Frauen, aber zu freier, nützlicher und fruchtbringender Thätigkeit. Sie hat einen geradlinigen, etwas männlichen Verstand, ihre Beobachtung ist scharf und eindringlich, ihr Streben durchaus ehrlich und auf Gesundheit des Empfindens gerichtet; sie bekämpft mit Ernst das falsche Princip der Belletristik, die Trennung des genialen vom sittlichen Empfinden. — 1845 lernte sie in Italien Adolf Stahr kennen, den sie später heirathete. — —

Die ganze Periode zeichnet sich aus durch Abneigung gegen die Regel, starke und vielumfassende Velleitäten, Ahnungen eines Unbestimmten, psychologisches Raffinement, Geringschätzung der öffentlichen Meinung und Lüsternheit nach Beifall. Es wurde ihr schwer, fertig zu werden, zum Abschluß zu kommen. — Wir wenden unsern Blick auf die berliner Zustände unter dem neuen König.

44 J. war Friedrich Wilhelm 4. alt, als er 7. Juli 1840 den Thron bestieg. Gegen seinen Vater hatte das preußische Volk eine unbedingte Pietät bewahrt, die Erinnerungen an die schwere Zeit, die man gemeinsam durchgemacht, waren noch nicht erloschen, und wenn das Regiment schwer auf der Entwicklung des Volks lastete, so lag in der Persönlichkeit des Königs

nichts, was die Menge hätte zum Trotz herausfordern können. Das Schweigen, das er von seinen Unterthanen verlangte, übte er selber.

Ganz anders der Sohn. Es war ihm Herzenssache, sich auszusprechen, in seinen Ansichten und Grillen anerkannt und gewürdigt zu werden; dafür wollte er es auch gern den andern gönnen, und war selbst bereit, ihnen mit Verständniß und Lob entgegenzukommen, wenn sie sich nur den Formen fügten, an die sein Gedankenkreis gebannt war. Sein Ausspruch: „ein freies Volk, ein freier König!“ war ganz ernst gemeint. Freilich setzte er von der menschlichen Natur voraus, das freie Volk werde aus Dankbarkeit für die ihm verliehene Freiheit sich ernstlich bemühen, die Art seines Königs zu verstehn, und das Resultat dieses Verständnisses werde eine warme Begeisterung sein. Der Vielseitigkeit seiner Bildung war er sich bewußt; er hatte durch die Schnelligkeit seiner Fassungskraft seinem Lehrer Niebuhr imponirt, in den Schriften der romantischen Schule war er zu Hause, und hatte sich aus ihnen die umfassendsten Gesichtspunkte für alle möglichen Künste und Wissenschaften angeeignet. Die gefährliche Gabe, kleine Schwächen der Menschen rasch zu durchschauen, verstärkte die Ueberlegenheit, die ihm schon seine äußere Stellung über seine nächsten Umgebungen gab. Dabei war sie keineswegs mit Mißwollen verknüpft, und im schärfsten Gegensatz zu seinem Vater konnte er in der Peripherie des Kreises, dessen Mittelpunkt er war, bedeutende Menschen recht wohl ertragen. Nach allen Richtungen hin trug er die umfassendsten Entwürfe in seinem Kopf, und hatte den ernsten Wunsch, sie in Ausführung zu bringen; nur daß zuweilen der eine Entwurf den andern durchkreuzte, und daß die Stetigkeit seines Willens der Productivität seiner Phantasie nicht gleichkam.

Man kennt den „Kaiser Julian“ von Strauß, den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“. Zahlreiche Schriftsteller haben sich seitdem abgemüht, den Charakter des Königs zu ergründen, und keiner ganz ohne Erfolg: denn so schwer es ist, die leitende Feder seines Charakters mit begrifflicher Bestimmtheit festzustellen, so leicht ist es, die Erscheinungen derselben an diesem oder jenem Punkt zu fassen. Der Vergleich mit König Ludwig von Bayern liegt nahe: romantischer Schwung und romantische Ironie ist beiden gemein. Aber bei Ludwig ist beides scharf getrennt: wo er nüchtern denkt und handelt, ist er völlig frei von allen Illusionen und von einer seltenen Schlauheit, und sein romantischer Schwung wird von einer Genußsucht und Genußfähigkeit getragen, die bei dem König von Preußen fehlt. In seiner hastigen Thätigkeit, die doch zu keinen rechten Resultaten führte, hat Friedrich Wilhelm etwas Fried- und Freudeloses, das unwillkürlich Mitgefühl hervorruft.

Seine erste Enttäuschung erlebte er bereits auf dem königsberger Huldigungstag, 11. Sept. 1840, der nicht blos Reichsstände verlangte, sondern auch trotz der königlichen Belehrung auf seiner Forderung bestehn blieb, und dadurch dem Dr. J. Jacoby zu den „vier Fragen" Gelegenheit gab. Man kann sich keinen schärfern Contrast denken als diese beiden Männer, die noch mehrmals an einander prallten: dort ein Labyrinth von Ideen und Empfindungen, die einander ebenso heftig suchen als meiden, hier wenigstens anscheinend eine nüchterne Logik, die über den einfachen Satz des Widerspruchs nicht hinauskommt. Und doch ist's ein eigener Zug, daß auch Jacoby seine starken romantischen Sympathien hat.

Der Verdruß des Publicums, welches mit den besten Hoffnungen die neue Regierung begrüßt hatte, wuchs, als 10. Oct. 1840 Eichhorn Cultusminister wurde; ebenso ausgezeichnet an Gelehrsamkeit wie an Rechtschaffenheit des Charakters, deutsch gesinnt, alter Burschenschafter, aber ein ausgesprochener Orthodox, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem Hegelianer Altenstein, Kirche und Schule wieder auf biblischem Fuß einrichten wollte. Daneben wurde Stahl aus München nach Berlin berufen, der Doctrinair des reactionären Systems, und Rochow, der Minister des Innern, schien die Polizei im Geist des alten Absolutismus fortführen zu wollen.

Aber man irrte, wenn man annahm, daß diese Männer wirklich die Sympathie des geistreichen Königs hatten. Ihr Geist war viel zu geradlinig zugeschnitten, ihr Gesichtskreis viel zu enge, er brauchte sie als Werkzeuge, aber er betrachtete sie als subalterne Naturen. Wirklich nahe standen ihm die drei Brüder Gerlach, die Schüler Cl. Brentano's, der General, der Prediger, der Präsident. Der letztere ist seit der Revolution dem größeren Publicum bekannt geworden, und wer die salbungsvollen pietistischen Rundschauen mit den weltmännisch sarkastischen Kammerreden vergleicht, die Maske des Schriftstellers der Kreuzzeitung mit dem scharf geschnittenen geistreich spöttischen Gesicht des wirklichen Mannes, der wird den Dualismus der Bildung begreifen, die dazu gehört, daß die Romantik Behagen an einer Persönlichkeit findet. Der Prediger ist weniger bekannt, er gehörte allerdings zu der äußersten Rechten der kirchlichen Partei, aber er citirte auf der Kanzel lange Stellen aus Shakespeare, was dem frommen Publicum vom gewöhnlichen Schlage gewiß nicht wenig Anstoß gegeben hat. Zu den Freunden des Königs gehörte ferner Bunsen, den man auch für hochkirchlich hielt, bis er sich endlich in seinem Bibelwerk als Freidenker entpuppte: er hat sich nach beiden Seiten hin die Sache immer nur symbolisch vorgestellt. Auch für Bettine hatte der König große Sympathien, und diese Empfindung war gegenseitig: wenn sie ihm auch in Büchern und Briefen sehr demokratisch zu Leibe ging, so

merkt man doch heraus, wie viel ihr daran gelegen war, von ihm verstanden zu werden. Am nächsten aber stand ihm Radowitz, der Mann mit der hohen Stirn, dem dunklen Auge, und der undurchdringlichen Rede, das echte Bild eines preußischen Diplomaten aus den vierziger Jahren. Diese Diplomaten hatten die Aufgabe, in jede Frage mit einzureden, kluge und bedeutende Worte, die doch so wenig als möglich sagten; sie waren überall klüger und tiefer als alle andern, sie wußten Dinge, die kein anderer wußte, der eine vertiefte sich in den Generalbaß, der andere in die byzantinische Malerei, Radowitz trieb beides, außerdem noch Siegelkunde und Ikonographie der Heiligen. Der dunkle Hintergrund der katholischen Kirche gab seiner liberalen Bildung ein schönes Relief: der fein gebildete Dilettant freute sich, Sinn zu haben für Dinge, die Caviar waren für's Volk. Die Rolle des alles besser Wissenden, alles Ausgleichenden, Unbetheiligten hat Radowitz am ausführlichsten in den „Gesprächen aus der Gegenwart" gespielt: er schildert seine Gesellschaft aus der Wilhelmsstraße, einen pietistischen General, einen Bureaukraten, einen liberalen Bourgeois, einen jungen Socialisten. Er läßt sie alle zu Worte kommen, und widerlegt sie dann alle von seinem höheren Standpunkt aus, der abgesehn von der ultramontanen Schattirung, ziemlich farblos ist. Aber man kann sagen, daß in jedem Augenblick der Pietist, der Bureaukrat, der Liberale und der junge Revolutionär ihm gegenüber Recht haben, obgleich er sich selber elegantere Worte in den Mund legt. Denn sie bringen ihm einen bestimmten Inhalt entgegen. Ohne die Leidenschaft einer intensiven Ueberzeugung ist kein fester Wille möglich, aber auch keine durchgreifende Erkenntniß. Dabei ist mit seiner Kälte des Herzens eine gewisse Schwärmerei nicht nur verträglich, sie hängt damit zusammen. Jene Kälte ist das Zeichen, daß man unbestimmt empfindet, und dieser Dilettantismus des Gefühls ist mit der Empfänglichkeit für unklare Vorstellungen eng verbunden, wenn man das Einzelne auch noch so mathematisch genau zu ordnen versteht.

In den ersten Jahren der neuen Regierung nahm die Presse einen ungeahnten Aufschwung. So lange sie dogmatisch ihre politischen Forderungen vortrug, ging es leidlich gut. Als sie aber die Personen der Regierung kritisirte, brach der Conflict schärfer als je aus. Gegen das gewöhnliche Vorurtheil ist dem Menschen im Durchschnitt an der Freiheit wenig gelegen: sie verlangen zu herrschen oder beherrscht zu werden. Aber zum Herrschen genügt es keineswegs, daß man eine Menge Launen und Velleitäten besitzt, und jede derselben für heilig erachtet.

Berlin's Physiognomie zeigte in den ersten Jahren eine große Veränderung. Sämmtliche Künste schienen eine neue Blüthe zu versprechen. Meyerbeer und Mendelssohn, beides berliner Kinder, wurden an die Spitze der

berliner Hofmusik gestellt und mit mannigfaltigen Aufgaben versehn, freilich hielten sie es nicht lange neben einander aus. Der kolossale Dom, das Friedrichsdenkmal, das neue Museum wurde in Angriff genommen. Der Dom liegt jetzt vor uns als eine kolossale Ruine, im neuen Museum sind Kunstschätze, die an Fülle und Bedeutung mit den größten Sammlungen Europas wetteifern, aber eins steht dem andern im Wege, eins drückt das andere; der Eindruck ist blendend, aber unruhig und unbefriedigend. April 1841 wurde der Fürst der deutschen Künstler, Cornelius, 58 J., nach Berlin berufen. Er brachte zum Theil schon vollendet die Cartons mit, die für's Campo santo bestimmt waren: noch heute sind sie unausgeführt, und selbst in dieser alten Form dem Publicum entzogen. Ob freilich symbolische Darstellungen aus der Apokalypse trotz ihres reinen hohen und idealen Stils geeignet sind, den künstlerischen Sinn des Volks zu bilden, das mit dem Gegenstand doch nichts zu schaffen hat, ist die Frage. 1845 wurden Kaulbach die Wandgemälde im neuen Museum aufgetragen. Der Carton der Hunnenschlacht war schon lange im Besitz Berlins: eine wirklich geniale Conception, welche die stolzesten Hoffnungen rechtfertigte. Kaulbach hat diese Erwartungen nicht ganz befriedigt; er hat es verschmäht im beständigen Studium der Natur seiner Kunst neue Nahrung zu geben; er hat sich an fertige Masken und theatralische Situationen gewöhnt. Jedes seiner Bilder zeigt noch Spuren genialer Künstlerschaft, aber es ist als wenn dem schönen Gesicht ein garstiger Schuppenleib anklebte. Sieht man sich jetzt im Treppenhause des neuen Museum um, so glaubt man in einem Palast der romantischen Schule zu stehn: leuchtende Farbenpracht mit symbolischen Perspectiven auf die ganze Weltgeschichte, es fehlt sogar nicht an Religionsphilosophie und mythologischer Gelehrsamkeit. Dazwischen eingeklebt die weißen Gypsabgüsse der antiken Kunst, die gespenstisch gegen jene Farben contrastiren, und auf der Höhe, Grau in Grau, eine fortlaufende Ironie auf alles, was unten die Begeisterung herauszufordern schien; das Ganze über einer kolossalen Treppe, die zu einem winzigen Tempelchen führt.

Der alte Führer der Romantiker, H. Tieck, 68 J., konnte sich nun an diesen Schöpfungen erfreuen, der König hatte ihn schon Oct. 1840 nach Berlin berufen, bald wurde sein Aufenthalt ein bleibender, seine Vorlesungen sammelten die ausgewählteste Gesellschaft um ihn, er durfte mit Mendelssohn's Hülfe den Sommernachtstraum und griechische Tragödien auf die Bühne bringen; sein gestiefelter Kater wurde in Sanssouci aufgeführt, den Hofrath aus dem Zerbino konnte er selber spielen. Auch Rückert wurde nach Berlin gezogen, in sehr anständiger Stellung; er hielt es aber in der geradlinigen sandigen Residenz nicht lange aus, und kehrte wieder in seine thüringer

Wälder zurück. Zwei jüngere Dichter, Freiligrath und Geibel erhielten Pensionen.

A. v. Humboldt, 72 J., mit der Vollendung seines „Kosmos" beschäftigt, wurde an den Hof gezogen. Die Wahl macht dem König Ehre, sie hätte keinen Würdigeren treffen können, und doch thut es nicht wohl, den ersten Mann Deutschlands unter Hofleuten figuriren zu sehn, wo er ihren absurden Fragen Rede stehn muß. Freilich macht der frondirende Briefwechsel mit Varnhagen einen noch unerquicklicheren Eindruck.

Die beiden Grimm, der eine 56, der andere 55 J., erhielten einen Ruf an die berliner Akademie, wo sie nun im engen Verkehr mit Lachmann segensreich wirkten, und im liebenswürdigen Verkehr mit ihrer alten Freundin Bettine, die seit 11 J. Witwe war. Arndt, 72 J., wurde von seinem langen Bann befreit und erhielt eine Professur in Bonn, ebenso Dahlmann.

Eine große Aufregung entstand in der philosophischen Welt, als Schelling, 66 J., an die berliner Universität berufen, 15. Nov. 1841 vor einem ungeheuren Publicum seine Antrittsrede hielt. Seit 26 J. hatte das Publicum fast nichts von ihm gehört. „Ich fühle," sagte er, „die ganze Bedeutung dieses Augenblicks. Hätte ich nicht die Ueberzeugung, durch meine Anwesenheit der Philosophie einen wesentlichen, ja einen größern Dienst zu leisten, als ich ihr je früher zu leisten im Stande gewesen, so stünde ich nicht vor Ihnen. Eitles Selbstrühmen ist mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philosophie gethan, für geziemend erachtete, nun auch andere frei gewähren und sich versuchen zu lassen; der selbst, vom Schauplatz zurückgezogen, inzwischen jedes Urtheil schweigend über sich ergehn ließ, der im Besitz einer das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie ruhig sagen ließ, es sei mit ihm gar aus, und der dies Schweigen nicht eher bricht, als bis ihm unwiderstehlich klar geworden, jetzt sei die Zeit gekommen das entscheidende Wort zu sprechen: — dieser Mann hat wohl gezeigt, daß er der Selbstverleugnung fähig ist..... Nicht zu zerstören bin ich da, sondern zu bauen, eine Burg zu gründen, in der die Philosophie von nun an sicher wohnen soll. Nichts soll durch mich verloren gehn, was seit Kant der echten Wissenschaft gewonnen worden. Wie sollte ich zumal die Philosophie, die ich selbst früher begründet, die Erfindung meiner Jugend aufgeben! Nicht eine andere Philosophie an ihre Stelle zu setzen, sondern eine neue bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft hinzuzufügen, um ihr die Haltung wiederzugeben, die sie eben dadurch verloren hat, daß man etwas, das nur Bruchstück eines höheren Ganzen sein konnte, selbst zum Ganzen machen wollte: dies ist die Aufgabe, dies ist die Absicht!

Und hier darf ich bekennen, daß ich für dieses Werk eigentlich aufgespart worden bin."

Es waren starke Verheißungen, und die gesammte Hegel'sche Schule saß in gespannter Erwartung da. Schelling theilte seine neue Philosophie in zwei Abschnitte, die Philosophie der Mythologie und die Philosophie der Offenbarung. Seine Studenten wußten nicht viel daraus zu machen; wenn hin und wieder etwas aus der Schule geschwatzt und dadurch den Gegnern, z. B. Rosenkranz, Feuerbach, Paulus, zu Angriffen Gelegenheit geboten wurde, so nahm es Schelling sehr übel. Während in seinen früheren philosophischen Versuchen die Inspiration nur von einer sehr geringen Last der Gelehrsamkeit gedrückt wurde, zeigte sich jetzt eine umfassende Kenntniß auf allen möglichen Gebieten des Wissens, aber es fehlten die Gedanken. Allmählich wurde man müde, nachzugrübeln, was dahinter stecke, und als die Werke endlich gedruckt wurden, blieben sie ungelesen.

Ganz andere Interessen machten der Menge zu schaffen. Immer lauter fing die Orthodoxie an zu predigen und rief dadurch die Rationalisten zu lautem Widerspruch hervor. 29. Juni 1841 war die erste Versammlung der „Protestantischen Freunde" in Gnadau, denen, geleitet von Uhlich, bald größere in Halle und Magdeburg folgten. Das Christenthum, das hier zum Vorschein kam, war sehr oberflächlicher Art, aber auch religiöser gestimmte Gemüther wurden in den Gegensatz hineingezogen.

„Der ganze Welttheil," schreibt Dahlmann 6. Jan. 1841 aus Jena, „droht sich in Gebiete der Volksherrschaft und der absoluten Fürstengewalt zu spalten. Ich nun lebe des Glaubens, daß das deutsche Volk vor allen andern Völkern berufen ist, diese verderblichen Extreme durch Gewissenhaftigkeit und Tiefsinn zu versöhnen: aber denselben Deutschen wohnt leider eine Neigung zur Trennung von Gedanken und That und zu einem stets die vom Leben abgewandte Seite suchenden Quietismus bei, der uns seit lange an den besten Gütern des Lebens leer ausgehn läßt, und unsre wichtigsten Angelegenheiten nur zu häufig den geschäftigen Händen der Schlechtigkeit und Beschränktheit überliefert. Aus einer Mischung von beiden ist, wie ich nicht anders urtheilen kann, jenes modische Christenthum entsprungen, welches jetzt mit seiner dumpfen Schwüle an die Stelle von allem dem treten soll, was früher Einsicht und Redlichkeit und Mannhaftigkeit hieß. Ich habe es von jeher für die wichtigste Aufgabe meiner geschichtlichen Studien gehalten, den Entwickelungen des Christenthums nachzugehn, aber ich habe nicht gefunden, daß die germanischen Völker durch Annahme dieser Lehre schwachherziger gegen innere und äußere Feinde wurden, sie führten edlere, heiligere Zwecke in ihr Leben ein, aber sie fuhren fort, in der innern Freiheit die Bedingung der äußern zu sehn, und zählten

den unerschrocknen Kampf für beide zu den Christenpflichten. Auch habe ich in den hohen Vorbildern, in welchen sich christliche Tugend am glänzendsten malt, nie die Neigung zu blinder Unterwürfigkeit unter weltliche Gewalt entdecken können, sondern, wenn ja etwas zu tadeln war, weit eher die vorherrschende Richtung, durch rasche That zu bezeugen, daß Gottes Stuhl höher stehe als der der Könige. Als durch innere Ungerechtigkeit und ungeschickte Leitung, nicht fürwahr durch eine Lust unsers Volkes an Umwälzungen, Deutschland unter die Herrschaft der Franzosen fiel, stärkte sich die Brust der Besten an der Hoffnung, es werde durch treues Beharren in den Tugenden, für deren Uebung die Vorsicht stets ein Feld übrig läßt, der Tag der Befreiung wiederkehren, für die Schlechtesten aber galten diejenigen, welche den Feinden des Vaterlands die Hand zu bieten als Pflicht christlicher Unterwerfung predigten. Kaum aber war durch Thaten wunderbarer Aufopferung die Freiheit vom auswärtigen Feinde wiedergewonnen, als auch jene alte unselige Spaltung und Mattherzigkeit unsers Daseins wiederkehrte, und die gefeierten Sprecher des Tags nicht satt wurden zu wiederholen, die Verfassung des Vaterlands sei dem Mann von Wissenschaft gleichgiltig, und das Christenthum predige nur Gehorsam. Als Heilmittel gegen die Uebel der Zeit stellen sie ein weltliches Papstthum auf, gegen welches unsere ganze Geschichte laut Zeugniß giebt."

Der von Strauß und Feuerbach begonnene Kampf gegen die Altgläubigen fand jetzt in Bruno Bauer aus Berlin, 32 J., Privatdocenten in Bonn, den ungestümsten Parteigänger. Nachdem er gegen Strauß zuerst als rechtgläubiger Hegelianer angekämpft, kam er plötzlich zu der Ueberzeugung, das „Leben Jesu" sei eigentlich ein Rückschritt gegen die durch Hegel bereits vollzogene Befreiung von der Theologie. In der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichrist" (1841) wurde durch Citate aus Hegel der Gegensatz seiner Lehre gegen das Christenthum nachgewiesen. Die Paradoxie, mit der Bauer diese Entdeckung der Welt verkündete, war der Ausdruck der eignen Ueberraschung. Diese Ueberraschung theilte sich der gesammten jüngern Generation mit: man erstaunte über sich selbst, diese Stellen gelesen und den offenbaren Sinn übersehn zu haben. Jene Schrift hatte zugleich den Zweck, die Zurechtmacherei und Schönfärberei der modernsten Theologie zu verspotten: eine Aufgabe, die ebenso künstlerisch hätte ausgeführt werden können, als Pascals Satire gegen die jesuitische Casuistik. Die Lettres Provinciales werden ein dauerndes Denkmal der Literatur bleiben: die Freude an dem Witz eines überlegnen Geistes, der mit dem Verkehrten ein souveränes Spiel treibt und es dadurch idealisirt, bleibt für alle Zeiten. Aber dazu ist nicht genug, daß man eine Reihe närrischer Citate zusammenhäuft, eigne nach

derselben Analogie gebildete Phrasen hinzufügt, und theils durch scurrile Ueberschriften, theils durch höhnische Parenthesen andeutet, daß man über diese Verkehrtheiten hinaus sei. Bauer's Ironie wird alle Augenblicke durch Gepolter gestört, und die theologische Maske, hinter der man von vornherein den Satyr entdeckt, langweilt durch ihre beständigen Wiederholungen. Er ist zu pedantisch, um mit Anstand frivol zu sein. Seine dogmatische Ueberzeugung, daß alle Welt theologisch sei, nimmt seinem Witz alle Freiheit, und die Befangenheit, mit der er die verschiedenartigsten Verkehrtheiten immer auf dieselbe Abstraction zurückführt, macht die künstlerische Ausführung unmöglich.

Gleichzeitig (1841) lieferte Br. Bauer in der „Kritik der Synoptiker" der Rechtgläubigkeit eine Hauptschlacht. Während man früher in den Dogmen, die sich mit der Vernunft und dem sittlichen Gefühl nicht vereinbaren ließen, spätere Entstellungen gesucht, ging Bauer von der Voraussetzung aus, daß das Ursprüngliche immer das Rohe, Sinnliche, Aeußerliche ist. Das ursprüngliche Christenthum suchte er in der Beziehung auf seine Voraussetzung, die jüdischen Propheten, und fand den einfachsten Ausdruck dieser Beziehung im Marcus, dessen Naivetät die spätern Evangelisten theils durch die Bemühung, Zusammenhang hineinzubringen und Widersprüche durch Mittelglieder auszugleichen, theils durch das in der weitern Entwickelung begründete spiritualistische Moment vergeistigt und — entstellt haben sollten: Marcus habe die Vorstellung der christlichen Gemeinde zu einem Roman ausgedichtet, und die weitere Umarbeitung desselben habe dem fortschreitenden Bewußtsein der Gemeinde entsprochen. Man glaube nicht etwa, daß Marcus dadurch eine größere Ehre angethan werden soll; es zeigt sich in ihm nur die naivste Form der Einfalt und des Aberglaubens, und der Kritiker benutzt die sämmtlichen Evangelisten nur dazu, um seinem Haß gegen die modernen Theologen Luft zu machen. Strauß mit seiner mythenbildenden Substanz wird als ein vollendeter Mystiker dargestellt, denn nur eine bestimmte Person könne erfinden, schreiben, componiren u. s. w.; das Christenthum selbst als die reine Negation. „Der Vampyr der geistigen Abstraction saugte der Menschheit Saft und Kraft, Blut und Leben bis auf den letzten Blutstropfen aus. Natur und Kunst, Familie, Volk und Staat wurden aufgesaugt, und auf den Trümmern der untergegangenen Welt blieb das ausgemergelte Ich als die einzige Macht übrig. Diesem alles verschlingenden Ich graute vor sich selbst; es wagte sich nicht als Alles und als die allgemeine Macht zu fassen; d. h. es blieb noch der religiöse Geist und vollendete seine Entfremdung, indem es seine allgemeine Macht als eine fremde sich selbst gegenüberstellte und dieser Macht gegenüber in Furcht und Zittern für seine Erhaltung und Seligkeit arbeitete. Doch in der Knechtschaft unter ihrem Abbild wurde die Menschheit erzogen, damit sie

desto gründlicher die Freiheit vorbereite, und diese um so inniger und feuriger umfasse, wenn sie endlich gewonnen ist. Die tiefste und fürchterlichste Entfremdung sollte die Freiheit, die für alle Zeiten gewonnen wird, vermitteln, vorbereiten und theuer machen." —

Wenn die Frömmigkeit über die „Kritik der Synoptiker" außer sich gerieth, so galt das nicht dem Inhalt, sondern dem Ton. In dem hastigen Treiben der jungen Generation steigerte einer den andern; es gehörte zum guten Ton, fühlen zu lassen, daß man dieses und jenes Vorurtheil überwunden habe. Die Schärfe des Ausdrucks that das Beste. Nun war unter den Kennern nur eine Stimme, daß Bruno am weitesten gehe; Strauß gehörte bereits einem „überwundenen Standpunkt" an. So glaubte denn auch die Regierung ein Uebriges thun zu müssen. Man schickte die „Kritik der Synoptiker" an die theologischen Facultäten des preußischen Staats, und fragte an, ob der Verfasser noch länger Docent der Theologie sein könne. Die Facultäten antworteten ziemlich einstimmig Nein! und so wurde Br. Bauer April 1842 von seinem Amt entfernt.

Er ging nach Berlin, wo sich bald alle Radicalen zusammenfanden. Dort erschien auch G. Herwegh, 25 J., mit andern politischen Lyrikern, Prutz, Hoffmann von Fallersleben: es war ein förmlicher Triumphzug Edgar Bauer brachte bei einem Festmahl den Toast: „Pereat Gott!" aus Herwegh wurde von dem geistreichen König empfangen, der ihm einen Tag von Damaskus wünschte; bald kam es doch dahin, daß der Dichter durch Gendarmen über die Grenze gebracht werden mußte. Seitdem predigte er offen die Revolution. Alle Zeitungen waren radical geworden, schon fingen die Verbote an. A. Ruge wich aus Preußen und siedelte sich in Leipzig an. Mit der wachsenden Verbreitung der Zeitschrift schärften sich die Instructionen, die man den Censoren ertheilte, und die Erbitterung dieses kleinen Krieges ging auf den Ton der Aufsätze über. Allmählich zogen sich die bisherigen Mitarbeiter zurück; sie konnten der Geschwindigkeit, mit welcher die Jahrbücher einen Standpunkt nach dem andern überwanden, nicht folgen. Unter der Maske eines Würtembergers sagte sich Ruge von der Idee des Preußenthums los, und die kleinen deutschen Staaten mit ihren Duodezconstitutionen, die der preußische Philosoph bisher von oben herab angesehn, erhielten als Symbole der Selbstregierung plötzlich eine größere Wichtigkeit. Der bisher so gefeierte absolute Staat, weil er nicht dem wirklichen Inhalt des Volks die entsprechende Form gab, wurde durch das Stichwort der Transcendenz verdammt. Die schöpferische Thätigkeit in diesen eilfertigen Fortschritten gehört nicht Ruge an, aber er verstand es, die Hauptsätze der neuen Lehre, die man, weil die Idee der Menschheit an die Stelle Gottes trat,

Humanismus nannte, in eindringlichen Pointen dem Gedächtniß einzuschärfen. Einen entscheidenden Einfluß gewann Bruno Bauer; seine leicht bewegliche Natur war unermüdlich, immer neue Schalen von sich abzustreifen, immer neue Voraussetzungen in das Gebiet der Romantik zu verweisen. Man kann sagen, daß ihm Ruge halb mit Freude, halb mit Schrecken folgte. Er machte viele von den Wendungen mit, z. B. das Aufgeben des constitutionellen Staats, weil ihn dieser nicht vor den Censurstrichen des Professor Wachsmuth beschützte, die Verwerfung der Judenemancipation, weil er einen natürlichen Widerwillen gegen den „Knoblauch" hatte u. s. w. Als nun aber auch die Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus, z. B. Jacobi, als verbrauchte Philister bei Seite geworfen werden sollten, da empörte er sich und brach mit den Berlinern. Er schrieb ein Manifest Jan. 1843, worin er die Demokratie als die leitende Idee der neuen Zeit darstellte, dann erfolgte das Verbot der „Jahrbücher" von Seiten des Bundestags, 4. Mai. Eben hatte auch die Rheinische Zeitung eingehn müssen. Es war kein Unglück für den Radicalismus, der sich ausgeschrieben hatte und kümmerlich von der Begeisterung für die politischen Lyriker zehrte, daß er nun mit dem Bewußtsein des Martyriums von der Bühne abtreten konnte. Ruge ging nach Paris.

Als Bruno Bauer feierlich proclamirte, „die Kritik" sei „gesinnungslos" geworden, wurde es den Radicalen, die ihm bisher gefolgt waren, weil er „am weitesten ging", doch zu arg. Bisher war Gesinnung die Hauptsache gewesen, der Werth der künstlerischen und wissenschaftlichen Leistung wurde nach der Gesinnung abgemessen, d. h. nach dem Aufwand von Trotz gegen die Regierung. Dem wahrhaft Gebildeten war seit lange bekannt, daß Gesinnung weder in Kunst noch in Wissenschaft entscheiden kann; daß namentlich die Wissenschaft unparteiisch sein muß. Aber das Befremden über jenes Manifest rührte daher, daß „die Kritik" nur ein anderer Ausdruck für „Bruno Bauer" war: die Gesinnungslosigkeit des Einzelnen ist aber verwerflich. Zur echt liberalen Gesinnung gehörte damals der Glaube an das Recht der Juden: Br. Bauer ging den Juden ebenso scharf zu Leibe, als ihre orthodoxen Verfolger, und im Grunde sprach auch hier noch der Rechtgläubige. Er erklärte die Juden für unfähig, emancipirt zu werden, weil sie die Freiheitskämpfe der Geschichte nicht durchgemacht. Das Judenthum sei ein zurückgebliebener Standpunkt: die Absurdität, die in ihm nur im Keim lag, sei erst im Christenthum zur völligen Reife gekommen, und ohne diese bittere Frucht gekostet zu haben, könnten sie von dem Fluch der Geschichtslosigkeit nicht erlöst werden. Damals kritisirte ihn Marx, der den unglücklichen Versuch machte, mit Ruge die „deutschfranzösischen Jahrbücher" herauszugeben; er stimmte mit seinen Deductionen ganz überein, behauptete aber, daß er noch

nicht weit genug gegangen sei: er habe das Judenthum kritisirt, aber nicht den Staat und nicht die Emancipation; der Staat selbst sei jüdisch geworden u. s. w.; zuletzt wurde die Kritik immer schärfer, das Lächeln immer diplomatischer, immer feiner, immer geistreich unverständlicher, bis es endlich zu einer grinsenden Maske versteinerte. Als Br. Bauer später zur Kreuzzeitung überging, konnte er den alten Artikel mit geringen Modificationen für Wagener's „Gesellschafts-Lexikon" brauchen. — In Berlin fand sich nun der Kreis der Freien zusammen: die zersprengten Freicorps des Radicalismus, dessen bisherige Concentration durch das gleichzeitige Einschreiten der Regierungen gehemmt war; die Unzufriednen von allen Farben, die sich zu einer gemeinsamen Opposition verbrüderten, einer Opposition, die alle bestimmten Ansichten neutralisirte, und mit Glaßbrenner und Nante Strumpf Hand in Hand ging. Der Rückschlag des berliner Witzes gegen das Pathos der neuen, humanistischen Religion, die in Berlin mit aller Leidenschaft einer Modesache betrieben wurde, mußte erfolgen, sobald jenes Pathos seinen Inhalt verzehrt hatte. Der Horizont dieses Kreises war enge, er beschränkte sich eigentlich auf persönliche Verhältnisse. Die Weltgeschichte, welche man hier machte, bestand darin, daß man Tag für Tag eine neue Persönlichkeit und einen neuen politisch-religiösen Standpunkt für verbraucht erklärte. Die Fortschritte erfolgten jedesmal in einem Manifest, ruckweise; man decretirte das neue Glaubensbekenntniß. Daher kam es, daß die gesammte radicale Literatur bei aller Verachtung gegen die Außenwelt sich unter einander selbst mit grenzenloser Geringschätzung betrachtete. Es gab kaum Einen, den nicht ein Andrer überflügelte und darum als zurückgebliebenen Philister ansah. Die Todten reiten schnell! sagte Huber nicht unrichtig.

Der Grundgedanke Hegel's ist die Verklärung der Wirklichkeit; unter allen philosophischen Schulen hat keine mit solcher Ausdauer dem Walten der Vorsehung nachzuspüren gesucht, nnd was dasselbe sagen will, keine so beharrlich den Weltschmerz bekämpft. Dagegen ist der Inhalt der modernen „Kritik" der ausgesprochene Pessimismus. Sie hängt allerdings mit Hegel zusammen, aber es tritt noch ein andres Moment hinzu, die herrschende Stimmung der gleichzeitigen Poesie. Die Poeten des vorigen Jahrhunderts ärgerten das aufgeklärte, einseitig verständige Spießbürgerthum durch das wilde Aufbrausen eines allen Formen widerstrebenden Herzens. Die Romantiker redigirten diese Gefühlsausbrüche in einen Katechismus für angehende Genies. Mit derselben Pedanterie ließen nun die burschikosen Schöngeister aus der Schule Heine's ihren Witz an der Spießbürgerlichkeit des Gemüths aus. Die Rollen von Werther und Albert haben sich getauscht. Alle Welt ist in den Traditionen der Romantik auferzogen, und nicht mehr durch Empfindung, sondern durch

Spott erhebt man sich über die Masse. Damals brach das überströmende Gefühl den Aberglauben an die gemeingewordnen Sätze des Verstandes, heute verhöhnt die Genialität mit der Kälte des frechen, voraussetzungslosen Witzes den Aberglauben an das Herkommen des Herzens. Aber die Reaction verleugnet ihren Ursprung nicht. Diese Sophistik, welche sich über die principlose Sentimentalität des „bürgerlichen" Gefühls lustig macht, ist in ihrem Wesen ebenso sentimental. denn sie geht aus einem durch die Hohlheit der Phrase verletzten Gefühl hervor; in ihrer Entwickelung ebenso principlos, denn die Satire wird von den einzelnen Bewegungen ihres Gegenstandes willenlos in die Irre geführt; in ihren Leistungen ebenso unproductiv, wie die Romantik es war, unproductiv, wie jede Reaction, die wohl der Ausdruck einer gerechtfertigten Sehnsucht, aber nicht der Ausfluß einer realen, ihrer selbst gewissen Kraft ist. Die neuere Poesie wiegt sich mit Behagen in dem Gefühl des Contrastes, ohne über denselben hinauszustreben. Wenn das Pathos ihr unbequem wird, so rächt sie sich durch Frivolität, und aus der Kälte der Ironie stürzt sie sich wieder in ein beliebiges Pathos. Aus dieser beständigen Verwirrung der Gesichtspunkte geht jene Unfähigkeit hervor, eine Idee, einen Charakter, eine Gestalt, eine Handlung festzuhalten, die endlich in Blasirtheit ausartet. Ueber den Trümmern der durch einen wüsten Unglauben zerstörten Welt erhebt sich hohnlachend das eitle Ich, um sich selber anzubeten und sich vor seinen eignen Gespenstern zu entsetzen. — Hegel's Sieg über den subjectiven Idealismus war nur ein scheinbarer. Er hatte die Wirklichkeit verklärt, um sie zu rechtfertigen, aber eben darum hatte er sie in Abstractionen zersetzt; und sobald man von der ersten Freude zurückkam, mußte man jene Abstractionen als das erkennen, was sie wirklich waren, als Schatten, denen der reale Inhalt fehlte. Freilich hat die Metaphysik insgeheim immer einen bestimmten Gegenstand vor Augen. Aus der Theologie hervorgegangen, sind ihre „Kategorien" nichts als Untersuchungen über die Eigenschaften Gottes. Aber sie läßt diese Beziehungen nur errathen, sie spricht sie nicht aus. So ist es möglich, sie bei einer längern Uebung im abstracten Denken zu vergessen und den Hochmuth des Gedankens so zu steigern, daß er seine Methode der Abstraction, seine lediglich in der Anwendung auf die Theologie verständlichen Hülfsbegriffe auch auf die concreten Fragen der Natur und der Geschichte anwendet und mit jenen Collectivbegriffen so umgeht, als wären sie Dinge für sich: die „Geschichte", die „Revolution", der „Staat", die „Kritik", der „Bürger" u. s. w. Wenn diese unausgesetzte Beschäftigung des Gedankens mit sich selbst schon auf Wissenschaft und Kunst einen nachtheiligen Einfluß ausübt, auf jene, weil sie das hingebende Studium und die Unbefangenheit den Gegenständen gegenüber aufhebt, auf diese, weil sie alle Indi-

vidualität in Beziehungen verflüchtigt, so ist das noch weit mehr der Fall in Beziehung auf den sittlichen Ernst des Handelns. Wenn man alles, was geschieht, in seiner Nothwendigkeit zu begreifen meint, so hört die gemüthliche Theilnahme auf, und man gewöhnt sich an die sogenannte Objectivität, d. h. ein bequemes Sichgehenlassen. Bei Hegel selbst, der die Gänsefüßchen vermeidet, sieht es so aus, als ob er sich der Reihe nach mit allen den verschiednen Verirrungen des menschlichen Bewußtseins identificirt, die er doch nur darstellen will; die jüngere Kritik, die fast nur mit Gänsefüßchen operirt, scheint sich über alles gleichmäßig zu belustigen. Aus dem absoluten Gedanken wird der absolute Witz. Wenn man alle historischen Mächte in beständigem Fluß an sich vorüberbrausen und immer eine die andre verschlingen sieht, so findet man zuletzt den einzig festen Punkt dieses unendlichen Chaos in der gelassen zuschauenden Seele, die um so einiger mit sich selbst ist, je weniger sie Inhalt zu verarbeiten hat.

Ruge's „deutsch-französische Jahrbücher" sollten die Brücke zur Einigung dieser beiden Culturvölker auf dem Boden der Demokratie bilden; sie erregten mit Recht in Deutschland eine allgemeine Entrüstung. Ruge sagte vom deutschen Volk, es sei nicht blos in seiner Erscheinung, sondern in seinem Wesen niederträchtig. Diesen Gefühlsausbruch suchte er später vor dem philosophischen Publicum zu rechtfertigen, indem er das empirische Urtheil in ein logisches verwandelte; er gab die Parole: der Patriotismus ist ein Feind der Freiheit. Statt diesen Satz durch Anwendung auf concrete Fälle fruchtbar zu machen, begnügte sich Ruge, ihn mit blindem Dogmatismus fortwährend zu wiederholen. Außerdem mußte es empören, wenn er die viel auffallendere Engherzigkeit des französischen Patriotismus von dieser Beschuldigung ausnahm. Kein Franzose hat an den deutsch-französischen Jahrbüchern Theil genommen, so sehr sich Ruge in den republikanischen und socialistischen Kreisen, mit denen er in Berührung kam, darum bemühte. Weil aber die Redacteure des National, der Réforme, Démocratie pacifique und andere sich von ihm über deutsches Wesen belehren ließen, war er fest überzeugt, eine große deutsch-französische Partei gegründet zu haben, in deren Händen die Zukunft liege. Am auffallendsten war der Einfluß, den die französische Sprache und Denkweise auf ihn ausübte. Er lernte, wie Heine sich ausdrückt, in Paris deutsch schreiben, er ersetzte die Schulsprache durch das witzige Spiel der Antithesen, und suchte auch im Stil den Humanismus, d. h. die Eleganz geltend zu machen. Eigentlich war ihm die philosophische Sprache immer etwas Aeußerliches gewesen, und seine Neigung zu Antithesen, zu Pointen, zu überraschenden Parallelen u. s. w. fand er in der französischen Sprache im vollen Maße wieder. Die gesammte französische Literatur, so

wenig er von ihr kannte, wurde ihm ein Ideal. Mit seinen Jahrbüchern war er auf die Theilnahme der Communisten eingeschränkt, Marx, Heß u. s. w. Das Band konnte nur ein äußerliches sein, denn Ruge's Radicalismus erstreckte sich — aus persönlichen Gründen — nie auf das Privatrecht, und darum dauerten die Jahrbücher nicht über das erste Heft fort. Er ging nach der Schweiz, wo er mit Fröbel (37 J.), der ein „System der socialen Politik" geschrieben, Herwegh, Freiligrath, Follen u. A. über die demokratische Verbrüderung der Menschheit grübelte. Der Mitarbeiter seiner „Jahrbücher", H. Heine, hatte indeß im „Atta Troll" gegen diese gesinnungsvollen Demagogen von mehr Charakter als Talent eine sehr glückliche Satire veröffentlicht.

Die Opposition hatte Heine auf ihren Schild erhoben, weil man annahm, daß jedes dreiste Wort gegen die Regierungen und gegen die Kirche auch positiv im Sinn der öffentlichen Meinung gesagt sein müsse. Man verkannte den Salondichter. In den „Bekenntnissen" erzählt er sein Zusammentreffen mit dem Schneider Weitling, dem Chef der deutschen Communisten. Dieser erzürnt ihn zunächst dadurch, daß er ihn als seines Gleichen behandelt; dann setzt er ihn durch das Geständniß außer Fassung, er habe im Gefängniß gesessen, und zwar in Ketten. Da geht der feine Mann in sich: er habe die Ketten von den Händen des Schneider Johann Bockhold geküßt und als Reliquien verehrt, aber mit dem lebendigen Schneider, der in Ketten gelegen, habe er nichts zu thun haben wollen. Der Romantiker hat seine Einbildungskraft stets anderwärts, als seinen Verstand und sein Herz. Es war zweckmäßig, dem Volk, dem neuen Souverän, dem von allen Seiten auf unwürdige Weise geschmeichelt wurde, einen Aristophanischen Spiegel vorzuhalten; allein beim Eintritt einer ernsten Zeit werden die Tendenzbären, wie ungeschickt sie sich bewegen, über die Glücksritter den Sieg davontragen. Heine lebte lange Zeit in dem krankhaften Wahn, alle Welt mache sich über seine politische Consequenz Gedanken. Er bekennt einmal, durch die Kraft seines Genius sich schwer versündigt, und mit jenem mystischen Beil des Nachrichters, das er so schwärmerisch besingt, Sterbliche und Unsterbliche getödtet zu haben; aber diese Sünde liegt nur in seiner Einbildung. — Voltaire hat gegen Dinge, die den meisten Menschen als heilig gelten, einen argen Spott ausgeübt, aber in seinem Spott war ein positiver Inhalt, eine kräftige Leidenschaft gegen das, was er für schlecht hielt. Heine's Gemüth dagegen ist an nichts gefesselt, er ist in seinem Spott ebenso unstät, wie in seiner Liebe. Im Grund des Herzens war Heine ein gutmüthiger, ja ein weicher Mensch, voll tiefster Empfänglichkeit für alles Schöne; er fand die kleinen Schwächen seiner Gegner mit weiblichem Scharfblick: aber im Großen

zu hassen verstand er nicht: auch der echte Haß geht aus dem Glauben und der Liebe hervor. Seine Polemik gegen Menzel, Börne, Platen, Maßmann u. s. w. ist das Schmutzigste, was die Literatur kennt, und es ist nicht heftige Ueberzeugung, sondern gereizte Eitelkeit, was sie eingiebt.

Heine nennt selbst den „Atta Troll" das letzte Waldlied der Romantik. Die einzige Wendung, die der Romantik übrig blieb, war, in demselben Augenblick über das Mysterium zu lachen, wo sie davor schauderte: ein Fortschritt, an dem Fr. Schlegel nur durch seine Pedanterie gehindert wurde. Heine hat an der verkehrten Welt ein naturwüchsiges Behagen; von fixen Ideen ist er nicht eingeengt, sein Gemüth spielt in übermüthiger Lust mit Himmel und Hölle. Die Verwandtschaft mit Tieck, Brentano und Hoffmann springt in die Augen: die Elemente, selbst die Stimmungen sind die nämlichen; aber die Macht der Phantasie ist bei Heine viel gewaltiger, kühner und frevelhafter. Bei jenen ist immer noch viel Abhängigkeit von hergebrachten Urtheilen und Vorstellungen; Heine versenkt auch diese Momente des Enthusiasmus, nachdem er sie mit der wildesten Phantasie ausgebeutet, zuletzt mit possenhaftem Schmerz in die unterschiedlose Nacht der Ironie. Im Atta Troll liegt der auf einer Jagd durchnäßte Dichter in unruhigem halbem Schlaf in einer Hexenküche, von wüsten Gerüchen betäubt; er hört die Hexe eintönig murmeln, indem sie ihren Sohn, der eigentlich ein Leichnam ist, mit einer Salbe bestreicht, die ihm ein scheinbares Leben verleiht. Fratzenhafte Vogelgesichter schauen ihn von allen Seiten unheimlich an, und wie er einschläft, sieht er in einem Traumgesicht einen grotesken Tanz von Bären und Gespenstern; später ziehen die Götterbilder der griechischen, jüdischen und germanischen Mythologie wie die wilde Jagd vor seinem Fenster vorüber. Dieser tolle Spuk, in dem der Dichter den Taumel seiner eignen Gedanken darstellt, würde auch von Hoffmann erfunden sein können, aber wie glänzend ist die Ausführung! Hoffmann hat weder von seinen Phantasiebildern, noch von der Realität, die er kritisiren will, eine klare Vorstellung. Bei Heine sprudelt beides in unwiderleglicher Lebendigkeit hervor, und gestaltet sich rasch zu zierlichen Arabesken, die sich im buntesten Humor ineinanderschlingen. Seine Poesie setzt sich über Raum und Zeit, über die Grundbegriffe der Logik hinweg, um sich bald in's Mährchen zu verflüchtigen, bald in dem Schmutz der Wirklichkeit stecken zu bleiben, aber überall ist es der neckische Kobold der guten Laune, dessen lustiges Gesicht uns unvermuthet aus der Bärenhöhle, aus dem einsamen Wald und aus der Gespensterküche entgegenlacht. Heine's Phantasie zwingt uns nicht, aus uns selber herauszugehn, wir können über ihre wildesten Schauerbilder lachen, und wir wissen, der Dichter lacht mit uns. Atta Troll ist eine unausgesetzte Geißelung des tugendhaften, liberalen und patriotischen Philisters; was

sind die leichten Pritschenhiebe, die Tieck und Hoffmann austheilen, gegen die Keulenschläge dieses unverwüstlichen Humors; und dabei ist es ein Humor, dem wir uns mit gutem Gewissen überlassen, dessen Reiz wir uns willig eingestehn können, denn nichts ist dem wahren Gefühl schädlicher als diese pharisäisch gezierte Ernsthaftigkeit, die keinen Spaß versteht und salbungsvoll zu predigen anfängt, wenn Kinder mit einander spielen. Heine hat den Spuk der Romantik nicht blos verscheucht, er hat ihn zu einem humoristischen Ideal umgedichtet. Was bei der romantischen Schule in Reflexionen und Studien aufgegangen war, krystallisirt sich bei ihm in unmittelbarer Lebendigkeit. Der Umfang seiner idealen Anschauungen ist ebenso unbegrenzt, aber sie gewinnen eine blendende sinnliche Klarheit. Freilich ist das Licht ein künstliches, die Perspectiven verwandeln sich. Die mythologische Bildung der Zeit, in der er aufgewachsen war, war viel breiter und tiefer, als die der Romantiker. Man hatte die indische, die nordische und die altdeutsche Sage durchforscht und eine Fülle anschaulicher Figuren zusammengestellt, die dem Dichter einen reichern Stoff boten, als die blassen, abstracten und etwas sentimentalen Phantasiebilder, die Tieck zuerst entgegentraten. Den pantheistischen Naturdienst, den die Gelehrsamkeit als heidnischen Rest im Christenthum entdeckt, stellt Heine in dem höchsten phantastischen Reiz auf's neue der Religion des Geistes gegenüber. Seine Lebensatmosphäre ist die romantische Welt, und die Götter von Hellas finden darin nur insofern ihre Stelle, als sie durch das Christenthum ihrer ursprünglichen Majestät entkleidet und zu dem demüthigen Dienst unseliger Dämonen verdammt waren. Von ihrem Thron gestürzt, in der Verbannung bei den Barbaren, müssen sie sich in die lächerlichsten Verkleidungen bergen, um ihren Verfolgern zu entgehn. Venus verlegt ihre Orgien in den Hörselberg. Bacchus muß sich mit der schmutzigen Kutte eines Mönchs umhüllen und kann nur in nächtlicher Weile an geheimer Stätte seine Entzückungen feiern, und Jupiter sitzt gar als verkümmerter Eremit in einer abgelegenen Polargegend, wo er mit widerwärtigen Lappländern verkehrt und sich durch Kaninchenfang das Leben fristet. Später werden diese Dichtungen immer unheimlicher, gespenstische Fratzenbilder und Nachtunholde drängen die anmuthig-possierlichen Koboldgestalten zurück. So ist im Romancero die Schilderung des mexikanischen Kriegsgottes, dem die gefangenen Spanier geschlachtet werden, eine seltne Mischung fratzenhafter und abscheulicher Vorstellungen, und wie vor seinem verschnörkelten, lächerlichen Bild, welches doch zugleich ein inneres Grausen erregt, der hanswurstartige Oberpriester sein Messer wetzt, und der Gott ihm das Geheimniß seines Unterganges und seiner Rache in's Ohr flüstert, haben wir etwas von der Empfindung Hoffmann's, wenn ihn die Schauder seiner eignen Dichtung überkommen. In der „Waldeinsamkeit" sucht der Dichter seine

alten Freunde, die neckischen Elfen und Nixen, die Kobolde und Alräunchen, die ihm in seiner Jugend so vielen Spaß gemacht, und die ihm geheime Weisheit gelehrt, wieder auf. Er findet sie nicht wieder, sie haben sich ihm entfremdet, die Natur hat ihre Geheimnisse vor ihm versteckt. „Es glotzen mich an unheimlich blöde die Larven der Welt! Der Himmel ist öde, ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm. Ich gehe gebückt im Walde herum. — — Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styxe; am einsamen Ufer sitzt eine Nixe, todtblaß und stumm, wie ein Bild von Stein, scheint tief in Kummer versunken zu sein. Mitleidig trat ich zu ihr heran — da fährt sie auf und sieht mich an und sie entflieht mit entsetzlichen Mienen, als sei ihr ein Gespenst erschienen." — Das ist nicht das zufällige Fratzenbild eines Fiebers; es ist der Ausdruck für den Dualismus einer Bildung, in welcher der Verstand dem Gefühl fortwährend widersprach, und welche sich daher, sobald sie einmal aufhörte, unmittelbar thätig zu sein, als Lüge vorkommen mußte.

Die Fahne, die er gegen das Christenthum aufpflanzt, ist der Cultus der Sinnlichkeit, um dessen willen um die nämliche Zeit die St. Simonisten in Frankreich sogar Lucifer als einen verleumdeten Engel aus seiner langen Verbannung zurückzurufen wagten. Heine ist unermüdlich in immer neuen Anklagen gegen den Spiritualismus. Das Christenthum ist ihm die traurige Aschermittwoch, die alle Blumen erstickt und die Welt mit Gespenstern anfüllt; die Religion des Opfers und der Kreuzigung, die der ganzen Erde ein Leichenaussehn giebt. „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar in's Gemüth, wir fühlen die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeug des Martyriums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre grünen und rothen Lichter wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns, unter unsern Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt." — Dieser Schauder des sinnlichen Lebens vor dem christlichen Spiritualismus ist in seinem tiefsten Grunde nichts Anderes, als der Abscheu der Frivolität gegen den Ernst der Religion. Heine verstand sehr wohl die Seiten des Göttlichen, welche die Phantasie oder das Gemüth aufschließt, denn er ist nach beiden Richtungen hin eine hochbegabte Natur, aber von dem Gott Kant's und Fichte's, den das Gewissen offenbart, hat er nie eine Ahnung gehabt. Darum ist ihm unter allen Religionsformen am meisten der Protestantismus verhaßt, obgleich er zufällig in diese Kirche eingeführt wurde; und er hat bald den heidnischen Göttern, bald den katholischen Heiligen

Altäre aufgerichtet. „Auch ich war in meiner Jugend," schreibt er in den Bekenntnissen, „von der geheimen und unendlichen Süßigkeit dieser spiritualistischen Poesie berauscht, und das Entzücken des Todes, das darin waltet, erregte in mir zuweilen einen Freudenschauer. Auch ich begeisterte mich damals für die unbefleckte Königin des Himmels und beschrieb in koketten Versen die Legenden ihrer grenzenlosen Barmherzigkeit u. s. w." Seine Bestimmung, setzt er hinzu, wäre eigentlich gewesen, ein galanter Abbé zu sein; und malt sich mit Behagen die Situation aus, wie er als Papst den vor ihm knieenden Gläubigen seinen Segen ertheilt haben würde. Es hat unter den Päpsten so manchen gegeben, der Heine's Geistesverwandter war. — Wenn es aber in dem Gemüth des Dichters einmal Ernst wurde, so war es nicht das griechische Heidenthum, auch nicht der Katholicismus, der seine Seele ausfüllte, sondern die Reminiscenzen der alten jüdischen Religion, in der er erzogen war, und dieses einzige positive Gefühl, so sehr er sich seiner durch Hohn und Spott zu erwehren sucht, ist die menschlich achtungswertheste Seite in seinem Wesen. In den Spielen seiner Phantasie konnte er sich mit Recht einen Romantiker nennen, der die Kapuze von sich geworfen, aber im Innersten seines Wesens ist er nie etwas Anderes gewesen als Jude, und das gereicht ihm zur Ehre. In unbewachten Augenblicken treten bei ihm stets die Sympathien für diese Religion hervor. „Ich glaube," sagt er einmal, „dieser Gott reiner Geist, dieser Parvenu des Himmels, der jetzt so moralisch, so kosmopolitisch und universell gebildet ist, hegt ein geheimes Mißtrauen gegen die armen Juden, die ihn noch in seiner ersten rohen Gestalt gekannt haben und ihn täglich in der Synagoge an seine ehemaligen obscuren Nationalverhältnisse erinnern." —

Gegen dieses Spiel des souverainen Witzes und der Frivolität heben sich in angenehmem Contrast die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" ab (1843). Der Verfasser, Berthold Auerbach, 31. J., Sohn eines Landrabbiners im Schwarzwald, hatte 1835 als Student wegen burschenschaftlicher Umtriebe einige Monate auf dem Asperg gesessen, und suchte dann das Judenthum mit den Principien der neuesten Literatur zu verständigen. Er hatte sich viel mit Spinoza beschäftigt, ihn auch übersetzt, und stellte sich 1837 die Aufgabe, in einem psychologischen Roman die innere Geschichte jenes Systems zu erläutern, für welche Aufgabe er durch seine Kenntniß des Talmud in mancher Beziehung befähigter war als die frühern Geschichtschreiber, die immer nur den Cartesianischen Einflüssen nachgespürt hatten. Das Literarische des Romans ist indeß nicht besonders reif, desto vortrefflicher sind die Schilderungen der jüdischen Sitten aus dem 17. J.; sie erinnern an Heine's „Rabbi von Bacharach". Auerbach hatte vor, eine Reihe ähnlicher Bilder „aus dem Ghetto" zu

liefern: 1839 folgte „Dichter und Kaufmann", das Lebensbild des verkommenen schlesischen Poeten Ephraim Kuh. Die Ausmalung seines Wahnsinns und der ihm vorhergehenden Zustände ist trübselig und ohne rechten Zweck; die literarischen Gespräche zwischen Lessing, Mendelssohn u. A. leiden an dem Uebelstand, der all solchen Versuchen anklebt: man hat dergleichen doch lieber aus erster Hand. Dagegen sind die jüdischen Gebräuche mit einer trefflichen Farbe wiedergegeben. Sie haben eine ganze Schule begründet: Bernstein, Schiff, Leop. Kompert, die der deutschen Bildung ein bisher ganz unbekanntes Feld geöffnet hat.

Als Auerbach sich zu seiner Heimath, dem Schwarzwald, wandte, waren seine ersten Helden junge Rabbiner; aber bald traten die Bauern in den Vordergrund. Hier hatte er nun für sein Talent den richtigen Spielraum gefunden. Was ihn, bei seiner progressistisch jungdeutschen Richtung, in den Schwarzwald trieb, war die Erkenntniß, daß die im Salon der Romantik erzogenen Jungdeutschen, die nichts Anderes als über Shakespeare and the musical glasses zu reden wußten, die nichts Anderes zu thun wußten als zu reden; daß diese zweiten verwässerten Auflagen früherer Romanfiguren, über die sie räsonnirten, keine wirkliche Gestalten seien, des Lebens fähig und des Lebens werth, sondern hohle Schemen, nichtige Ausgeburten eines durch die widersprechenden Stichwörter des Tags in Verwirrung gesetzten Gehirns. Seine Erfahrung lehrte ihn Bauern kennen, die von diesem Molluskenthum nichts hatten, die in ihrer Einfachheit sehr fest, in ihren sittlichen Vorurtheilen und Voraussetzungen sehr bestimmt waren; Gestalten, die, weil sie wirklich existirten, auch poetisch zu existiren berechtigt waren. — Mit Entzücken lauschte er ihren Redensarten, die immer concret, immer zur Sache gehörig, den leeren Allgemeinheiten der Salons ganz entgegengesetzt, kaum mehr bearbeitet werden durften, um in der Poesie ein Bürgerrecht zu haben. Wie die Gelehrten im „Volk" umhergingen, um durch Sammlung von Sagen, Gedichten, Sprichwörtern ein lebendiges Bild von der Urzeit Deutschlands zu erhalten, so merkte der Dichter auf seine Weise zu denken und zu empfinden, um sich dadurch wieder zur Conception ganzer und voller Gestalten zu erheben. Es war ein glücklicher Griff, und er wurde mit warmer Liebe, mit großer poetischer Empfänglichkeit und mit feinem Verständniß für das, was die Zeit daraus lernen konnte, zuerst zu kleinen, dann zu großen Bildern verwerthet. Die Detailbeobachtung war das Erste; das warme Gefühl für die Natur, das diesem Detail zu Grunde lag, d. h. die Empfänglichkeit, das Zweite; dann das Bemühen, aus dem Innern heraus Gestalten zu schaffen, die in dieser Weise zu denken und zu empfinden im Stande waren.

Es war keine zufällige Vorliebe, wenn die Gebrüder Grimm unter den

Schriftstellern der Gegenwart bei ihrem Wörterbuch auf diesen Dichter vorzügliche Aufmerksamkeit richteten. Auerbach's Sprache ist nicht genial, man fühlt nicht die lebendige Seele, die sich der Worte und Redewendungen als ihrer Gliedmaßen frei bedient, man fühlt das Nachdenken und Studium heraus, zuweilen sogar eine gewisse Aengstlichkeit; aber der Ernst, mit dem er die Sache behandelt, macht seine Erfindungen fruchtbar für die Entwicklung der Sprache. In dem Kampf gegen den zerfahrenen belletristischen Stil, gegen die verwaschene Physiognomie der Salonsprache ist er mit Arnim verwandt. Er hat ein lebhaftes Gefühl für die Bildlichkeit der Sprache durch das Studium des Volks genährt, und er hat häufig die glücklichste Anwendung davon gemacht. In seinem Geist gestaltet sich schnell die allgemeine Betrachtung zur Anschauung eines bestimmten Falls, dem er den prägnanten plastischen Ausdruck zu geben versteht. Aber diese bildliche Form bedarf eines Correctivs. Das Bild soll sinnlicher und verständlicher als die Abstraction das Wesen der Sache erschöpfen. Das Gleichniß, und was damit zusammenhängt, das Sprichwort hat nicht die Kraft, den Gegenstand zu erschöpfen, es hebt nur eine bestimmte Seite hervor: es giebt kein Sprichwort, dem man nicht mit vollem Recht das Umgekehrte entgegensetzen könnte, und es kommt darauf an, diejenige Seite zu finden, die für den Fall paßt. Hierin versieht es Auerbach nicht selten. Vermittelst der Ideenassociation geht ihm bei einer Betrachtung über ein Ereigniß oder einen Charakter ein Gleichniß, ein sprichwörtlicher, bildlicher Ausdruck auf, oder er erfindet ihn; aber das Mittel verwandelt sich ihm in den Zweck, und man wird nicht selten verwirrt, wenn zwischen Bild und Gegenbild alle Vermittlung fehlt. Seine eigne Methode der Induction legt er dann seinen Figuren in den Mund, und läßt nicht selten seine Bauern reden, wie noch nie ein Bauer geredet hat, noch je ein Bauer reden kann. Er sieht seine Charaktere nicht als etwas Ganzes vor sich, sondern er setzt sie aus einzelnen Momenten zusammen, die ihm in scharfer Beleuchtung aufgehn. Es ist nicht die unmittelbar aus dem Leben hervorquellende Natur, die sich in freier Kraft selber giebt; die Bauernhütten der Schwarzwäldler machen auf ihn denselben Eindruck, wie auf den Deutschen Sealsfield die Blockhäuser der Squatter. Die naturwüchsigen Gestalten des Dorfs, die noch eines unmittelbaren Handelns fähig sind, imponiren ihm wie etwas Fremdes; er merkt auf diejenigen Züge, die der herkömmlichen Bildung widersprechen, und regt seine Phantasie zu ähnlichen Eingebungen an; und bei diesen Momenten bleibt er stehn, in der Furcht, durch eingehende Zergliederung die Naturwüchsigkeit aufzuheben. Wie er sich zu seinen Stoffen verhält, hat er am besten selbst in der Figur des Kohlebraters geschildert. Jede Aeußerung der Bauern erscheint ihm bedeutend, und er legt eine allgemeine Reflexion hinein, die man heraus-

fühlt, auch wo er sie zurückhält. Er beobachtet die geringste ihrer Handlungen mit einer fast ängstlichen Aufmerksamkeit, und knüpft Betrachtungen daran, deren Pathos in keinem richtigen Verhältniß zum Gegenstand steht. Da er außerdem die Größe und Schönheit einer Seele lieber in geistreichen Aperçus als in Handlungen entwickelt, so ist die Gefahr damit verbunden, daß er seinen Figuren Reflexionen unterschiebt, die der an ihnen gerühmten Unbefangenheit widersprechen: er findet in ihrer Natur, was doch erst der Blick der modernen Philosophie hineinsieht. Menschen, die in der Reflexion noch wenig geübt sind, denen der Begriff des Allgemeinen fern liegt, gleichen in mancher Beziehung den Kindern; sie werden sich über ihre eignen Motive nicht klar, und da es doch in der menschlichen Natur liegt, für jede Wirkung eine Ursache zu suchen, so täuschen sie sich und auch wohl die andern. Für einen Dichter nun, der nicht etwa selbst der Volksschicht angehört, die er schildert, liegt in diesem Unvermittelten der Uebergänge ein großer und gefährlicher Reiz. Bald erscheint ihm nur das Unvermittelte als Natur, er lauscht mit andachtsvoller Spannung den excentrischen Sprüngen eines kindlichen Gemüths, und sieht in der Unreife, Unfertigkeit und Willkür die echte ungetrübte Offenbarung des Lebens. Gerade bei Dichtern, die mit einem seelenvollen Auge die Geheimnisse der Natur beobachten, finden sich dann, weil sie den Ausnahmefall auf die Spitze treiben, Spuren einer ganz seltsamen Unwahrheit, die doch mit ihrer Naturbeobachtung so innig verwachsen sind, daß man sie nicht von einander lösen kann.

Ein großer Vorzug Auerbach's vor J. Gotthelf ist der poetische Duft, den er seinen Bildern zu geben weiß: eine Stimmung, wie in der „Frau Professorin" oder „Joseph im Schnee", würde man bei dem Letzteren vergebens suchen. Dafür steht er ihm in Betreff der Wahrheit nach. Gotthelf erzählt breit und behaglich, die Einfälle drängen sich ihm massenhaft auf, er überläßt sich ohne Bedenken dem Strom seiner Beredsamkeit und seiner guten Laune. Auerbach ist in seiner Darstellung knapp, pointirt, fast epigrammatisch. Jener gehörte zu den Menschen, die er schildert, er dachte, lebte und empfand wie sie, er konnte sich unbefangen seiner Inspiration überlassen, ohne je einen Irrthum zu fürchten. Auerbach steht auf dem Standpunkt unserer modernen Bildung, er stellt sich als sinnender Denker der Natur gegenüber. Der Bauer ist ihm nur ein Gegenstand, der ihm früher in frischer, lebendiger Kraft entgegentrat, den er aber später durch das Medium seiner eignen Dichtung ansah. Wenn er auch von Zeit zu Zeit seine Anschauung durch schwarzwälder Reisen auffrischte, er hatte ihnen gegenüber nicht mehr das freie Auge, und seine Bauern ihm gegenüber auch wohl nicht mehr die alte Unbefangenheit: der einfachste Mensch, wenn er weiß, daß er einem Maler sitzt, spielt

ein wenig Komödie. — Der Erfolg der Dorfgeschichten war ein erfreuliches Zeichen unsrer Sehnsucht nach Realität. Man gewöhnte sich daran, mit Menschen umzugehn, die noch eine andere Beschäftigung hatten, als die Lectüre der Modejournale und die Fabrik von Sonetten; eine concretere Bestimmtheit, als die poetische Doctrin. Man gewöhnte sich, die Charaktere, die man bisher nur in liederlich genialer Skizze entworfen, in breiter äußerlicher Explication zu verfolgen. Man faßte die Volksthümlichkeit nicht im Sinn der „Aufklärung“, wo man sich herablassen zu müssen glaubte, um dem „dummen Volk“ allmählich die Weisheit der studirten Leute beizubringen, sondern umgekehrt, mit dem Trieb, zu lernen, aus einer nicht eingebildeten, sondern in concreten, geschichtlichen Formen erscheinenden Natur neuen Lebenssaft für das allzu matt pulsirende Blut der Kunst zu saugen. Aber die Poesie kann nicht auf die Dauer sich im Dialekt ausdrücken, sie muß sich wieder dem Mittelpunkt der Cultur zuwenden. Die Dorfgeschichten werden nur dann einen dauerhaften, segensreichen Einfluß auf unsre Literatur ausüben, wenn wir uns aus der Anschauung einfacher und plastischer Gestalten die Kunst aneignen, überhaupt bestimmte und lebendige Gestalten zu zeichnen; und diese Kunst, die uns durch die zersetzende Reflexion der letzten Jahre verloren gegangen ist, alsdann auf Gegenstände übertragen, die unserm Denken und Empfinden näher stehn, als das Stillleben entlegener Hinterwäldler. Ueberhaupt war die Dorfgeschichte nur für die moderne deutsche Belletristik etwas Neues. Wer W. Scott nicht in der nachlässigen Weise eines blasirten Salonästhetikers, sondern mit unbefangener Hingebung gelesen hat, wird im Herz von Midlothian und in vielen andern seiner Romane eine Reihe von Dorfgeschichten finden, denen auch die Novellen Auerbach's trotz ihrer schönen Wärme noch immer nicht gleichkommen: David Deans ist noch immer eine bedeutendere Figur, als der Lehnhold oder der Wadeleswirth, und die moderne Poesie hat sich aus ihrer Verirrung erst zu einer Kunstgattung zu erheben, die in vollendeterer Form schon früher vorhanden war.

In der bildenden Kunst wie in der Poesie nahm die Aufmerksamkeit auf das wirkliche Leben einen erfreulichen Fortgang. 1843 kehrte Gerstäcker (27 J.) aus Amerika, Hackländer (27 J.) aus dem Orient zurück. Der Letztere hatte sich schon durch die allerliebsten „Soldatenbilder im Frieden“ (1841) einen Namen gemacht. Beide verwertheten nun zunächst, was sie im Ausland gesehn, zu anschaulichen Gemälden, dann übten sie ihre Kunst im deutschen Leben. Gerstäcker war aus Hamburg, Hackländer aus Stuttgart. Gleichzeitig führte Fürst Pückler das Reich Mehemet Ali's dem deutschen Publicum vor. Der Oestreicher Adalbert Stifter gab in seinen „Studien“ reizende Bilder aus dem Kleinleben der Natur und der

Menschen. Am erfreulichsten zeigte sich der Realismus im historischen Roman.

W. Häring (Wilibald Alexis) hatte sich in seiner Jugend an hoffnungslosen jungdeutschen Versuchen abgemüht; in „Cabanis" (1832) zeigten sich zuerst die Spuren seines eigentlichen Talents; im „Roland von Berlin" (1840) kam es zur vollen Entfaltung. Der Dichter war 42 J. Eine Reihe historischer Romane folgten darauf, die sämmtlich die Entwicklung der preußischen Geschichte auf dem Boden der Mark Brandenburg zum Gegenstand haben: „der falsche Waldemar" 1842 (A. v. Arnim hatte ihn dramatisch behandelt), „die Hosen des Herrn v. Bredow" 1846 und „der Wärwolf" (beide aus der Zeit des Kurfürsten Joachim), endlich „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrim" (aus den französischen Kriegen). — Wilibald Alexis ist noch nicht nach Gebühr gewürdigt. Er hatte bei seiner vaterländischen Gesinnung, und bei seiner hellen, farbevollen Anschauung alle Elemente, für die Mark dasselbe zu werden, was W. Scott für Schottland: in Schilderungen und Stimmungen kommt ihm kein anderer historischer Roman in Deutschland gleich. Nur die Composition seiner Geschichten war mangelhaft. Wie V. Hugo in „Notre Dame" geht er nicht von der Natur seiner Personen, nicht einmal von der Handlung aus, sondern es gehn ihm zuerst die äußerliche Situationen, die Landschaften, Sitten, Zustände u. s. w. im Detail auf, und aus ihnen wachsen dann die Figuren, beinah wie Arabesken. Gleich W. Scott giebt er seinen Zuständen zunächst dadurch einen Boden, daß er die Localität mit scharf sinnlichem und historischem Auge ansieht und von allen Seiten beleuchtet. Er sucht sich einen festen Mittelpunkt und führt uns auf verschiedenen Wegen unter wechselnden Stimmungen und Lichtern in denselben ein. Die Oede der sandigen Haide, die heiße Luft des Kieferwaldes am schwülen Sommertag, der märkische Landsee im Gebüsch versteckt, die weite Ebene, das Torfmoor, Himmel und Hügel, Luft und Wasser sind mit wunderbarer Farbe belebt und sehr glücklich dazu benutzt, Stimmungen hervorzubringen. Auch die Menschen, welche in dieser Landschaft hausen, ein zähes, tüchtiges, dauerhaftes Geschlecht, mit ihren Wunderlichkeiten und Verirrungen, tüchtigem Willen und Energie sind mit Virtuosität gezeichnet, so oft sie als Staffage bei Ausmalung charakteristischer Zeit- und Landschaftsbilder auftreten. Die rauhe Kraft der Menschen auf diesem Grunde, die hochmüthigen Städter, die Raubritter, die Buchschklepper, und was alles von Figuren und menschlicher Thätigkeit zu der märkischen Landschaft paßt, das tritt aus diesen Landschaften imponirend hervor; wir sehn den Wolf über das Wintereis der Havel schleichen und hören die Krähen über dem Kiefernbusch schreien, der die Stelle einer schwarzen Unthat bezeichnet. Es ist ein grauer, trüber Himmel, der

Ton und Luft in diesen Gemälden bestimmt; trotz seiner Monotonie von außerordentlicher Wirkung. Zuweilen beeinträchtigt die Virtuosität in der Färbung die Wahrheit der Charaktere. Der Dichter schildert die Menschen innerhalb dieser Staffage ebenso durch sie ergriffen und bestimmt, wie es einem gebildeten Menschen unsrer Zeit geschehen würde. Dadurch erhält die Situation eine große Lebhaftigkeit, aber auf Kosten der Charakteristik. W. Alexis ist über das, was er will, nicht so völlig Meister, um sich ohne Gefahr in die Arabesken der Situationsmalerei zu verlieren. Er empfindet fein, aber nicht schlicht und einfach, es ist ein beständiger Kampf zwischen jener falschen, auflösenden Bildung, welche durch Raffinement ihre eigne Leere zu ersetzen sucht, und der Sehnsucht eines tüchtigen Mannes nach derber concreter Wirklichkeit. Er ergreift die Wirklichkeit in der That; aber er versteht nicht, sie festzuhalten, es breitet sich plötzlich ein Nebel über seine in kräftigen Tönen ausgeführte Landschaft, Hoffmann'sche Spukgestalten treten daraus hervor, die Begebenheiten gehen sprunghaft weiter, und zuletzt vergißt der Dichter, was er ursprünglich gewollt. Selbst die Sprache verliert ihre historische Färbung.

Er hat sich später, vielleicht angeregt durch den „Neuen Pitaval", den er seit 1842 mit Hitzig herausgab, aus dem historischen Leben in die Conflicte des bürgerlichen zurückgezogen. „Ich lebe jetzt," läßt er einen Rath sagen, der aus der Verwaltung wieder in die Justiz tritt, „für die Verbrecherwelt. Die Wahrheit, die ich in der Psychologie des Staats nicht fand, suche ich in der der Gefängnisse. Es ist eigentlich derselbe Stempel, nur ursprünglicher, frischer. Dort sehn wir nur Stückwerk, hier Totalitäten. Wie aus dem unscheinbaren Keim eine ganze Verbrecherlaufbahn entspringt, wie die erste Unterlassungssünde, die Scham darüber, das Streben, es zu verbergen, ebenso oft als der Kitzel der Luft das Individuum weiter treibt, gäbe das keine Belehrung, ja Erhebung? Da, in der großen Geschichte vertuscht man es, wie aus dem Kleinen das Ungeheuere sich ballt; hier ist kein Grund dazu. Die Diplomaten und Historiker fehlen, die das Schlechte schön malen, dem Albernen einen tiefen Sinn unterlegen, die Natur giebt sich wie sie ist. Und wenn mitten aus der Verworfenheit ein schöner menschlicher Zug wie ein Licht aus bessern Welten hervorschießt, da kann dem Criminalisten eine Thräne in's Auge treten, und er kann den Verbrecher lieben, den er verdammen muß. Der Sprung aus der Politik in die Criminalistik ist für mich zur Rettung geworden; aus einer Welt der Verwesung, über der der gleißende Schein immer mehr reißt, in eine Naturwelt, wo es noch chaotisch daliegt, unschön, meinetwegen ekelhaft, aber es ist die grelle Naturwahrheit. Jetzt begreife ich die Völkerwanderung. Die Barbaren, welche die römische Culturwelt mit ihren Keulen niederschlugen: auch unter ihnen grassirten Laster, Blutsünde und

Greuel aller Art, aber sie waren der frische Ausdruck des gigantischen Menschengeschlechts. Wenn Sie in der Verbrecherwelt nur einen andern Abklatsch der höhern Stände erblicken, so zergliedere, arrangire ich sie mir, ich finde Erklärung für vieles, was oben im Licht geschieht, in meinem Schattenreich." — Das Verbrechen ist keineswegs ein Ausdruck der Naturkraft, nicht einmal ein Ausdruck für die Schwächen der wirklichen Gesellschaft: es ist immer eine Anomalie. Nicht die Gewaltsamkeit oder die Bosheit macht seine Natur aus, sondern einfach der bewußte Conflict mit der Criminaljustiz. Wo so etwas in den höhern Ständen vorkommt, bei denen das Zuchthaus, der Pranger, der Galgen doch einen Eindruck auf das ästhetische Gefühl hervorbringen, da liegt eine so große Anomalie in der Seele, daß sie eigentlich nicht in den Kreis der Dichtung gehört. Verbrechen, in welchen die Mittel im Verhältniß zum Zweck stehn, wie die eines Macbeth und Richard 3., können die Seele erschüttern, aber wenn die Geheimräthin Ursinus den Kindern ihres Bruders, ja selbst ihrem Bedienten, Rattenpulver eingiebt, theils weil sie sie nicht leiden kann, theils aber auch blos aus einem verrückten Gelüst, so ist das eine abscheuliche Curiosität, die in unsern Gefühlen auf keine verwandte Saite trifft.

Auch Hebbel wurde trotz seines hochfliegenden Idealismus durch die allgemeine Richtung in die Conflicte des bürgerlichen Lebens getrieben. Für die Farbe war „Maria Magdalena" (1844) ein glücklicher Griff. Freilich beschränkt das bürgerliche Drama den Dichter auf einen engen und trüben Horizont, und giebt der Zufälligkeit, den Mißverständnissen freien Spielraum. Da die großen Schicksale der Welt die enge Bürgerlichkeit nicht berühren, und man doch einen tragischen Reiz braucht, so verliert man sich in Criminalprocesse, und kommt nur zu leicht dazu, durch die Nebenumstände, die dem Dichter bei den bekannten Verhältnissen im Detail aufgehn, den Ernst des sittlichen Conflicts zu beschönigen. Indeß es bleibt keine Wahl. Man dringt zur Schönheit nur durch die Wahrheit. Für uns Deutsche ist aber die einzige Wahrheit unser bürgerliches Leben. In unserm Privatleben haben wir noch jene harten, knorrigen Gestalten, die einer poetischen Zeichnung als Modell dienen können, wenn sie auch etwas unbehülflich sind; in unsern sogenannten höhern Kreisen haben wir sie nicht mehr. Hier ist Hebbel einmal auf dem Boden wirklicher Erfahrung. Die Sitten und Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens sind mit vollendeter Plastik dargestellt, und an einigen, freilich nur unbedeutenden Stellen tritt sogar etwas ein, was bei Hebbel sonst fehlt: ein gewisses Behagen an den Zuständen, die er schildert. Die Charaktere sind, soweit sie sich in diesem kleinen Zeitraum aussprechen können, zwar ängstlich, aber doch mit Gewissenhaftigkeit und Geschick detaillirt; einzelne Scenen von einer erschreckenden Wahrheit und Gegenwart. — Aber man kann nur das

Talent bewundern, zu einer wirklichen Freude kommt man nicht. — Clara, die Tochter eines strengen, ehrbaren Tischlers, steht mit dem Schreiber Leonhard halb und halb im Verhältniß einer Verlobten, aber ohne Liebe; er ist ihr gleichgiltig, und mit Recht, denn er ist eine gemeine Natur der erbärmlichsten Art. Ein Jugendfreund, den sie heimlich liebt, kehrt von der Universität zurück und erregt die Eifersucht ihres Bräutigams. Um diesem zu zeigen, daß seine Eifersucht ungegründet ist, — giebt sie sich ihm vor der Hochzeit hin, ohne alle Regung der Leidenschaft, eiskalt, wie der Bräutigam selber erzählt. — Hebbel hat gar nicht den Versuch gemacht, diese Handlungsweise durch eine Charakteristik Clara's zu erklären, wir sehn sie nur im Fieber der Angst wegen der Folgen. Ihr Vater, der streng auf Ehre hält, hat versichert, er wolle sich den Hals abschneiden, wenn sie einmal ihre Ehre befleckte; ihr ganzes Streben ist also darauf gerichtet, das zu hintertreiben, indem sie durch eine Ehe mit Leonhard ihre Schande verdeckt. Wenn wir von dem rein äußerlichen Ehrbegriff des Meister Anton nicht viel halten, so wird doch unser Urtheil in keiner Weise gelinder ausfallen als das seinige. Der Bürger soll streng gegen die Liederlichkeit sein, um das höchste Gut seines Standes zu schützen, wenn die Härte des Grundsatzes auch im einzelnen Fall Bedauern erregt. Nicht besser verhält es sich mit dem Gegensatz des liederlichen Sohnes zu der Spießbürgerlichkeit seiner Aeltern. Daß ihm einmal Unrecht gethan wird, indem man ihn fälschlicherweise für einen Dieb hält, reicht nicht aus, ihn als Märtyrer der neuen Zeitideen gegen die Engherzigkeit der alten sittlichen Convenienz darzustellen. Die Gedrücktheit der kleinbürgerlichen Verhältnisse hat ihre üblen Seiten; allein sie ist im Recht gegen die unbändigen Gelüste der Willkür, die der strengen Zucht bedarf, um gebrochen, nöthigenfalls ausgerottet zu werden. — Das Stück ist blos Katastrophe. Schon im ersten Act wird die Mutter vom Schlage gerührt, der Sohn als Dieb eingesteckt, die schwangere Tochter von ihrem Verführer verlassen. Die Ereignisse sind im höchsten Grad traurig, aber nicht tragisch, weil Ursache und Wirkung nicht in gehörigem Verhältniß stehn. Auch die Härte der Charaktere ist nicht ganz so ernst, wie sie aussieht; Meister Anton versteckt öfter seine Weichheit hinter einer rauhen Außenseite, und ebenso oft ist seine Härte bloße Gefühlsroheit oder Caprice: er ist mehr Sonderling als Tyrann. Ob sich Meister Anton wirklich den Hals abschneidet, wie er gedroht, erfahren wir nicht; vorläufig schließt er mit der allgemeinen philosophischen Betrachtung: „Ich verstehe die Welt nicht mehr."

Ein Umstand hätte den tragischen Ausgang verhindern können, wenn nämlich Clara's wirklicher Geliebter das entehrte Mädchen geheirathet hätte. Bei einem Bürgerlichen von Ehrgefühl war ein solcher Schritt nicht zu er-

warten. Hebbel fragt: wie muß ein solcher Mensch beschaffen sein, der unter diesen Umständen als Helfer in der Noth erscheint? — Aus dieser Frage ist in der „Julia" der sonderbare Charakter des Grafen Bertram entstanden. Völlig ausgemergelt durch ein liederliches Leben, dabei gutmüthig, verhilft er durch seine Hand einem gefallenen Mädchen zur „Ehre", führt nur den Namen eines Ehemanns, und tritt zur rechten Zeit die Gattin dem wirklichen Liebhaber ab. Mit Behagen malt er seine Zustände aus. „Ist mir doch zu Muthe, als wüchsen aus meinem Fleisch die wüsten Disteln und Brennnesseln schon heraus, die sich auf meinem Grabe brüsten werden, ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen, so hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofunkraut wäre, das neigt und beugt sich gegen einander: auch schon da, Frau Muhme? und ein kalter Wind bläst hindurch! — Wie eine von Wind aufgeblasene Menschenhaut mit verklebter Mundritze komm' ich mir vor. — — Hab' ich nicht einen vortrefflichen Mist aus mir gemacht? Hab' ich den Elementen, die einen gesunden Körper gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? — Nicht wahr, Alter, es müßte reizender sein, in den Armen eines schönen Mädchens zu verwesen, als im Grabe! Für ein staubiges Leichenkissen eine schwellende Brust, die den Schlummernden wiegte, und milde, sanfte Augen, die statt kalt blinkender Sterne auf ihn herabschauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem Ekel den ersten Wurm zurückschnellte!" — Die Erde soll kein Tummelplatz für Larven sein! Und sie ist es auch nicht, am wenigsten Deutschland, von dem freilich Bertram behauptet: „Da gedeiht das Lichtscheue, da schießen Schierling und Bilsenkraut so hoch auf, daß man sich darunter niederlassen und träumen kann." — Es ist die trübe Gährung der Fäulniß. Wir bewegen uns unter wandelnden Leichen. Keine That, kein Schicksal: nur der Schauder der allgemeinen Verwesung, ein krankhaftes Grauen vor dem Leben und seinen Mächten, vor der Existenz im Allgemeinen. Und bei alledem eine weinerlich laxe Moral in der Art Kotzebue's, eine Apotheose des Instincts und eine Geringschätzung der Pflicht. Der erste Eindruck des Stücks ist höchst peinlich und niederschlagend. Die Einzelheiten drängen sich in ihrer nackten Häßlichkeit so hervor, daß wir für den Anfang nur sie empfinden; sobald wir aber den Zusammenhang genauer überlegen, die einzelnen Situationen und Charaktere in's Bestimmte ausmalen und uns über Ursache und Wirkung, Zweck und Absicht Rechenschaft geben, so wird der Eindruck ein ganz andrer. In diesem Zusammenhang fallen die Widersprüche gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die Natur der Dinge so auf, daß wir uns nicht erwehren können, die Sache in einem komischen Licht zu betrachten, und, einmal auf dieser Fährte,

drängen sich die Gestalten immer fratzenhafter, immer verschrobener, immer possierlicher durch einander; je leichenhafter jene Pierrots ihr Gesicht angeschminkt haben, je gravitätischer und trübseliger sie in der Tölpelhaftigkeit ihrer Bewegungen sind, desto lächerlicher wird uns zu Muth. Aber es ist das kein gesundes Lachen, denn es ist mit Mitleid und Widerwillen verknüpft, und mehr oder minder werden wir diesen Eindruck bei allen Tragödien Hebbel's davontragen. —

Heine, der in der Ballade von dem Ritter. den Amoretten umstricken, sich selbst gezeichnet hatte: — „so in holden Hindernissen wind' ich mich mit Lust und Leid, während Andre kämpfen müssen in dem großen Kampf der Zeit" — kam Jan. 1844 aus Paris zum Besuch nach Deutschland, nach dem er sich lange gesehnt; seine Eindrücke schildert das „Wintermährchen". Am Rhein findet er eine alte Frau: „sie sang das alte Entsagungslied, das Eiapopeia vom Himmel, womit man einlullt, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel." — „Dieser Landstraßenkoth, er ist der Dreck meines Vaterlands! . . Das ist der classische Morast, wo Varus stecken geblieben; die deutsche Nationalität, sie siegte in diesem Drecke!" — In Hamburg riecht ihm alles übel. „Himmel grau und wochentäglich, auch die Stadt ist noch dieselbe, und noch immer, blöd' und kläglich spiegelt sie sich in der Elbe. Schöner Süden! wie verehr' ich deinen Himmel, deine Götter, seit ich diesen Menschenkehricht wiederseh' und dieses Wetter." Am verhaßtesten ist ihm der Anblick der Preußen. „Noch immer das hölzern pedantische Volk, noch immer ein rechter Winkel in jeder Bewegung, und im Gesicht der eingefrorne Dünkel. Sie stelzen noch immer so steif herum, so kerzengerade geschniegelt, als hätten sie verschluckt den Stock, womit man sie einst geprügelt." Im Traum sucht er den alten Barbarossa im Kyffhäuser auf; zuerst unterhalten sie sich ganz gemüthlich, bald aber bricht der Zank los. „Herr Rothbart! rief ich aus, du bist ein altes Fabelwesen! geh', leg' dich schlafen, wir werden uns auch ohne dich erlösen. Die Republikaner lachen uns aus, sehn sie an unsrer Spitze so ein Gespenst mit Scepter und Kron', sie machen schlechte Witze. Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr, die altdeutschen Narren verdarben mir schon in der Burschenschaft die Lust an den schwarz-roth-goldnen Farben." Indeß bald bereut er seinen Frevel, und schwört dem Kaiser wieder Treue, auch wenn er die alte peinliche Halsordnung wieder einführen wollte: er möge Deutschland nur vom Preußenthum erlösen!

G. Herwegh, dessen sentimentale Natur durch den Weihrauch, der ihm von allen Seiten überreich gestreut wurde, berauscht war, hatte sich seit seiner Ausweisung aus Preußen ganz republikanischen Ideen ergeben. „Zu scheu," sang er diesmal Friedrich Wilhelm an, „der neuen Zeit in's Aug' zu sehn,

zu beifallslüstern, um sie zu verachten, zu hochgeboren, um sie zu verstehn, willst du durch bunte Gläser sie betrachten, durch Gläser, die dir deine Puppen schleifen . . . Noch lebt die Sphinx der Revolution! Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen, und du — du bist kein Oedipus gewesen!" — F. Freiligrath, der mit ihm in der Schweiz lebte, hatte ihn früher angegriffen: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei!" Dafür war er von Herwegh Bedienter gescholten worden. Jetzt wurde auch er bekehrt: die Macht der allgemeinen Stimmung riß ihn nicht blos fort, sie gab ihm zugleich den Stoff, nach dem er lange vergebens gesucht, und die Gelegenheit zu einer That: er brach mit dem Königthum, opferte dem Vaterland jenes Jahrgehalt des Königs von Preußen, das ihm von Seiten Herwegh's so harte Vorwürfe zugezogen, und vertiefte sich mit seinen Gedichten in die äußerste Demokratie. Freiligrath ging aus den politischen Phrasen heraus und vertiefte sich mit großer plastischer Gewalt in die concreten Erscheinungen des politischen Lebens. Die Idee der Revolution, bei Herwegh nur dunkle Empfindung geblieben, tritt bei ihm in aller Fülle des Lebens, greifbar und in wilden Farben an's Tageslicht. Wir fühlen ihren Pulsschlag, wir sehn die finstern Gestalten, die sie heraufbeschwört. Aber nicht ungestraft ergeht sich die Muse in sansculottischen Vorstellungen, die Roheit der Empfindung geht auch auf die Sprache über. Während Freiligrath früher seine Sprache etwas über Gebühr steifte, hielt er es jetzt für seine Pflicht, in dem cynischen Ton eines verwilderten Demagogen zu reden. Und doch klingt etwas durch, was den Argwohn erregt, das alles sei nicht wirkliche Leidenschaft, sondern gemachtes Wesen. Es sieht fast aus, als ob dieser Jakobinismus nur der übrigens gleichgiltige Stoff wäre, an dem der Dichter sein formelles Talent ebenso ausübe, wie früher an den Wüstengeschichten, die er auch nicht aus unmittelbarer Anschauung und Empfindung, sondern nach Reisebeschreibungen darstellte. —

Die tausendjährige Jubelfeier des Vertrags von Verdun — von den Radicalen verhöhnt, weil die Gründung des deutschen Staats mit einer Theilung anfing — gab Veranlassung zu einer Reihe von Versuchen, das Verständniß der deutschen Geschichte zu fördern. Der wichtigste war der 1. Bd. der „deutschen Verfassungsgeschichte" von Waitz, 30 J., Professor in Kiel, Ranke's gediegenstem Schüler: es war der erste principielle Fortschritt über Eichhorn hinaus. „Die deutsche Geschichte," schreibt Dahlmann, „muß durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden, um als Ganzes im Vortrag etwas zu bedeuten; jetzt am allerwenigsten darf sie in ein bloßes Antiquitätenstudium ausarten, sie muß in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerem Strom als unser Rhein; ihr Neuestes muß von dem-

selben Sinn, der das Aelteste beseelte, durchdrungen sein. Denn am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart und die Schrift dem Leben. Dahlmann (58 J.) war seit 1842 Professor in Bonn, wo er auf die sittliche Haltung der Jugend den segensreichsten Einfluß übte; er hatte vorher in Jena die „Geschichte Dänemarks" vollendet. 1843—1845 schrieb er die Geschichte der französischen und der englischen Revolution, diesmal für das größere Publicum: es kam ihm nicht auf neue Forschungen an, sondern auf die Rectification des Urtheils. „Wer an der französischen Nation verzweifeln möchte, weil sie nach ihrer großen Umwälzung von nun bald zwei Menschenaltern noch immer keine Ruhe findet, dem soll man vorhalten, daß das englische Volk zwei Jahrhunderte brauchte, um die seine zu vollbringen, ihre Früchte zu sammeln und von ihr zu genesen. Zwar ist Gott Lob kein Theil der vielgliedrigen Geschichte der Menschheit so unfruchtbar, daß seine Darstellung ohne Ausbeute bliebe; es giebt aber historische Gebiete, deren überschwenglich fruchtbarer Boden doppelte und dreifache Ernten verspricht. An sich lehrreich, fördern diese zugleich ein weiter reichendes Verständniß der Zeiten, lösen beängstigende Fragen der Gegenwart, und enthüllen vielleicht einen Theil der uns schwachen Menschen sonst so unzugänglichen Zukunft." Und dann zum Schluß, als von Wilhelm von Oranien die Rede ist: „Ihm verdankt England seine Freiheit, soweit Freiheit verliehn werden kann, und Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß, wer in ihrer Nähe blos die Augen schaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später daran den Kopf einrennen muß." — Dahlmann weiß das sittliche Gefühl anzuregen, den Muth zu befeuern, in die Zukunft große Perspectiven zu öffnen. „Wenn es Weisungen von oben giebt, welche die irren Bahnen der schwachen Sterblichen erleuchten, so sind diese damals ertheilt, als neben den frechen Königsmord der kalt berechnete Volksmord trat. Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, die damals Knaben waren, sind zu Greisen geworden, aber unverrückt weist der große Zuchtmeister der Welt immerfort auf dieselbe Aufgabe hin, sucht seine störrig trägen Schüler mit unsäglichen Leiden heim. Und dennoch wollen die Einen nicht lernen, daß es ein Unsinn und ein Frevel ist, unsern von monarchischen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln zu wollen, die Andern umklammern hartnäckig das geliebte Götzenbild einer monarchischen Unumschränktheit, welche ja ihre unvergeßliche Zeit gehabt hat, gegenwärtig aber verlassen von dem Glauben der Völker ein so eitles Geräusch treibt, wie die klappenden Speichen eines Rades, dessen Nabe zerbrochen ist." — Man fand die beiden Skizzen auf den Tischen nicht blos höchster, sondern

allerhöchster Herrschaften, und unter den Verehrern Dahlmann's tauchte von Zeit zu Zeit die Hoffnung auf, ihn noch einmal als preußischen Minister zu begrüßen.

Die lebhafteste Nahrung fand das deutsche Gemeingefühl in der Agitation für die Befreiung der Herzogthümer Schleswig-Holstein vom dänischen Joch. Droysen (36 J.), seit 1840 Professor in Kiel, verfaßte 1844 die Adresse, welche den Kampf eröffnete; vorher hatte er die Vorlesungen über neuere Geschichte gehalten, welche ein Jahr darauf unter dem wunderlichen Titel „Geschichte der Freiheitskriege" erschienen. Mit augenscheinlicher Anlehnung an die Form Hegel's, aber in jedem einzelnen Urtheil selbstständig und eigen, giebt Droysen einen geschichtsphilosophischen Abriß der neuern Zeit seit der Reformation. Bei der großen Fülle von Material, bei dem gesunden und für alles Concrete empfänglichen Auge ist sein Herz doch immer in dem Drange der Idee, die vorwärts treibt. Selbst in seiner Sprache ist dieser Drang ausgedrückt; derselbe Ungestüm, mit dem etwa Schiller ein Bild nach dem andern hascht, um für das Unendliche in seiner Seele einen doch immer unvollkommenen Ausdruck zu gewinnen; nicht ein beruhigtes Gemüth, sondern der Pulsschlag der edlen Leidenschaft lebt in der Anschauung. Die einzelnen Figuren sind nicht abgerundete Gemälde, die sprechend aus der Leinwand heraustreten, es ist immer das ideelle Motiv, dessen Licht ihnen eine nur für diesen bestimmten Zug berechnete Bedeutung giebt. Und das ist der Mangel dieser Darstellung. Der Gedanke ist noch zu subjectiv; er hat sich nicht in das Factische versenkt. Die ideelle Bewegung des Geschehenden ist nicht in ihm selbst; man sieht, daß zuerst über das Geschehene reflectirt und dann an diese Reflexion die Erzählung angeknüpft ist; aber der Gedanke der Freiheit drängt sich mit einer fast poetischen Gewalt in dieser geistvollen Skizze vor die Seele. — Die Idee des modernen Staats wird verfolgt von Karl 5. zu Philipp 2., Richelieu, Ludwig 14., Wilhelm v. Oranien zu Friedrich dem Großen; dann tritt an Stelle der Monarchen die Gemeinsamkeit der bürgerlichen und geistigen Interessen, aus denen die Nationalstaaten hervorgehn. Mit dem Aufstand Nordamerika's beginnt eine neue Periode der Geschichte. Was in Europa als Traum der Dichter und Weisen erscheint, zeigt sich in wundervollster Weise ausführbar. Die Schwerpunkte des geschichtlichen Lebens sind nun verwandelt, es beginnt eine völlig neue Polarität: der Gegensatz des Abend- und Morgenlandes wird ersetzt durch den der alten und neuen Welt. Seit zwei Jahrhunderten hatte sich die Bildung von der Masse, der Gewinn von der Arbeit, der Staat vom Volk, die Kirche von der Religion und von der Gemeinde soweit entfernt, daß endlich eine Wandelung unvermeidlich war. Die sittliche Macht, welche in den alten Verhältnissen einst gelebt und sie ge-

tragen hatte, war dahin; es war von den einst lebensvollen Gestalten nichts als die todte Lava, nichts als das positive Recht und die Macht der Gewohnheit geblieben; wo die Hand an diesen verstaubten Verhältnissen aufzuräumen begann, zeigte sich, wie wurmstichig alles war. Diese Auflockerung des sittlichen Geistes, die tief und tiefer in die Massen hinabdrang, bezeichnet den Anfang der großen europäischen Umwälzung. Einmal begonnen, konnte sie nicht eher aufhören, als bis sie alles ergriffen und durchgearbeitet, alle erlogenen Zustände niedergeworfen, neue sittliche Gewalten erweckt und durch sie neue wahrhaftere Gestaltungen gegründet hatte. — Als in Paris die Gemeinen sich zur Nationalversammlung machten, war das ein erster Schritt zur Volkssouveränetät; aber nicht minder die Noth der Umstände als die Gesammtüberzeugung der Nation stellte das Mandat dazu aus: eine geschichtliche Nothwendigkeit, ebenso groß und berechtigt wie die, welche einst die Monarchie Ludwigs 14. hatte entstehn lassen. Der 4. August stürzte die Summe irrationaler Verhältnisse über den Haufen. Theoretisch war nun Raum da, auf der tabula rasa einen völlig neuen Staat zu gründen. Seine Grundlage wurde die Erklärung der Menschenrechte; nur daß sie hier nicht wie in Nordamerika das Resultat einer langen, in Fleiß und Noth bewährten Gewohnheit bürgerlicher Freiheit, sondern ein Postulat, eine anticipatio naturae war, nach der sich erst die Verhältnisse und, was schwerer und gefährlicher war, die Personen völlig umwandeln sollten. Des alten Sündengiftes war nur zu viel zurückgeblieben, und trat, aller conventionellen Schicklichkeitsformen entblößt um so widerwärtiger hervor; bei so tiefer Umkehr aller Verhältnisse kamen die niedrigsten Leidenschaften auf den Plan und geberdeten sich bald als die Bannerträger. — Es war ein chaotischer Zustand. — Jetzt mußte die Revolution alle ihre Kräfte anspannen, sich zu retten, es war ein Kampf um die Existenz. Die Republik siegte, und wurde nun ihrerseits aggressiv. Es war eine völlig neue Gewalt, die sich plötzlich, unwiderstehlich, mit elementarer Mächtigkeit erhoben hatte, alle Principien, Gewohnheiten, Vorurtheile negirend, auf denen Europa bisher beruht, sich als vollzogene Empörung, als Republik constituirend, schon lavagleich überfluthend, überall von volksthümlichen Sympathien begrüßt, überall des Sieges gewiß über die gedankenlos gewordenen Formen, in denen die Welt gebunden lag. In dem furchtbaren Kampf gegen Europa traten nun die dunklern Mächte an's Licht. Die 25 Millionen Franzosen müssen, auf daß jedes Zerfallen unmöglich werde, wie vulkanisch zusammengeschmolzen werden zu einer sich völlig gleichen granitnen Masse, zu einer politischen Monade; es ist die einzige Sittlichkeit, die es noch giebt, jeden sonstigen Inhalt der Persönlichkeit hinzugeben in den fanatischen Dienst des Allgemeinen. Die drei Jahrhunderte lang von den Monarchen angestrebte

Herrschaft der Staatsidee erfüllt sich in dem Augenblick, wo sie in die Masse zurückgesunken und verloren ist. — — In dem Heer und seinem Feldherrn ist jetzt die wahre Macht der Republik; es sind nicht, wie daheim, abstracte, sondern lebendige, sittliche Gewalten, die Tausende an diesen Einen knüpfen. Frankreich bedurfte der festen Einigung; diese erlangte es durch eine Usurpation. Lügenhaft, wie alle Verhältnisse der Republik geworden waren, verwickelten sie den Feldherrn in ein Labyrinth von Lügen und Fictionen. Auf der tabula rasa der Revolution hatte er eine Monarchie zu gestalten. Wie in einem ungeheuern Bankbruch waren alle materiellen und sittlichen Werthe untergegangen; aus der Idee des Staats heraus ward nun alles neu erzeugt. Nie hat sich menschlicher Verstand in durchgreifenderer Weise ordnend und formend gezeigt. — In dem Kampf um die Weltherrschaft wird die alte Politik, nur in riesenhaften Verhältnissen, von Neuem angewandt; der Staat der Revolution hatte die alten Staaten in ihren Künsten überholt. Napoleon schuf eine Ordnung der Dinge, die nicht blos sich in sich selber zu sichern, sondern die Kraft zu neuen Angliederungen, die Elasticität zu unberechenbarer Ausdehnung zu haben scheint. Keine Unmöglichkeit, die ihn hemmt: das Nächste wie das Fernste, das Geheimniß der Verhältnisse wie die leisesten Regungen der Seele durchschaut er mit einem Blick, jedem weiß er seine Stellung zu geben. — Aber umsonst suchen wir in ihm tiefere sittliche Motive, die ihn treiben, ihn bestimmen, man möchte sagen, mit seinem Geist versöhnen. Alles ist ihm nur Mittel, jedes Erreichte treibt ihn nur weiter, aus jedem Siege wuchern ihm neue Ansprüche, neue Nothwendigkeiten: es ist die Friedlosigkeit einer Dialektik, die immer maßloser, mechanischer, unwahrer wird, je weiter sie der Widerspruch treibt; sie hat keine Ruhe, bis sie alles in ihre Oede verschlungen, alles Leben geformelt, alle Farbenlust des Daseins mit ihrem Grau in Grau übertüncht hat. — Napoleon fehlte seines Ziels; es standen Vergangenheiten gegen ihn auf, die er längst abgethan glaubte: es vorgestaltete sich eine Zukunft, die ihn und sein Princip überholte. Es begannen die Freiheitskriege der Nationen." —

„Nicht umsonst sind die Principien der Gedanken- und Gewissensfreiheit, der Gleichheit vor dem Recht Gemeingut aller Gebildeten geworden. Zu welchem Aberwitz auch die Lehre von den Menschenrechten geführt hat, sie enthält Wahrheiten, die, einmal erkannt, nicht eher Ruhe haben, als bis sie zur Wirklichkeit geworden sind. Die Summe aber ihres Inhalts ist, daß jeglicher seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, die Anerkenntniß des Menschen als einer sittlichen Existenz. Sie und nur sie ist das Maß, an dem der Staat seine Macht, der Bürger seine Pflicht, die Geschichte ihre Urtheile messe."

In derselben Zeit erschienen in Frankreich, im Vorgefühl des kommenden Sturms, eine Reihe von historischen Versuchen über die ältere Revolution. — Louis Blanc, Michelet, Lamartine — die sämmtlich, im Gegensatz gegen die frühere Auffassung, die Bergpartei begünstigten. Dasselbe geschah in den „Beiträgen zur Geschichte der Revolution" von Bruno Bauer, seinem Bruder Edgar, seinem Schwager Jungnitz, Buhl, Th. Opitz, Jellineck u. s. w. Eine Schule, die in ihrem sittlichen Zersetzungsproceß so weit gekommen war, alle feste Substanz der Gesinnung als Hinderniß der unaufhaltsam weiter strebenden Cultur zu verachten, concentrirte ihr ganzes Interesse auf den ärgsten Pedanten des revolutionären Fanatismus, dessen geistige Nullität ebenso ihr Gefühl anwidern wie sein gedankenloser Dogmatismus ihrem sophistischen Witz widerstreben mußte. Bei diesen Excerpten aus den Quellen war auf das sorgsamste jeder Anschein selbstständiger Durcharbeitung vermieden: auf diese Weise glaubte die „Kritik" ihrem Gegenstand gerecht zu werden, während sie ihrem subjectiven Idealismus durch gelegentliche paradoxe Urtheile Luft machte.

Das deutsche Publicum schien sich im Ganzen mehr zu den religiösen Interessen abzuwenden. Die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier veranlaßte den abgesetzten Caplan J. Ronge (31 J.) 15. Oct. 1844 zu dem „Offnen Brief" an den Bischof Arnoldi, dem freilich höchst naiv zugemuthet wurde, „als Bischof" dies und jenes wissen zu müssen, wovon er in der That „als Bischof" das Gegentheil wissen mußte. Gleichzeitig hielt bei der Jubelfeier der Universität Königsberg der berühmte Physiolog Burdach dem rechtgläubigen Minister Eichhorn die Verdienste der alten Nationalisten um den Schulunterricht entgegen, und trug der Pastor Wislicenus den „Protestantischen Freunden" die Abhandlung: „ob Schrift, ob Geist?" vor, wegen deren er vom Kirchenregiment abgesetzt wurde. Ueberhaupt trat ein strengeres Verfahren ein: gegen Walesrode in Königsberg, Nauwerk in Berlin, Schwarz und Prutz in Halle erfolgten Maßregeln. — Das Publicum war entschieden auf Seiten der Aufklärer: als 22. Jan. 1845, von Ronge geleitet, eine deutschkatholische Gemeinde in Breslau sich bildete, der bald mehrere folgten, als diese Gemeinden 23. März sich zu einem Concil in Leipzig vereinigten, da brach ein namenloser Jubel in der gesammten Presse aus, man war überzeugt von einer neuen Reformation, welche die alte von 1517 weit hinter sich lassen sollte, und hatte die größte Neigung, so ganz haltlose frivole Menschen wie Ronge und Dowiat als Heilige zu verehren. Nicht blos die Schriftsteller der Vossischen Zeitung, sondern Männer wie A. Ruge und Gervinus ließen sich zu dem festen Glauben verleiten, eine kirchliche Reformation könne sich erneuen in einer Zeit, wo man der un-

bequemen Kirche nur den Widerwillen der weltlichen Gesinnung, nicht den Feuereifer des erfüllten Glaubens entgegensetzte. Auch innerhalb der protestantischen regte es sich stark: zuerst protestirte die Masse des Publicums in Berlin gegen die Uebergriffe des Kirchenregiments, dann folgten 15. Aug. 1845 die Schleiermacherianer, eine stattliche, hochansehnliche Gesellschaft, an ihrer Spitze die Bischöfe Eylert und Dräseke. Freilich protestirten sie ebenso gegen die Lichtfreunde als gegen Hengstenberg's „Evangelische Kirchenzeitung".

Dieser Massenbewegung gegenüber verhielt die „souveräne Kritik" Berlins sich nüchtern. Der „Geist", der bisher im fortfluthenden Gewicht sich hatte mitreißen lassen, besteigt nun die einsame Warte, um den planlosen Strom der „Masse" ironisch zu überschauen. In Bruno Bauer's „Culturgeschichte des 18. J." finden sich noch glänzende Einfälle, während die „Geschichte des Lutherthums im 16. und 17. J." Luther und seine Mitkämpfer in einer Weise behandelt, daß Hegel's Wort in Anwendung kommt: „für den Bedienten giebt es keinen Helden, aber nicht, weil der Held kein Held, sondern weil der Bediente ein Bediente ist." — Die Geschichtschreibung wird einem Zeitalter nie gerecht werden, gegen welches sie sich von vornherein ironisch verhält. Sowie der Maler ein Gesicht, so muß der Historiker die Zeit, die er darstellen will, bis zu einem gewissen Grade lieben, um sie getreu wiederzugeben. Da die Bauer eigentlich nur Theologie studirt, und in allen Zeiten, die sie durchmessen, nur der theologischen Bewegung ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, und da ihnen Theologie gleichbedeutend ist mit Verrücktheit, so ist für sie die ganze Geschichte, bis auf die Zeit, da das Wort sich erfüllte, d h. bis auf die „Synoptiker" von Bruno Bauer, nichts Anderes als die Krankheitsentwickelung eines Fiebertollen. Wer in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert nur die Zuckungen des specifisch christlichen Geistes verfolgt, wird nothwendig ungerecht. Eine Culturgeschichte zu schreiben, und dabei die Naturwissenschaft ganz zu ignoriren, die Kunst nur nebenbei zu behandeln und in der Metamorphose der gesellschaftlichen und staatlichen Gebilde nur die theologische Seite in's Auge zu fassen, ist ein verfehltes Unternehmen. — Bruno Bauer hatte große Noth und Mühe gebraucht, bevor er sich den Voraussetzungen des Christenthums entwand. Aengstlich hat er dann alle Spuren dieser Voraussetzungen in seinem Gemüth aufgesucht und vertilgt. Wo ihm ein Nachklang einer theologischen Empfindung entgegentritt, da ist der Theolog außer sich, gleichgiltig, ob sie bei Luther, bei Goethe, oder bei irgend einem Scribenten der Vossischen Zeitung sich vorfindet: der Mann ist ein „Christ", ein „Pfaff", ein „Bürger", ein „Lichtfreund", kurz er verfällt in alle die Kategorien, welche die antichristliche Theologie als das Verachtungswürdigste

aufgedeckt hat, und verliert jede Eigenschaft, die aus ihm ein concretes Wesen macht. Dieses Gespenst der Theologie, welches ihn nie verläßt, läßt ihn in der Bewegung der letzten Jahre nichts Anderes sehn, als religiöse Zuckungen. In seiner Hauptquelle, der Vossischen Zeitung, sieht er nur die lichtfreundlichen und deutschkatholischen Artikel: die Artikel über Jenny Lind und die Rachel, über Eisenbahnen und spanische Papiere, über Museen und Kunstausstellungen, über den Luftdruck und dergleichen übersieht er. Daß in Zeiten großer Dürre neben Jenny Lind, Franz Liszt u. s. w. auch Ronge und Uhlich ihre Stelle finden, ist ihm unbegreiflich. Wie er in seiner Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts nur für die theologischen Klopffechtereien Sinn hat, so sieht er in der Märzrevolution nur Lichtfreundschaft. Dieses krankhafte Hangen an einer Abstraction macht ihn unfähig, in irgend einer Erscheinung die Totalität anzuschauen. Bei seinem theologischen Spionirsystem findet er in den Menschen höchstens einen quantitativen Unterschied, eigentlich ist ihm alles „Bürger", alles „Lichtfreund", alles „Masse", der König von Preußen wie Schlöffel, Stahl wie Ottensoffer. In diesen verwaschnen Schilderungen ist es unmöglich, eine Persönlichkeit herauszuerkennen. Für Persönlichkeiten, soweit sie nicht einem Moment seines abstracten Begriffs entsprechen, hat er keinen Sinn. — Wie A. Ruge den Begriff des Patriotismus, so zersetzte die berliner Kritik den Begriff des Repräsentativsystems und des Rechtsstaats; beide Begriffe wurden nicht nur als romantisch, sondern als Momente der „bürgerlichen" Reaction gegen den Fortschritt der Freiheit, der Abstraction gegen die lebendige Macht der Geschichte bezeichnet. Der Glaube an das Vaterland, der Glaube an den Staat sollte als letzter Rest des alten Aberglaubens aus dem Herzen gerissen werden. — Ein Ketzer, auch in politischen Dingen, wird unaufhörlich von dem Gespenst der Vorstellungen, die er im Princip überwunden zu haben glaubt, verfolgt. Sowie diese „Freien" in ihrer theologischen Periode in den unschuldigsten Aeußerungen Spuren von Religiosität witterten, so ging es ihnen jetzt mit dem Staat und seinem concreten Ausdruck, dem Bürgerthum. Unter „Bürgerthum" verstanden sie die Masse der Philister; unter „Staat" die Form, welche sich diese gedankenlose Masse zu geben wisse. Sie meinten, mit dem Wesen des constitutionellen Staats fertig zu sein, wenn sie einen Widerspruch in demselben nachwiesen, was eigentlich von Schülern Hegel's sehr gedankenlos war. Denn die Forderung der Widerspruchlosigkeit sagt nichts Andres, als daß man sein Ideal in einem Petrefact sucht, während der Staat doch nur die dialektische Methode sein kann, in welcher sich der Entwicklungsproceß der Cultur mit Ordnung und Verstand vollzieht. Am schärfsten verfuhr die Kritik gegen ihre ehemaligen Verbündeten, die Radicalen. Der Radicalismus hatte die Regierung mit einem gewissen unwilligen Er-

staunen gefragt, warum sie nicht auf seine Ideen eingehe? die Kritik wies nach, daß sie ihrem Begriff nach so handeln müsse, wie sie handelte. Dieser Nachweis athmete nicht die althegelianische Befriedigung, die Kritik fand nicht, daß alles gut sei, wie es ist, sie weidete sich mit einer krankhaften Wollust an der Niederträchtigkeit, die sie als nothwendig zu begreifen meinte. Die Ironie gegen die Phrasen des Radicalismus war zum Theil sehr treffend; aber die Kritik gewöhnte sich so an die satirischen Gänsefüßchen, daß man in vielen Fällen nicht errathen konnte, wo eigentlich der Witz lag. Das Hauptstichwort war: die Masse wolle durch ihre Organe, die Communisten u. s. w., alle Eigenthümlichkeit aufheben und das Große zu sich herabziehn; weil Einige Lumpen wären, sollten dem Princip der Gleichheit zufolge alle Lumpen sein. Max Stirner schrieb ein Buch: „der Einzige und sein Eigenthum“ 1846, worin er den Geist, die Menschheit u. s. w. mit den alten Götzen in das Reich der Gespenster warf. Real auf Erden bin nur Ich, und die Speise, die mich nährt, die Bilder, die mich ergötzen, die ich verbrauche zu meinem souveränen Nutzen und Vergnügen. Wozu ein Staat, wozu Recht und Gesetz? warum soll ich die Wahrheit sagen? warum meine Schulden bezahlen? Die härteste Knechtschaft ist die des Gedankens, ein Ruck, ein Gähnen, und Ich bin frei! — Dergleichen Einfälle, anmuthig vorgetragen, haben der ewigen Ernsthaftigkeit gegenüber eine Berechtigung, nur durch gelegentliche Ungezogenheit wird die Sitte werth; wenn man aber hört, daß das die Frucht jahrelanger Studien und gewissenhaften Nachdenkens, das letzte Resultat der Philosophie sein soll, wenn die Harlekinade mit gravitätischer Pedanterie betrieben wird, so hört der Spaß auf. Wie die Gefühlsausbrüche in den Zeiten der „Stürmer und Dränger“, in denen sich die geniale Individualität von dem Druck allgemeiner Gedanken befreite, ist „der Einzige und sein Eigenthum“ nichts als der dithyrambisch ausgeführte Stoßseufzer einer schönen Seele, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und des zweckmäßigen Arbeitens ennuyirt. Nach Stirner's Lehre bildete sich in Köthen eine ganze Schule von „Egoisten“, die „weiter gingen“, als der Meister. Das eine „Individuum“ fand schon das verständige Anschauen der Welt, welches Stirner unter Umständen billigt, zu philisterhaft; der eigentliche Mensch dürfe die Natur nur anstieren. Die Schnelligkeit, mit der man es in diesem sophistischen Spiel, anscheinende Abstractionen aufzulösen, zur Virtuosität bringt, ist erstaunlich. Wie in den Zeiten der Romantik, durfte man die Begriffe nur auf den Kopf stellen, um auf der Höhe der Zeit zu stehn. Stirner war empört darüber, daß Rudolf in den Mysterien von Paris die Leute zur Tugend verführe, während sie in der vollen Durchführung des Lasters die echt menschliche Kraft hätten bewähren können. Ein

Andrer bewies, daß in Goethe's Egmont der Herzog von Alba den Fortschritt repräsentire, da Egmont der höhern Staatsform, die der König ihm bot, nichts entgegenzusetzen wisse, als die Berufung auf seine Privilegien. Seit der Zeit sind mehrere von diesen „Egoisten" katholisch geworden. — So sehr sich die souveräne Kritik über die Masse erhebt, so braucht sie doch eine Sphäre, in der sie ihre Münzen ungewogen ausgeben kann; sie bildet sich ihre eigne, exclusive Masse. Bauer hatte seinen Hof wie Hebbel oder Gutzkow. Die Frivolität wurde in diesem Kreise mit einem gewissen Ernst getrieben, feierlich, gleichsam als Religion. Es war Pflicht, cynisch zu sprechen, und diese Cynismen gelegentlich auf die Action zu übertragen. Man erzählte die Mythen von „der Kritik", daß sie ihre Theorie von der Ungültigkeit des sittlichen Wesens durch diese oder jene Aeußerung zur Erscheinung gebracht habe; es waren nicht individuell interessante Geschichten, sondern Dogmen in Anekdoten übersetzt. Man blasphemirte auf das greulichste, aber doch mit einer gewissen Scheu, wie Furchtsame sich den Donner durch lautes Sprechen zu übertäuben suchen. Der seiner Freiheit noch ungewohnte Lästerer blickt heimlich seitwärts nach dem Götzenbild, indem er Steine danach wirft. Man lese in O. Wigand's: „Epigonen" die Schilderung, die der „Candidat Bauer" von seinem Transport nach Magdeburg giebt. Er macht einem Frauenzimmer, das wegen wiederholten Diebstahls eingesperrt wird, die Cour, giebt sich mit ihr auf die Zeiten der Freiheit ein Rendezvous, und geht mit dem übrigen Gesindel um, als wäre es seines Gleichen. Nach einer andern Seite hin zeigt das Verhältniß Br. Bauer's zu Frau von Arnim, die für die Voigtländer Zustände in „dies Buch gehört dem Könige" Schüler der Kritik benutzte, die Verwandtschaft der alten Romantik mit der neuen: beide ruhen auf dem schwankenden Grund der individuellen Stimmung.

Gutzkow, ein geschickterer Journalist als Br. Bauer, predigte in seinem neuen Trauerspiel „Uriel Acosta" die reinste Aufklärung, in volltönender Declamation. Der Held des Stückes appellirte an das nationale Ehrgefühl, er erklärte, dem jüdischen Glauben treu bleiben zu wollen, weil er ein verfolgter wäre, obgleich er ihn in seinem Innern überwunden habe und sich auch nicht scheue, ihn mit den Waffen der freien Wissenschaft offen zu bekämpfen; er deutete durch die Erklärung eines alten Mythus an, daß er die Bedeutung der alten Traditionen verstehe. Unter den rechtgläubigen Juden, die sich gegen Uriel Acosta verbanden, war nur ein einziger Fanatiker, und auch dieser stark durch politische Motive bestimmt, alle andern, wenn man von einem altersschwachen Greise abstrahirt, neigten sich im Stillen zu derselben Ansicht, die sie officiell verfolgten. Wenn also äußerlich die Kirche triumphirte, so konnte man für die Zukunft die besten Hoffnungen mitnehmen, um so mehr,

da in der Person des jungen Spinoza die Philosophie der Zukunft sich schon innerhalb des Stückes vernehmlich machte. In dieser lichtfreundlichen Stimmung lag das Hauptverdienst des Stückes; außerdem in der Sprache, die diesmal durch die Fessel des Verses zusammengehalten, weniger incorrect und schwülstig war, und in der übersichtlich geordneten Handlung. In der Energie der Charaktere und der sittlichen Ideen ist kein Fortschritt. Uriel ist eine haltlose Figur, die von den verschiedenartigsten Motiven bestimmt, niemals den Muth hat, eins derselben zum bestimmenden zu machen. Im ersten Act ist er im Begriff, in's Ausland zu gehn; er liebt ein geistreiches Mädchen, Judith, die mit einem andern verlobt ist, und will sich diesem Kampf des Herzens entziehn; nun wird er aber wegen eines ketzerischen Buchs vor der Synagoge angeklagt und erklärt, der Bekenner der Wahrheit müsse auch Muth zeigen. „Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen". Ein gelehrter Rabbiner entscheidet, das Buch widerspreche den Satzungen des Judenthums, und es wird der Fluch der Synagoge über den Verfasser ausgesprochen, nachdem dieser die Ausflucht, sich als Christ zu bekennen, mit stolzer Verachtung verschmäht. Aber Judith erklärt, ihrem Geliebten treu bleiben zu wollen; ihr weltlich gesinnter Vater, der reiche Manasse, verspricht, ihm die Tochter zur Frau zu geben, wenn er sich mit der Synagoge versöhnt. Dies kann nicht anders geschehn, als durch einen Widerruf; ein weltkluger Lehrer sucht ihn durch Sophismen zu bestimmen, seine blinde Mutter und seine Brüder, die unter den Verfolgungen der rachsüchtigen Feinde zu leiden haben, treiben ihn an, und obgleich er sich im Anfang heftig sträubt, giebt er doch endlich nach und geht den schweren Gang zur Synagoge, seinen Glauben zu widerrufen. Er liest vor der versammelten Gemeinde eine schimpfliche Abschwörungsformel und legt sich dann auf die Thür der Synagoge, damit die ganze Gemeinde über ihn hinwegschreite und ihn mit Füßen trete. Sein Nebenbuhler, der herbeieilt, ihm seinen Tritt zu geben, ruft ihm triumphirend zu, daß er sich verrechnet habe: die Mutter sei bereits gestorben, Judith's Hand sei ihm zugesagt. Außer sich, reißt sich Uriel von den Händen seiner Peiniger los und stürzt verwildert auf die Tribüne, um in einer leidenschaftlichen Rede seinen Widerruf zurückzunehmen, was freilich jetzt wohlfeil ist, da er nichts mehr zu verlieren hat. Der letzte Act führt uns auf das Hochzeitsfest. Judith hat ihre Hand gereicht, um ihren Vater vom Ruin zu retten, aber sie hat zugleich Gift genommen. Uriel tritt während der Vermählung finster auf und zielt mit einem Pistol auf den Nebenbuhler, schießt aber nicht, sondern hält eine Rede über die Toleranz und schreitet dann „groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort ist, fällt ein Schuß." Arnold Ruge, der damals eine Kritik über

das Stück schrieb, war der Ansicht, Uriel werde wohl vorbeigeschossen haben. — Gutzkow hatte denselben Stoff 12 J. früher in einer Novelle behandelt, die in allen Punkten den Vorzug verdient. Sie stellt Uriel nicht als einen Helden dar, sondern als ein schwaches und haltloses Kind seiner Zeit, der beständig zwischen den Extremen des Uebermuths und der feigen Verzweiflung schwankte, weil er selbst von den Vorurtheilen, die er bekämpfte, heimlich befangen war. Die Schwankungen in seinem eignen Gemüth und in der Seele seiner Geliebten, die zuerst als eitles Weltkind gleichgiltig gegen die religiösen Streitigkeiten, sich dann durch ihren Geliebten bestimmen läßt, seinen Sophismen zu folgen, und endlich, als sie auch die Unsterblichkeit der Seele aufgeben soll, in eine unheilbare Verwirrung geräth: — das alles ist mit Feinheit, wenn auch in zu hastigen Sprüngen dargestellt; ebenso die geheimnißvoll wirkende Macht der Gewohnheit, die Herr über die Seele bleibt, auch wo der Gedanke sich von ihr losgerissen zu haben glaubt. Die Novelle macht einen niederschlagenden Eindruck, weil lauter häßliche Figuren und Ereignisse darin vorkommen; aber sie verräth ein Talent zur Detailmalerei, das der Dichter in seinen spätern leichtsinnigen Arbeiten ganz verloren zu haben scheint. Im Drama sind diese Beobachtungen auf banale Phrasen zurückgeführt. Der Charakter des 17. J. und der Einfluß desselben auf die Gemüther ist ganz verwischt. Wir bewegen uns unter Lichtfreunden unsrer eignen Zeit. Aus dem schwachen aber bemitleidenswürdigen Sohn seines Jahrhunderts ist ein abstracter Freiheitsheld geworden, der uns durch seine Prahlereien, die mit seinem Handeln so wenig im Einklang stehen, empört. Stellen wir uns vollends vor, seine Abschwörung hätte die gewünschte Frucht getragen, er hätte durch die Schmarren auf seinem Rücken die Hand der reichen Judith erkauft, welcher Abgrund von Erbärmlichkeit öffnet sich da! —

Durchweg zeigt das Theater, das in jenen Jahren einen sehr erfreulichen Aufschwung zu nehmen schien, die Neigung, sich über die Tagesfragen der Literatur, Politik und Religion auszusprechen. — Laube's „Gottsched und Gellert", „die Karlsschüler", „Prinz Friedrich" lassen die modernen Conflicte auf dem Boden des vorigen Jahrhunderts spielen; eine zahllose Menge von Literaturdramen folgten diesem Beispiele. Ein merkwürdiger Versuch ist „Judas Ischarioth" von Elise Schmidt, die später am geschicktesten in die Fußtapfen von Gutzkow und Laube trat: Judas ist eigentlich eine noble Natur, und wird nur als Nebenbuhler Jesu in der Liebe zu Maria Magdalena zum Verräther: viele Jahre, bevor Renan seinen historischen Roman veröffentlichte. Dabei hat Christus doch die Glorie des Göttlichen viel stärker als Lord Byron. — Viel schlimmer sprang die gleichzeitige Kritik mit dem Christenthum um. In der gräulichen „Geschichte des Lutherthums", die 1847

unter dem Pseudonym „Martin von Geismar" erschien — der eigentliche Verfasser ist Bruno Bauer — wurde die Reformation als die echte Darstellung des Christenthums verhöhnt, das im Mittelalter nur scheinbar die aristokratisch ritterlichen Kräfte der Germanen unterdrückt habe. — Und was war dieses Christenthum seinem Wesen nach? — Der gegenwärtige Vorfechter der Kreuzzeitungspartei erläutert: „Die christliche Religion war ein Erzeugniß des politischen Umschwungs, welcher im römischen Reich, längst schon vorbereitet, mit Einführung des Kaiserthums an's Licht trat. Hatte bisher die Kräftigkeit, der männliche Stolz, der Freiheitssinn der Aristokratie eine Alleinherrschaft unmöglich gemacht, so war das Hervortreten einer einzigen Persönlichkeit, eines üppigen Imperators der Beweis dafür, daß eine gleichartige unterthänige Pöbelmasse entstanden, daß die Aristokratie, ihren männlichen Eigenwillen verlierend, zum Pöbel herabgesunken, daß sie fähig geworden war, das Unterthanenbewußtsein in sich aufzunehmen. Da entstand das Christenthum als eine Religion des gemeinen Mannes, es entstand eine Religion, die dem Charakter der Zeit angemessen war, wie den aristokratischen Verhältnissen der alten Welt aristokratische Religionen entsprochen hatten: in der alten Welt herrschte kein kaiserlicher Gott, göttliche Adelsgeschlechter nahmen die olympischen Sitze ein; die genialen Götter-Aristokraten erkannten ihren Zeus nur als Ersten unter Gleichen an, und spielten ihm oft genug hinterm Rücken die köstlichsten Streiche." — „Als nun die Devotion des Pöbels zur Herrschaft kam, als der Pöbel seinen nivellirenden Repräsentanten als Kaiser auf den Thron setzte, war die neue Religion alsbald gefunden. Die Lieferung derselben übernahm das Pöbelvolk der alten Welt, die Israeliten, ein Volk, welches, so lange es denken konnte, das Knechtsbewußtsein gehabt, welches seiner eignen Sage nach nie die Kraft besessen hatte, seine Gesetze, selbst nur die unbedeutendsten Lebensregeln, aus sich selbst zu erzeugen; ein Volk, welches nie in Adelsgeschlechtern geblüht hatte, sondern stets das Spielwerk von Tyrannen und Priestern gewesen war; welches sich daher auch stets vor seinem einzigen Gott, der keine andern Götter neben sich duldet, niedergeworfen hatte. Dies Pöbelvolk also, dies Volk der Knechte und Verworfenen, lieferte die Elemente zu der Religion des Pöbels, der Knechte und Verworfenen. Dies Volk lieferte den einigen Gott, es lieferte den Anlaß zu der Lehre vom Sohn Gottes, der Knechtsgestalt angenommen hatte, der sich nicht anders als Mensch hatte bewähren können, als indem er das Leben eines unterthänigen und demüthigen Kreuzesträgers auf sich nahm, der sich nicht anders zu empören gewußt hatte, als indem er sich von den Behörden an's Kreuz schlagen ließ und den Tod eines Plebejers starb, der keinen großen Gedanken hatte zu Tage fördern können als den einer seichten Liebe und als den Gedanken von der Seligkeit

der Geistesarmuth: — das war eine willkommene Pöbelreligion, eine Religion der Willenslosigkeit, der Welt- und Lebensverachtung, des Schnippchens, welches man hinter dem Rücken der Dränger durch die Hoffnung auf den Himmel schlug." —

Gleichzeitig mit diesen Lästerungen, die damals wenig beachtet wurden, erschienen die „Geheimnisse des christlichen Alterthums", von Daumer in Nürnberg, 47 J., einem kränklichen Mann, der sich in der Jugend als Theolog in pietistische Grübeleien versenkt hatte, die er dann mit Naturphilosophie und homöopathischen, galvanischen, somnambulistischen Experimenten vertauschte: jede neuaufkeimende Narrheit des Zeitalters fand an ihm einen gelehrigen Schüler, und bei allen seinen Wandlungen ist der Haß gegen den gesunden Menschenverstand der Leitton. 1828 übertrug man ihm die Erziehung Kaspar Hausers, den er zu seinen Experimenten des höhern Magnetismus brauchte und in seiner kindischen Lügenhaftigkeit bestärkte. Nach dem Tod desselben war er überzeugt, man wolle auch ihm an's Leben, und witterte in jedem fremden Individuum, das ihn Abends nach irgendeiner Straße fragte, den abgesandten Mörder. Zu Gutzkow's „Wally" gab er den Commentar, sie habe sich aus Religiosität getödtet; Bettina's Briefe, zu deren Schwebereligion er sich als erster und einziger Jünger bekehrte, bearbeitete er poetisch 1837; die „Glorie der heiligen Jungfrau Maria" gab er 1841 pseudonym heraus — Schon in seinen bisherigen Schriften zeigt sich ein gewisses Grauen vor der Geschichte, namentlich der Geschichte der Religion. Das Werk: „der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer, als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation" (1842), sucht nachzuweisen, daß der altbiblische Gott und die Schreckgestalt des Moloch ursprünglich zusammenfallen. Jehovah sei ein Gott des Schreckens, dessen Anblick tödte; ein Geist, der die Natur und das Leben hasse und der nur in der Zerstörung sich offenbare. Eine spätere Zeit habe die realen Opfer auf symbolische zurückgeführt; aber im Hintergrund stehe noch immer der Götze, der edles Blut will, und es bestehe noch immer ein jüdischer Geheimdienst, in dem das reale Osterlamm, d. h. der Mensch, geschlachtet wird. Durch die ganze jüdische Geschichte zieht sich der Kampf der beiden Richtungen: Jehovah-Moloch wird als Stier-Ofen dargestellt, das Symbol der humanen Richtung ist ein Esel, so bei Bileam, bei Saul: wo nun in der Bibel von Eseln die Rede ist, wittert Daumer sofort Reformbestrebungen. Nun lesen wir aber, daß den „Ochsenpropheten", Moses und Aron gegenüber ein Kälberdienst eingerichtet wurde; was kann das anders sein, als jene Tendenz des Humanismus? Wie kommt aber der Eselgott plötzlich in Kälbergestalt? — Kalb ist ein anderer Ausdruck für Esel. — — Abraham lebte auf der Insel Owaihi, die damals noch nicht Insel

war, der Zug Mosis ging von Mexico über die gefrorne Beringstraße durch Sibirien und die Wüste Gobi. — Auf diese Enthüllungen über das Judenthum folgten die „Geheimnisse des christlichen Alterthums". Bei den Juden hatte die Reformpartei gesiegt, sie hatte, ihren Zwecken zu Liebe, die heiligen Bücher verfälscht, und in den bösen Geist, Jehovah, einzelne gute Eigenschaften interpolirt. Da trat Christus auf als Eiferer für den legitimen Glauben, den Molochdienst und die Menschenopfer. Das naturfeindliche Princip wurde mit einer wahnsinnigen Consequenz theoretisch abgerundet und praktisch ausgeübt: Christus selbst erlag der aufgeklärten Partei, aber seine Jünger verbreiteten die entsetzliche Lehre über ganz Europa. — Es ist bekannt, daß Judas Ischarioth Christus verrathen hat. Was hat er eigentlich verrathen? Reimarus meint, er habe die politische Verschwörung den Behörden in dem Augenblick angezeigt, als sie zum Ausbruch kommen sollte; Daumer dagegen, es sei in dem Abendmahl nicht symbolisches Blut und Fleisch, sonden reales gegessen, dieses Gericht habe dem Jünger widerstanden, und er habe die Greuel der christlichen Mysterien der Obrigkeit denuncirt. Wenn in der Eucharistie unter den Händen des einsegnenden Priesters das Brod auf eine geheimnißvolle Weise in Fleisch, der Wein in Blut verwandelt, und als solches genossen wird, so sei es gegen alle geschichtliche Analogie, das Symbolische als das Ursprüngliche anzunehmen; das Bild könne nur als Ersatz für ehemalige Realität gebraucht werden, und das Blutopfer, das spätere Zeiten nur im Bilde gefeiert, sei ursprünglich ein reales gewesen. Ohne daran zu denken, daß im Charakter der Zeit, in welcher das Christenthum entstand, nicht eine reale Thätigkeit, sondern ein mystisches Brüten über Ideen, Weissagungen und Symbole, für welche man den Faden verloren hatte, indicirt war, blättert er nun in den Geschichten, Sagen und Mährchen des ganzen Mittelalters, ja noch in denen der neuen Zeit herum, und findet überall Belege für seine Ansicht; mit der Hast und Willkür einer fixen Idee. So wird das überraschende Resultat herausgebracht, daß im Mittelalter die christlich-germanischen Völker arge Kannibalen gewesen seien. Daumer gesteht zu, daß auch er von diesem Resultat überrascht sei. — Nachdem nun die gegebene Religion zerstört war, sah sich der Feind des Nationalismus nach etwas Neuem um, und hier kam ihm die durch den westöstlichen Divan und die östlichen Rosen in Curs gesetzte Poesie des Islam entgegen. Sein „Hafis" verbindet nicht ungeschickt die naive Sinnlichkeit der Orientalen mit dem Haß der modernen Atheisten gegen das Christenthum. Daumer's eigne Gedichte in ihrer verliebten Lüsternheit, mit der er die Stiefeletten jeder beliebigen Tänzerin anbetet, seinen Kopf unter ihren Fuß legt und aus dem gesammten Alphabet der weiblichen Eigennamen eine Galerie von Heiligen bildet, um ihnen Morgen- und Abendopfer anzu-

zünden, erinnern an den Ton des Herrnhuter Gesangbuchs, welches sich Jesus und Maria gegenüber ebenso verliebt ausdrückte, als Daumer gegen die Tänzerinnen seines Opiumrausches. Es ist nicht sinnliche Kraft, sondern mönchische Lüsternheit. — Daumer fand keinen Anstoß, in der „Religion des neuen Weltalters" den Koran als das erste Evangelium der echten Naturreligion zu verkündigen. Mahomed's Himmel ist eine Apotheose der sinnlichen Genüsse, d. h. er billigt den sinnlichen Genuß im Princip. Die Inconsequenzen in der Ausbildung dieses Princips haben spätere mahomedanische Dichter, namentlich Hafis, verbessert. Der Islam ist die Vorstufe zu der neuen Religion, der absoluten, deren Verkündigung jetzt an der Zeit ist. „Im Hintergrund der Menschheitsentwickelung steht, als ihr verlorenes Paradies, die altheidnische Cultur. Von der glorreichen Höhe dieser Cultur sank die Menschheit wieder hinab, und es erfolgte ihr Sündenfall, jener traurige, thränenwerthe Sturz in die Tiefen der Barbarei, der Inhumanität und der geistigen Finsterniß, der sich durch die Erscheinung und siegreiche Wirksamkeit des Christenthums vollbrachte. Aus diesem ungeheuern Ruin erhob sich die Menschheit zuerst wieder im Islam. Es bricht diese Zeit eines nicht blos angeblichen und angespiegelten Heiles dann auch im Westen an, insofern hier endlich die alte christliche Barbarei überwunden wird. Vor uns in wahrscheinlich naher Zukunft steht eine neue Religion, ähnlich dem Islam, aber noch höher und herrlicher, so daß sie die reinste, widerspruchloseste Genüge geben, daß sie die ganze Menschheit in der friedlichen Einheit eines allgemeinen Reiches umfassen, und ihr Unglück, ihre Klagen in Glück und Jubel verwandeln, und wohl von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern gebracht, nimmermehr aber negirt werden wird." —

Das Evangelium der Lust hat nicht die productive Kraft einer Religion. Eine Religion ohne verneinendes Moment ist todt für die Weltgeschichte. Aber auch für einen andern Glauben, der ihr einen neuen Inhalt böte, hat die alternde Welt keinen Raum mehr. Es ist umsonst, ihr eine künstliche Jugend anzudichten. Nur der unreife Jüngling empfindet, wonach er sich sehnen kann, als Totalität; die gereifte Bildung sondert und scheidet. Eine Religion ist undenkbar ohne Cultus, ohne Symbolik, ohne einen Glauben, der über dem Raisonnement steht, ohne Inspiration, kurz, ohne den Hintergrund eines über die menschliche Natur hinausgehenden und derselben unverständlichen höhern Wesens. Eine neue Religion ist undenkbar ohne Offenbarung. Eine Offenbarung ist aber nur möglich in trüben, unklaren Zeiten, die in den sittlichen Verhältnissen wie in dem Denken den Halt verloren haben. Eine solche Zeit ist die unsre nicht; seit wir die Welt und ihre Gesetze so weit kennen, um die geheimen Kräfte der Natur in einen immer engern Kreis zu zwingen, findet

die Zauberei und die Vision keine Stätte mehr am Tageslicht. — Daumer träumte zuweilen von Scheiterhaufen, die ihm bevorständen; er hatte das traurige Schicksal, nur als komische Figur behandelt zu werden. — Zehn Jahre, nachdem er den Islam verkündet, trat er zur alleinseligmachenden Kirche über; einige schöne Seelen, die ihn als Propheten verehrten, sind ihm gefolgt.

Aber mit der Religion der Zukunft spukte es doch noch immer in den Köpfen. So predigte Richard Wagner in Dresden, im Sinn von Novalis, Schleiermacher u. s. w. die Identität von Religion und Kunst als das Lebensprincip der Zukunft. Die neue Religion sollte in der Form von kleinen Kirchlein aus dem Bewußtsein höher gestimmter Gemüther hervorgehn. Als den nächsten Träger dieser neuen Religion betrachtete man die freie Gemeinde. Das preußische Patent vom 30. März über die Bildung neuer Religionsgesellschaften stellte denjenigen, die den Katechismus nicht wollten gelten lassen, den Austritt aus der Landeskirche frei, ja forderte gewissermaßen dazu auf, und hier und da kam man dieser Aufforderung nach: so in Magdeburg (Uhlich) und Königsberg (Rupp); die Deutschkatholiken rechnete man dazu. Auch Arnold Ruge war überzeugt, da Dowiat über „Transcendenz" und „Immanenz" sich hören ließ, der Deutschkatholicismus sei die Erfüllung der in der Philosophie ausgesprochenen Principien. In den freien Gemeinden erkannte er die Grundlage des neuen Staats, wie sie ihm Fröbel vorgeträumt. Die Gemeinde sollte in demselben Local ihre Erbauungsstunden halten, die von ihr selbst gedichteten Stücke aufführen, die gleichfalls von der Gemeinde verfertigten plastischen Kunstwerke aufstellen, über ihre politischen Angelegenheiten debattiren u. s. w. Die Andacht sollte bleiben, ebenso die gemeinsame Erbauung, nur sollte sie ihren Gegenstand wechseln: an Stelle der christlichen Heiligen sollten die Märtyrer der Freiheit treten; die Marseillaise sollte das: „Nun ruhen alle Wälder" ersetzen. Jeder freie Mann sollte ohne Unterschied Künstler, Geistlicher, Poet und Schauspieler sein. — Man würde schwer begreifen, wie eine nüchtern verständige Natur sich in so phantastischen Einfällen bewegen konnte, wenn man nicht häufig die Beobachtung machte, daß Menschen, die sich im gewöhnlichen Leben in Abstractionen verlieren, sich nebenbei gern ein kleines Heiligthum zimmern, in dem ihre Phantasie sich frei ergehen kann, und daß sie dieses Heiligthum mit um so bunteren Farben ausstatten, je farbloser es in dem gewöhnlichen Kreise ihrer Vorstellungen aussieht. Auch der Rationalist sucht und findet, wenn er sich dem Pathos überläßt, seine Symbolik, die oft nicht weniger phantastisch aussieht, als die Symbolik der Mystiker.

Richard Wagner verhöhnte die sogenannte Bourgeoisie, die, in endlichen Interessen befangen, für den reinen Aether der Kunst keinen Sinn hatte,

und stellte ihr ein ideales Publicum entgegen, „das Volk". Dieses Volk ist ein Ideal, welches, wie alle Ideale, die widersprechendsten Anforderungen in sich vereinigt: Hochherzigkeit der Gesinnung und Freiheit von allen weltlichen Bedürfnissen, Gefühl der Noth und Verständniß für alle Subtilitäten einer feinern Empfindung. Wenn er das Volk definirt als Inbegriff aller der Menschen, die eine gemeinsame Noth vereinigt, so irrt er, wenn er diesem Volk durch das heitre Spiel einer edlen Kunst die angemessene Erhebung und Läuterung geben will. Das Volk in Noth verlangt eine handgreiflichere Kost; es hält sich an das Christenthum oder an den Communismus, an das Versprechen künftiger Genüsse im Himmel oder auf Erden. Das Volk in Noth ist nicht die Welt, in der die Symbole jener vornehmen Kunst ihre Stätte finden. Wohl versteht es die Symbole des Kreuzes und der Guillotine, aber mit den Mythen vom Schwanenritter und vom Venusberg, mit den Mysterien vom heiligen Graal und von den Nornen hat es nichts zu schaffen. Die neue Volksreligion war doch nur eine Idee der Zukunft, für die Gegenwart konnte die Kunstreligion wie bei den Romantikern nur für auserwählte Geister sein: das deutsche Volk verengte zu dem Kreis der Wissenden von Weimar.

Die freien Gemeinden waren kein Erzeugniß religiösen Dranges. Entweder waren sie einfach eine Flucht aus der Kirche, oder sie beruhten auf Combinationen des Witzes. Es ist freilich leicht auszumalen, um wie viel schöner die griechische Totalität des Lebens und des Glaubens war, als unsere aus der Theilung der Arbeit hervorgegangene Scheidung des Idealen vom Wirklichen, der Kunst von der Andacht, des Wissens vom Gefühl. Aber aus dem Mißbehagen an dem Bestehenden geht noch keine Reformation hervor. Der Philosoph paßt weder als Apostel, noch als Publicum in die Gemeinde; die Masse will eine festere Autorität als die flüssige Macht der Dialektik, und der Philosoph müßte lügen und aus seiner Natur heraustreten, wenn er sich den Anschein dieser höhern Autorität geben wollte. Der Bauer will noch heute, wie zu Gellert's Zeit, daß man ihm imponirt, und je fremdartiger ihm das Evangelium klingt, desto mehr fesselt es ihn. Ihm ist das Christenthum eine historisch angestammte Sitte, die an die alten Formen gebunden ist. Bricht man diese Formen durch Reflexion, so bildet sich sein Verstand eine eigene Dialektik, und mit der Fremdheit verschwindet auch das Heilige. Darin liegt der Zauber der Orthodoxie. Bald versumpfte die lichtfreundliche Bewegung, und schleppte sich in den freien Gemeinden in langweiliger, stoffloser Erbaulichkeit hin: weshalb die spätere Reaction sie mit einer so unerhörten Wuth verfolgt hat, ist schwer zu sagen.

Die kirchlichen Fragen beschäftigten nur so lange das öffentliche Interesse,

als das politische Gebiet verschlossen blieb. — In der Ueberzeugung aller Gebildeten stand schon damals fest, daß Deutschland, wenn auch nur allmählich, dem Repräsentativsystem entgegengehe. Die Regierungen der größern Staaten betrachteten es mit Mißtrauen, weniger weil es unmittelbar ihre Interessen bedrohte, als weil sie es für ein Erbtheil der französischen Revolution hielten. Dem Einfluß derselben zu begegnen, wählten sie aber ein sehr ungeschicktes Mittel: sie unterdrückten alle Besprechung einheimischer Zustände. Wenn sich der Liberalismus die deutsche Entwicklung ganz nach dem Maßstab englischer und französischer Verfassungsformen vorstellte, so trifft die Schuld hauptsächlich die deutschen Regierungen. Blättert man in der preußischen Staatszeitung von 1847, so erstaunt man über das Geschick, mit welchem die parlamentarischen Verhandlungen von London und Paris, in zweiter Linie auch die von Madrid, Brüssel u. s. w. behandelt sind, während sich über Deutschland, einzelne dürftige Hofnotizen Todesfälle u. s. w. abgerechnet, kein Wort findet. Die natürliche Folge war, daß sich das gesammte Publicum in hohem Grad für Guizot, Thiers, Odilon Barrot, für Peel, O'Connell, Palmerston interessirte, während es von den Staatsmännern, auf welche bei Preußens Zukunft zu rechnen war, nicht einmal die Namen wußte. Die Ideen gewinnen erst dadurch Consistenz, daß sie von bestimmten Persönlichkeiten getragen werden.

Ganz Deutschland war überrascht, als ohne alle Spur äußerer Nöthigung 3. Febr. 1847 ein königlicher Erlaß erschien, der die Vereinigten Landtage einberief, und Preußen die lange versagte Verfassung gewährte. Wenig Tage darauf — 13. Febr. — erfolgte eine zweite Ueberraschung. der alte König Ludwig von Bayern ließ sich durch die schöne Lala Montez bestimmen, das Ministerium Abel zu entlassen und mit den Ultramontanen zu brechen. „Ihr habt mich aus dem Paradies vertrieben, für immer habet ihr es mir umgittert, die ihr des Lebens Tage mir verbittert! ... Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben, ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben. Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert! — Die Wolken fliehn, der Himmel ist gelichtet. Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß, das eure Macht auf ewig hat vernichtet." Eine wunderliche Art von Liberalismus breitete sich unter den Fittichen einer Dirne in München aus.

11. April trat in Berlin der Vereinigte Landtag zusammen. Zur allgemeinen Ueberraschung zeigte sich in ihm eine zahlreiche, entschlossene und einsichtsvolle Opposition, hauptsächlich aus gebildeten Grundbesitzern und Kaufleuten zusammengesetzt, von der man annehmen konnte, daß sie für jede künftige Bewegung die Führer hergeben werde. Gervinus, der damals als Privatmann in Heidelberg lebte, begründete mit Prof. Häusser (29 J.)

die „deutsche Zeitung", die zwar aus dem Schooß des kleinstaatlichen Liberalismus hervorging, aber das Princip vertrat: der auf den Gedanken des Protestantismus und der bürgerlichen Gleichberechtigung begründete preußische Staat sei in Deutschland zur Hegemonie berufen, sobald er die bis jetzt nur latente Kraft zur wirklichen Erscheinung gebracht haben werde; und das durchzuführen sei die Aufgabe der preußischen Opposition, in welcher daher der deutsche Liberalismus seinen Kern zu suchen habe. Diese Stimmung schien sich immer weiter auszubreiten, als die Februarrevolution dazwischen trat.

4.

Die Ritter vom Geist.

Die wissenschaftlichen und poetischen Werke, die man unter dem Namen Literatur zusammenfaßt, stehn unter geistigen Einflüssen, die man nur versteht, wenn man über den engen Horizont der eigentlichen Literaturgeschichte hinausblickt. In der ganzen deutschen Literatur des 18. J. machen sich die Nachwirkungen des Pietismus fühlbar: der Einzelne steht dem Einzelnen gegenüber, er lebt und träumt viel im Innern, und er hat den lebhaften Drang sich über das auszusprechen, was ihn innerlich bewegt. Ohne die Tagebücher und die Correspondenzen der Freundschaft und Liebe aus jener Zeit versteht man weder vom Messias, noch vom Werther, Tasso, Faust, Iphigenie den tiefern historischen Sinn.

Die Völkerbewegung, die mit der französischen Revolution begann, gab diesen Herzensergießungen, ohne sie zu beeinträchtigen, wenigstens eine andere Färbung. Nicht mehr der Einzelne stand isolirt dem Einzelnen, sowie jeder einem allgemeinen Ideal der Humanität gegenüber, man hatte die Verschiedenheit der Völkerindividualitäten würdigen gelernt, und suchte sich mit ihnen auseinanderzusetzen, als Feind oder als Bewunderer. Die substantiellen Mächte wurden individualisirt, auch die Religionen, und diese nahmen nun das Herz in Anspruch. Die Pilgerfahrten nach Paris, nach Rom, die Napoleonischen Kriege und die Burschenschaften machen den Weg der deutschen Romantik begreiflich. Das Zeitalter strebte bereits der Politik zu, aber noch mit pietistischem Beischmack.

Die politische Romantik hörte auf, als die Julirevolution das Bürgerthum zur Regierung brachte. In den kleinen Staaten Deutschlands richtet sich das überwiegende Interesse auf die Kammern und die Zeitungen: Kammer-

mitglied zu werden, wird der Ehrgeiz der Edelsten und Gebildetsten im Volk. Mit dem Vereinigten Landtag tritt auch Preußen in diese Bewegung ein, mit der Februarrevolution werden dem lange zurückgedämmten Strom alle Schleusen eröffnet. Kann man einen großen Theil der Literatur von 1750 bis 1790 als verhaltene Liebesbriefe oder Tagebücher bezeichnen, einen ebenso großen der nächstfolgenden Uebergangsperiode als verhaltene Reisebilder, so hört man seitdem fast nur verhaltene Parlamentsreden. Deutschland soll 34 Ständeversammlungen versorgen! oder gar die doppelte Zahl, denn fast überall gilt das Zweikammersystem. Auch das Recht tritt aus der Actenstube auf den Markt, und neben den Geschwornen tagen die Stadtverordneten. Jeder Einzelne muß sich gewöhnen, einer bestimmten Partei anzugehören, mit seiner ganzen Person einzustehn, ja sein Privatleben der Kritik böswilliger Zeitungen preiszugeben. Die alte Empfindsamkeit ist nicht mehr möglich, das zarte Flüstern des Herzens hört auf, man muß lernen den Mund voll zu nehmen. Das gesprochene Wort erhält eine Bedeutung, die es früher nie gehabt: schon lauern überall Stenographen, das einfältigste Zeug, das die heilige Weihe der Mündlichkeit empfangen, der Ewigkeit aufzubewahren. Wenn man das geistige Leben dieser Zeit charakterisiren will: wie schwach klingen die zarten Stimmen der Lyrik gegen das schallende Wort von Vincke, Gagern, Gneist, Waldeck! Das Trachten der Menschen erhält eine andere Richtung, die Privatbeziehungen ordnen sich den öffentlichen Interessen unter. Es war für Deutschland die höchste Zeit, und es ist kein Unglück, wenn für den Anfang etwas Hypertrophie eintritt.

Man hat wenig Zeit für's Kämmerlein, dort zu beten, Tagebücher zu führen und seine Gefühle zu berichten; aber auch für den Gelehrten ist die Studirstube nicht mehr der einzige Ort der idealen Thätigkeit. Er muß nicht allein in den Mußestunden die Zeitungen lesen, die Wohlversammlungen besuchen, als Geschworner fungiren, er muß von seiner eignen Wissenschaft Rechenschaft geben. Volkswirthschaft, Geschichte, Jurisprudenz treten in den Vordergrund; sie wirken stark auf das öffentliche Leben ein, aber sie empfangen dafür auch eine starke Rückwirkung. Wirken! Schaffen! Handeln! — das ist das höchste Ideal des Mannes.

Freilich ist in einem parlamentarischen Zeitalter dies Ideal leicht durch eine Illusion zersetzt. — Der Mann soll handeln: aber wie soll er das thun, wenn er nicht im Amt ist? — Er soll reden! — Die Selbsttäuschung liegt nahe, Worte mit Thaten, Reden mit Handeln zu verwechseln, dem Lungenstarken das Beiwort des Thatkräftigen beizulegen, dreistes Schwatzen für Charakterfestigkeit anzusehn. Die Gesinnung wird immer höher geschätzt, und unter Gesinnung versteht man bald Fügsamkeit unter die Parteidisciplin.

Diese Disciplin ist für unsern Eigensinn sehr heilsam, aber freilich nicht gerade immer die Besten kommen in diesen Bewegungen nach Oben. Stille Sammlung wird immer seltener, ja fast unmöglich. Allmählich wird alles parlamentarisch getrieben, auch die einfachsten Geschäfte, es bildet sich ein eigner Jargon, der nebenbei noch stark nach der alten Schablone des Moniteur gearbeitet ist. Die Zeitungen gewöhnen alle Welt daran, aus der Hand in den Mund zu leben, auch geistig, und Wissenschaft und Kunst lassen das merken. —

Noch vor der allgemeinen Revolution erfolgte eine particulare: 11. Febr. 1848 wurde Lola Montez aus München vertrieben. 14. März wird Metternich gestürzt, 18. März Barrikaden in Berlin, 20. März der Ritt Friedrich Wilhelm's. Durch den Aufstand Schleswig-Holsteins 28. März erhält die Bewegung Leben. 31. März geht zum Vorparlament nach Frankfurt, wer gerade Neigung hat; die Parteien der benachbarten deutschen Kleinstaaten werden maßgebend für die Entwicklung der Nationalparteien. In die preußische Nationalversammlung, 22. Mai, schickt man mehr die liberalen Beamten, die das Unwesen der Regierungen und Landräthe bekämpfen wollen, für den Aufbau Deutschlands wenig Sinn haben; die entgegengesetzte Seite ist sehr schwach vertreten. Die Gelehrten und idealistischen Staatsmänner, sowie die berühmten Helden des Volks, schickt man in die Kaiserstadt am Main. Gagern thut 28. Juni den kühnen Griff, der Reichsverweser zieht 11. Juli ein, 3. Aug. verlangt das neue Reichsministerinm Huldigung von allen deutschen Armeen. Mit diesem Tage hat die aufsteigende Bewegung ihren Höhepunkt erreicht.

Im Ganzen war an geistigen Kräften, wie man es damals verstand, das Centrum der Paulskirche besser ausgestattet als die Linke. Neben den eigentlichen Volksmännern saßen hier nur Wenige aus den alten Bildungskreisen: Poeten, neben Uhland W. Jordan und M. Hartmann; Naturforscher, K. Vogt und Roßmäßler, die alle „staatsmännischen" Convenienzen ihrer Gegner durch geistreiche Cynismen auflösten; als Philosophen Vischer und Arnold Ruge. — Die Entwickelung des Letzteren ist bezeichnend für die damaligen Verhältnisse zwischen Bildung und Leben innerhalb der Demokratie. — Ruge war von einer schnellen Beweglichkeit des Geistes, die leicht auffaßte, die sich freilich auch vor jeder Mühe des Auffassens scheute. Was ihm nicht in einer Pointe überliefert wurde, fand bei ihm keinen Eingang. Die Pointe, verstärkt durch ein argumentum ad hominem, verwahrte er dann in seinem Gedächtniß, verallgemeinerte sie, gab ihr eine philosophische Form und trat damit wie mit einem Glaubensartikel auf. Nur auf diese Weise ist die Reihe von Manifesten zu erklären, die mit fabelhafter Schnelligkeit auf einander folgten; sie lassen sich ohne Unterschied auf einzelne Pointen zurückführen, die ihm imponirt oder Freude gemacht hatten. Darüber weiter

nachzudenken, den einzelnen Satz in Beziehung auf concrete Fälle zu untersuchen und seinen Umfang zu prüfen, diese Mühe hat er sich nie genommen. Kam ihm ein Fall vor, der in sein Axiom nicht paßte, so wurde er zuerst verwirrt, gerieth in Hitze und witterte Verrath, bis er durch eine neue Pointe, die er in einen neuen Lehrsatz verwandelte, über den Widerspruch hinauskam. Wenn der Strom seines vergnügten Enthusiasmus auf irgend ein Hinderniß stieß, so hatte sein Gefühlsausbruch fast immer einen gehässigen Anstrich, wie das bei weichen Menschen geht. Inzwischen war er auf dem besten Wege, sich durch beiläufiges Studium in die Verhältnisse der Wirklichkeit einzuleben, als die Nachricht von der Februarrevolution kam. Ruge nahm seine Injurien gegen das deutsche Volk zurück, und umarmte seine Feinde, wo er sie auf der Straße fand; fest überzeugt, daß nun die Menschheit in eine neue Haut gefahren sei, und daß fortan auf der Welt nur Tugend, Freiheit und Glückseligkeit zu finden wären. In den Volksversammlungen wurde er bald ein Gott. Seine drolligen Einfälle amüsirten das Publicum, und die eingestreuten philosophischen Floskeln imponirten ihm. Ruge setzte auseinander, daß Louis Philipp nur darum gestürzt sei, weil er als Atheist keinen Glauben gehabt habe: Metternich und die andern hätten gezeigt, daß sie das Regieren nicht verständen, man wolle daher die Regierung selber in die Hand nehmen. Das Publicum war mit diesem Antrag einverstanden, und Ruge war überzeugt, die Geschicke Deutschlands ruhten in seiner Hand, während er doch ganz in den Händen seiner ungebildeten Verbündeten war: er konnte den Beifall, der ihn berauschte, nicht mehr entbehren. Die Zeitung, die er herausgab, wurde eine radicale Posaune wie die andern. Weil die Polen die lautesten Freiheitsapostel waren, und sich überall zudrängten, wo es eine rücksichtslose Opposition galt, gleichviel gegen wen, gewann die „Reform" das Ansehn eines specifisch polnischen Blattes. Daß die Polen mit ihren Ansprüchen nicht auf das Recht des Volkswillens oder der unmittelbaren Bedürfnisse sich stützten, sondern auf historische Documente, welche von dem Philosophen der uneingeschränkten Vernunft in den Raritätenkram der Romantik hätten geworfen werden müssen, störte ihn nicht. Seitdem sich polnische Barrikadenhelden in dem polyglottischen Congreß eingefunden, in welchem die verschiedenen slavischen Stämme, um einander zu verstehn, die deutsche Sprache zu Hülfe nehmen mußten, seitdem die Swornoster Fahne gegen die „verthierten Söldlinge" des Fürsten Windischgrätz geweht, war es in Ruge's Augen entschieden, daß die Sache der Czechen die Sache der Freiheit sei. Empörung war in seinem Katechismus gleichbedeutend mit Freiheit, Barrikaden das Symbol der Volksthümlichkeit, Kartätschen das Symbol der Tyrannei. Daß man das Facit der Geschichte mit einem bloßen Straßenkampf nicht ziehen, daß man die Vernunft der Er-

eignisse mit Wünschen ebensowenig redigiren kann, als man die Schergen des Despotismus durch Kanonen schlagen wird, die lediglich mit Ideen geladen sind, darüber nachzudenken, war er zu träge und zu ungeduldig. Er erklärte wiederholt: wer nicht daran glaubt, daß jetzt die Idee der Freiheit sich erfüllt, der glaubt überhaupt an die Freiheit nicht, der ist ein Atheist und ein Verräther, und il faut faire peur aux traîtres. Die Phrase verträgt kein weiteres Raisonnement. Wie das Ideal beschaffen ist, darauf kommt es nicht an. Niemand hat sich sein Reich Gottes rosenfarbener ausgemalt, als Robespierre und St. Just. Diese Kindlichkeit wird aber böse, wenn die Menschen sich nicht zu Marionetten ihrer Einfälle hergeben. Wer sollte an dieses Reich nicht glauben, als die Gottlosen! Weg mit ihnen, und wir haben den Himmel auf Erden! Und nun die Guillotine aufgezogen und so lange damit gespielt, bis die Wirklichkeit wieder Glauben an sich selbst gewinnt, sich empört und den ungeduldigen Idealisten mit sammt seinem Spielzeug zerbricht.

Der großen Bewegung war Ruge nicht gewachsen, aber er hat aus den Wirren derselben seine geistige Gesundheit gerettet. Aus der Verbannung in London heraus hat später der alte Idealist dem deutschen Volk manch gutes Wort zugerufen; aus der Ferne sah er besser, als wo persönliche Beziehungen ihn befangen machten. Seine Lebenserinnerungen sind ein heitres, ansprechendes Bild; freilich auch ein Zeugniß für eine im Ganzen geringe Entwicklungsfähigkeit. Den materiellen Beschäftigungen der spätern Zeit den Idealismus zu predigen, war sehr am Platz: die Illusion von 1848 lag nur darin, daß man glaubte, die ideale Sehnsucht, das unbestimmte Gefühl sei bereits eine Macht. — Es war ein schlimmes Verhängniß für die deutsche Bewegung, daß ihre ersten Erfolge mit einer so unglaublichen Leichtigkeit vor sich gingen. Aus der freudigen Ueberraschung ist es erklärlich, wie nun der Lauf der Begebenheiten jenen gemüthlichen Anstrich nahm, der für den tiefer Blickenden etwas Unheimliches hatte, weil er gleich dem lockern Schnee über klaffenden Felsspalten die ernsthaften Probleme verdeckte, welche der Staat zu lösen hatte, wenn er nicht daran untergehn sollte. In der Erinnerung an die große französische Revolution, deren Gang dem Anschein nach ausschließlich durch die Reihe der auf einander folgenden gesetzgebendrn Versammlungen bestimmt wurde, war man fest überzeugt, daß für Deutschland etwas Aehnliches möglich sei, und zweifelte nicht daran, daß durch den Verein der edelsten Männer Deutschlands, die sich selbst für souverän erklärten, sofort die ideale Verfassung Deutschlands verwirklicht werden müsse. Man vergaß, daß die französische Nationalversammlung eine fertige Staatsmaschine vorfand, der sie leicht die angemessene Richtung geben konnte, während die deutsche Nationalversammlung den Staat erst schaffen sollte. Wer ruhig die Zusammensetzung

und die Aufgabe der Nationalversammlung betrachtete, mußte sich von vornherein sagen, daß ihre Aufgabe eine hoffnungslose war, denn zu welchem theoretischen Resultat sie kam, es konnte praktisch nur durch die Zertrümmerung der kleinen Souveränetäten erreicht werden, und dazu besaß sie keinen Hebel. Die tüchtigsten Köpfe Deutschlands waren vereinigt, aber sie hatten eine unmögliche Aufgabe, und keine Handhabe unmittelbarer Wirksamkeit. Sie machten für denjenigen, der unbefangen den Ereignissen zusah, den Eindruck eines freilich glänzenden Redeübungsvereins. Indem nun die Nationalversammlung eine Reihe wohlüberlegter Beschlüsse faßte und die Ausführung derselben vertagte, bis daraus ein vollständiges System der Staatsverfassung hervorgegangen sein würde, konnte sie sich mit der Vorstellung schmeicheln, die Regierungen seien von dem besten Willen beseelt, das Volk stimme im Wesentlichen mit seinen Vertretern überein und wenn die Stunde der Entscheidung schlage, werde sich alles von selbst machen. Die Stunde kam, und mit Ueberraschung gewahrte man den folgenschweren Irrthum.

Preußen schloß 26. Aug. 1848 einseitig den Waffenstillstand von Malmoe; die Nationalversammlung verwarf ihn 5. Sept., mit einer geringen Majorität, die noch dazu dadurch zu Stande gekommen war, daß ein Theil der Conservativen unter Dahlmann mit den Demokraten stimmte. Dahlmann, mit der Bildung des Reichsministeriums betraut, schrieb an Gervinus, der, unzufrieden mit der weitern Entwicklung, in Rom war und am Commentar zu Shakespeare arbeitete: er hatte sich von vornherein ein bestimmtes, lyrisch geordnetes Bild von dem weitern Gang der deutschen Bestrebungen entworfen, und war nun in seinem Gemüth verletzt, als die Wirklichkeit sich seiner Regel nicht fügen wollte. Da das neue Ministerium nichts von sich hören ließ, nahm 16. Sept. die Nationalversammlung einen vermittelnden Antrag an. Darauf 17. Sept. die Versammlung in der Pfingstweide, die scheußliche Ermordung von Lichnowsky und Auerswald, 6. Oct. der Aufstand in Wien. In Folge dessen die Reaction der realen Mächte: 25. Sept. Belagerungszustand in Frankfurt, 30. Oct. Windischgrätz in Wien, 9. Nov. Ministerium Brandenburg in Berlin, 27. Nov. Programm von Kremsier, 5. Dec. die octroyirte Verfassung in Preußen. — Erst 19. Oct. fing man in der Paulskirche an, die künftige Verfassung Deutschlands zu berathen.

Die Basis der neuen Kaiserpartei, die sich nun bildete, waren theils die Männer des Vereinigten Landtags und ihre kleindeutschen Freunde, theils die Gelehrten der frühern Germanistencongresse, Historiker, Philologen, Staatsrechtslehrer. Zählt man die Namen Dahlmann, v. Raumer, Droysen, Gervinus, Arndt, Jahn, Grimm, Stenzel, Waitz, Gfrörer,

Kutzen, Schwarz, Biedermann, Simson, Ad. Schmidt, Giesebrecht, Schubert, Beseler, Albrecht, Duncker, Tellkampf, v. Mohl, u. s. w. zusammen, so wird man die Bezeichnung „Professorenpartei“ begreiflich finden. — Außerdem wurde so viel von den edelsten Männern Deutschlands gesprochen, daß man es den Demokraten nicht verargen darf, wenn sie darüber spotteten. Es war das noch ein Rest der alten ästhetischen Schönseligkeit. Es ist unrecht, die Wahrheit einer Idee an die Würde eines sterblichen Menschen zu knüpfen, denn in dem Eifer des Schaffens und Gestaltens kann auch der Beste die ästhetische Einheit seiner Erscheinung nicht so festhalten, daß sie jede Anfechtung ausschlösse. Ein übermüthiges Hervorheben der Persönlichkeit wird von den andern, und zwar mit vollem Recht, als Beleidigung empfunden. Der edelste Mann ist nicht im Stande, Wunder zu thun, d. h. widersprechende Anforderungen zu erfüllen; er muß einmal aufhören, dem idealen Bild zu entsprechen, welches sich die Phantasie von ihm gemacht, und dann läßt man den Mann entgelten, was die Einbildungskraft verschuldet. Das hat Heinrich von Gagern bitter empfunden. Der Strom der öffentlichen Meinung ging zu Anfang 1848 so gewaltig, daß innerhalb der Kreise, die irgend einen Bezug zu Frankfurt hatten, an der Allmacht der Nationalversammlung niemand zweifelte. Dieser Glaube fand in Gagern seine Verkörperung. Als Gagern den bekannten kühnen Griff that, da jubelte alle Welt, denn man fühlte, daß ein echter Glaube vorhanden war, und in diesem Glauben hielt man seine eignen Hoffnungen und Wünsche für gerechtfertigt. Wer hätte bei so viel Selbstgefühl daran zweifeln sollen, daß auch das Unmögliche erreicht werden könne! Zuerst kam nun die Einsicht, daß Gagern nicht in dem Sinn der Ausdruck der Nationalversammlung sei, wie man es sich ursprünglich gedacht. Die Großdeutschen glaubten die Legitimen zu sein, die traditionellen Ideen unverfälscht fortzupflanzen. Die Großdeutschen von der Rechten bezogen sich auf das Reichskammergericht und auf den Bundestag, die Großdeutschen von der Linken auf das Volkslied vom einigen freien Deutschland, welches sich sogar in dem mißverstandnen Trinkspruch eines Prinzen ausgesprochen haben sollte, in dem man damals die Menschwerdung dieser Idee verehrte. Die Kleindeutschen wurden als Neuerer betrachtet und mit dem Prädicat Verräther beehrt, das man Neuerern gern beilegt. Da die Partei in Frankfurt groß geworden war, wo man unleugbar unter großdeutschen Voraussetzungen zusammenkam, so wurde sie selbst stutzig und suchte ihre Legitimität durch Zugeständnisse zu erkaufen, die freilich zu ihrem leitenden Grundsatz nicht stimmen wollten.

15. Dec. 1848 wurde Schmerling aus dem Reichsministerium entfernt, Gagern trat ein. Die Auflösung des Reichstags zu Kremsier ver-

anlaßte 28. März 1849 die Wahl Friedrich Wilhelms zum deutschen Kaiser, mit einer sehr geringen Majorität, die noch dazu durch die bedenkliche Verpflichtung der kaiserlichen Partei erkauft war, unter keinen Umständen zu einer Abänderung der Verfassung die Hand zu bieten. Bemerkenswerth war, daß die Wahl unter einem reactionären Ministerium stattfand, das aber Kraft zu zeigen schien, während Juni 1848 ein ähnlicher Vorschlag unter dem liberalen Ministerium mit Hohn zurückgewiesen war. Aber es war nur der Schein der Kraft, in Berlin war halbes Wollen, die Begierde von Furcht, auch wohl von doctrinären Grillen eingeschränkt. 28. April wurde die Kaiserwürde abgelehnt; 4. Mai beschloß die Nationalversammlung, die Reichsverfassung dennoch durchzuführen, in Dresden und Karlsruhe brachen republikanische Aufstände aus. Gagern wurde durch ein burleskes Ministerium ersetzt, dessen Seele der geistreiche Cyniker Detmold war; auf die Mahnung Preußens traten 20. Mai die Führer der Kaiserpartei aus der Nationalversammlung aus, der Rumpf übersiedelte 30. Mai nach Stuttgart, wo er bald ausgewiesen wurde, und jene beschlossen 26. Juni in Gotha, dem Verfassungsentwurf beizutreten, welchen 26. Mai das gegen die Revolution siegreiche Preußen mit Hannover und Sachsen vereinbart hatte. — Wenn auch nur eine kleine Majorität der Nationalversammlung unter der leidenschaftlichen Opposition aller übrigen Mitglieder den letzten entscheidenden Beschluß gefaßt, es war doch die Nationalversammlung, deren Ehre an seine Durchführung gebunden war. Durch eigne Kraft konnte sie ihren Entschluß nicht durchführen, und die Macht, die sie anrief, verschmähte die Mitwirkung. Der Glaube an die Allmacht der Nationalversammlung hatte sich als illusorisch erwiesen; und da dieser Glaube an Gagern's Persönlichkeit gekettet war, so machte man ihn verantwortlich. Kein einziges Mitglied des Rumpfparlaments war noch in den alten Illusionen befangen, aber — man hatte sich an dramatische Action gewöhnt und verlangte von seinen Helden die Consequenz der Rolle. Gagern verschmähte es, ernsthafte Angelegenheiten nach dem Maßstab einer dramatischen Composition zu betrachten, und zerstörte damit den letzten Nimbus.

Das Entscheidende aber war, daß auch von den neuen Verbündeten die Partei im Stich gelassen wurde. Zwar war der republikanische Aufstand schon 28. Juni völlig niedergeschlagen, aber 25. Oct. fielen Hannover und Sachsen von Preußen ab, 20. Dec. wurde das Interim eingeführt. Friedrich Wilhelm fürchtete, sich schon zu tief mit der Revolution eingelassen zu haben; die preußische Verfassung wurde 6. Febr. 1850 erst beschworen, nachdem in Folge einer königlichen Botschaft feudale Elemente in dieselbe aufgenommen waren. Das Königthum handelte ebenso doctrinär und idealistisch

wie die Nationalversammlung. Zwar schien man an der Union festhalten zu wollen. 4. März wurde Radowitz an die Spitze des Verwaltungsrathes gestellt. In der Paulskirche hatte man ihn für einen gefährlichen Politiker gehalten, hinter dessen undurchdringlicher Maske sich die schwärzesten Pläne versteckten, aber diese Maske verdeckte nur die innere Unsicherheit: es schwebte ihm immer nur etwas vor, und seine ganze Thätigkeit bestand darin, diesem Etwas geistreiche Gesichtspunkte abzugewinnen, er kam überall zu spät und sah überall falsch. Das Parlament zu Erfurt (20. März bis 29. April), die gefügigste Versammlung, die je getagt, nahm nicht blos den vorgelegten Entwurf en bloc an, sondern erklärte sich zu jedem gewünschten Aenderung bereit. Dafür wurde es schlecht behandelt. Die berliner Fürstenconferenz, 9. Mai, ging resultatlos auseinander, weil keine Macht da war, sie zu leiten.

Während alle Welt über Enttäuschungen klagte, hüllte die berliner souveräne Kritik, d. h. Bruno Bauer, sich wieder in die höhnische Mephistophelesmaske des zeitlosen Menschen, der die Wirrnisse der Jahrhunderte an sich vorüberbrausen sieht, ohne in seinem Herzen davon ergriffen zu werden. Aber trotz der ängstlichen Flucht vor allem Pathos hat dieser souveräne Witz etwas Trauervolles, und je hastiger die Hand ein trügerisches Bild nach dem andern zerpflückt, desto heftiger zittert sie. Indem die Kritik eine Größe nach der andern auflöst, ist sie in der Stimmung des Pyrrhus: Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren! „Die ganze Revolution war eine Täuschung. Aus dem allgemeinen Pauperismus hervorgegangen, ein blutiges Zwischenspiel der sanften passiven Auflösung, in der die Gegensätze der ganzen bisherigen Bildung absterben und in Verwesung übergehn, schien sie dem unbestimmten Etwas, dem die Sehnsucht der Völker nachstrebte, Blut und Leben einzugießen, Gestalt und Form zu geben. Allein die neue Gestaltung war den aufgelösten Kräften zu schwer ... Weder die Volksvertretungen noch die Regierungen haben den Absolutismus gründen können, in dem die Revolution ihren Schluß und ihre Gestaltung findet. Beide strebten ihm zwar zu — die Volksvertretungen endigten ihr Werk, indem sie sich dem Absolutismus der Regierungen unterwarfen, die Regierungen bringen es nur zu Versuchen, deren Gebrechlichkeit ihre Ohnmacht zugleich und die unüberwindliche Gestaltlosigkeit der Volksmasse bezeugt — beide wollen den Absolutismus, aber zu schwach, ihn selbst zu üben, zu muthlos, um nach der Gewalt zu greifen und sie festzuhalten, wollen sie ihre Abgestumpftheit als ein fremdes Fatum erfahren." — Bauer und seine Anhänger (z. B. W. Rogge in den „Parlamentarischen Größen") erfreuten sich daran, diese Abgestumpftheit der „Bürger" und „Staatsmänner" an den einzelnen Personen aufzuweisen. Aber bei seinem steifen Denken war Bauer nicht im Stande, die Begriffe Volk, Bürgerthum,

Masse, Revolution, Geschichte u. s. w., Begriffe, die ein Resultat der Analyse sind, in Fluß zu halten; sie verknöchern unter seinen Händen und werden zu besonderen, obgleich eingebildeten Gestalten, die sich fremdartig und verwirrend in das Gewühl der lebendigen Menschen drängen, bis diese zuletzt verschwinden und die Abstractionen allein übrig bleiben. So spukt bei ihm die sogenannte Macht der „Geschichte", die wie eine Windsbraut über alle endlichen Factoren des Lebens hinwegweht, und der gegenüber alles Recht aufhört; wenn er sich an den Ursprung dieses Begriffs erinnerte, wo er nichts Anderes sagen will, als die Zusammenfassung aller einzelnen historischen Factoren, so würde es ihm nie einfallen, sie denselben gegenüber zu stellen. — Aber er läßt sich in seinen Abstractionen nicht irren, selbst wenn ihm ein richtiger und schlagender Einfall kommt. So weist er z. B. einmal die Klagen der Revolutionärs, daß die Revolution nichts Bleibendes geschaffen habe, vollkommen richtig durch die Bemerkung zurück: „als ob gestaltlose Riesenwellen geschichtliche Gestaltung schaffen können, und nicht vielmehr endlich ermatten, sich legen und die geschichtlichen Marksteine hervortreten lassen! als ob ein Donnerschlag in dem Augenblick, in dem er in die Luft fährt, der Welt bleibende Gesetze dictiren könnte!" Aber gleich darauf legt er dieses allgemeine Gesetz jeder Revolution der Niederträchtigkeit des deutschen Volks zur Last. — „Jede Revolution ist in ihrem Ursprung von Illusionen umgeben, Illusionen erleichtern ihre Geburtswehen, Illusionen verdecken und schützen sie auf ihrem Fortschritt und gewinnen ihr Theilnehmer, deren Unterstützung sie ohne diese Hülle ihres Kerns würde entbehren müssen. Die Revolution gebraucht endlich die weiter reichende Triebkraft der Illusionen, um das Uebermaß der angespannten Kräfte desto sicherer zur Erreichung des Ziels zu benutzen, welches niemals an der Grenze der Illusionen, sondern innerhalb des von ihnen gezogenen Kreises liegt." Aber gleich darauf geräth er außer sich über die Illusionen der extremen Parteien, und ebenso außer sich über die Nüchternheit der Gemäßigten, welche dieselbe Einsicht, die er als Kritiker gefunden, mitten im Sturm der geschichtlichen Bewegung anticipirt hatten. So streitet bei ihm fortwährend der philosophisch gebildete Denker mit dem forcirten Satiriker.

Ueber ganz Deutschland breitete sich eine unglückselige Verstimmung aus, die alle unmittelbare Thätigkeit aufgab, um in den Träumen eines unbestimmten Etwas zu schwelgen, das der Menschheit einen neuen Tag der Erlösung bereiten sollte. Die falsche, ungesunde Bildung unserer frühern Literatur, der schlechte Stil der Belletristen, der sophistische Uebermuth der Philosophen, kurz der subjective idealistische Dünkel, der sich allen Ordnungen entfremdet hatte, war das Vorspiel und das Motiv zur Haltlosigkeit des Volks in den

Tagen von 1848 gewesen. Ungleich ihren Vorfahren, hatten die Enkel von Karl Moor, Werther und andern Selbstquälern an der unmittelbaren Umgestaltung der öffentlichen Zustände gearbeitet; sie hatten den Dilettantismus von der Kunst auf die Politik übertragen: voll von geistreichen Einfällen und unklaren Velleitäten, kam es ihnen nur darauf an, ihre Phantasie zu kitzeln. In diesem Spiel bitter gestört, sprachen sie ihren Verdruß in einer Reihe ziemlich widerwärtiger Enthüllungen aus, und glaubten, in der Bildung einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn sie ihre gläubige Vergangenheit höhnten.

Das durchschlagendste Erzeugniß dieser Niedergeschlagenheit waren Gutzkow's „Ritter vom Geist". Die politischen Parteien hatten ohne Ausnahme Bankerott gemacht, und wer auf eine von ihnen seine Hoffnung gesetzt, mußte mit düstern Blicken in die Zukunft schauen. Gutzkow organisirt einen Geheimbund, der nicht die Grundlage einer Partei hat, nicht auf die Durchführung bestimmter Zwecke ausgeht, sondern aus geistreichen Leuten aller Art zusammengesetzt ist, die nur durch das Band ganz unbestimmter sanguinischer Hoffnungen und Phrasen zusammengehalten werden. Sie haben die Ueberzeugung, verkannte Genies zu sein, und nebenbei die dunkle Empfindung, daß in dem Bestehenden irgendwo irgendetwas nicht in Ordnung sei, und daß in Zukunft irgendwann irgendwie etwas anders werden müsse. Aeußerst gewandt und unermüdlich im Disputiren, coquettirt der Eine mit dem Socialismus, der Andere mit der Republik, der Dritte mit dem absoluten Staat u. s. w.; auch sind sie ihren Ständen nach sehr verschieden, Künstler, Gelehrte, Beamte, Prinzen, Handwerker u. s. w., das sind aber nur Masken. Ein Prinz, der nicht blos in Paris ein Handwerk treibt, sondern in seinem eignen Schloß sich mit Tischlergesellen und Referendarien duzt und mit ihnen zu Tische sitzt, während eine Reihe galonirter Bedienten dahinterstehn und aufwarten, ist kein wirklicher Repräsentant der Aristokratie; der Handwerker, der sich mit dem Fürsten duzt, mit ihm Champagner trinkt und philosophirt, kein Repräsentant der Demokratie: es sind jungdeutsche Literaten, die sich als Handwerker und Prinzen verkleidet haben. — Der Bund der „Ritter vom Geist" soll den nothwendigen Gährungsproceß, aus dem die Zukunft hervorgehn soll, zunächst in sich selbst verarbeiten, und zunächst sich gegenseitig tragen: er ist eine schöngeistige Camaraderie, ein gegenseitiger Assecuranzverein für geistreiche malcontente Leute. Sein Inhalt ist das Suchen eines Inhalts: die Formen entlehnen sie von den Freimaurern, von den Jesuiten und von E. Sue's „ewigem Juden" haben sie gelernt, daß es zunächst auf Capital ankommt, und wie in diesem Roman, ist der Proceß um eine Million das Schema der „Ritter". Diese Ritter, ohne den innern Glauben, der allein die Regel um-

zustoßen das Recht giebt, welche bis auf weiteres die verwickelten Verhältnisse der Gesellschaft zusammenhalten soll, zeichnen sich alle durch ein eitles Hervorheben der Individualität über die Sache aus. Erzeugnisse einer unreifen Bildung, die in Verhältnisse kommt, denen sie nicht gewachsen ist, wetteifern sie in der Rücksichtslosigkeit gegen das bürgerliche Recht, von dem sie in der Regel keinen Begriff haben, mit den Helden E. Sue's, und verstehn mit einer wahren Meisterschaft, in jeder Situation, die für einen leidlich honetten Menschen gar keine Schwierigkeit haben würde, sich möglichst unanständig zu benehmen.

Der Vornehmste derselben, Prinz Egon v. Hohenberg, der in Paris als Tischlergesell gelebt und hauptsächlich mit Socialisten und demokratischen Referendarien verkehrt, wird Ministerpräsident. Er bietet den Führern der reactionären und altkirchlichen Partei Portefeuilles an, aber ebenso einem demokratischen Schankwirth; löst die Kammer auf, beruft eine neue, die er augenblicklich wieder nach Hause schickt, octroyirt ein Wahlgesetz, weist alle verdächtigen Individuen aus, seine ehemaligen Freunde voran, führt ein geschärftes Polizeisystem ein, ordnet Verhaftungen im großartigsten Maßstabe an, läßt bei ganz unpassenden Gelegenheiten unter das Volk schießen u. s. w. Als aber der Hof die Majorate wieder einführen will, nimmt er Abschied, erklärt feierlich, wie einem malcontenten Staatsmann ziemt, er habe eingesehn, daß mit der Monarchie nichts anzufangen sei, und reist mit seiner jungen Frau nach Italien, von den Segenswünschen der jungen Republikaner begleitet. — So wie Egon würden im betreffenden Fall sämmtliche „Ritter vom Geist“ gehandelt haben, denn nichts macht so despotisch, als die Einbildung eines höhern Berufs, verbunden mit Unklarheit über die Bestimmtheiten dieses Berufs.

Läßt sich schon Prinz Egon einige Male bestimmen, Dinge zu thun, die ihn mit dem Strafgesetzbuch in Conflict bringen, so leistet das eigentliche Haupt des Ordens, der Referendarius Dankmar Wildungen, darin das Unglaubliche. Und dabei tritt er keineswegs als leichtsinniger Naturmensch auf, sondern als reflectirter Charakter, unermüdlich, für jede Frage immer neue Gesichtspunkte aufzufinden, argwöhnisch gegen sich und andre, und für jeden beliebigen Fall mit allgemeinen Principien ausgerüstet. Es ist dieselbe Figur, die uns in den meisten Romanen und Dramen Gutzkow's entgegentritt, als Ottfried, als „Schlachtenmaler“, eine Mischung von Blasirtheit und Idealismus, im höchsten Grade bestimmbar, und doch bildungsunfähig, weil seine Entwicklung nach keinem Gesetz erfolgt, vor übergroßer Genialität ungeschickt zu jeder Handlung, übervoll von Tendenzen und doch niemals an eine Idee gebunden, so daß er immer außerhalb des Schusses bleibt, und daß kein Schicksal ihn tragisch erschüttern kann.

Wie es optische Gläser giebt, in denen die Verhältnisse eines Gesichts gewaltsam auseinandergerissen werden, so geht es Gutzkow mit seinen Charakterbildern. Er giebt niemals eine organisch gegliederte Individualität, sondern immer nur Aggregate aus empirisch aufgenommenen anekdotischen Porträtzügen und willkürlichen Einfällen. Die Blasirtheit, der Indifferentismus und der Unglaube, der mit unsrer Geistreichigkeit, wenn sie nicht durch consequentes Streben geklärt wird, unzertrennbar verbunden ist, breiten über seine Bilder eine verdrießliche Dämmerung. Niemals ist er im Stande gewesen, ein edles, starkes Herz zu schildern, das nicht blos im Augenblick aufflammender Leidenschaft die Reflexion bei Seite wirft, sondern sie überhaupt zu überwinden weiß, wo eine ernsthafte Situation einen bestimmten Entschluß fordert. Seine Charaktere sind im höchsten Grad von sich selber eingenommen, aber es fehlt ihnen jenes Selbstvertrauen, das sie frei macht und unabhängig von gemeinen Rücksichten. Bis in's innerste Mark „von der Bläße des Gedankens angekränkelt", haben sie eine abgöttische Verehrung vor diplomatischer Weltklugheit, vor „gentlemanliker" Bildung, eine große Abneigung gegen die ehrliche, kräftig handelnde Mittelmäßigkeit. Von grenzenloser Willkür verfallen sie in die feigsten Rücksichten. Sie sind hochmüthig, aber nur so lange sie keinen Widerstand finden, weltklug, aber nur wo es kleine Intriguen gilt, humoristisch, aber nur wo sie zersetzen. Und zwar ist es nicht die Absicht des Dichters, sie so zu schildern, er geht mit dem besten Willen daran, sie zu Idealen zu machen, aber sie verwandeln sich unter seinen Händen in Fratzen, weil ihm das Auge fehlt, das in jedem Augenblick das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet. Seine Kunst ist das Herleiten großer Dinge aus unangemessenen Ursachen. Sowie er ein Ereigniß eintreten läßt, ist er nicht mehr Herr darüber, es verstockt sich gegen ihn mit der Macht der Thatsache. Dieser ängstliche Pragmatismus in der Motivirung gleichgiltiger Dinge verleitet zu Erfindungen, die dem Wesen des Charakters wie dem Wesen der Situation widersprechen. — Er läßt z. B. einen seiner Helden ausgehn, nachdem er sich mit „gentlemanliker" Entschiedenheit angekleidet; die Straßen, durch die er kommt, veranlassen landschaftliche, vielleicht auch staatsökonomische Betrachtungen. Dann geht er weiter und begegnet einem Freund, den er lange nicht gesehn; dieser Freund ist z. B. ein Maler; sie vertiefen sich in Gespräche über Kunst und Literatur. Der Maler entfernt sich, und unser Held, durch irgend etwas angeregt, erhebt sich zu gewaltigen Plänen über politische Verbesserungen. Im Weitergehn verliert er den Muth und brütet über weltschmerzliche Vorstellungen, bis er dieselben zu einem lyrischen Gedicht abklärt. Dann kommt ein andrer guter Freund und fordert ihn auf, etwa in die Reiterbude zu kommen, oder auf den Fortunaball; eigentlich war der Zweck seines Ausgehens ein wichtiges

Geschäft und diesem entsprechend die Stimmung, in der wir ihn zuletzt antrafen, aber das hat er über den vielen Abentheuern, die ihm widerfahren, wieder vergessen, er folgt seinem Freund in die Reiterbude. Solche Geschichten ohne Pointen erfüllen das ganze Buch. — Seine Gestalten gehn Gutzkow nicht unmittelbar mit überzeugender Nothwendigkeit auf, er hat keine Liebe für sie, sie sind nur da, seinen eignen Geist zu zwecklosem Sprühfeuer anzuregen. Jener Unglaube in Beziehung auf die allgemeinen Fragen des Lebens, der sich alle Augenblicke durch die fliegende Hitze eines künstlich erzeugten Rausches von sich selber zu befreien sucht, um dann sofort wieder in trübe ironische Nüchternheit zu verfallen, zeigt sich auch in der Schöpfung seiner Gestalten. Fast bei jeder seiner idealen Figuren kann man eine ganz sonderbare Entwicklung verfolgen. Zuerst Entzücken über die werdende Größe des Helden, dann plötzlich halb wider Willen aus innerer Verstimmung hervorgegangen einzelne gemeine rohe Züge, in Folge dieser ihn selbst überraschenden Einfälle die Empfindung, es sei eigentlich doch nur ein Lump, und endlich der halb faunische, halb weltschmerzliche Trost: wir sind ja alle sterbliche Menschen! — In den satirisch behandelten Figuren weiß Gutzkow die Schwäche, Schlechtigkeit und Lächerlichkeit mit großem Scharfsinn aufzuspüren. Wenn er aber eine ganze Zeit hindurch diese Menschen als die ausgesuchtesten Exemplare menschlicher Hohlheit und Niederträchtigkeit dargestellt hat, und wenn es dann dazu kommen soll, daß die Wirkungen ihrer Natur sich gegen sie wenden, so wird er auf einmal weich und gerührt; er entdeckt plötzlich ungeahnte gute Seiten an ihnen und sucht das Mitleid des Lesers rege zu machen. Es ist ein sehr verbrauchtes Manöver, daß der Schurke, der bisher den Kopf hoch getragen hat, wenn er sich entlarvt sieht, in Thränen ausbricht und seinen Richter darauf aufmerksam macht, daß er auch manche gute Eigenschaften habe, daß er seine Kinder und seine Bedienten gut behandele u. s. w. Wer sich dadurch rühren läßt, zeigt damit, daß er zum Geschwornen nicht taugt, und das ist zugleich das Kriterium, ob man zum Schaffen wahrer Gestalten fähig ist oder nicht. —

Mit Recht tadelt man den Materialismus, daß er den Glauben an die Seele untergräbt, den Glauben an jene individuelle Lebenskraft, die, uns allen bekannt, obgleich uns allen wunderbar, aus innerer Naturbestimmtheit heraus der äußern Naturbestimmtheit widersteht, bald sie bezwingt, bald ihr unterliegt, und so ihr eignes Schicksal ist. Indeß ist diese Doctrin weniger schädlich, als jene mißbräuchlich sogenannte Dichtung, die uns seelenlose Gestalten vorführt, die in bloße sinnliche Eindrücke, in bloße Empfindungen zerbröckeln. Dichter mit Talent aber ohne schöpferische Kraft sind nie im Stande, das Bild einer freien Seele hervorzubringen, sie sind auch nie im Stande, eine

wahre Leidenschaft zu schildern, denn auch die Leidenschaft, die alle mitwirkenden Umstände überfluthet, ist ein Ausfluß jener dämonischen Kraft, die zu verherrlichen von Alters her als die hohe Aufgabe der Tragödie angesehn wurde. Jene Dichter, die, unfähig den Kern des Wesens zu erfassen, alles, was geschieht, aus zufälligen Umständen, Eindrücken und Erregungen herleiten, verfallen nothwendig in Unsittlichkeit, denn Unsittlichkeit ist nichts Anderes, als der Atomismus des Willens. Wer nicht von innerer Nothwendigkeit ausgeht, verfällt dem Zwang der accidentellen Umstände, und man wird an den vierten König in Goethe's Mährchen erinnert, der, sobald ihm die Irrlichter die Goldadern aussaugen, in einen unförmigen Klumpen zusammenfällt. Eine solche Gemüthsstimmung ist auch der wahren Satire nicht mächtig, denn auch diese verlangt ein festes Maß der Seele, das man auch im Uebermuth nicht aus den Augen setzt. Gutzkow, in seinem innersten Wesen ein Anempfinder, bemüht sich durchweg, sich selber in Rührung zu sprechen. Er lauscht mit Behagen dem Klang seiner eigenen Worte. Nun wird er aber gleichzeitig von unzähligen sich widersprechenden Gedanken und Empfindungen heimgesucht, und da er keinem derselben Widerstand zu leisten vermag, widerfährt ihm fast durchweg, daß er das Ungehörigste in den Vordergrund schiebt, daß seine Rührung plötzlich in blasirte oder gar in faunische Stimmung überspringt und daß seine Satire in schwächlicher, empfindsamer Rührung verklingt. Seine Poesie ist ein beständiges, bald zaghaftes, bald übermüthiges Experimentiren: aus weinseligem Idealismus wird jene satte Altklugheit, die über das Heilige die Achsel zuckt.

In einem spätern Roman, „der Zauberer von Rom", schildert Gutzkow den deutschen Katholicismus; es ist viel mehr wirkliche Beobachtung darin als in den „Rittern vom Geist", und auch darin zeigt sich ein Fortschritt, daß eine Figur, die sonst sehr an seine Lieblingshelden erinnert, der vielsprechende Klingsohr zu seiner natürlichen Consequenz, der Infamie, geführt wird, aber man schaudert vor den Kloaken zurück, in die man sich auf diesem Weg vertiefen muß. Die Heldin Lucinde hat in ihrer Frechheit etwas Originelles.

Eine ganze Reihe ähnlicher Confessionen erscheinen gleichzeitig mit den „Rittern": „Moderne Titanen oder kleine Leute in großer Zeit" von R. Gieseke; „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt" von Max Waldau (Spiller v. Hauenschild, 28 J.). In den beiden letztern unterhalten sich die Hauptpersonen über alle möglichen Dinge, und diese Unterhaltungen entwickeln sich nicht organisch eine aus der andern, sondern sie sind bunt durch einander gestreut, ohne Mittelpunkt und ohne Fortgang. Die Herren und Damen sprechen mitunter ganz geistreiche Dinge aus, aber sie könnten ihrem

Charakter und ihrer Lage nach ebensogut etwas Anderes sagen, zuweilen das Gegentheil. Sie sind arm an Gemüth, von der Reflexion ausgehöhlt und rufen daher keinen Glauben an ihre Existenz hervor. Dabei verfallen sie zuweilen in Excentricitäten, die alles Maß überschreiten. Die tollsten Verbrechen, die abentheuerlichsten Unsittlichkeiten verlaufen ohne ernste Folge. — „Aber die Moral? rief Eraw, die Moral von der ganzen Sache? Ihre Geschichte zeigt, wie die adlige Tradition Schurken bildet, sie weist aber auch nach, daß die Theorie der Entblößung von allem Hergebrachten, in der Gesellschaft angewendet, Bösewichter erzieht. Haben Sie gesiegt? Haben Ihre Pläne irgend jemand gut gemacht, haben sie Segen gebracht? Der Verstand hat in Ihren Feinden gethan, was er mit seinen Prämissen thun mußte, er hat in Ihnen das Gleiche vollbracht; jene hatten ganz bestimmt Unrecht, Sie haben in Ihren Grundsätzen bis auf den Haß allerwahrscheinlichst Recht, — und doch trafen die Antipoden in der Kunst zu verderben zusammen. Gesiegt über beide Principe der Starrheit und der Formfestigkeit hat das vagirende Element, das Gefühl" u. s. w. — Es ist der Dichter selbst, der diese Frage stellt, und da er keine Antwort findet, so können wir ihm auch nicht helfen. Er schildert nicht die wirkliche Demokratie, sondern eine fingirte. Seine Proletarierfamilie gehört eigentlich dem Adel an, und das Haupt derselben kann weder seiner Geburt noch seiner Bildung nach als Repräsentant der nothleidenden Classen betrachtet werden. Die Excurse über Wischnu und Brahma, über Herzkrankheiten und Aeolsharfen, über Literatur und Kunst haben mit dem Gegenstand nichts zu thun. Aber auch die politisch-socialen Reflexionen geben keinen Aufschluß: „Sie werden nun wieder so unklar, daß es scheint, als wollten Sie uns einen recht gründlichen Vorgeschmack des Sieges der Unklarheit geben. Wie schade, Eraw, daß Sie so grenzenlos confus sind und noch confuser reden!" — So sagt die einzige verständige Person des Romans, die Gräfin Cécile, zu demjenigen Herrn, der dem Ideenkreis des Verfassers am nächsten zu stehen scheint. Was dieser nicht will, sagt er ausführlich genug. Er verspottet die Gothaer, er verachtet die Demokraten in allen ihren Nuancen, er haßt die Reaction. Was will er also eigentlich? Einmal spricht er sich sehr ausführlich darüber aus, daß die Befreiung des Menschengeschlechts nur von Rußland, von dem kräftigen Blut der Slaven zu erwarten sei; ob im Scherz oder Ernst, mag Gott wissen.

In ihrem Uebermuth hatte die poetische Jugend gemeint, mit ihren Ideen sogar die feindlichen Batterien aus dem Felde zu schlagen. Jetzt kam die Stunde, und man sah, daß man mit der bloßen Gesinnung keinen Staat aufbaut, daß die bloßen Ideen ein unbrauchbares Kriegsmaterial sind, kurz daß man sich die Sache zu leicht vorgestellt hatte. Die souveräne Lyrik seufzte

über die Zerstörung ihrer Illusionen, und gab damit den früher verspotteten klugen Leuten Recht, die ihr bemerklich gemacht, daß nicht alles zu verwirklichen sei, was sich reimen ließe. Wenn früher die gläubige Jugend der Weisheit des Alters spottete, die sich dem Enthusiasmus entzieht und alle Illusionen durch Vernunftgründe auflöst, so war sie nun in demselben Stadium des verstimmten Alters angekommen. — Poetischer freilich ist die Traumwelt, in der das junge Gemüth keine Schranken findet; wenn man älter wird, sieht man ein, daß man Tag für Tag den Pflug und die Egge anwenden muß, um dem widerstrebenden Erdreich dauernde Frucht abzugewinnen. Aber das ist kein Grund zur Muthlosigkeit. Auch in der Politik fruchtet nur die bedingte, in bestimmten Schranken sich bewegende Arbeit; auch hier gilt der alte schöne Fluch, der dem Menschengeschlecht verkündet ist, es solle im Schweiß des Angesichts sein Brod essen.

Es kommt zuweilen vor, daß die Abgespanntheit einer müden Zeit zu den Formen des alten naiven Schaffens zurückkehrt. Unsere Lyrik hatte sich an kleinen Empfindungen zerbröckelt nnd suchte nun in der ursprünglichen Weise der Volksdichtung das Epos aus der Aneinanderreihung von Rhapsodien entstehen zu lassen. Diese Einkehr in die Kindheit des Volks konnte aber die Kraft, welche aller ursprünglichen Poesie innewohnt, nicht herstellen, und die studirte Volksthümlichkeit hatte einen empfindsamen Anstrich. Endlich legte man sich wieder auf's Rococo. Die Poesie der „bezauberten Rose“ war in Vergessenheit gerathen, als sich Grandville's Bilder von den beseelten Blumen und Sternen über Deutschland verbreiteten, und nun eine Pilgerfahrt der Rose die andere ablöste. Der narkotische Duft dieser Blumenpoesie wurde bald unerträglicher als der wüste Lärm der Trommel und der Querpfeife von 1842: die starken Striche und grellen Farben jener Zeit waren doch poetischer als die weichliche, zierlich melancholische Stimmung und der verschwommen träumerische Stil der modernsten Lyrik. — Im Ton dieser manierirten Kindlichkeit nahm sich Oskar v. Redwitz, 26 J., in der „Amaranth“ des Christenthums und der Reaction an, zur allgemeinen Begeisterung der durch die Barrikaden erschreckten Backfische. Von Leben ist in diesen matten Tendenzfiguren keine Rede, und die darin herrschende Frömmelei ist um so widerlicher, da sie von stilistischen Zwecken ausgeht. Es ist wieder die rein hysterische Literatur.

Gräfin Hahn-Hahn kehrte ein Jahr vor der Revolution aus dem Orient zurück, mit großer Abneigung gegen die europäischen Wirren: „Das tumultuarische Abendland machte mir einen unangenehmen, beklemmenden Eindruck. Soeben habe ich zwei volle Monate auf den stillen Fluthen des

Nil, umringt von der stillen Wüste, zwischen stillen Ruinen gelebt, und nun auf einmal dieses Lärmen, dieses Treiben, dieser Luxus, diese Hantirung in allen Richtungen des Lebens. Das betäubte mich. Ich war nur zehn Monate entfernt gewesen, allein so gründlich, so mit allen Gedanken und Gesinnungen entfernt, daß ich wie aus einer andern Welt heimkehrte und die Zustände der heimischen wie mit frischgewaschenen Augen verwundert betrachtete." Sie suchte sich zu orientiren, sie las einige communistische Bücher, und machte sich darüber Vorstellungen, wie etwa die Bestrebungen der Zeit beschaffen sein möchten. Das wollte ihr alles nicht gefallen. Sie fand ihre Seele zu fein gestimmt und zu edel für dies zerfahrene Wesen. 1847 ging sie wieder nach Italien. Dort traf sie die Revolution, und das Entsetzen über den Abgrund, der sich ihr zu öffnen schien, trieb sie heftiger als sonst nach dem alleinseligmachenden Born der Gnade. „Ganz stupid" sah sie auf die allgemeinen Zustände. Nach Dresden zurückgekehrt, brach sie allen Umgang ab, denn die meisten ihrer Freunde hatten sich der verhaßten Revolution hingegeben. „Ich lebte wie der Salamander im Feuer, in dem unauslöschlichsten Haß und der unbesieglichsten Verachtung des demokratischen Princips und seiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter, und zwar mit solcher Vehemenz und Intensität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen ist bei all den Unthaten; für Kunst, für Literatur hatte ich so wenig Interesse, daß sie gar nicht mehr für mich existirten. Nach außen schloß ich mich streng ab. Ich will eine Oreade sein, sprach ich zu mir selber, ein Geist, der im Felsen wohnt, im harten, schroffen, abwehrenden Felsen. Wer weiß, welch eine Kraft sich durch Stille und Schweigen in mir entwickeln soll." — Der Mai 1849 verstärkte die Eindrücke. Sie erlebte den dresdner Aufstand mit, und gleichzeitig traf sie ein harter persönlicher Schlag: ein Mann, der sich ihr in den letzten Jahren angeschlossen hatte, in dem sie endlich „den Rechten" gefunden, aber ohne durch ein eheliches Band mit ihm vereinigt zu sein, starb nach langer Krankheit. Nach einiger Zeit der dumpfen Muße beschloß sie endlich, „Licht zu finden". Sie ließ sich die Beschlüsse des tridentinischen Concils, sowie die symbolischen Bücher der Protestanten geben, verglich sie und fand, daß in der katholischen Kirche allein Seligkeit zu finden sei. 1. Jan. 1850 schrieb sie an den Fürstbischof von Breslau, um ihn zu bitten, ihr zum Eintritt in die Kirche behülflich zu sein; in Berlin trat sie feierlich über, und ruft nun mit einem Entzücken und einer Begeisterung, die uns noch mehr ergreifen würden, wenn sie — nicht aus den Bekenntnissen einer schönen Seele abgeschrieben wären: „Ich glaube! O wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich sage: Ich glaube" u. s. w. „Es ist, ich möchte sagen, der Vorzug derjenigen, welche in immensen Irrthümern

gelebt haben: wenn sie endlich glauben, so ist es ein immenser Glaube, große Seelen werden schnell durch ihn verwandelt" u. s. w.

Die Zerfahrenheit eines unbestimmten, durch keinen Kreis sittlicher Pflichten bedingten Lebens, der Hochmuth eines selbstsüchtigen Gemüths, welches nur aus sich selbst das Leben und seine Gesetze schöpfen zu können meint, und das unausgesetzte Tändeln mit halb anempfundenen, halb auf einer krankhaften Nervenreizbarkeit beruhenden Leidenschaften treibt endlich zu einer ebenso krankhaften Sehnsucht nach einem Halt, den die müde Seele nur da empfinden kann, wo eine grobe, drohende und zornige Autorität ihr entgegentritt. „Aus diesem Sehnen und Streben steigt ein so feiner, süßer, duftiger Egoismus auf, daß er, wie das Atom der schönen Lilie, der lieblichen Orangenblüte, betäubend, lähmend, berauschend wirkt, so daß, selbst wenn keine Enttäuschungen eintreten sollten, Entnervung und Abspannung sich einstellen, und das Herz so schwer und müde machen, daß es zu Zeiten erliegen möchte vor einer geheimnißvollen Traurigkeit." Es ist ein falscher Glaube, der Mensch sei nur da, zu genießen oder zu leiden, zu lieben oder zu trauern; ein Glaube, der aber keineswegs protestantisch, sondern im extremsten Sinne katholisch ist, da der Protestantismus uns sehr energisch einprägt: der Mensch ist da, um seine Pflicht zu thun. Die Gräfin hat daher Recht, obgleich in einem andern Sinn, als sie es meint, wenn sie sagt: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig; da ziehen die wunderlichsten Träume, die unsinnigsten Vorstellungen, die zusammenhanglosesten Bilder an uns vorüber. Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch, denn alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begriffen, nie sich zur Nahrung machen können." Das ist sehr erklärlich, denn die Protestanten sprechen von Pflicht und die Katholiken singen von Liebe und Gnade. „Nichts und niemand imponirte mir oder blendete mich, allem und jedem stellte ich mich höchst bestimmt und gelassen gegenüber und dachte: du bist du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. Ich war wie verzaubert in mein Ich, und wußte von keiner Art von Autorität." Eine solche Stimmung kann viel eher dahin gebracht werden, sich mit blinder Anbetung vor den dunkeln Wetterwolken einer höhern Macht niederzuwerfen, als sich mit Respect der Wirklichkeit anzuvertrauen. Das maßlose Selbstgefühl phantasirt und schwindelt sich leichter in eine maßlose Ehrfurcht hinein, als daß es sich mit wirklicher Aufopferung in sie hineinarbeitete. Das Herz, das sich nur auf sich selber bezieht, fühlt sich unbefriedigt, und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß es in den glühenden Bildern anticipirter Glückseligkeit schwelgt, die seine eigne Größe ihm bereiten wird. „Ich werde noch einmal etwas thun, worüber die Welt ganz

anders erstaunen wird, als daß ich Faustine geschrieben habe," rühmte sie in demselben Augenblick, wo, wie es ihr häufig zu geschehn pflegte, „neben dem Gefühl unermeßlichen Glücks die gründlichste Unbefriedigtheit in dem Gewand einer ganz übermenschlichen Langeweile auftauchte." Schon häufig hatten vereinzelte Anschauungen vom Katholicismus, dessen Glanz und Schimmer sich einer halbreifen Bildung leichter aufdrängt, als der protestantische Ernst, sie mit bequemem Entzücken erfüllt; in ihrem Buche „Jenseits der Berge" schwärmte sie, wenn auch mit frivolen Beimischungen, für die grandiosen Trümmer der römischen Kirche; vom Berg Karmel aus schrieb sie an ihre Freunde in der Manier Chateaubriand's und Lamartine's, so daß jene voreilig glaubten, sie wäre schon katholisch geworden. „Ich hatte allerdings den Versuch gemacht, die ersten Schritte, welche mich in die katholische Kirche hätten führen können, zu thun, allein man traute mir wohl nicht Ernst und Ausdauer genug zu, oder zu viel Phantasie, d. h. in diesem Fall Launenhaftigkeit, und der Versuch blieb ohne Erfolg." Die frommen Männer haben sie besser verstanden, als sie sich selber, wenn sie nun kokettirt: „Was ich für Kraft vergeudet habe, das ist ein Jammer, denn vergeudet ist alles, was nicht zum Heil der Seele gereicht," und wenn sie beschreibt, wie der Vers des Jesaias: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem," einen immensen Eindruck auf sie machte. „Ich stützte den Kopf in die Hand und blieb so sitzen vor dem aufgeschlagenen Buch, ich weiß nicht wie lange" u. s. w., ganz wie Lamartine, als er beschloß, aus Frankreich eine Republik zu machen. Wenn man vergebens versucht hat, den Mittelpunkt der wirklichen Welt in seinen Salon zu verlegen, so liegt der andre Ausgang nahe, die ganze Fülle unverstandener Sehnsucht und gegenstandloser aber tiefer Seufzer in die Brust eines Wesens zu senken, welches man sich gerade so vorstellt, wie man es braucht. Alle sogenannten genialen Weiber haben Momente religiöser Ekstase, Augenblicke, in denen sie einen Gott suchen, der ihnen eigen angehöre — den Rechten! Auch die Stellung einer büßenden Magdalena hat etwas Verführerisches.

Die bekehrte Faustine macht dem Protestantismus die größten Vorwürfe, daß er die gebührende Huldigung den heiligen Frauen, namentlich der allerheiligsten Jungfrau versage, „während doch Gott selbst aus seinem Himmel heraus dieser Jungfrau gehuldigt und sie auf Erden verehrt hat." Sogar von Gott lassen sich die verstockten Protestanten in der Galanterie übertreffen! Darum halten sie die Bibel in Ehren, die wahrscheinlich von Anbeginn durch verkappte Protestanten verfälscht ist, da sie Adam begünstigt und der viel reinern und ätherischern Eva alle Schuld des Sündenfalls beimißt. Später haben die Protestanten jene Asyle für verkannte schöne Seelen, die Nonnenklöster, und namentlich die adeligen Stifter, aufgehoben, und das Weib in

die Knechtschaft einer plebejischen Ehe herabgedrückt, wo es sich um die Kinder, um den Herd und um die Wäsche kümmern muß, statt dem allein schicklichen Geschäft obzuliegen, anzubeten und sich anbeten zu lassen. „Protestantische Menschen müssen alle in einer Weise ihr Leben hinbringen, sie müssen heirathen, sonst sind sie überflüssig und nehmen andern den Platz fort; abgesehn davon, daß eine gänzliche Unkenntniß des menschlichen Wesens aus dieser einförmigen Einrichtung spricht, liegt ihr auch noch eine erstaunliche Trivialität zu Grunde, denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menschen geschätzt, nicht seine Seele." — Ja die Protestanten sind noch weiter gegangen, sie haben diesem an sich schon gemeinen Institut durch die Entziehung des sacramentalen Charakters den letzten romantischen Reiz geraubt, und dadurch höher gestimmte Naturen, wie Gräfin Hahn und George Sand, gleichsam verführt, sich von ihren Männern scheiden zu lassen. Edlern Frauen bleibt nichts übrig, als in das junge Jerusalem zurückzukehren, wo der hochmüthige Herr der Schöpfung sich vor dem Bild einer Jungfrau in den Staub werfen muß, und wo man Magdalena als eine Heilige verehrt, weil sie eine schöne Seele war. Die neue Katholikin ist nichts Anderes als die alte Weltdame; es ist nicht eine höhere Entwicklung ihres Wesens, sondern nur die Ausbildung einer zweiten Seite desselben, die in der Doppelnatur der Lelia und Faustine begründet ist. Die Maßlosigkeit einer hochmüthigen weiblichen Subjectivität, die sich für den Mittelpunkt der Welt ansieht, um den alle Sterne kreisen, führt zu beiden Abwegen. George Sand hat das Problem ganz richtig gestellt; in jedem Augenblick erneuert sich die Frage: Buhlerin oder Betschwester? Rücksichtsloser Materialismus, oder rücksichtsloser Spiritualismus? Unendliche Befriedigung in der Lust, oder unendliche Befriedigung im Schmerz? Und zwischen beiden Extremen schwankend, bleibt die schöne Seele in einem wilden Traumleben, in dem bald von der einen, bald von der andern Seite die Gestalten sich in den Vordergrund drängen, in der Mitte. Sie sehnt sich nach Faustischer Lust, nach Faustischem Schmerz, und ist doch in ihrem Wesen viel zu schattenhaft, um das Eine oder das Andere ertragen zu können. —

Die katholische Kirche machte in jener Zeit mehrere Convertiten, darunter Florencourt, einen jener politischen Dilettanten, die eine so unerhörte Verwirrung in allen Begriffen angerichtet hatten. Mit derselben Coquetterie und Selbstvergötterung, welche die alten Romantiker auszeichnet, hatte er in allen Fragen, welche die Zeit bewegten, seine Subjectivität hervorgekehrt, und nur dasjenige an ihnen aufgesucht, was seine Figur in ein interessantes Licht setzen konnte. Mit einem schrankenlosen Kosmopolitismus hatte er für sämmtliche Religionen des Weltalls geschwärmt; wenn sie nur etwas sinnlich Greifbares

und phantastisch Erregendes hatten; er hatte versichert, sich mit Hottentotten und Eskimos in andächtigem Glaubensgefühl vereinigen zu können, nur nicht mit den Rationalisten, die ihr göttliches Wesen in abstracte Gedanken auflösen. Ein solches Hin- und Herfahren in dem unermeßlichen Pantheon aller Nationen ermüdet zuletzt einen schwachen Geist; er wird eine Auswahl treffen und diejenige Form der Religion vorziehn, in welcher der Naturwuchs sich am handgreiflichsten den Sinnen aufdrängt. —

„Auf meinem Wege," schreibt H. Heine, 51 J., im Nachwort zum „Romancero", Sept. 1851, „fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt, der zu helfen vermag, und das ist doch die Hauptsache, so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute annehmen." Seit 4 J. lag er schwer erkrankt danieder. „Ich habe gerochen alle Gerüche in dieser holden Erdenküche; was man genießen kann in der Welt, das hab' ich genossen wie je ein Held; hab' Kaffee getrunken, hab' Kuchen gegessen, hab' manche schöne Puppe besessen; trug seidne Westen, den feinsten Frack, mir klingelten auch Dukaten im Sack. Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß; ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß. Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks, die Sonne grüßte goldigsten Blicks, ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn, er duftete Träume mir in's Gehirn, Träume von Rosen und ewigem Mai, es ward mir so selig zu Sinne dabei, so dämmersüchtig, so sterbefaul, mir flogen gebratne Tauben in's Maul, und Englein kamen, und aus den Taschen sie zogen hervor Champagnerflaschen. — Das waren Visionen, Seifenblasen; sie platzten — jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen, die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt, und meine Seele ist tief beschämt. Ach jede Lust, ach jeden Genuß hab' ich erkauft durch herben Verdruß; ich ward getränkt mit Bitternissen, und grausam von den Wanzen gebissen; ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen, ich mußte lügen, ich mußte borgen bei reichen Buben und alten Betteln, ich glaube sogar, ich mußte betteln. Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen, jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen. Lebt wohl! dort oben, ihr christlichen Brüder, ja das versteht sich, dort sehn wir uns wieder." — „O Gott, verkürze meine Qual, damit man mich bald begrabe. Du weißt ja, daß ich kein Talent zum Martyrthume habe. Ob deiner Inconsequenz, o Herr, erlaube, daß ich staune: du schufst den fröhlichen Dichter, und raubst ihm jetzt seine gute Laune. Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn und macht mich

melancholisch; nimmt nicht der traurige Spaß ein End', so werd' ich am Ende katholisch. Ich heule dir die Ohren voll, wie andere guten Christen — o Miserere! verloren geht der beste der Humoristen." —

„Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand mich aller Thorheit entled'ge; ich hab' so lang als ein Komödiant mit dir gespielt die Komödie. Die prächtigen Coulissen, sie waren bemalt im hochromantischen Stile, mein Rittermantel hat goldig gestrahlt, ich fühlte die feinsten Gefühle. Und nun ich mich gar säuberlich des tollen Tand's entled'ge, noch immer elend fühl' ich mich, als spielt' ich noch immer Komödie. Ach Gott! im Scherz und unbewußt sprach ich, was ich gefühlet; ich hab' mit dem Tod in der eigenen Brust den sterbenden Fechter gespielet." —

Was für ein Gott das war, zu dem sich Heine wieder bekehrte, das liest man in den „Hebräischen Melodien" und in dem Wettgesang zwischen dem Rabbi und dem Mönch. „Die Dreieinigkeits-Doctrin kann für unsre Leut nicht passen, die mit Regula de tri sich von Jugend auf befassen . . . Unser Gott ist nicht die Liebe, Schnäbeln ist nicht seine Sache, denn er ist ein Donnergott, und er ist ein Gott der Rache. Unser Gott, der ist lebendig, und in seiner Himmelshalle existiret er drauf los durch die Ewigkeiten alle." — Noch spricht im „Romancero" zuweilen der Genius, im Ganzen hat man aber nur abschreckende Bilder, besonders in den Lamentationen, die bis an seinen Tod (17. Febr. 1856) während eines siebenjährigen Schmerzenslagers fortgesetzt wurden. Sie bewegen sich nur in abscheulichen Vorstellungen, und werden von einer krankhaften Todesfurcht unheimlich angehaucht, die der Dichter vergebens durch wüste Späße zu verscheuchen strebt. — — „Der Vorhang fällt, das Stück ist aus, und Herrn und Damen gehn nach Haus. Ein hochverehrtes Publicum beklatschte dankbar seinen Dichter. Jetzt aber ist das Haus so stumm, und sind verschwunden Lust und Lichter. — Doch horch! ein schollernd schnöder Klang ertönt unfern der öden Bühne. Vielleicht daß eine Seite sprang an einer alten Violine. Verdrießlich rascheln im Parterr etwelche Ratten hin und her, und alles riecht nach ranzgem Oele. Die letzte Lampe ächzt und zischt verzweiflungsvoll, und sie erlischt. — Das arme Licht war meine Seele." — —

Wie in der Dichtung, so war es in dem wirklichen Leben immer finstrer geworden. 2. Juli 1850 schloß Preußen mit Dänemark Frieden. 7. Aug. wurde durch Oestreich der Bundestag reactivirt; vor demselben klagte 17. Sept. Hassenpflug auf Restauration in Kurhessen. 26. Sept. wurde Radowitz preußischer Minister. 11. Oct. kamen die Feinde Preußens in Bregenz zusammen, 1. Nov. zogen die Strafbayern in Hessen ein, 2. Nov. wurde Radowitz entlassen, 8. Nov. Bronzell, 15. Nov. wurde die Union auf-

gegeben, 29. Nov. erfolgte der „saure Gang" nach Olmütz. Vincke's Antrag: „weg mit diesem Ministerium!" wurde 4. Dec. durch Vertagung der Kammern, 19. Dec. durch die Ernennung Raumers und Westphalen's beantwortet. 23. Dec. wurden die dresdner Conferenzen eröffnet. 7. Jan. 1851 sprach Stahl in der ersten Kammer dem Ministerium seinen Dank für die Buße und Umkehr aus, Manteuffel sprach von der „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln", und daß der Starke zurückweicht. 11. Jan. wurde die Dänenherrschaft in Schleswig-Holstein durch Oestreich und Preußen wiederhergestellt, 15. Mai das schätzbare Material der dresdner Conferenzen zu den Acten gelegt, der Bundestag in aller Form wieder hergestellt. (— Unter diesen Umständen richtete man 31. Mai das Standbild Friedrich des Großen in Berlin auf!) 18. Febr. 1852 wurde auch Holstein den dänischen Truppen ausgeliefert.

Merkwürdige Geständnisse über diese Periode enthalten Radowitz' „Neue Unterredungen über Staat und Kirche", 1851. Radowitz war viel zu „geistreich", um in der praktischen Politik etwas zu leisten; seine Gesichtspunkte waren zu vielseitig, als daß er ruhig und entschlossen dem einmal gesteckten Ziel hätte nachgehn können. Wer in der praktischen Politik etwas leisten will, muß einseitig sein können, sonst wird er über dem Hin- und Hersehn nach allen Seiten sich beständig im Kreise drehn. In einem kritischen Moment ist eine solche Gemüthsstimmung zugleich die gefährlichste, denn wer sich hier nicht im Augenblick entschließt, wird von den unaufhaltsam fortrollenden Rädern zermalmt. Radowitz' politische Ueberzeugung hat sich nie zur Leidenschaft gesteigert. Die Rechtfertigung seines Verhaltens dreht sich beständig im vitiösen Cirkel: wenn seine fingirten Gegner ihm erklären, daß, wer den Zweck wolle, auch die Mittel wollen müsse, und daß er daher entweder die Mittel nicht erkannt, oder den Zweck nicht ernstlich gewollt habe, so erwiedert er regelmäßig: ich habe die Mittel allerdings erkannt, ich habe erkannt, daß sie die einzigen waren, die zum Zweck führten, und daß sie zum Zweck führen mußten, aber ich habe sie nicht anwenden wollen und daher nicht anwenden können, weil sie gegen mein Gewissen waren. Gegen eine solche Erklärung läßt sich nichts weiter einwenden, als daß er in diesem Fall auch den Zweck hätte aufgeben und sich von dem Schauplatz der That fern halten müssen. — „Wer nach großen politischen Umwälzungen auf seine eigne Stellung zu den vorwaltenden Fragen zurückblickt, der wird finden, daß, wenn er im ernsten, parteifreien Streben nach der Wahrheit verblieben ist, seine Erkenntniß zwei Stadien durchlaufen hat. Zuerst erlangt er die Einsicht, daß die Erscheinungen, die er, als von seiner politischen Lehre abweichend, getadelt und bekämpft hat, nicht blos das Ergebniß vereinzelter Irrlehrer und

selbstsüchtiger Parteiführer sind, sondern wirklich aus einer allgemeinen Umwandlung in den Gefühlen und Meinungen des lebenden Geschlechts hervorgehen. Hieran knüpft sich die zweite Erfahrung. Er forscht nach, ob jene herrschenden Zeitansichten, jene öffentliche Meinung nur Trug und Täuschung, gewissermaßen eine Geistesverwirrung in der Mehrzahl der Menschheit sei, oder ob dahinter nicht auch tiefere und berechtigte Ursachen 'stehn. Hieraus geht dann für ihn, den aufrichtig Suchenden, die Ueberzeugung hervor, daß dabei ein historischer Entwicklungsproceß thätig ist, der hier, wo es sich nicht um absolute, sondern nur um relative Wahrheiten handelt, seinen eignen Gesetzen folgend, unabwendlich zu gewissen Resultaten hinleitet. Daraus erwächst für jeden, der es wahrhaft wohl mit seinem Lande meint, der nicht sich und die Befriedignng eigner Gelüste sucht, die entschiedne Verpflichtung, zu einem Abschlusse mit diesen historischen Nothwendigkeiten zu gelangen. Seine individuellen Sympathien und Antipathien mag er dabei bewahren; sie entspringen ans Quellen, die nur mit dem Leben versiegen. Aber er wird sie zu unterordnen wissen der höhern Pflicht, und nach dieser handeln, wo er dazu berufen ist." — Man höre, wie er sich über den Zerfall der Mittelparteien ausspricht. „Ist dies eine Erscheinung, welche Dauer verspricht? Wird wirklich dasjenige, was der constitutionellen Meinung abfällt, der absolutistischen zuwachsen? — Die Zahl der wirklichen Convertiten ist gering. Eine weit größere der frühern Constitutionellen ist allerdings in stumpfe Gleichgültigkeit verfallen, oder vielmehr in fatalistische Hingebung. Aber das ist keine gesunde, keine haltbare Stimmung; es ist ein Betäubungsschlummer, aus welchem das Erwachen nicht ausbleibt. Wenn nun ein Moment des Wechsels herankommt, sei es woher es wolle, wie dann? Wo ist die große, durch Zahl und bürgerlichen Einfluß mächtige Partei, die sich vom April 1848 an zwischen die Throne und deren repnblikanische Bestürmer stellte? Was man auch urtheilen möge von dem Werth oder Unwerth jener altliberalen Partei, die es eben hierdurch möglich machte, daß die monarchische Ordnung durch stärkere Hände wieder aufgerichtet werden konnte, wie viel Dank oder Undank ihr dafür gebühren möge: daß sie in kommenden Zeiten nicht wieder aufzufinden sein wird, bleibt eine ernsthafte Betrachtung.... Gegen Demokraten helfen nur Soldaten! hieß der Spruch. Das tief Schmerzliche ist, daß manche Mittelparteien, ja daß ein großer Theil der constitutionellen Presse, welcher deutlich gezeigt worden, welche Ohnmacht allen Rechts- und Vertragsverhältnissen innewohnt, bald genug versucht sein kann, zu sagen: Gegen Soldaten helfen nur Demokraten!"

Für niemand wurde der Gang nach Olmütz verhängnißvoller als für die conservative Partei Preußens. Vieles von ihrem Verhalten konnte man

aus dem Vorhergehenden zwar nicht entschuldigen, aber erklären. Der Adel war gewohnt gewesen, im Hofdienst, in der Armee und in den Civilämtern den Staat zu regieren; durch die Revolution sollte ihm das nicht blos entzogen werden, man drohte ihm auch mit Eingriffen in seine Vermögensverhältnisse, man sprach davon, der Reaction in's Fleisch zu schneiden. Es war begreiflich, daß er die Männer haßte, die ihn in solche Gefahr gebracht, daß dieser Haß um so kleinlichere Formen annahm, je schwächer er sich selbst im ersten Schreck gezeigt hatte. Es war begreiflich, daß er seinen Haß auf die Principien der Gegner ausdehnte, und in den Mitteln, sie zu bekämpfen, nicht wählerisch war, daß er die absurdesten Doctrinen mit Jubel begrüßte, wenn sie sich nur dem Liberalismus feindlich zeigten, daß Männer wie Stahl, Gerlach und Wagener ihn blindlings leiten konnten, so wenig sie Inhalt hatten. Stahl war ein glänzender Redner, Wagener ein gewandter Journalist, Gerlach wußte die alten Theorien von Adam Müller und Haller mit einem Anschein von Tiefsinn auszustatten und die äußersten Folgerungen mit einer Unerschütterlichkeit zu ziehen, die seinen Jüngern imponirte. In den eigentlichen ritterschaftlichen Kreisen waren die Talente gering oder sie traten wenigstens noch nicht hervor. Aber daß ein Stand, dessen Vorfahren in den Schlachten Friedrich des Großen unsterbliche Namen gewonnen, aus blindem Haß gegen die Revolution und deren vermeintliche Früchte sich so weit verleiten lassen konnte, dem preußischen Königthum Buße und Umkehr zu empfehlen und den Bußgang nach Olmütz als einen glorreichen Tag in der Geschichte Preußens aufzuzeichnen, den Staat Friedrich des Großen in eine schmähliche Abhängigkeit von Oestreich zu bringen und sich im Interesse der Partei oder vielmehr der Doctrin mit den Feinden des Staats zu verbrüdern, das war stark. Jetzt, wo mit Ausnahme des alten Rundschauers die ganze Feudalpartei ihren alten Ueberzeugungen entsagt hat, mag sie nicht gern an jene Tage erinnert werden, aber damit wird die Geschichte von 1851—1866 nicht ausgelöscht.

Im leidenschaftlichen Kampf gegen das Princip der Nationalstaaten läßt Stahl die Liberalen sagen: „wir lassen die Vertheilung der Staaten nicht gelten, die Gott gefügt; wir wollen nicht zugeben, daß er die Völker verbinde und zertheile und ein Volk dem andern unterthan mache nach seinem Rathschluß und seinen Strafgerichten." Also ein Rathschluß Gottes war es, als auf dem wiener Congreß dem einen Souverän so viel tausend Seelen genommen und ihm dafür so viel tausend andre Seelen zur Entschädigung gegeben wurden, oder nach dem zweckmäßigern Ausdruck von Thadden-Triglaff, so und so viel Pfund Menschenfleisch und Menschenknochen! So lange die Welt steht, hat man nirgend den Wahn gehegt, die Grenzen der Staaten müßten ewig so bleiben, wie sie in dem gegenwärtigen Augenblick

waren. Die Grenzen sind erweitert worden, wie es kam, durch Eroberung oder durch Verträge; in vielen Fällen hat der bloße Zufall und die ganz gemeine Leidenschaft dabei gewaltet, ebenso häufig aber auch ein bewußter Plan. Man nannte das im vorigen Jahrhundert: sich arrondiren. Damals warben die Fürsten ihre Soldaten durch Gewalt und List in aller Herren Ländern, und es kam ihnen nur darauf an, daß ihre Staaten bequem zusammen lagen, um sie leicht vertheidigen und leicht den Nachbar überfallen zu können; auf die Bewohner dieser Domänen kam es ihnen wenig an. Uns kommt es vor allen Dingen darauf an, daß der Staat auf der Basis einer sittlichen Gemeinschaft beruhe, daß jeder Bürger desselben das Gefühl habe, zu einem großen Ganzen zu gehören, nicht blos der willenlose Knecht einer fremden Macht zu sein. Für diese sittliche Gemeinschaft giebt die gleiche Nationalität, die nicht blos in der Gleichheit der Sprache, sondern vorzugsweise in der Gleichheit der wesentlichen Interessen liegt, zwar nicht die ausschließliche, aber die solideste Basis. Am wenigsten Schonung dieser auf die Länge unbezwinglichen Idee gegenüber verdienen solche Staaten, die ihrer ganzen Lage und Beschaffenheit nach jedes höhere Gefühl in der elendesten Philisterhaftigkeit ersticken müssen. Wenn die Lage eines solchen Staatencomplexes von der Art ist, daß ein energischer und klar sehender absoluter Fürst aus der alten Schule darin einen Antrieb sehn würde, seine Macht zu entwickeln, so ist der Umstand, daß jetzt der klar herausgebildete Instinct seines Volks ihn von selber dazu auffordert, nicht übertrieben revolutionärer Natur und die Rücksicht, die ein kluger Fürst darauf nimmt, bequeme Grenzfestungen, hafenreiche Küsten und sichre Gebirgsgrenzen zu haben, in keiner Weise sittlicher, als der Beruf, über eine mächtige und stolze Nation zu gebieten, die ihn als ihren Ersten, als den Träger ihres Ruhms verehrt.

Eine Reaction wird nur dann erträglich, wenn sie sich mit Kraft eines neuen politischen Moments zu bemächtigen weiß, wenn sie die Nation für den Verlust an Freiheit durch Stärkung ihres Einflusses entschädigt. Die Reaction von 1852 war schwächlich gegen das Ausland, von einer namenlosen Kleinlichkeit in ihrem Verfolgungssystem nach Innen hin. Die Völker vergessen schnell: man kann sich heute kaum die schmähliche Art noch vorstellen in welcher die Polizei, um einige Gegner zu treffen, in den friedlichen Verkehr der Bürger eingriff, die Zudringlichkeit, mit der sie unter Verletzung des Hausrechts das innere Leben der Familie antastete. Die gute altpreußische Zucht des Beamtenthums und der Gerichte wurde künstlich zerstört, man besetzte die Stellen nicht mehr nach dem Maßstab der Einsicht, Erfahrung und Thätigkeit, sondern nach dem Maßstab der Gesinnung; Haß gegen die Vorkämpfer des Bürgerthums galt als Verdienst um den Staat. Auch die Wissenschaft

blieb nicht unberührt: argwöhnisch gegen alle Regungen des Geistes, mochte man ihnen keinen neutralen Boden mehr gönnen.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit giebt sich in der populären Literatur jener Tage kund. Auf eine unschöne Weise überwuchert die Schmarotzerpflanze der Criminalgeschichte das gesunde Leben des Herzens und der Sitte. Temme, der flüchtige Demokrat der preußischen Nationalversammlung, begann mit „Anna Hammer" 1850 die Reihe seiner Criminalromane, die sich von Jahr zu Jahr ausdehnte und vom Publicum begierig verschlungen wurde. Auch in den „Rittern vom Geist" und ähnlichen Tendenzromanen von Prutz nimmt die Verbrecherwelt einen ungebührlichen Platz ein. Ein sehr talentvoller junger Dichter, Edmund Höfer, der die Stimmungen und Bewegungen der Seele unter den Einflüssen der Natur mit seltener Kraft auszudrücken weiß, begann 1852 mit „Geschichten aus dem Volk", die fast ausschließlich die Nachtseite des Lebens hervorkehrten.

In der ersten größern Conception, die er überhaupt versuchte: „Neues Leben" 1852 verfolgte Berthold Auerbach die Schicksale eines demokratischen Grafen, der, wegen seiner Betheiligung an dem republikanischen Aufstand zum Tode verurtheilt, seinen Namen vertauscht und Landschulmeister wird. Der Weg seines Lebens führt zu sehr interessanten Bildern aus dem Landleben, und die Tendenz, daß die modernen Helden aus dem Uebermuth ihrer halben Bildung und dem dreisten Ungestüm ihrer Träume heraustreten und sich in das Leben des Volks vertiefen müssen, um dasselbe im Einzelnen zu fördern und zu pflegen, verdient volle Anerkennung. Aber die Ausführung ist von demselben Gift inficirt, dessen schlimmen Wirkungen der Dichter entgegenarbeiten möchte. Sein Held ist trotz einzelner schöner Züge ein Ritter vom Geist, dem es lediglich darauf ankommt, dem Leben interessante Seiten abzugewinnen, der mit den Gesetzen desselben ein freventliches Spiel treibt, und der, da seine Phantasie weit über seine Willenskraft hinausreicht, die Eingebungen seiner augenblicklichen Laune bald vergißt, ohne daß sie für's allgemeine Beste oder für seine eigene Entwickelung einen dauerhaften Gewinn hervorgebracht hätten. — Für diesen mißlungenen Versuch entschädigte Auerbach unmittelbar darauf das Publicum durch zwei neue, vortreffliche Dorfgeschichten „Diethelm von Buchenberg" und „der Lehnhold". Sie fallen zwar auch in das Gebiet der Criminaljustiz und haben nicht blos in ihrem Gegenstand, sondern in ihrer Darstellung etwas Friedloses, aber sie speculiren nicht auf die frivole lüsterne Neugier der Menge, sondern sie zeichnen mit Ernst und Gewissenhaftigkeit die Tragik der bäuerlichen Convenienz in Bezug auf die Eigenthumsverhältnisse, und die allmälige Zerrüttung einer Seele, die an innerer Unwahrheit leidet. Der Lehnhold, ein würdiges Symbol des alten ver-

knöcherten Bauerthums, das dem Fortgang der Bildung auf die Dauer nicht widerstehn kann, aber mit Anstand zu Grunde geht, ist an Kraft und Strenge der Zeichnung neben Immermann's Hofschulzen zu stellen. Seltsamerweise haben diese neuen Dorfgeschichten nicht den Anklang der alten gefunden, denen sie doch an Kraft und Fülle bei weitem überlegen sind.

Harmloser schildert der schlesische Dichter Karl von Holtei in den „Vagabunden" eine Schicht des Lebens, die von den englischen Romanen vielfach ausgebeutet war, von der deutschen Literatur aber gewissermaßen neu entdeckt wurde. Es waltet in dieser Geschichte ein unerhörter Leichtsinn, der aber mit so viel Behagen und so viel wirklicher Lebensanschauung gesättigt ist, daß man mit dem Dichter nicht rechten möchte, wenn er nicht hin und wieder in's Weinerliche fiele. In seinen spätern Romanen tritt dieser Fehler noch stärker hervor.

Von der Rückschau der Demokratie auf ihre alten Hoffnungen und Enttäuschungen sind Fanny Lewald's „Wandlungen" 1853 das beachtenswertheste Beispiel. Bekannte Persönlichkeiten treten darin auf, von etwas starker Selbstgefälligkeit, aber unter der Leitung der Dichterin alle ehrlich bemüht, das rechte Princip für ihr sittliches Verhalten zu finden. Daß die schweren Fragen des staatlichen Lebens durch den blaßen gesunden Menschenverstand d. h. durch die Scheidemünze der allgemeinen Bildung, nicht zu lösen sind, ergiebt sich freilich aus dieser Geschichte sehr deutlich. — Der wunderlichste Versuch der Art ist der „Tannhäuser" von Widmann, einem Dichter, der übrigens in seinen Schilderungen viel Talent verräth. Die Geschichte spielt in den dreißiger Jahren in Schwaben. Der „Tannhäuser" ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der in den „Venusberg" eines räthselhaften Kreises verlockt, dadurch in manche sociale Unbequemlichkeit gestürzt und zuletzt mit seiner Braut entzweit wird. Die Geschichte endet tragisch. Er tödtet sich nicht selbst, stirbt auch nicht im Duell, aber er bricht durch einen Zufall das Genick, was ihm freilich auch hätte begegnen können, wenn er nicht im „Venusberg" gewesen wäre. Der Mittelpunkt jenes räthselhaften Kreises ist ein junger Mann, der erst eine Psychologie, in der sich das „reine Weltgenie" offenbaren soll, schreiben, dann König werden und ohne Sentimentalität alle, die ihm zuwider sind, ausratten lassen will. Er spricht wie im Fieber und geberdet sich wie ein Narr, aber es wird uns gesagt, daß er sehr geistreich ist, und der Vergleich, durch den er sich über Christus erhebt, wird zwar von den Weisen der Gesellschaft angefochten, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Er ißt und trinkt sehr viel, macht Schulden und giebt dann „Ordres" an seine Anhänger, ihm Geld zu verschaffen; wenn das Geld ausgeht, verfällt er in rasende Verzweiflung. Er lebt als Vagabund, giebt sich zuweilen für einen

Prinzen aus und schreibt Artikel gegen die Liberalen. Ein ehemaliges Freudenmädchen macht er zu seiner Königin; seine Anhänger, die ihm selber die Hand küssen, und ihn „Herr" anreden, müssen ihr sammt ihren Bräuten aufwarten. Nachher nimmt er aber doch noch eine zweite Frau. Der Verfasser ist zwar nicht ganz einverstanden mit seinem Fritz, aber er bleibt stets ernsthaft, etwas trübsinnig. Für eine Erfindung ist das alles zu toll, wenn man aber hört, daß eine wirkliche Geschichte zu Grunde liegt, die Irrfahrten des bekannten Rohmer, so wird einem noch wunderlicher zu Muth. — Seitdem Ottilie ein Tagebuch geführt, versäumt keine Frau von einigem Geist, in Aphorismen ihrer schönen Seele Luft zu machen. Zum Theil sind es die süßen Geheimnisse des Herzens, der Nachklang schöner Stunden, die man in diesem köstlichen Schrein aufspeichert, in der Regel aber Einfälle über Faust, Byron und Don Juan, die Lieblinge der Damen. Da eine gründlich ausgeführte Kritik von einem Tagebuch nicht zu erwarten ist, so wird eine epigrammatische Pointe gesucht, ein gefühlvoller Witz, der auf die alte Erscheinung ein neues Schlaglicht wirft. Daraus geht nicht nur der Nachtheil hervor, daß man sich zwingt, beständig in Aphorismen, in Paradoxien zu denken, was dem gesunden Menschenverstand nicht förderlich ist; sondern der größere, daß man auf solche Reflexionen einen Werth legt, den sie in keiner Weise verdienen. Auch im „Tannhäuser" wird ein Tagebuch geführt, noch dazu von der verständigsten und tugendhaftesten Person des Romans; aber sie kann sich doch nicht enthalten, sich in ihren Mußestunden die Frage vorzulegen, ob sie nicht den Opfertod der Charlotte Stieglitz sterben soll, und über Christus, die Republik, die Identität Gottes nnd der Welt, den Zweifel und den Glauben, die Ehe und das freie Weib sich Einfälle auszuarbeiten.

Je krankhafter die Zustände wurden, desto stärker spannte der Idealismus sich an, um dieser schlechten Welt eine höhere der Kunst gegenüber zu stellen. In dem Zeitalter Friedrich Wilhelm's 4. waren die Versuche Richard Wagner's ziemlich spurlos vorübergegangen, bis er sie durch eine neue Theorie begründete, und als Prophet das Wort „Musik der Zukunft" aussprach. In den verschiedensten Regionen haben sich Ritter vom Geist, wie sie Gutzkow im Kreise der Politik sich vorstellte, zusammengethan, aber nirgend haben sie einen so durchgreifenden Erfolg davon getragen, als in dieser durch Franz Liszt in Weimar geleiteten Propaganda. Die größten Bühnen Deutschlands haben den „Tannhäuser" und „Lohengrin" in ungewöhnlicher Pracht aufgeführt und Meyerbeer einen gefährlichen Concurrenten gegeben, bis die allzugroße Zudringlichkeit der Ansprüche auch hier eine Reaction hervorrief. Uebrigens war es nicht eine Camaraderie im gewöhnlichen Sinn: die Jünger glaubten an den Meister, wie dieser an sich selber glaubte. Eine ähnliche

Bewandtniß hatte es mit der Schule junger Philosophen, die Schopenhauer's Werke der bisherigen Vergessenheit entzogen. Die Hegel'sche Philosophie hatte sich überlebt, man wollte die großen Fragen des Lebens nicht mehr spielend lösen, sondern ihnen ernsthaft zu Leibe gehn; neue productive Köpfe kamen in der philosophischen Facultät nicht auf, und die Anhänger Herbart's und Benekes griffen ebenso auf Kant zurück wie Schopenhauer. Die Sache war entschieden, als ein englisches Journal sich ihrer annahm, und die Deutschen darüber belehrte, daß unbekannt ein Philosoph unter ihnen gelebt hätte, der wirklich deutsch zu schreiben verstand. Der Haß Schopenhauer's gegen alle Abstraction, seine ungewöhnliche Gabe, Gedanken concret und sinnlich auszudrücken, entsprach dem allgemeinen Bedürfniß der Zeit, und wenn seine Philosophie zu dem Resultat führte, die Welt sei ein Jammerthal, so waren die damaligen Zustände Deutschlands nicht so beschaffen, daß man sehr lebhaft dagegen hätte ankämpfen können. Die Poeten bemächtigten sich der neuen Lehre mit derselben Gier, als sie früher Feuerbach sich angeeignet hatten: freilich, wenn sie im Glauben die „Nirwana" bekannten, die Nichtigkeit des Lebens, so entschädigten sie sich in der Darstellung mit der „Sansara", dem schrankenlosen Vollgenuß des Lebens. Ein Roman von Alfred Meißner führt diesen Titel, und drückt damit das Bewußtsein seiner Beziehung zu der neuen Lehre offen aus.

Meißner's neuere Dichtungen sind ein merkwürdiges Symptom der immer wachsenden Reaction des Verstandes gegen das Gefühl; einer Reaction in's Extrem, die aber begreiflich wird, wenn man bedenkt, wie durch die überwuchernde Lyrik alles gesunde Gefühl angekränkelt war. Unsre Literatur bietet einen so reichen Vorrath an schönen Empfindungen, Bildern und Reflexionen, daß nur einiges Formtalent dazu gehört, aus ihnen neue Empfindungen, Bilder und Reflexionen zu combiniren. So singen unsre jungen Dichter von den Leiden ihres eignen Herzens, von ihren unbegriffnen Gefühlen und von den Qualen des Weltalls, noch ehe sie etwas wirklich empfunden, noch ehe sie in ihrer Seele etwas haben, was man zu begreifen sich die Mühe geben sollte, noch ehe sie von der Welt etwas wissen. Sie ergehn sich in den erhabensten Gedanken, ehe sie wirklich gedacht haben, d. h. sie fabriciren Variationen auf bekannte Melodien. Daraus ist jene Sprache hervorgegangen, in der das Herz, auch indem es empfindet, sich selber zum Gegenstand macht, sich gegen sich selber kritisch verhält. Allmählich kommt man nun dahinter, daß dieses überströmende Gefühl eigentlich eine Schwäche ist, und gewinnt vor harten Charakteren, die alles Gefühl unterdrücken, eine Achtung, die nichts weiter ist als Abneigung gegen einen überwundenen Zustand. — Im „Weib des Urias" begnügt sich Meißner nicht damit, die Schlechtigkeiten jener That

mit einer widerwärtigen Ausführlichkeit auszumalen, sondern er stellt die Buße des Königs als eine Heuchelei dar, die lediglich darauf berechnet ist, die verlorne Macht wieder zu gewinnen. Diese Wendung mochte dem realistischen Trieb der Zeit entsprechen, aber das Unerhörte ist, daß der Dichter sich auf Seite des Mörders, des Ehebrechers, des Heuchlers stellt, oder seine Handlungsweise wenigstens für natürlich ausgiebt. In „Reginald Armstrong" ist der eigentliche Held ein verstockter Verstandesmensch, der mit Hintansetzung aller Rücksichten seinen egoistischen Motiven folgt. Er schließt das Stück mit den Worten: ein Narr bringt mich um! und erhebt sich moralisch über die ihn umgebende Welt, die nicht weiß, was sie will. So war es wenigstens in der ersten Ausgabe, in welcher der Dichter von seiner eignen Dialektik gewissermaßen berauscht war. In der zweiten erschrickt er nun über seine eigne Kühnheit, er mildert den Gegensatz. In dem Roman „Die Sansara" entführt Baron Hostiwin, Besitzer von so und so viel Schlössern in Böhmen, unter erschwerenden Umständen ein steierisches Fischermädchen, indem er bei der Gelegenheit noch einigen adeligen Fräulein das Herz bricht: nämlich gleichzeitig drückt er verschiednen Damen seine glühende Liebe aus und bringt sie dadurch aus ihrer sittlichen Ordnung. Nachdem er nun das Fischermädchen einige Monate lang einsam auf seinem Schlosse gehalten, erklärt er ihr eines Morgens, sie langweile ihn, sie könne gehn; er wolle sie übrigens nicht im Stich lassen: wenn dir mein schmucker Jäger gefällt, so laß ich's mir kosten ein gutes Stück Geld u. s. w. Dies Factum veranlaßt Alfred Meißner zu folgenden Bemerkungen. „Sollte man glauben, daß eine Leidenschaft, welche in so hohen Wellen brauste, auf der Höhe ihrer Empfindung es wahr und ehrlich meinte, welche alles vergaß, alles auf's Spiel setzte, um ihr Ziel zu erreichen, so bald in Sättigung übergehn, so bald in jenen Ueberdruß versinken könne, in welchem wir Hostiwin zu Anfang dieser Erzählung finden? Doch ist es so. Für diesen Menschen ist das Ziel nichts mehr, wenn er es erreicht hat. Jede Liebe scheint ihm die letze, die tiefste und glühendste seines Lebens, die, die sein Wesen ausfüllen soll; jede labt ihn nur kurz und läßt ihn nur wieder durstiger fahren. Tausend Ströme fallen in's Meer und füllen es nicht. Hostiwin's Liebe ist eine unermeßliche Sehnsucht und diese Sehnsucht stirbt, wenn sie ihr Ziel erreicht hat, stirbt, um wieder neu zu erstehn. Wohl ist er, wie er es vorhergesagt hat, eines Tages müde und wie verwandelt aufgestanden, aber nicht um sich fester mit Cilly zu verbinden, nein, um sie zurückzustoßen. Diese fast ideale Schönheit reizt ihn nicht mehr, sie ist ihm ein Bleigewicht an den Schwingen, und nach neuen Fahrten, neuen Sternen und Blumen, neuen Stürmen und Brandungen und neuer Wonne sehnt sich sein Herz. Der Mensch, wie ihn die Natur in der unendlichen

Mehrzahl schafft, wird die Natur eines Eroberers, eines Napoleon z. B. nie begreifen. Mit welchem Maß soll er an diese dämonische Brust herantreten? Er hatte doch wahrlich als Consul genug erreicht! Hatte er nicht die Wahl unter den Töchtern der Senatoren? War sein Name nicht groß genug, sein Einfluß nicht mächtig genug? Was bringt einen Menschen dazu, das Feldbett zu wählen statt der Dunen, ein Leben zu wagen, das bereits so viel besitzt, Friedensverträge zu zerreißen, fortzustürmen von Reich zu Reich in eine Unermeßlichkeit hinein, die ihn zuletzt verschlingen muß? Der Moralist zuckt mit den Achseln und sagt: diesem Menschen fehlt die Begrenzung. Aber dieser Tugendhaften, die sich selbst begrenzen, ist die Welt voll, wenn die Geschichte sie auch nicht kennt und die Poesie sie nicht brauchen kann." — Es ist nicht das natürliche Gefühl, welches Alfred Meißner zu jenem Dithyrambus bestimmt, sondern die Doctrin, wie er sie aus Hofmann und Heine gelernt hat. Früher indessen, so sehr man sich für die Person und Abentheuer eines Don Juan interessirte, in einem Punkt war doch das Publicum einig, daß ihn zuletzt der Teufel holen müsse. Und in der That holte ihn zuletzt immer der Teufel. Wenn ihm nicht die natürlichen Folgen seiner Handlungen über den Kopf wuchsen, wenn er der Blutrache, der Polizei und der Justiz entging, so öffneten sich zuletzt die Pforten der Hölle, die Geister der verschiedenen Opfer stiegen daraus hervor, und Don Juan konnte seinem Schicksal nicht entgehn. Die deutschen Dichter, denen es doch bedenklich vorkommen mußte, dem reichen liederlichen Adel das Heiligthum ihrer Familie gar zu unbedingt preiszugeben, dachten in diesem Punkte sehr streng. Jetzt fand man, daß gegen den Junker von Falkenstein nichts einzuwenden sei. Nachdem Hostiwin einige Jahre in gelinder Blasirtheit zugebracht, nachdem sein dämonischer Trieb der Leidenschaft sich in matte Zerstreuungssucht abgeschwächt hatte, begegnet ihm ein Weib, in dem er sein Ideal zu erkennen glaubt; möglich, daß er sich darin täuscht wie in seinen frühern Liebesversuchen, jedenfalls ist sein Gefühl diesmal von Heirathsgedanken begleitet. Er macht der Dame einen Antrag, und erfährt zu seinem Schmerz, daß sie nicht mehr Wärme des Herzens genug besitze, um einen Mann wahrhaft lieben zu können. Sehr niedergeschlagen reist er ab, und begegnet auf einer Alp dem Bruder eines Mädchens, das durch seinen Verrath elend um's Leben gekommen. Dieser will sich rächen und den Verführer in den Abgrund stürzen. Das war der Ausgang der Sachlage, den des Dichters natürliches Gefühl ihm eingab; aber nun kommt die Doctrin dazwischen: Don Juan soll ja eben verherrlicht, seine Existenz als die normale dargestellt werden. Das Attentat mißlingt, und Hostiwin findet Gelegenheit, sich bei den Behörden dafür zu verwenden, daß sein Gegner für seinen Mordversuch einige Jahre Zuchthaus weniger erhält.

Der unglückliche Rächer seiner Schwester ist auch ganz gerührt, und vergiebt dem Verführer im Namen derselben. Um nun mit vollkommner Befriedigung abzuschließen, besinnt sich auch jene Dame, daß sie doch noch ein Herz habe, die beiden heirathen sich, Hostiwin tritt in die Reihe der Philister ein, und die Moral, die man allenfalls aus der Geschichte ziehn kann, ist, daß es für die Solidität eines Ehemanns gut ist, wenn er sich vorher tüchtig ausgetobt hat.

Ein anderer, von seinen demokratischen Illusionen zurückgekommener Lyriker, W. Jordan, jetzt Reichs-Marinerath, macht im „Demiurgos" den Versuch, den Prometheus des Aeschylus, den Faust und den Hiob in einer zweiten verbesserten Auflage zu reproduciren. Seine eignen politischen Wandlungen schiebt er dem Gott Agathodämon unter, der Mensch wurde, um das Verhältniß des Guten und Bösen im menschlichen Leben an seiner eignen Erfahrung zu prüfen. Diese Selbstvergötterung wird durch den Inhalt der Geständnisse nicht gerechtfertigt. Bei einer edlen Natur tritt nach jeder Katastrophe eine innere Neigung des Gemüths ein, die persönlichen Beziehungen verschwinden, und man empfindet die, wenn auch nicht große, doch stark erregte Zeit in den richtigen Dimensionen. Aber die Ideen, die uns hier als politische Weisheit aufgetischt werden, sind dem oberflächlichsten Schaum der öffentlichen Meinung abgeschöpft; die Erschütterung hat die Seele des Dichters nicht geläutert, und selbst der unreife Radicalismus, mit dem er in's Parlament trat, steht höher als die zerfahrnen politischen Einfälle, die als Bodensatz seines Glaubens übrig geblieben sind. Jordan stellt es als eine Erniedrigung der Poesie dar, eine Milbe, oder einen Baum, oder eine Tischlerwerkstätte zu besingen, anstatt einen Gott oder das Ganze des Universums u. s. w. Allein so ist die Frage nicht richtig gestellt. Wenn der Genius eines Dichters so groß ist, uns einen Gott oder das Ganze des Universums in einem concreten Bild zu lebendiger Gegenwart vorzuführen, so werden wir ihn deshalb nicht tadeln, sondern ihn loben und preisen. Wenn aber das Talent eines Dichters zu einer so schwierigen Aufgabe nicht ausreicht, wenn mit seinen weltumfassenden Tendenzen nichts weiter gewonnen wird als eine zusammenhangslose Reihe blasser Schemen, so werden wir ihn auffordern, von seinem zwecklosen Unternehmen abzulassen, und statt dessen etwas zu schildern, was er mit seinem Sinn, seinem Gemüth und seiner Einbildungskraft wirklich umspannen kann, sei es auch nur eine Milbe, ein Baum oder eine Tischlerwerkstätte. Der Dichter soll sich an den individuellen Fall halten, den er in voller Lebendigkeit anschaut und in seinen innern Motiven übersieht.

Der fliegende Idealismus, der sich der höchsten Probleme erkühnte, konnte die trübe Stimmung nicht verscheuchen, die auf allen Gemüthern lastete. Träge und verdrossen floß der Strom der deutschen Politik dahin, so

langsam und unsicher, daß man kaum unterschied, nach welcher Seite er ging. Selbst eine unterdrückte Nation hegt zuweilen Sympathie für ihre Unterdrücker, wenn sie Kraft, concentrirten Willen und Selbstgefühl bei ihnen findet, aber davon war in Deutschland keine Rede. Vor 1848 machte der Liberalismus nicht blos für alles Böse und Schädliche, sondern auch für alle Kraftlosigkeit der deutschen Zustände ausschließlich die Regierungen verantwortlich, und schmeichelte sich mit der süßen Illusion, es werde von dem Augenblick alles besser gehn, wo ihm einmal das Heft in die Hand gegeben werde. Der Augenblick war gekommen, und der Liberalismus erlag nicht nur der feindlichen Macht, er wurde unpopulär. Er hatte nicht verstanden, das Publicum zu erwärmen, es aus Zuschauern in Mitspieler zu verwandeln. In der politischen Windstille tauchten Propheten auf, die um so kühner und zuversichtlicher in ihren Zumuthungen an die Wirklichkeit waren, je weiter sie die Zeit hinausschoben, in welcher dieselben in's Leben treten sollten. Da alle Entwürfe der bestehenden Parteien gescheitert waren, blickten diese Propheten mit unverhohlner Geringschätzung auf die „verbrauchten" Staatsmänner herab: sie seien unpraktisch gewesen, und statt der Wirklichkeit habe ihnen ein einseitiges Ideal vorgeschwebt. Aber in der Regel begegnet es diesen Realpolitikern der Zukunft, daß sie zwar eine einzelne Seite des wirklichen Lebens, die von ihren Vorgängern vernachlässigt ist, richtig herausfinden, daß sie aber dann mit eigensinniger Befangenheit an dieser einen Seite festhalten, wie die Idealisten an ihrer Idee, und daß sie die andern Seiten des Lebens übersehn. In der Praxis gleicht sich die Einseitigkeit aus, denn jede wirkliche Thätigkeit stößt nach allen Seiten auf Hindernisse, die sich ihr unmittelbar fühlbar machen, und über die sie sich also nicht täuschen kann; bei dem Entwurf eines Systems dagegen kann man ohne Mühe von allen Schwierigkeiten abstrahiren, und daher sind gerade diejenigen Theoretiker am wenigsten von der Unausführbarkeit ihres Systems zu überzeugen, die ihre Theorie auf einen angeblich praktischen Gedanken gegründet haben.

In der Einleitung zur „Geschichte des 19. J. seit den wiener Verträgen", bei der eine Reihe namhafter jüngerer Gelehrten zur Mitarbeit herangezogen wurden, versuchte Gervinus, 48 J., eine Construction der Geschichte, und zwar auf dem Wege der Induction und der Analogie. Durch Vergleichung der griechischen Geschichte mit der allgemeinen europäischen Entwickelung im Mittelalter und in der neuen Zeit findet er ein Gesetz der Evolution, in dessen Begründung er sich mit Aristoteles und Hegel auf gleichem Boden fühlt, welches er sogar nach Perioden feststellt, und in welchem er als Trost für die Wirrnisse der Gegenwart die Ueberzeugung gewinnt, daß Deutschlands Zukunft

der Demokratie angehöre. Das Buch wurde vor Gericht gestellt, und in Folge dessen in unzähligen Exemplaren durch Deutschland verbreitet.

Die Vorhersagung Napoleon's 3., das Kaiserreich sei der Friede, schien sich nicht zu bewahrheiten. Schon meldeten sich die orientalischen Wirren an. Als es doch nicht zum Kriege zu kommen schien, sprach Leo, 53 J., das enfant terrible der Reaction, der übrigens neben seiner supranaturalistischen Politik stets einem warmen Cultus der freien und starken Persönlichkeit gehuldigt, seinen Verdruß aus, weil er gehofft, daß durch einen Krieg „das scrophulöse Gesindel, welches einem ehrlichen Menschen die Lebensluft einengt" und die „Canaille des materiellen Interesses" von der Erde werde vertilgt werden. Der Cynismus des Ausdrucks war so stark, daß man den Fonds von Wahrheit ganz übersah, der sich in der Abneigung gegen den langen Frieden versteckte.

Bruno Bauer, 44 J., der bisher nicht gewußt, was mit Deutschland anzufangen, machte in „Rußland und das Germanenthum" die Entdeckung, daß es nicht dazu bestimmt ist, fruchtlos in der Weltgeschichte unterzugehn: es habe den Beruf des Düngers. Der lebenskräftige russische Staat sei dazu berufen, der Träger der nächsten Culturentwicklung zu werden, und Deutschland mit seiner siechen, greisenhaften, aber immerhin sehr inhaltreichen Cultur solle die Ehre haben, in dieses Reich der Zukunft aufzugehn und durch seinen Verwesungsproceß die spröden Elemente desselben in Gährung zu bringen. Die Erfindung war nicht neu: es gab eine ganze Reihe slavischer Philosophen, welche die Zukunft der Menschheit an das Slaventhum knüpfen, aus keinem andern Grunde, als weil das Slaventhum bis jetzt noch keine Mission erfüllt habe; das Material hatte Bauer aus Haxthausen entlehnt, der ihm in seiner Verlegenheit, was er aus Deutschland machen sollte, sehr gelegen kam. Das Wunderlichste ist, daß ihn diese Aussicht in die Zukunft mit einem gewissen Behagen erfüllt, daß der Stolz über den neuen Triumph seines Verstandes über sein Gefühl ihn die unangenehmen Nebenumstände übersehn läßt, mit denen wir oder unsre Kinder diese glorreiche Stelle in der Weltgeschichte würden bezahlen müssen. Es liegt in diesem Stoicismus eine Depravation des Gefühls, über die wir erschrecken würden, wenn das Ganze nicht einen so unaussprechlich komischen Eindruck machte. Für den Augenblick zeigte die Geschichte, daß es mit Rußland noch keine Noth hat, daß diese stumpfe, unproductive Nation, in der eine bereits tausendjährige Geschichte innerlich keinen Fortschritt hervorgerufen, noch nicht das Fatum Europa's ist.

Von dieser Illusion zurückgekehrt, rechnete Br. Bauer mit den bestehenden Mächten ab: er mit seinem Bruder Edgar, Buhl und andern ehemaligen „Freien" trat zur Kreuzzeitungspartei, und es gelang ihnen im

Lauf einiger Jahre, an Cynismus gegen die Liberalen Ohm und Gödsche zu überbieten. Und doch könnte mancher Artikel des „Gesellschaftslexikons" mit wenig Abänderungen in der ultraradicalen Zeit der „heiligen Familie" geschrieben sein.

Der Beschluß der Demokratie, sich an dem parlamentarischen Leben nicht zu betheiligen, hatte zwar auf der einen Seite die üble Folge, daß man mit dieser Enthaltsamkeit eine That gethan zu haben glaubte, und dadurch in neue Illusionen verfiel, auf der andern aber führte es zur Selbstkritik. Schulze-Delitsch erwarb sich das große Verdienst, die arbeitenden Classen durch Theorie und Praxis in verständige Begriffe der Volkswirthschaft einzuweihen. Diezel und Fischel bekämpften die Schablone des französischen Liberalismus, und wenn sie auch mit ihren großdeutschen Sympathien, ihrer Ueberzeugung von der Verkommenheit aller romanischen Völker, und namentlich der Erste mit seinen Wuthausbrüchen gegen alle Andersmeinenden oft Verwirrung stifteten, so haben sie doch auch manchen Aberglauben ausgerottet. Mit nicht geringerem Eifer ging L. Bucher in London, auf Urquart's phantastische Mittheilungen gestützt, den vermeintlichen Vorzügen Englands zu Leibe: zugleich ironisirte er die „Nichts-als-Freihändler" und die traditionellen Liberalen. Großdeutsch und socialistischer Demokrat, im Sinn seines Freundes Lassalle, hat er dann plötzlich seine Meinung gewechselt.

Man führte wohlerwogne Gründe an, warum man sich an der praktischen Politik nicht betheilige; die Hauptsache war, daß man früher den Mund zu voll genommen hatte und nun abgespannt war. Unter diesen Umständen wurde der „Kladderadatsch" eine wirkliche Macht. Die unbehülfliche Ehrlichkeit unsers Volkes weiß sich nie recht in den Unterschied von Scherz und Ernst zu finden. Die Engländer ergötzen sich an ihrem Punch, aber sie suchen in ihm nicht die Quelle politischer Weisheit: bei uns hat für viele Kreise der Kladderadatsch die Geltung eines Evangeliums. Das hat nicht allein den Nachtheil, daß man sich in politischen Dingen ein schiefes Urtheil bildet — über dem Haschen nach Contrasten zu einem komischen oder sentimentalen Effect verliert der Witz den Sinn und das Verständniß der Thatsachen —, sondern den viel schlimmern, daß man mit diesem Urtheil eine That gethan zu haben glaubt. Durch einen guten Witz oder einen kräftigen Fluch glaubt man seine Seele gerettet, und freut sich seines Lebens wie nach wohlgelungenem Tagewerk. Man opfert die Stunde, in der man sich über die verzerrten Gestalten der Politik amüsirt, auf dem Altar des Vaterlandes, und nachdem man so seinem Patriotismus Genüge geleistet und alle Tyrannen siegreich überwunden hat, geht man seinem Vergnügen nach, d. h. man begiebt sich in die Bureaux des Ministeriums, wo man mit stiller Verachtung die Verordnungen der nämlichen „Tyrannen" aus-

führt, die man kurz vorher vernichtet hat. Man schwärmt von einer Revolution, welche eine neue bessere Welt schaffen soll, und vor deren Eintritt es gleichgiltig ist, ob man die Scheinexistenzen der Wirklichkeit seiner Aufmerksamkeit würdigt oder nicht, oder wenn man weniger sanguinisch ist, hüllt man sich in das Gewand des Schmerzes und zerrauft sich in den Mußestunden das Haar über den Untergang aller Tugend und Gerechtigkeit. Aber das ist doch nur äußerlich; in der That ist man ziemlich zufrieden, durch politische Sorgen in seinen Geschäften nicht gestört zu werden. Denn die Abneigung gegen die Ideen Staat, Vaterland u. s. w., die bei den Philosophen der uneingeschränkten Vernunft einen ziemlich komischen Eindruck macht, hat im praktischen Leben eine sehr ernsthafte Grundlage. Man findet, daß die Geschäfte besser gehn, wenn sich das Volk um politische Dinge nicht kümmert, und daß man um das Vaterland nicht zu sorgen habe, wenn man sich anderwärts ein bequemes Dasein bereiten könne.

Im vorigen Jahrhundert hatte man den Begriff des Staats mit dem absoluten Königthum identificirt, und da man von diesem nur Bedrückungen erfuhr, selbst wenn es in der wohlwollendsten Absicht zu Werke ging, so waren alle Anstrengungen des Liberalismus darauf gerichtet, diesem verhaßten Staat ein Amt nach dem andern zu entziehn. Es galt als Grundsatz: die höchste Aufgabe des Staats sei, sich selber überflüssig zu machen. Inzwischen erweckte das Schreckenssystem des Napoleonischen Militärstaats die Nationen aus ihrem Schlummer; sie kamen zum Bewußtsein ihrer individuellen Selbstständigkeit, und waren im Gegensatz gegen ihre frühere Lethargie geneigt, den Gedanken dieser Individualität auf die Spitze zu treiben, sich nicht blos mit einem eignen Staatswesen und einer eignen Sprache zu begnügen, sondern in Beziehung auf die Kirche, auf die Literatur, auf Handel und Industrie spröde von allen übrigen Nationen zu sondern. Es ist ein Nachklang dieses einseitigen Nationalgefühls, welcher sich in dem von Friedrich List in Süddeutschland angeregten Schutzzollsystem einen Ausdruck verschafft hat. Eine tiefere Auffassung vom Staat ging aus den Veränderungen in den Staatsformen selbst hervor. Wenn man früher Verfassungen, Parlamente, Unabhängigkeit der Gemeinden, Geschworne u. dgl. verlangt hatte, so betrachtete man das eigentlich alles nur als Schutzwehren gegen die Uebergriffe des Staats; erst allmählich kam man dahinter, daß diese Einrichtungen auch zum Staat gehören, daß man den Staat als Inbegriff des öffentlichen Lebens aufzufassen habe. Diese Ansicht gipfelte in der Hegel'schen Philosophie, die darin den entschiedensten Gegensatz zu der Kantischen bildet. Wenn man sich daran gewöhnt hatte, in dem so erweiterten Staatswesen die Vertretung sämmtlicher Interessen zu suchen, so lag es nahe, von ihm auch die Abhülfe aller Uebelstände zu verlangen, die

auf der menschlichen Gesellschaft lasteten, und auf die man bei der großen Ausbreitung des Fabrikwesens aufmerksamer als früher war. Das freihändlerische System hing mit der materialistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts zusammen, in dem Interesse für die nothleidenden Classen machte sich das neuerwachte Christenthum geltend, welches in jedem lebenden Wesen den speciellen Gegenstand der göttlichen Vorsehung anerkennt, und den Vertretern des göttlichen Wesens auf Erden die Fürsorge für alle Einzelnen zur Pflicht macht. In den frühern gutmüthig philanthropischen Träumereien war das Ideal ein weiser Monarch, der gleich dem Kalifen von Bagdad verkleidet durch seine Provinzen reiste, den reichen Tyrannen bestrafte und den unglücklichen Tugendhaften beschützte; jetzt, wo man die Dinge concreter und materialistischer auffaßte, sollte eine mechanische Einrichtung des Staats aller Noth und allem Elend der menschlichen Gesellschaft abhelfen. Je allgemeiner und unklarer die Anforderungen waren, deren Befriedigung man dem Staat zumuthete, desto schwärmerischer traten sie auf, und die ersten Erscheinungen des Socialismus hatten ganz das Ansehn einer neuen mystisch-religiösen Bewegung, gegen die man mit Gründen der Vernunft ebensowenig ausrichten würde, als gegen den Fanatismus überhaupt.

Im Gegensatz zu diesen Lehren wurde nun auch die Theorie des Freihandels auf die Spitze getrieben. Die radicale Schule wandte ihre souveräne Kritik ebenso gegen die scheinbar Verbündeten, die Demokraten und Socialisten, als gegen ihre officiellen Gegner. Gegen die Demokratie: denn sie fand in der Herrschaft der Majorität über die Minorität eine ebenso große Tyrannei, als in der Herrschaft des absoluten Königs über seine Unterthanen; gegen den Socialismus: denn sie fand in einem Collectivbegriff, wie er in dem Worte Staat liegt, die wenigste Fähigkeit, auf eine zweckmäßige Weise das Interesse der Einzelnen wahrzunehmen. Die Demokratie wie der Socialismus wollen alles für das Volk gethan haben, aber alles durch den Staat; die Partei der unbeschränkten Freiheit dagegen findet, daß gerade der Staat, er möge monarchisch oder demokratisch sein, durch seine beständige Einmischung alles verdirbt, und daß man für das Wohl der Menschen am besten sorgt, wenn man ihm eine Function nach der andern entzieht und ihn auf diese Weise endlich aufhebt. In diesem Sinn ist die Genesis des Satzes: Anarchie ist die beste Regierungsform, zu verstehn.

Dieses moderne Weltbürgerthum, welches sich nicht, wie das alte, auf Humanität, sondern auf materielle Interessen gründete, führt in der letzten Consequenz zu Fallstaff'schen Einfällen. Je gleichgiltiger man gegen die Ehre des Ganzen wird, dem man angehört, des Staats oder der Nation, desto rascher gewöhnt man sich, den Begriff der Ehre überhaupt cynisch zu analysiren.

Freilich ist bei dem gesteigerten Verkehr jeder Einzelne genöthigt, sich die Begriffe der Volkswirthschaft klar zu machen; er ist nicht nur versucht, sondern bis zu einem gewissen Grade verpflichtet, ein Kaufmann zu werden: aber wenn man sich immer tiefer in die Zinsrechnung, in das momentan Zweckmäßige verstrickt, so denkt man zu wenig an das Bleibende. Das bloße Interesse zerstreut die Menschen in Atome, erst das Gefühl des Vaterlandes macht die Geschichte zu einer Continuität. Wo in der Geschichte Großes geschehen ist, haben die Völker nicht blos für ihre augenblicklichen Interessen gekämpft, sondern für ihre Kinder und Kindeskinder, denen sie eine freie Stätte als Erbe hinterlassen wollten. Jene materielle Auffassung des Lebens arbeitet auch dem wissenschaftlichen Materialismus in die Hände.

Juli 1853 machte das Einschreiten der akademischen Behörde gegen zwei hochbegabte Docenten in Heidelberg allgemeines Aufsehn. Beide waren durch Hegel und Feuerbach angeregt, aber zu sehr verschiedenen Zielen gelangt: Kuno Fischer, 29 J., der über Geschichte der neuern Philosophie las, war entschiedner Idealist, Jac. Moleschott, 31. J., vorher Arzt in Utrecht, entwickelte in seinen Vorlesungen über „Physiologie des Stoffwechsels“ und den „Kreislauf des Lebens“ die Ansicht, der Mensch sei ein chemisches Product der Stoffe, die Lehre von den Nahrungsmitteln die Grundlage der Physiologie. Fischer wurde wirklich suspendirt, er wurde später Professor in Jena; auf ihn wirkte die Verfolgung sehr heilsam, er vertiefte seine Studien, die vorher etwas Unreifes gehabt. Moleschott wurde durch die Facultät geschützt, erst im folgenden Jahr mußte er weichen, und fand in Zürich Zuflucht.

Das Interesse für die Lehrfreiheit erweckte Sympathien für eine Lehre, die ohne die Verfolgung sich kaum in weitern Kreisen würde geltend gemacht haben. Gleich darauf stieß L. Büchner, der jüngere Bruder des Dichters, mit dem Pamphlet „Kraft und Stoff“, das trotz seiner Seichtigkeit große Verbreitung fand, in die Posaune des Atheismus. Der Cynismus des Ausdrucks that das Beste; man hatte ein unschönes Behagen daran, den Menschen einen wandelnden Ofen, eine sich selbst heizende Locomotive genannt zu hören, das Herz ein Pumpwerk u. s. w. Was an der Sache richtig war, war nicht ganz neu, neu war nur, daß es so schien, der Mensch sei eben nichts weiter, als eine sich selbst heizende Locomotive: hätte man den Satz umgekehrt, so wäre die Lächerlichkeit jedem in die Augen gesprungen. — Mit Recht kehrte sich die neue Naturwissenschaft gegen die noch von Liebig festgehaltene Theorie von der „Lebenskraft“, aber sie verfiel mit ihrem Satz, eine Kraft sei nicht an sich, sondern nur als Eigenschaft der Materie denkbar, in eine ähnliche Abstraction, indem sie dieser „Materie“ ausschließlich die Prädicate des Seins, Werdens u. s. w. beilegte, die man früher vom Leben gebrauchte: daß in

der Welt keine außerweltlichen Wesen hausen, wußte die Philosophie schon vor Moleschott.

Wenn man der Naturwissenschaft vorwirft, sie mache den Menschen nicht blos in seinem Glauben sondern auch in seinen Ideen irre, so darf sie sich durch diesen Vorwurf in ihrem Fortschritt nicht aufhalten lassen, denn für sie ist die Erkenntniß ein kategorischer Imperativ; sie hat keine Wahl, sie muß erkennen, und wenn die gesammte sittliche Welt darüber zu Grunde ginge. Aber der Vorwurf gilt auch nicht der Wissenschaft als solcher, sondern ihrer cynischen Anwendung auf das Gebiet der Speculation. Der Cyniker analysirt vermöge des „gesunden Menschenverstands" die concreten Erscheinungen des Lebens, und glaubt, wenn er überall die nämlichen Grundstoffe findet, jeden Unterschied in der Dignität derselben aufgehoben zu haben. Bei der beständigen Beschäftigung mit der todten Materie liegt die Gefahr dieses Cynismus sehr nahe. Der junge Arzt ist leicht versucht, um den ersten Ekel in der Anatomie zu überwinden, das Widerliche mit einer gewissen Renommisterei aufzusuchen und sich darin zu vertiefen. Aber erst in neuerer Zeit hat man sich gemüßigt gefühlt, diesen Cynismus offen zur Schau zu tragen. Wenn die Spiritualisten von der Unendlichkeit des Geistes und der Endlichkeit der Materie sprachen, so heben dagegen die Materialisten die Ewigkeit der Materie und die Endlichkeit des Geistes hervor, und ziehn daraus den Schluß: die Materie ist die Hauptsache und der Geist die Nebensache; der letztere ist Schein, die erstere Wirklichkeit. Aber wenn auch ein Balken, der vom Dach fällt, im Stande ist, den größten Denker zu erschlagen, so ist damit seine Ueberlegenheit noch durchaus nicht erwiesen. Auf die abstracte Dauer kommt es nicht an: ein Moment des Geistes ist mehr werth, als Millionen Jahre materieller Existenz. Mit großem Triumph wird immer die alte Geschichte vorgetragen, daß Lalande den ganzen Raum durchforscht und Gott nicht gefunden habe. Aber wer hieß ihn auch Gott im Raume suchen? Er hätte noch vieles Andere im Raum vergebens gesucht, das ohne Zweifel wirklich ist, viel wirklicher als der Raum, von dem die Materialisten die sonderbare Vorstellung haben, er sei wirklich. Wenn so mancher vor den letzten Consequenzen zurückschaudert, so erzählt L. Büchner ganz offen, daß der Unterschied zwischen der Thier- und Menschenseele nur ein quantitativer sei, und daß der Begriff des Guten, da es keine absolute Werthbestimmung desselben gebe, auf Illusionen beruhe. Aus der Selbstliebe kann man vieles herleiten, aber nicht die opferfreudige Idee des Guten, die allerdings den Menschen vom Thier unterscheidet, denn nur der Mensch besitzt ein Selbstbewußtsein (d. h. er kann sich gleichzeitig als Subject und Object betrachten) und das Bewußtsein eines Ganzen, zu dem er gehört. Es ist ein unsterbliches Verdienst vom alten

Kant, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß der Glaube sich nicht auf die Natur beziehn darf, sondern nur auf die Idee. Die Naturwissenschaft hat mit dem Glauben an sittliche Ideen gar nichts zu thun, sie kann ihn weder bekräftigen noch widerlegen. Sie hat vollkommen Recht, materialistisch zu sein, da sie es lediglich mit der Materie zu thun hat; sie hat aber Unrecht, die Kategorien des niedern Lebens, innerhalb dessen sie sich bewegt, auf die Sphäre des höher entwickelten Lebens anzuwenden. Die bloße Analyse wird dem Leben nicht gerecht. Wenn man meint, den Geist durch Zurückführung auf seine materielle Grundlage aufzuheben, so ist das derselbe Irrthum, als wenn man in der Aesthetik die Idee des Erhabenen auslöschen wollte, weil der materielle Gegenstand dieses Gefühls sich in Kies, Erde und Schmutz zerlegen läßt, also in Momente, die an sich betrachtet nichts weniger als erhaben sind.

— „Für unser Volk, wie es leider ist, muß der Materialismus sehr gefährlich sein. Die Seelischen, die keinen Geist haben, die, denen der Bauch ihr Gott ist, die Diener des Mammon, die Knechte der materiellen Interessen sind zu einer Schar angewachsen, die niemand zählen kann. Solchen Thiermenschen muß die neue Weisheit in hohem Grade einleuchtend und willkommen sein. Sie leistet ihnen Beistand in der Erstickung der Regungen ihres Gewissens. Daraus, daß die Verkünder derselben dies ihnen günstige Terrain kennen, erklärt sich der zuversichtliche Ton, in dem sie reden. Denn daß sie diese Zuversicht auf die angeblich ihnen günstigen Thatsachen gründen, ist nur Phrase, darauf berechnet, dem Unkundigen zu imponiren. Die Söhne Feuerbachs und der Gehenna wissen gar wohl, daß sich in dieser Beziehung seit den Tagen, wo der Materialismus von unserm noch glaubenskräftigen Volke mit Abscheu und Grauen angesehen wurde, nichts geändert hat. Im Ganzen und Großen lagen die Thatsachen, welche für den Materialismus sprechen, damals ebenso klar vor, wie jetzt. Daß die Beobachtung der Details Fortschritte gemacht hat, kann in der Hauptsache nichts ändern. Daß mit dem Gehirn z. B. auch der Verstand schwindet, das Leben entflieht, wußte man schon früher. Wahrscheinlich hat schon Kain diese Wahrnehmung an seinem Bruder Abel gemacht ... Wer die Zeiten erlebt hat, wo die Hegelsche Philosophie mit ihren unwahren, heuchlerischen Redensarten fast alles beherrschte, der kann sich fast freuen über das Aufkommen dieses Materialismus mit seiner vollkommenen Consequenz und Offenheit, freuen auch deshalb, weil diesen Verächtern der Theologie nun in gerechter Vergeltung auch der Boden für ihre gepriesene Philosophie geraubt wird. Daß dieselben, welche wähnten, wie Gott zu sein, sich auf einmal von allen Seiten durch Leute ihres eignen Schlages und in consequenter Weiterbildung ihrer Grundsätze in die Kategorie der

Thiere herabgesetzt und hochmüthiger Anmaßung beschuldigt sehen, wenn sie einen Vorzug vor dem Ochsen in Anspruch nehmen, der Gras frißt, das ist wahrhaft eine Ironie des Schicksals, eine göttliche Ironie."

Es ist die Evangelische Kirchenzeitung, die in einem Neujahrsprogramm diese Philippica bringt. Die streitende Kirche hatte in diesen Jahren unglaubliche Fortschritte gemacht, äußerlich und innerlich: unter Kliefoth's und Vilmar's Vortritt hatte sich eine Schaar gesammelt, die fast nur noch den Teufel in der Welt sah; Tholuck galt bereits als Feind, manche der eifrigsten Rechtgläubigen als lau. Dieser Richtung, welche den Stoff des Lebens als etwas Gleichgiltiges, Werthloses und Nichtiges verachtet, mußte es freilich höchst willkommen sein, den Materialismus in seinen absurden Consequenzen zu entwickeln. Eigentlich krankt sie mit ihm an demselben Gebrechen, das Wirkliche durch eine Abstraction zu überfliegen. Es war nicht mehr der alte naturwüchsige Instinct, sondern eine überladene Bildung, die sich ihres Gifts zu entledigen strebte.

Der Supranaturalismus ist der einzige principielle Feind der Wissenschaft, der Kunst, des Staats und der Gesellschaft: der Wissenschaft, denn er leugnet die Geltung der Naturgesetze und die Autonomie der Vernunft; der Kunst, denn er unterwühlt die beiden Eckfteine derselben, sinnliche Klarheit und geistige Freiheit; des Staats, denn er macht ihn einem außerhalb liegenden Zweck unterthan; der Gesellschaft, denn er lockert die Bande der Nation und lehrt eine den wirklichen Ideen entgegengesetzte Sittlichkeit. Die schädlichste Verirrung ist diejenige Philosophie, die im Grunde vom Materialismus ausgeht, d. h. die Realität an die Begriffe der Zeit und des Raumes knüpft, aber die compacte Materie, welche sich den Sinnen kund giebt, durch eine ätherische Materie ersetzt, zu deren Wahrnehmung ein sechster Sinn, das sogenannte Hellsehn, gehört. Es giebt keine sogenannte Thatsache der Geisterseherei, des Somnambulismus und der Hexenkünste, die durch diese Art des philosophischen Dilettantismus nicht gerechtfertigt würde. Der unbefangene Materialismus hat einen ungleich größern Werth, als dieser spiritualisirte, denn seine Sünde liegt doch lediglich darin, daß er seine Kategorien auf Dinge anwendet, für die sie nicht passen, während er innerhalb seines eignen Gebiets die vollkommne unbedingte Berechtigung in Anspruch nehmen darf. Diese Aetherphilosophie dagegen schwebt im Aether, einem Material, von dem wir nichts wissen, dessen Gesetz wir also auch nicht controliren können, und ist, um nur einige Bestimmtheit hineinzubringen, genöthigt, sich zur Apologie jedes Aberglaubens und jeder Phantastik herzugeben. Die Romantik, die zuerst in die heitere Welt der Kunst die gespenstigen Nebelbilder einer trüben Phantasie eingeführt hat, und nun auch den Staat und die Gesellschaft in ihr Spinngewebe zu ver-

stricken sucht, ist nichts Anderes als der verfeinerte Ausdruck jenes Supranaturalismus, der die Welt in zwei Naturen trennt, von denen die eine die andre nicht versteht, die nur durch äußern Zauber mit einander in Berührung stehn. Gegen diesen Aberglauben an ein Doppelleben im Kosmos, an eine übernatürliche Welt des Geistes, die zu einem Reich der Schatten, und an eine seelenlose Natur, die zu einem Chaos aus Schmutz und Stein herabsinkt, ist die beste Waffe eine wahre, aus dem Herzen strömende Poesie.

Von dem Bemühen des Supranaturalismus, sich auch poetisch zu legitimiren, ist ein abschreckendes Beispiel der Roman „Eritis sicut Deus." Durch eine Reihe von Reflexionen, Gesprächen, Reden, Tagebuchblättern u. s. w., die unter einander nur in einem geringen Zusammenhang stehn, sucht der anonyme Verfasser die Bildung und Gesinnung der pantheistischen Hegelianer darzustellen. Es ist charakteristisch, daß er dem unreifen Gefasel, welches er für moderne Philosophie ausgiebt, nicht das geringste Gegengewicht entgegenstellt. Mit Ausnahme eines orthodoxen Fanatikers, den der Verfasser selbst als eine Mischung von Abgeschmacktheit, gemeiner Gesinnung und Bosheit darstellt, tritt in dem ganzen Buch kein einziger Christ auf; diejenigen Personen, die von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Christenthum haben, sind noch viel siecher, haltloser und gebrochener, als die Philosophen selbst. In dem ganzen Buch ist nicht eine Spur religiöser Gesinnung, wenn man die Schlußseite ausnimmt, wo der Verfasser plötzlich zu weinen, die Augen zu verdrehen und zu beten anfängt. Diese Wendung findet in dem Vorhergehenden nichts, an das sie anknüpfen könnte. Was so unfertige, molluskenhafte Geschöpfe, wie sie uns hier entgegentreten, für eine Religion haben, ist ziemlich gleichgiltig. Die erzählten Thatsachen sind sehr unfläthig, vor allen Dingen aber sehr läppisch. Der Held des Stücks führt seiner Gemahlin einen jungen freiherrlichen Maler zu, die beiden verlieben sich in einander, der Held sieht es mit an, denkt aber, es wird wohl nicht viel schaden. Aber am Ende kommt es zu einem Eclat, der Maler bedroht den Helden in dem eignen Hause, verlangt die Abtretung seiner Frau, packt ihn bei der Gurgel u. s. w., dann wird er wieder gerührt, umarmt ihn u. s. w., der Held geräth theils in Angst vor dem wüthenden Maler, theils ist er in ihn verliebt, er macht also eine Art Vertrag mit ihm, nach welchem sie sich in die Frau halb und h lb theilen wollen. Dabei soll der Held, abgesehen von seinem Radicalismus, nach der Ansicht des Verfassers eine noble Figur sein! Nun sprechen diese Personen in den Mußestunden, wo sie nicht gerade Vergiftung, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen treiben, in Hegelianischen Redensarten, und der Verfasser will damit andeuten, daß diese Angewohnheiten von der Hegelschen Philosophie herstammen. Die Mehr-

zahl der Figuren sind Porträts, zum Theil von wissenschaftlichen Notabilitäten: es sind aus ihrem wissenschaftlichen, politischen, ja selbst aus ihrem Familienleben einzelne Züge angeführt, die sie ihren Bekannten augenblicklich kenntlich machen müssen, die übrigen Züge sind freilich erdichtet, aber es soll doch damit gesagt werden, diese bestimmten Personen könnten unter Umständen so handeln, wie es hier erzählt wird, weil sie Hegelianer sind.

Der Verdacht der Urheberschaft vertheilte sich auf verschiedene Personen, die im Lauf der Zeit sämmtlich widersprachen. 6. J. nach dem Erscheinen des Romans kamen im „Rauhen Haus" „Aufschlüsse" heraus. „Weil es eben an der Zeit zu sein scheint, diese vernünftige Welt zu überführen, daß es doch Dinge geben kann, die man nicht mit dem Zirkel oder der Elle messen kann, so werden wir uns schon entschließen müssen (obgleich es mit Widerstreben geschieht), sie etwas tiefer in die geheime Werkstätte, aus der das Buch hervorgegangen, blicken zu lassen. Sei es doch endlich gesagt, daß dasselbe nur auf Befehl geschrieben ist." — Der den Befehl gegeben, ist nicht, wie man gemeint, ein Pietistenhäuptling, nicht ein abgefallener Hegelianer. „Dieser Meister hat nie dergleichen Weltweisen zu Füßen gesessen, er ist etwas zu alt dazu. Er hat schon vor Jahrtausenden ..." — — Mit einem Wort: der wahre Verfasser des Romans Eritis sicut Deus ist — — Gott!!

„Aber dein Beweis? — Es könnte mich hier eine Scheu überfallen, da ich von den großen Thaten des Lebendigen zu reden habe, und eigentlich zum Voraus mir sagen kann, daß die sonderbare Mähr nicht nur mit Unglauben, sondern sogar mit Hohn kann aufgenommen werden. Aber immerhin! die Welt muß die Wahrheit einmal doch erfahren, muß sie am Ende auch kauen und verdauen lernen, muß ihren Herrn und Meister anerkennen und Ihm die Ehre geben." — „Unter den bescheidensten Verhältnissen aufgewachsen, trieb mich großer Wahrheitsdurst doch vielleicht fast bis zur Schwelle des modernen Wissens (Rosenkranz u. s. w.) .. Dabei haßte ich den flachen Nationalismus, und lebte des guten Glaubens, hier sei das geboten, was denselben zu Boden schlagen könne ...... Das Erscheinen von Strauß' Leben Jesu hat den Nebel niedergeschlagen. Ich habe das Buch selbst zwar nie gelesen, aber sein Resultat blieb mir dennoch nicht verborgen. Ich schaute in eine Kluft und bebte davor zurück. Die einzige Leidenschaft meines Lebens war aber Liebe zur schönen Literatur, und die Fragen für und wider bewegten sich in meiner Seele ... Allerdings hatte der Umgang eines wackern Bruders, der Theolog war, einigen Einfluß auf meine Denk- und Anschauungsweise, aber da er wenig Sinn für schöne Literatur hatte, so blieben gerade die letzten Fragen eigentlich ganz unausgesprochen in der Seele liegen ...

und die Furcht, ob die Widersprecher nicht doch Recht haben könnten, war nicht auszutreiben. Sie stieg von Zeit zu Zeit als dunkles Gespenst in meiner Seele auf. — Als ich von einer inwendigen Stimme gedrängt wurde, daß ich etwas schaffen solle für's Reich Gottes, sagte ich oft: Herr, was denn? ich weiß ja nichts! — Ja als das Drängen und Treiben stärker und beängstigender wurde, faßte ich den Entschluß, eine Arbeit für die Mission, wie ich sie eben für meinen Stand und meine Kräfte für angemessen hielt, zu fertigen. Ich fing dieselbe mit Eifer an, ich meinte, es werde dann gut sein. Aber es war nicht gut. — Schaffe! schaffe! wirke! wirke! — Herr, was denn? — O ich war unglückselig. Dieses immerwährende Drängen und doch ohne jeglichen Inhalt. — Da wurde mir einst (Nov. 1843) geschrieben, es gebe jetzt auch für Damen ästhetische Vorlesungen, in denen ein Professor in seiner bekannten jovialen Weise sich lustig mache über die alten Gottesvorstellungen ... Als ich dieses las — mir ist unvergeßlich, wie alles längstgefühlte Entsagen sich in mir zusammendrängte; es wurde zu einer Art Ingrimm, und im Kämmerlein rief ich: o daß euch doch einmal jemand einen klaren Spiegel vorhielte, wohin das führen kann! Da wie ein Blitz schoß es in mich hinein: das sollst du thun! — Kein Mensch war um mich, und das Wort kam nicht aus mir, ich empfand es als gehört, obgleich nicht mit dem äußern Ohr. Ich war in der Seele ganz durchschauert, wie einem leiblich sein muß, dem ein leuchtender Blitz und Donnerschlag auf den Leib gekommen. Wenn irgendwie es Wahrheit hat, daß der Herr gesprochen hat und sprechen kann, so war es hier der Fall. Ich bin von diesem Augenblick an ein Zeuge von der Wahrhaftigkeit des Schriftworts: und der Herr sprach zu mir."

„Die Bilder schossen von nun an hin und wieder." Um die Häretiker zu widerlegen, läßt er sich einige ihrer Schriften kommen. Diese regen aber die tiefsten innern Kämpfe an. „Ich hatte wahrlich nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen im Geisterreich ... Eritis sicut Deus ist ein lebendiger Beweis, daß man, von den Grundideen weit vorgedrängt, Dinge mit dem Schein der Wahrheit schreiben kann, an die man vorher nie gedacht hat. Das Ringen war um so größer, da ich so oft das unbestreitbar Wahre ihrer Anschauungen zugeben mußte, und mein wahrheitsuchendes Herz auch oft von Trugschlüssen für den Augenblick doch wieder bethört und gefangen wurde ... Aber das Wunderbare ist dies, daß neben und hinter dem unmittelbaren Gefühl des schrecklichen Kampfes doch immer — nicht aus mir, sondern von Oben in mich hereinscheinend, ein Gefühl der Siegesgewißheit stand."

Elisabeth's Tagebuch war Frühjahr 1844 fertig; aber es wollte sich kein Zusammenhang einstellen. „Der Meister von Oben, der so streng befohlen

hatte, ließ mich bei der Ausführung oft auf längere oder kürzere Zeit stecken. Das Ringen mit Form und Inhalt zugleich, das Auf- und Abtreiben der Gedanken, der Kampf mit dem Ungeheuren der Aufgabe bei solcher Ungeübtheit machte mich krank, ich konnte nicht mehr essen und nicht mehr schlafen, mußte alle Nahrung wieder von mir geben" u. s. w. — „Die Papiere wurden zusammengepackt, lagen als Maculatur in der Rumpelkammer, machten sogar später einen Umzug mit, und daß da auch kein Blättchen davon kam oder verrückt wurde, das ist nicht eins der kleinsten Wunder dieses Buchs. Da hat wirklich ein Anderer gehütet als ich." „Das Manuscript lag sieben Jahre halb vergessen im Winkel."

„Grade im Jahr vor dem Tode meiner lieben Mutter widerfuhr mir etwas Seltsames ... Nachts zwei Uhr lag ich in ganz leichtem Halbschlaf, da trat jemand vor mich, und ich wußte, daß es der Herr sei. Er sagte: du bist meine Rebe, die da Frucht bringet, ich will dich reinigen, daß du mehr Frucht bringest. Ich sagte: ja Herr, schneide ab von mir alles was dir nicht gefällt, ich will dir stillhalten. — Während dem fühlte ich, daß seine Hand mir über das Gesicht fuhr, und daß sein Messer mir auf der Brust aufstieß. Ich fühlte einen Stich in der Brust und fuhr auf, war im Augenblick ganz wach und hörte mit äußerm Ohr Schritte sich entfernen, sah aber niemand. Unter strömenden Thränen lag ich die ganze übrige Nacht schlaflos." — „Ein ganzes Vierteljahr lang ließ mich der Herr in meiner Finsterniß und meinem Zagen, bis ich Ihm einst gelobte, mich Ihm ganz und gar zu eigen geben zu wollen auf Leben und Sterben, wenn Er mir die Versicherung in's Herz geben wolle, daß die Mutter selig und bei Ihm sei. Da kam auf einmal Licht, alle Angst war von mir genommen, aber der Herr hielt mich auch am Worte fest. Er hatte angeklopft und stand vor der Thür, ich that die Herzensthüre auf und — mußte schreiben. Wie ein Wind kam's heran und die Bilder strömten. Das war Februar 1851."

„Ich selbst hatte alles hinter mich geworfen, war ganz willenlos, genügte dem täglichen Drängen, indem ich täglich die Feder zur Hand nahm, wußte aber oft, wenn dies geschah, durchaus nicht, was ich schreiben sollte. Ich bat in meiner Armuth: Herr, du weißt's ja, daß ich nichts weiß: du und ich, aber du alles und ich nichts! — Grade die besten Partien des Buchs wuchsen unter solchem Armuthsgefühl. — In zweifelhaften Fällen bat ich den Herrn um Licht und warf dann die Bibel herum, d. h. schlug auf, wie es fiel." Und wirklich geschahn dadurch Wunder. Manche Partien des Buchs hatte der Verfasser völlig vergessen, wenn er den Pack hervorsuchte, „staunte er, wie wunderbar sich Altes und Neues, Glied in Glied fügte." Charaktere waren

angelegt, von denen der Verfasser nicht wußte, wozu sie dienen sollten, rasch eine „Losung“ in der Bibel gesucht, und die Sache war deutlich. Mitunter veranlaßte ihn diese „Losung“, eine skandalöse Geschichte zu erfinden; er sträubte sich unter großen Qualen, aber sein Bruder, der Theolog entschied: „es ist vom Herrn, da darfst du nicht widerstreben!“ „Der ungeheure Irrthum, daß man meinen konnte, des lebendigen Gottes spotten zu dürfen, ohne wieder Seinem Spott zu verfallen, mußte sein Gericht finden; aber es ist eitel Gnade, wenn die Ruthen, mit denen Er seine Verächter hier oft schon züchtigt, sie noch bei Zeiten zum Aufmerken bringen, daß sie ihn fürchten lernen, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.“

Dies Gericht Gottes ist der Roman „Eritis sicut Deus“. Auch die Anonymität des inspirirten Schreibers wurde auf besondern Befehl Gottes beibehalten. Als nun das Aergerniß groß war, „schrie meine Seele zu Gott, ich hielt Ihm vor sein Wort und seine Befehle und seine Verheißungen, und schlief so endlich Nachts in meinem Bette ein. Um Mitternacht wachte ich auf und wußte, daß ich wachte. Aber wunderbarer Weise fühlte ich mich hoch droben, körperlich hoch über der Erde, ich kniete am Throne Gottes und fühlte, daß Wasser an mir niederströmte. Ein unbeschreibliches Mitleid gegen diejenigen, die ich so tief unter mir sah, überkam mich und verschlang alles andere Gefühl. In der folgenden Nacht hatte ich genau dieselbe Vision wieder genau um Mitternacht, da ich erwachte. Ich war wieder hoch droben am Thron Gottes, fühlte, daß Wasser an mir niederströme, und dasselbe Mitleid gegen die drunten. Da ich nun ganz gewiß wußte, daß das vom Herrn sei, so überkam mich ein unbeschreibliches Gefühl, ich schlief nicht mehr, sondern weinte die ganze Nacht hindurch. Wohl ohne Zweifel mehr Freuden- und Dankes- als Wehmuthsthränen. — Nach solchen Erfahrungen wird es auch leicht, unverdiente Schmach zu tragen.“

„Was unser Buch anlangt, so muß ich schließlich von ihm zeugen: es ist nichts Anderes als eine Kelter des grimmigen Zorns des lebendigen Gottes und ein Beweis der Wahrhaftigkeit seiner wirklichen Existenz.“ — Gewiß! — Wer schreibt, existirt, nun hat Gott einen Roman. — — Sollte es noch nöthig sein, etwas hinzuzusetzen? — —

5.

Soll und Haben.

Mit einem Uebermuth, der auch durch den schlechten Ausgang des Revolutionsversuchs nicht gebändigt wurde, erhoben die Ritter vom Geist das gegenwärtige Zeitalter, das Zeitalter weltumfassender Tendenzen, über unsere Vergangenheit, deren Maß ihnen beschränkt und spießbürgerlich vorkam; sich selbst aber wiesen sie innerhalb dieses Zeitalters die nämliche Stellung an, welche in der vorigen Generation die classischen und romantischen Dichter eingenommen hatten. Zuckten sie über Goethe und Schiller die Achsel, weil sie nicht immer Faust und Karl Moor gewesen waren, so drückten sie sich noch viel geringschätziger über die Philister ihrer Umgebung aus, die an den neuen Genius nicht glaubten, und ihm in seinen vorzüglichsten Vertretern ihre Huldigung versagten. Auf der andern Seite wurden die Verehrer der guten alten Zeit nicht müde, das ganze moderne Leben der Nüchternheit und Pietätslosigkeit anzuklagen; ihre einzige Freude war, das Andenken der goldenen Tage von Weimar bei sich und Andern zu erneuern. Es war ein schöner Zug, daß sich das deutsche Gemüth in einer Zeit, wo es durch schwere Enttäuschung niedergedrückt an sich selber zweifelte, mit einer gewissen Aengstlichkeit an die alten lieb gewordenen Erinnerungszeichen seiner verblichenen Träume und Hoffnungen klammerte. Aber die Sehnsucht ist nicht blos unfruchtbar, sie verblendet das Auge gegen die lebendig sprudelnden Quellen der Wirklichkeit.

Als Jakob Grimm Juni 1848 die „Geschichte der deutschen Sprache" herausgab, die man vielleicht in einem ähnlichen Sinn, wie vor einem halben Jahrhundert Fr. Schlegel den W. Meister, eine der größten Tendenzen des Jahrhunderts nennen darf, fühlte er sich von einer düstern Ahnung einbrechender Barbarei befangen. „Es kann kommen," schreibt er in der Widmung an Gervinus, „daß nun lange Zeit diese Studien darniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuthen, wenn an's Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und blos an eingebildetem Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist einerlei, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unserer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbst

füchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluthen soll." Mit einiger Bitterkeit erinnert er den Freund daran, in seiner Literaturgeschichte Goethe und seine Zeit vom Standpunkt der politischen Interessen angefochten zu haben. „Jetzt haben wir das Politische im Ueberschwang, und während von des Volks Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitschern, seiner heiß ersehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald nahe und nimmer von uns weiche!" — „Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch nach über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht und nur am Saum der Berge die Helle hervorbricht." — In dieser Helle entdeckt er das Princip der Nationalitäten als das leitende der Weltgeschichte.

Wenn wir nun zwischen den Bewunderern und den Gegnern des Neuen abwägen, und Soll und Haben unseres geistigen Besitzes feststellen sollen, so müssen wir uns vor allen Dingen die Illusion aus dem Sinn schlagen, als könne die Poesie in unserer Zeit dieselbe Bedeutung gewinnen wie im vorigen Jahrhundert. Betrachten wir die poetischen Leistungen der letzten zwanzig Jahre unbefangen, so finden wir so manches, was wohl einen Platz in der goldenen Zeit von 1770 bis 1811 beanspruchen dürfte, sehr vieles, was die besten Leistungen der Periode von 1811—1840 in Schatten stellt; aber es fehlt viel daran, daß diese Werke auf das geistige Leben der Nation denselben Einfluß üben, sie auch nur so stark beschäftigen sollten, als es viel schwächern Versuchen im vorigen Jahrhundert gelang. Der Grund ist nicht Abspannung des Publicums, sondern eine ganz andere Vertheilung der productiven Kräfte, ein ganz anderes Gleichgewicht der Bildung.

In der Zeit seit 1750 drehte sich alles Interesse der Bildung um die Dichtkunst; sie war der Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Ehrgeizes, hochgebildete Männer ohne jede poetische Ader sahen sich doch durch den allgemeinen Zug zu Versuchen getrieben, die sie selber nicht befriedigen konnten, und ein nicht geringer Theil des wissenschaftlichen Lebens ward darauf ausgegeben, entweder angehende Poeten theoretisch vorzubilden, oder anerkannte Leistungen der Menge verständlich zu machen. Die Nation stand noch nicht auf eigenen Füßen, sie suchte im Nebel ihren Weg. Solcher Zeit waren Goethe und Schiller erlösende Götter, die Poesie ein Mädchen aus der Fremde, „man wußte nicht woher sie kam". Die Künstler waren an Bildung der Masse wirklich überlegen, sie besaßen den echten Lebensgehalt, der den sittlichen Zuständen fehlte, und konnten dem gesunden Menschenverstand, der heute sagt was er gestern sagte, weil er es gestern sagte, mit gutem Gewissen Spott und Hohn entgegensetzen. Jetzt aber sind die Ideen Gemeingut der Nation geworden, das Leben hat seinen wirklichen Inhalt gefunden, und wer nun

noch fortfahren will, seine Phantasie an Bildern aus der Fremde zu weiden, in stofflosen Stimmungen und Eingebungen zu schwelgen, das Ideal der Wirklichkeit entgegenzusetzen, wird von dem wirklichen Leben überholt, das tief in Sorge, Noth und Leidenschaft getaucht, aus dem festen Boden immer neue Kraft saugt und in folgerichtiger Arbeit sich bethätigt. Sonst waren es immer einzelne von der Idee ergriffene Geister, die unserm Volk die Bahn anwiesen. Es war schüchtern selbst in seinem sittlichen Bewußtsein, eine überlegene Kraft imponirte ihm, auch wo es ihr mißtraute. Jetzt hat es sich fühlen gelernt, und der Genius muß mit dem Gemeingefühl Hand in Hand gehn. In der classischen Zeit war die Kunst nur für die Auserwählten berechnet; wenn wir jetzt trotz aller unerfreulichen Erscheinungen den Durchschnitt unseres allgemeinen Lebens ziehen, und die individuelle Ausbildung des Einzelnen so wie das Gemeingefühl des Volks mit den Erinnerungen vergleichen, die uns aus jener Periode überkommen sind, so können wir mit gerechter Freude uns rühmen, besser zu sein, als unsere Väter und Vorväter.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!" so sagte Schiller in einer Zeit, die zwar nicht froh, aber auch sehr wenig ernst war. Jetzt ist die Zeit sehr ernst geworden, sie leitet den Begriff der Kunst nicht mehr wie Schiller von dem Spieltrieb her, sie verlangt von ihr Wahrheit wie von der Wissenschaft. Nur diejenigen Zweige der Kunst kommen jetzt zur Geltung, welche die Wahrheit des Lebens zu ergründen streben, und diese müssen als ebenbürtig, ja im gewissen Sinne als überlegen den Einfluß der Wissenschaft auf das geistige Leben neben sich bestehn lassen. Die Gelehrten der früheren Zeit waren zum großen Theil blöde oder verstockt, sie schlossen sich gegen alle Ungeweihten ab; jetzt ist der Wissenschaft die Zunge gelöst worden, sie hat die Kraft, zu sagen was sie weiß, und wenn man von einem Gelehrten der früheren Periode erzählte, er wisse in 24 Sprachen correct zu schweigen, so können seine Jünger dreist auf den Markt treten, denn ihre Beredsamkeit ist hinreißender, ja verständlicher als das ermüdend geistreich Geschwätz der Dilettanten, die bisher das große Wort geführt.

Ein geistvoller Poet, der, von der Bedeutung der Wissenschaft für unsere Bildung tief durchdrungen, seine eigenen poetischen Versuche mit wissenschaftlichem Geist zu durchdringen beflissen ist, Adalbert Stifter, sagt einmal: „Ich glaube, daß in der gegenwärtigen Zeit der Standpunkt der Wissenschaft der des Sammelns ist. Entfernte Zeiten werden aus dem Stoff etwas bauen, das wir noch nicht kennen. Das Sammeln geht der Wissenschaft immer voraus; das ist nicht merkwürdig, denn das Sammeln muß ja vor der Wissenschaft sein, aber das ist merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die

Geister kömmt, wenn eine Wissenschaft erscheinen soll, wenn sie auch noch nicht wissen, was die Wissenschaft enthalten wird. Es geht gleichsam der Reiz der Ahnung in die Herzen, wozu etwas da sein könne, und wozu es Gott bestellt haben möge." — Der Ausspruch ist nicht ganz unrichtig, aber von der höchsten Einseitigkeit. Mit tieferer Einsicht in das Wesen der gegenwärtigen Wissenschaft und mit der vollen Wärme für den Gegenstand, die freilich nur derjenige empfinden kann, der mit betheiligt ist, hat Gustav Freytag in der „verlorenen Handschrift" das Bild eines deutschen Gelehrten gezeichnet. Allerdings tritt zuerst der Sammeltrieb hervor, der auch das Unscheinbarste heilig achtet, im Vorgefühl, es werde im Gesammtbau des Wissens irgendwo den bedeutenden Platz finden; ein Sammeltrieb, der selbst in's Krankhafte überschlägt, und in der wilden Jagd auf eine verlorene Handschrift für Augenblicke höhere sittliche Pflichten außer Acht läßt. Aber neben diesem Sammeltrieb und weit überwiegend der Geist der Ordnung, der strengen folgerichtigen Methode, gegen welche die Gelehrsamkeit des 18. J. oft dilettantisch aussieht, und ein wissenschaftliches Gewissen, das, höchst edel in seinem Ursprung, in seiner Ueberspannung beinah auf den Abweg des Pharisäismus führt. Endlich aber, und das ist die Hauptsache: bei aller angestrengten Aufmerksamkeit auf das Kleine und Einzelne der unablässige Trieb, das Einzelne zum Ganzen abzurunden. Felix Werner wäre im vorigen Jahrhundert entweder Poet oder Philosoph geworden — Männer wie die beiden Humboldts sind eine Ausnahme — jetzt giebt er sich einer Fachwissenschaft, der Philologie hin, deren Inhalt seit einer Generation so angeschwollen ist, daß ein Einzelner ihn kaum mehr durchmessen kann. Und doch unternimmt er nicht blos das, er bemüht sich auch, den innern Zusammenhang sämmtlicher Wissenschaften zu ergründen, und sie auf die höchsten und letzten Zwecke des Geistes zu beziehen. Ob die Philosophie, die er den staunenden Landleuten und seiner Ilse vorträgt, die befriedigende Antwort auf die vielen Räthsel des Lebens enthält, mag dahingestellt bleiben, aber sie ist nicht aus der Luft gegriffen, sie ist, wenn nicht entscheidend für die speculative Philosophie, charakteristisch für den Höhepunkt der wissenschaftlichen Bildung unseres Jahrhunderts. Als das verbindende Mittelglied zwischen der Gottheit, die zu nennen und zu bekennen selbst Faust anstand, und dem lebendigen aber ephemeren Individuum preist Felix Werner die Volksseele. Nun ist Werner zwar ein Ideal, an dessen Maßstab viele unserer in Fachstudien vergrabenen Gelehrten zu kurz kommen würden, aber dies Ideal ist der Wirklichkeit entlehnt, und von allen Gelehrten unserer Zeit steht keiner dem idealen Höhepunkt der Wissenschaft so nah, als derjenige, der den Begriff der Volksseele gewissermaßen entdeckt, auf die Entwickelung der Geschichte angewandt und mit hingebender Liebe in

Bezug auf das deutsche Leben in allen Einzelheiten entwickelt hat: Jakob Grimm.

Bei keinem unserer Gelehrten tritt der Sammeltrieb, von dem Adalbert Stifter gesprochen, so massenhaft, man möchte sagen, so ungeheuerlich hervor. Ja es scheint mitunter, als ob dieser Sammeltrieb in's Launenhafte überspränge. „Jede Wissenschaft," sagt J. Grimm selber einmal, „hat ihre natürlichen Grenzen, die aber selten dem Auge so einfach vorliegen wie das Stromgebiet des Bachs, in dessen Mitte nach unsern Weisthümern ein schneidendes Schwert gesteckt ward, damit das Wasser zu beiden Seiten abfließe. Willige Forscher sollen also den verschlungenen Pfaden folgen, und bald leichteres, bald schwereres Geschühe anlegen, um sie betreten zu können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben. Aus dem Dunkel bricht das Licht hervor, und der vorschreitende Tag pflegt sich auf seine Zehen zu stellen. Von der großen Heerstraße abwärts liebe ich durch enge Kornfelder zu wandeln und ein verkrochenes Wiesenblümchen zu brechen, nach dem andere sich nicht niederbücken würden." Aber es wäre das tollste Mißverständniß, das Große seines wissenschaftlichen Lebens in der grenzenlosen Aufspeicherung des Materials zu suchen. Die Vergeistigung desselben, die Uebertragung alles Materiellen in's Seelische ist es, was seinen sämmtlichen Werken einen so unendlichen Zauber verleiht. Auch seine Richtung auf die Sprache ist durchaus seelisch. Die Sprache ist ihm weder bloßes Mittel noch letzter Zweck, sie ist ihm das wirkliche Leben der Volksseele, die als ein Lebendiges zu begreifen die Aufgabe seiner Wissenschaft ist. Mit besserem Recht als dem Sammeltrieb könnte man den Trieb, sich in dem Gewirr des Empirischen zu orientiren, das Bleibende im Wechsel zu finden, als den Leitstern J. Grimms und der modernen Wissenschaft überhaupt bezeichnen. Wenn man sich früher dadurch orientirte, daß man alles wegließ, was zu der leitenden Idee nicht stimmen wollte, so verbietet diesen Ausweg gegenwärtig das Gewissen wie die allgemeine Bildung. Unser Zeitalter zehrt von einer überreichen Cultur, die es nicht selbst mühsam erarbeitet, sondern durch die Anstrengung eines frühern Geschlechts zum bequemen Besitz überkommen hat. Schon auf den Knaben drängen sich eine Masse Vorstellungen ein, die er bald als Scheidemünze von anerkanntem Gepräge auszugeben lernt, ohne sie vorher auf die Wagschale zu legen. Nicht blos die Literatur, sondern selbst die Sprache, deren wir uns im gewöhnlichen Umgang bedienen, ist von unzähligen Abstractionen gesättigt, dem Resultat tausendjähriger metaphysischer Anstrengungen, die wir nun leichtsinnig verwerthen. Wir wissen über Dinge zu reden, die im Zeitalter des Aristoteles den gebildetsten Griechen außer Fassung würden

gesetzt haben. Aber der mühelose Erwerb ist ein zweifelhaftes Glück. Durch die Vielseitigkeit unsers Blicks sind wir an Zerstreutheit gewöhnt, das Gefühl der Ehrfurcht und Andacht ist schwach geworden, wir sind zur Ungründlichkeit geneigt, und was damit nothwendig zusammenhängt, auch die Integrität unsers Gewissens ist abgeschwächt: wir lassen die Sprache nicht blos für uns denken, wir lassen sie auch für uns empfinden. Mit den höchst eigenartigen Formen, die Jean Paul, Hegel, Grimm u. A. gefunden und ausgeprägt, nehmen wir unbewußt einen Gefühlskreis in uns auf, den wir nicht mehr lebendig beherrschen.

Nirgend war es so nöthig, Soll und Haben unserer Nation festzustellen, als auf dem Gebiet der Sprache. Die „Geschichte der deutschen Sprache" war von der größten Tendenz, aber die Ausführung litt an einem Uebermaß combinatorischer Kühnheit, das manche Resultate wieder in Frage stellte. Dagegen gelang es den Brüdern Grimm in dem Gewirr sich drängender unfertiger Entwürfe am Abend ihres Lebens die größte ihrer Unternehmungen an's Licht treten zu sehn. Viele Jahre hindurch hatten sie sich mit dem Plan eines deutschen Wörterbuchs getragen, welches den gesammten Sprachschatz von Luther bis auf unsre Zeit umfassen sollte. Alte und junge Gelehrte waren zu diesem Zweck in Thätigkeit gesetzt. Jedem von ihnen wurde einer von jenen Schriftstellern vorgelegt, in denen die schöpferische Bildungskraft der Sprache sich am bedeutendsten krystallisirt. Sie mußten jedes Wort, welches in irgend einem ungewöhnlichen oder zu einer allgemeinen Regel anregenden Sinn gebraucht wurde, verzeichnen, und die Quelle anführen; Millionen von Zetteln kamen auf diese Weise zusammen, und so sah sich Grimm endlich 1852 in den Stand gesetzt, an die Ausführung zu schreiten. Der Zweck des Wörterbuchs ist nicht, wie bei dem berühmten Lexikon der französischen Akademie, die Sprache und ihre Gesetze zu fixiren, das Wohlanständige von dem Unrichtigen zu scheiden, sondern die naturwüchsige Bildung in ihrem ganzen Umfang zu verfolgen. Jedes bedeutendere Wort hat seine Geschichte; von allen sind wenigstens einige sinnige Züge angeführt. Die gründlichste Kenntniß des Neuhochdeutschen sollte zugleich das Verständniß der ältern Formen vermitteln. „Wer unsre alte Sprache erforscht und der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu alten Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommner dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache, je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher thut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden. Mit solcher Lauterkeit und Vollendung der äußern Beschaffenheit der Sprache wächst und steigt auch die

zu gewinnende Ausbeute, weil das Durchsichtigere mehr ergiebt als das schon Getrübte und Verworrene." Selbst in Büchern des 16., ja 17. J. kam Grimm die Sprache, aller Verwilderung und Rohheit ungeachtet, in manchen ihrer Züge noch beneidenswerth und vermögender vor als unsre heutige. Welchen Abstand stellte die edle, freie Natur der mittelhochdeutschen Dichtungen dar! Doch nicht einmal aus ihrer Fülle schienen alle grammatischen Entdeckungen von Gewicht hergeleitet werden zu müssen, sondern aus sparsam fließenden, fast versiegenden althochdeutschen Quellen, die uns unsrer Zunge älteste und gefügigste Regel kund thaten. Es gab Stunden, wo Grimm für abhanden gekommene Theile des Ulfilas die gesammte Poesie der besten Zeit des 13. Jahrhunderts mit Freuden würde ausgeliefert haben. „Den leuchtenden Gesetzen der ältesten Sprache nachspürend verzichtet man lange Zeit auf die abgeblichenen der von heute. Allein auch sie weiß schon ihren Anspruch zu erheben. Nicht nur ist der neue Grund und Boden viel breiter und fester, als der oft ganz schmale, lockere und eingeengte alte, darum aber mit sicherm Fuß zu betreten, sondern jener Einbuße der Form gegenüber steht auch eine geistigere Ausbildung und Durcharbeitung. Was dem Alterthum doch meistens gebrach, Bestimmtheit und Leichtigkeit der Gedanken, ist in weit größerm Maß der jetzigen zu eigen geworden, und muß auf die Länge alle lebendige Sinnlichkeit des Ausdrucks überwiegen. Sie bietet also einen ohne alles Verhältniß größern, in sich selbst zusammenhängenden und ausgeglichenen Reichthum dar, der schwere Verluste, die sie erlitten hat, vergessen macht, während die Vorzüge der alten Sprache oft nur an einzelnen Plätzen, abgebrochen und abgerissen, statt im Ganzen wirksam erscheinen. Bei allen durch die Zeit hervorgebrachten Verschiedenheiten waltet im Großen dennoch eine beträchtlich durchblickende Gemeinschaft zwischen alter und neuer Sprache, die in allen ihren Wendungen und Sprüngen zu belauschen überraschende Freude macht. — Seit den Befreiungskriegen ist allen edeln Schichten der Nation anhaltende Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen. Seiner Dichter und Schriftsteller, nicht allein der heutigen, auch der früher dagewesenen, will das Volk nun besser als vorher theilhaft werden und sie mitgenießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen Schleußen die Fluth des Alterthums, so weit sie reiche, bis hin an die Gegenwart spüle. Zur Forschung über den Verhalt der alten verschollnen Sprache fühlen wenige sich berufen, in der Menge aber waltet das Bedürfniß, der Trieb, die Neugier, den gesammten Umfang und alle Mittel unserer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten Sprache kennen zu lernen. Das Wörterbuch soll ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offen halten; ein Denkmal des Volks

dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen. Es soll eine lebhaftere Empfindung für den Werth der Muttersprache einflößen und auf die gesicherte Dauer der Sprache einwirken. Schützt es nicht alle Wörter, so hält es doch die Mehrzahl aufrecht. „Die lebendigste Ueberlieferung erfolgt freilich von Munde zu Munde, und nach Verschiedenheit der Landschaften ist ein Menschenschlag rühriger und sprachgewandter als der andre. Durch ausgestreuten Samen können aber auch verödete Fluren wieder urbar werden." Es gilt, den Umfang des ganzen neuhochdeutschen Zeitraums zu erschöpfen und dadurch nicht allein das Verständniß der einzelnen Ausdrücke zu ergründen, sondern auch die Liebe zu den vergessenen Schriftstellern dieser Zeit wieder anzufachen. Es wäre verkehrt, den Blick vom Alterthum abzuwenden und das Wörterbuch auf die kurze Spanne der Gegenwart anzuweisen, als könnte irgend eine Zeit aus sich allein begriffen werden. Jede Sprache steht nicht nur in ihrem nächsten Kreis, es sind auch noch fernere und ausgedehntere um sie gezogen, deren Einfluß sie sich nicht ganz entziehn darf, deren Bewußtsein sie nicht völlig verloren hat, wenn es schon dunkler und schwächer geworden ist, wie dem Gedächtniß die entlegensten Dinge urplötzlich wieder gegenwärtig werden. So ist es auch mit den fremden Ausdrücken. Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht. Erst allmählich begann jener Widerwille gegen den fremden Laut sich abzustumpfen, und man suchte nun eine Ehre darin, das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen. Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher Wörter, die im Boden unsrer Sprache Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben. Das Wörterbuch soll der Ausländerei Abbruch thun, aber auch die Abwege vermeiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist. Die Herausgeber sind eifrig allen Wörtern der ältesten Stämme des Volks nachgegangen, der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer u. s. w., sie haben auch Kochbücher und Arzneibücher, selbst das Rothwelsch der Gauner nicht verschmäht. In unsern gelehrten Ständen als solchen wohnt heute keine eigenthümliche Uebung und Ausbildung der deutschen Sprache mehr. Die geistliche Beredsamkeit steht ganz unter dem Gesetz des allgemeinen Fortschritts. Bei den Rechtsgelehrten sind fast alle Spuren einer noch bis ins 15. Jahrhundert lebendigen Ueberlieferung der alten reichen Gerichtssprache getilgt; die gegenwärtige Gerichtssprache erscheint ungesund und saftlos, mit römischer Terminologie hart überladen.

Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt und verflüchtigt: diese zu ermitteln und zu entfalten, ist eine Hauptaufgabe des Wörterbuchs. —

Wer viel mit dem Volke verkehrt, findet nicht nur in jedem der zahlreichen deutschen Volksdialekte eine unerschöpfliche Quelle für Sprachforschung, merkwürdige Stämme, charakteristische Nüancen der Wortbedeutung, neue Zusammensetzungen und Ableitungen, er erkennt nicht nur in der Sprache jedes Handwerks und aller praktischen Thätigkeit eine ungezählte Menge origineller Ausdrücke und eigenthümlicher Bedeutungen von sonst bekannten Wörtern, sondern er wird im Volk selbst mit Erstaunen einen sehr eigenthümlichen Sprachsinn entdecken, und eine naive und starke Kraft, neue Wörter zu bilden und die Bedeutungen der vorhandenen zu nüanciren, Eigenschaften, welche dem Schriftgelehrten selbst häufig nicht zu Gebote stehn. Das Volk deutet die Wörter und Sätze noch viel concreter und sinnlicher als der Gelehrte; von vielen Abstractionen ist die farbenreichere Bedeutung noch am Leben, die Volkssprache besitzt in Scherz und Ernst ein seltenes Behagen und eine fortströmende schöpferische Kraft. „Wer seine Muttersprache so betrachtet, dem muß sie als ein unermeßliches, lebendiges Gebilde der Volksseele erscheinen, welches immer wieder neue Bildungen nach innern Gesetzen hervorruft, so daß ihr Weben und Schaffen in und über dem Einzelnen einer lebhaften Empfindung wohl als geisterhaft und unbegreiflich entgegentreten kann."

Das war das Gefühl, mit welchem 1852, gleichzeitig mit der ersten Lieferung des Wörterbuchs, der dithmarsische Dichter Klaus Groth, 33 J., seinen „Quickborn" herausgab. Die Gedichte kamen ihm selber so schön vor, daß er sie für empfangen, nicht selbst geschaffen ansah, empfangen aus dem lebendigen Born der uralten niedersächsischen Volkssprache. Die damalige Theilnahme für Schleswig-Holstein that viel dazu, auf diese Gedichte die Aufmerksamkeit hinzulenken, die sie auch zum Theil durch ihren innern Werth, namentlich durch das schöne Naturgefühl, das darin herrscht, verdienten: gegen Hebel's „allemannische Gedichte" kommen sie doch kaum auf. — Klaus Groth überschätzte die Bedeutung seines Versuchs, indem er seine Stellung wie ein Apostolat betrachtete. In der Brochure „über Hochdeutsch und Plattdeutsch", Mai 1858, giebt er seiner Mundart geradezu vor der deutschen Schriftsprache den Vorzug. Manches, was er der letztern vorwirft, ist freilich begründet. Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist aus dem Meißnischen durch Pedanten festgestellt worden, durch Wolf, Gottsched, Adelung; sie hat, um sich der Gewohnheit der Gelehrten zu fügen, der Genauigkeit zu Liebe manche Anmuth und manchen Reiz

eingebüßt. Das Vorbild der Lateiner und Franzosen auf der einen Seite, auf der andern die Kanzel und die Kanzlei sind die Quellen unsers Ausdrucks gewesen, und dieser Ursprung ist an unsrer Wortfügung und Satzbildung noch sehr zu merken. Die Nachahmungen der Griechen, Italiener und Spanier, die Scholastik der modernen Speculation hat den natürlichen Gang der Sprache noch mehr beeinträchtigt. Dagegen sind die Dialekte weder durch die Kanzel noch durch die Zeitungen, noch durch die höhere Metaphysik zersetzt worden, sie sind in dem Felde, das sie wirklich beherrschen, von ungeschwächter naturwüchsiger Kraft; sie verstehen naive und humoristische Wendungen, die wir ihnen gar nicht nachahmen können, sie haben sich noch nicht in der Schule der Allg. d. Bibl., der italienischen Sonette, der Messiade, der Hegel'schen Logik u. s. w. den gesunden Menschenverstand verdorben, ihre Einfälle treffen den Nagel auf den Kopf. So geht z. B. nichts über den glücklichen Treffer eines norddeutschen Sprichworts. Ein andrer Vorzug liegt im Contrast. Wenn in Gegenden, wo das Plattdeutsche vorherrscht, auch die Gebildeten im vertrauten Kreise sich der Mundart bedienen, so ist doch die Sprache ihrer Bildung hochdeutsch, sie machen ihre Eingaben an die Regierung hochdeutsch u. s. w.: ihre Seele hat gewissermaßen ein doppeltes Leben, und wenn sie den Schatz von Bildern, Empfindungen und Gedanken, den sie ihrem hochdeutschen Leben schuldig sind, durchaus nicht preiszugeben gemeint sind, so besitzen sie daneben in ihrer Mundart einen zweiten Schatz des unmittelbaren sinnlichen Bewußtseins. Daß nun bald das Eine, bald das Andere hervortritt, und zwar beides als etwas Positives, das eben macht den natürlichen Humor dieser Sprache aus, den wir bei uns nur künstlich hervorbringen. Die englischen Novellisten haben schon lange verstanden, diesen humoristischen Contrast der Volkssprache geltend zu machen.

Aber schon Voß ist der Versuch mißlungen, das Plattdeutsche durch Einführung hochdeutscher Formen zu einer Art Schriftsprache zu erheben, während man z. B. Runge's echte Mährchen noch heute mit Vergnügen liest. Wenn man hochdeutsche Gedanken mit Hülfe des Wörterbuchs in den Dialekt überträgt, so hat man damit noch lange nicht im Dialekt gedacht und empfunden. Der Dialekt hat ein eignes eng umschriebenes Leben, über das er nicht hinaus kann, ohne gerade das einzubüßen, was seinen Vorzug ausmacht, die innere Uebereinstimmung und sinnliche Unbefangenheit. Was wir Hochdeutschen zu reden wissen, ist das Resultat einer hundertjährigen Culturgeschichte, der Arbeiten eines Goethe, Kant, Hegel, welche die plattdeutsche Mundart eben nicht durchgemacht hat. Man glaube doch nicht, ungestraft die wirkliche Geschichte überspringen zu können. Möglich ist freilich alles: warum soll man nicht auch den Faust in's Plattdeutsche übersetzen? — „Das Werdende, das ewig wirkt

und lebt, umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken, und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken." — Für jedes dieser Worte wird sich gewiß auch ein plattdeutscher Ausdruck finden lassen, und da durch Aneinanderstellung von Worten ein Satz gebildet wird, so kann durch Uebersetzung aller dieser Worte in's Plattdeutsche gar wohl ein Vers herauskommen, der einem Russen mit Hülfe des Lexikons sehr plausibel vorkommt, nur muß man einem Deutschen nicht zumuthen, eine solche Sünde gegen die Seele der Sprache hinzunehmen. — „Als ich," erzählt Kl. Groth selber, „zuerst anfing, plattdeutsch zu produciren, war es mir fast unmöglich, plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formeln hochdeutscher Construction und Gedankenfolge ein, so daß ich fast verzweifelte, zu meinem Ziel gelangen zu können." — „Wir wünschen, daß das Volk seine angeborne Mundart bewahre, darum schreiben wir plattdeutsch. Das Volk muß sie wieder achten lernen, und dazu giebt's kein ander Mittel. Wir schreiben, um die Ehre der plattdeutschen Sprache zu retten." Das ist das Bekenntniß eines reflectirten Standpunkts, eines Vorgefühls der Niederlage. „Die Hochdeutschen wollen uns uniformiren, wir sollen immer aufgeben, hingeben, nun gar unser Eigenthümlichstes, unsere Sprache!" — Es wird ja Klaus Groth selbst sauer, plattdeutsch zu denken. — Die Niedersachsen sollen nicht vergessen, daß sie vor allen Dingen Deutsche sind. Wäre es möglich, aus dem Plattdeutschen wirklich eine Schriftsprache zu machen, die in Niedersachsen das Hochdeutsche verdrängte, so wäre es das größte Unglück, was Deutschland widerfahren könnte. Glücklicherweise ist es nicht möglich, und das Plattdeutsch wird sich bescheiden müssen, die weniger anspruchsvolle aber nützlichere Aufgabe zu übernehmen, für gewisse eng beschränkte Kreise des Denkens und Empfindens, für den Kreis des Hauses, unsere allgemeine Schriftsprache zu ergänzen. Im Mutterwitz dem Hochdeutschen überlegen, wird der Niedersachse kindisch, wenn er in seinem Dialekt à la Hegel speculiren oder à la Jean Paul sentimentalisiren will.

Vielleicht der größte Gewinn dieser Studien ist, daß der Respect vor dem Volk und seinem geistigen Leben sich gesteigert, die Aufmerksamkeit auf seine Art sich geschärft hat. Vortreffliche Untersuchungen über die Denkweise der Niedersachsen, wie sie in Sprichwörtern und Gebräuchen sich zeichnet, hat Dr. Goldschmidt in Oldenburg angestellt. Auch die übrigen Dialekte sind gründlich untersucht worden; ein musterhaftes Werk ist das bayerische Wörterbuch von Schmeller.

Bald nach ihrem ersten Aufblühen trat die deutsche Alterthumswissenschaft mit der neuentdeckten indischen in Verbindung; die Mehrzahl unter den strebsamen Germanisten legten sich auf das Studium des Sanskrit. Das erste

tumultuarische Auftreten der neuen Wissenschaft wich einer sorgfältigen methodischen Arbeit; sowohl für die Erforschung des menschlichen Geistes im Allgemeinen, wie er sich in den Sprachgesetzen kund giebt, als für die großen Perioden der Weltgeschichte wurden ebenso überraschende als sichere Resultate gewonnen. Durch die Vergleichung des Wörtervorraths der indischen, altdeutschen, griechischen, lateinischen, persischen Sprache ergab sich, auf welcher Culturstufe jedes dieser Völker gestanden, als es sich von der großen Familie trennte. Eine plastische Form gewann die Wissenschaft durch Chr. Lassen's indische Alterthumskunde 1844—52. Lassen, der in Bonn unter A. W. Schlegel und Bopp studirt, sich aber auch längere Zeit in London und Paris aufgehalten hatte, hat für die indische Archäologie eine ähnliche Bedeutung wie Winckelmann für die griechische Kunst; bis auf ihn hatte man in einem ziemlich bunten Chaos gelebt, indem die verschiedenen Jahrtausende und die entgegengesetzten Culturformen sich aneinanderdrängten; er stellte die historische Gliederung derselben fest. Dazu kamen die großen Entdeckungen im Felde des Aegyptischen und Assyrischen, theils durch Nachgrabungen, theils durch scharfsinnige Lösung der Hieroglyphen und der Keilschrift. Die Sprachwissenschaft blieb im engsten Zusammenhang mit der Erdkunde, immer zahlreichere Schüler schlossen sich an Ritter's großes Werk, immer deutlicher stellte sich die erhabene Aufgabe der modernen Wissenschaft heraus, die Menschheit als ein geschichtliches Ganze, in ihrem organischen Zusammenhang mit der Natur, in ihrer sprachlichen, individuellen und sittlichen Entwickelung zu construiren. Wie ungeheuer die Fortschritte sind, welche nach dieser Seite hin die Wissenschaft und die allgemeine Bildung seit Herder und Hegel gemacht haben, davon kann auch der Laie sich in Max Duncker's „Geschichte des Alterthums" unterrichten, welche die Resultate mit Einsicht und Geschmack zusammenstellt.

Die eigentliche Philologie mußte mehr und mehr erkennen, daß die Bedeutung, die sie in früherer Zeit gehabt, die Bildung überhaupt zu beherrschen, vorüber sei. Es konnte ihr nicht mehr beikommen, den stolz aufgewachsenen modernen Geist nach griechischen Mustern zu zügeln und zu leiten, sie kehrte in den Rang der einzelnen Disciplin unter andern Disciplinen zurück. Was sie aber an augenblicklicher Herrschaft verlor, das gewann sie an Umfang wie an Tiefe. Die gelehrten Reisen nach Rom und Griechenland nahmen alljährlich zu; jetzt erst sah man mit Augen, was griechische Kunst gewesen war. Die Archäologie trat aus der alten Phantastik der Heidelberger wie aus der Nüchternheit der Leipziger heraus, sie lernte die Symbolik und Mythologie ebenso historisch auffassen wie das Staatsleben. Was Grimm für die deutsche Mythologie geleistet, kam auch der griechischen und römischen Mythologie zu statten: aus Preller's Handbuch sieht man mit Staunen, wie auch

hier das Unbestimmte und Schwankende an Consistenz, Gliederung und concretem Leben gewonnen hat. Leicht könnte man nun annehmen, daß diese Studien, die in ihrem ganzen Umfange zu umfassen kaum einer einzelnen Menschenkraft mehr möglich ist, auf die harmonische Ausbildung des Individuums nicht mehr den segensreichen Einfluß üben, wie die frühere beschränktere Philologie; wie wenig aber diese Annahme gerechtfertigt ist, kann auch der Laie an solchen Schriften von Karl Lehrs und Otto Jahn ermessen, die ihm zugänglich sind; mit dem vermehrten Umfang des Wissens ist auch der wahrhaft griechische Geist tiefer in die Seele seiner Bekenner eingedrungen.

Der Buchhändler K. Reimer erwarb sich das große Verdienst, eine Reihe namhafter Gelehrten zu Handbüchern über die Alterthumswissenschaft zu veranlassen, die auf der Höhe der Forschung stehn, aber dem gebildeten Freunde der Wissenschaft zugänglich sein sollten. Eins dieser Handbücher trat durch seine Genialität aus dem ursprünglichen Rahmen weit heraus und brachte in dem historischen Studium eine förmliche Umwälzung hervor: es war Mommsens „Römische Geschichte" 1854. Der Verfasser, 37 J., aus Schleswig, hatte die Rechtswissenschaft, außerdem aber unter Jahn in Kiel Philologie studirt, dann bei einem dreijährigen Aufenthalt in Italien die Sammlung der Inschriften zuerst nach einer strengen Methode geleitet; er war 1851 von dem reactionären sächsischen Ministerium mit zwei andern berühmten Gelehrten, Haupt und Jahn, wegen angeblicher Betheiligung an den Maiunruhen von seiner Professur in Leipzig entsetzt, und hatte erst in Zürich, dann in Breslau eine Zuflucht gefunden, bis er zur Leitung des Inscriptionswerks an die berliner Akademie berufen wurde.

Der Grundgedanke, von dem Mommsen ausgeht, ist dieser, daß Rom keineswegs als ein fremdes Element in Italien auftrat, es sich äußerlich unterwarf und ihm seinen Charakter aufprägte, sondern daß es der concentrirte Ausdruck des italischen Stammes ist, welcher durch seine Natur eine Verfassungs- und Machtentwicklung provocirte, wie sie in Rom, seiner bedeutendsten Stadt, ihm geleistet wurde. Niebuhr's Untersuchungen über die Form altrömischer Stammverfassung, von der in der Blütezeit des römischen Staats nur noch wenige Spuren vorhanden waren, läßt Mommsen als gleichgiltig bei Seite, und geht nicht auf die rechtlichen Fictionen der Verfassung, sondern auf ihren thatsächlichen Zustand ein. Er giebt sich nicht die Mühe, aus dem verwirrten Gewebe der Sagen verschiedener Zeitalter ein zusammenhängendes Gemälde zu entwickeln, dagegen sieht er die Natur der Localität an und fragt sich, welche Zwecke die ersten Erbauer, wer sie auch sein mögen, gehabt haben können, sich gerade dort niederzulassen, und was dieser Niederlassung einen so ungeheuren Erfolg in der Entwickelung des italienischen Staatslebens verschafft

hat. Ferner studirt er die älteste Gesetzgebung und die ersten uns urkundlich aufbewahrten Staatsverträge und fragt sich, auf welche Art des sittlichen Lebens und der bürgerlichen Thätigkeit diese Art der Gesetzgebung schließen läßt. Er kommt zu dem Resultat, daß Rom eine Handelsstadt, das Emporium Latiums war. Die Tiber ist Latiums natürliche Handelsstraße, ihre Mündung an dem hafenarmen Strande der nothwendige Ankerplatz der Seefahrer. Zum Entrepot für den lateinischen Fluß- und Seehandel und zur maritimen Grenzfestung Latiums eignet sich kein Platz besser als Rom, das die Vortheile einer festen Lage und der unmittelbaren Nachbarschaft des Flusses vereinigt, das über beide Ufer des Flusses bis zur Mündung gebot, das dem die Tiber oder den Anio herabkommenden Flußschiffer ebenso bequem gelegen war wie bei der damaligen mäßigen Größe der Fahrzeuge dem Seefahrer, und das gegen Seeräuber größern Schutz gewährte als die unmittelbar an der Küste gelegenen Orte. Daß Rom, wenn nicht seine Entstehung, doch seine Bedeutung diesen commerciellen und strategischen Verhältnissen verdankte, davon begegnen uns denn auch weiter zahlreiche Spuren, die von ganz anderm Gewicht sind als die Angaben historisirter Novelletten. — Die Erweiterung des römischen Staats durch Aufnahme der Vollbürger andrer Städte und durch Ackerbaukolonisirung rief jene festgekittete, von einem nationalen Inhalt getragne Eidgenossenschaft in's Leben, an deren fester Haltung selbst die großen Entwürfe eines Pyrrhus und Hannibal scheiterten. — Dem Geschlechterregiment der Vollbürger standen die Halbbürger, insofern sie von einzelnen Geschlechtern abhängig waren, als Clienten, insofern man sie als Masse auffaßte, als Plebs gegenüber; den Unterschied, den Niebuhr zwischen beiden zu finden glaubte, hat Mommsen bei Seite gelegt. Die dem Servius Tullius zugeschriebene Verfassungsreform hatte ursprünglich eine rein militärische Bedeutung; die Zeitbestimmung sucht Mommsen durch die Periode der Umwallungen der Stadt festzustellen. Durch die allmähliche Erweiterung des Staats änderte sich der Sinn der Verfassung: in einer Zeit, wo theoretisch die Souveränetät der Volksversammlungen auf die Spitze gestellt war, waren diese praktisch ohne Bedeutung, und spielten im Wesentlichen die Rolle des englischen Souveräns, während die wirkliche Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich in den Händen des Senats lag. Die natürliche Aufgabe Roms war die Vereinigung Italiens zu einem Gesammtstaat, die Griechen in Unteritalien und die Gallier in Oberitalien mit eingerechnet. Zu dieser Aufgabe reichte die republikanische Verfassung Roms, seine Landwehr und seine Bürgerofficiere aus. Mit dem ersten punischen Krieg wuchsen die Verhältnisse den gesetzlichen Formen über den Kopf. Die im Ausland zu führenden Kriege, das Seewesen und die Verwaltung der Provinzen erforderten eine ganz andre Ausbildung der Finanz-, Kriegs- und

Verwaltungswissenschaft, als in den bisherigen beschränkten Verhältnissen möglich gewesen war. Die Ungleichheit in den Vermögensverhältnissen begründete Ungleichheit des Rechts, und die gleichzeitig eindringende griechische Bildung verwirrte vollends die angestammten sittlichen Begriffe. In der gewaltigen Erweiterung des römischen Reichs lag zugleich der Keim des innern Verfalls; und das fühlte die altrömische Partei sehr wohl. Die Römer vermieden die Eroberungen außerhalb Italiens so lange als möglich, und nur der Drang der Nothwendigkeit trieb sie in immer neue Verwickelungen, wie die Engländer in Ostindien. Ganz Italien war der römischen Herrschaft einverleibt, und nicht blos durch äußere Unterwerfung, sondern durch patriotische Gesinnung mit der Hauptstadt verbunden. Die auswärtigen Feinde waren niedergeschlagen, Rom hatte keinen gefährlichen Gegner mehr zu fürchten; die innern Standesunterschiede hatten sich ausgeglichen, die Zügel der Regierung waren in den festen Händen des Senats, der durch seine Haltung während der punischen Kriege sich populär gemacht; die demokratischen Formen, die daneben bestanden, waren praktisch unschädlich. Ein großes heroisches Zeitalter hatte Rom mit dem Glauben an seine Unbesiegbarkeit genährt, und dieser Glaube war die sittliche Substanz des Staats. — Wie kam es nun, daß dieses glänzende Zeitalter ein so schnelles Ende nahm? — Zunächst waren alle Maximen der bisherigen Regierung darauf berechnet, daß der römische Staat sich nicht über Italien ausdehnen sollte. Der Aufgabe, die Provinzen mit dem Staatsorganismus zu verbinden, war die herrschende Aristokratie nicht gewachsen; sie gaben nur einflußreichen Familien Gelegenheit, sich durch Ausplünderung der Unterworfenen oder durch leichten Grenzkrieg schnell zu bereichern. Bald wurden stehende Heere erforderlich, die von dem Zusammenhang des römischen Lebens immer mehr getrennt, immer mehr an die Person des Feldherrn geknüpft wurden. Die Herrschaft Roms in jenen Gegenden war ein absolutes Unrecht, da sie nicht einmal im Stande war, ihre eignen Angehörigen gegen Land- und Seeräuber zu schützen. Auch die Umwandlung Italiens in einen römischen Staat hatte nicht völlig durchgeführt werden können. Das Gemeinwesen war lediglich die Stadt; was außerhalb derselben lag, nahm an dem politischen Leben keinen Theil. Je mächtiger die herrschenden Familien in Rom wurden, je tiefer sanken die italischen Städte in die Reihe der Unterdrückten herab. Der Begriff des Repräsentativstaats, welcher allein im Stande ist, politisches Leben über ein größeres Reich zu verbreiten, war dem Alterthum fremd, und dieser Mangel hat schließlich den Untergang aller Republiken herbeigeführt. Die Zustände waren haltbar, so lange die Regierung unumschränkt in den Händen des Senats war; sobald aber der hauptstädtische Pöbel anfing, sich seiner Macht bewußt zu werden, und den rechtlichen demokratischen Formen eine praktische

Anwendung gab, wurde diese ungegliederte Masse ein Spielball in der Hand dreister Demagogen. Der freie Bauernstand war zum großen Theil verschwunden, der große Grundbesitz war überwiegend in den Händen einzelner Familien, die ihn als Plantagenbesitzer durch Sklaven anbauen ließen. Das Landproletariat war noch gefährlicher als das hauptstädtische. Neben der herrschenden Aristokratie des Senats hatte sich ein zweiter Stand gebildet, die Capitalisten, die, aller patriotischen Gesinnung baar, die Staatsverfassung lediglich zu ihren Speculationen ausbeuteten. Sie gingen mit dem Senat Hand in Hand, so lange dieser ihren Zwecken diente, waren aber schnell bereit, sich der Opposition anzuschließen, sobald ihnen Förderung ihrer Interessen verheißen wurde. — Die bürgerlichen Zustände konnten nur gebessert werden theils durch eine in's Große ausgeführte Colonisation, wodurch das Proletariat wieder in einen arbeitsamen Bauernstand verwandelt wurde, theils durch Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien. Das Erste mußte an dem Widerstand jener großen Plantagenbesitzer scheitern, die den formalen Rechtsanspruch des Staats auf ihre durch langen Besitzstand aus Domänen in Privateigenthum verwandelten Güter nicht zugeben konnten, das Zweite an dem Widerstand des hauptstädtischen Pöbels, der einer so ausgedehnten Concurrenz nicht günstig sein konnte. Jede Reform in diesem Sinn mußte zuletzt zu Gewaltmaßregeln führen, darum waren selbst wohlgesinnte Patrioten ihr abhold. Als aber in den Kriegen, die unmittelbar auf die punischen folgten, die Unfähigkeit und Selbstsucht der herrschenden Classe die bisherige Achtung untergraben hatte, mußte der Versuch dennoch gemacht werden. Er ging zunächst von einem conservativen Staatsmann, von Tiberius Gracchus aus. — Die Auftheilung der Domänen konnte durchgeführt werden ohne eine Aenderung der bestehenden Verfassung. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt. Anerkanntermaßen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes, und gegen ihn lief nach römischem Landrecht die Verjährung nicht; aber der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien die Maßregel als eine Expropriation der großen Grundbesitzer zum Besten des Proletariats. Noch gefährlicher war der Weg, den Gracchus einschlug. Wer gegen den Senat eine Verwaltungsmaßregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte. Die souveräne Volksversammlung war eine Masse, in welcher unter dem Namen der Bürgerschaft ein paar hundert oder tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten. „Wenn man diesen Massen den Eingriff in die Verwaltung gestattete und dem Senat das Werkzeug zur

Verhütung solchen Eingriffs (die tribunicische Intercession) aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Seckel sich selbst Aecker sammt Zubehör decretiren ließ, wenn man einem jeden, dem die Verhältnisse und sein Einfluß beim Proletariat es möglich machten, die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete, seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit angelangt." — Entschlossner und bewußter auf dem Wege der Revolution schritt der jüngere Bruder fort. Er brachte außer dem hauptstädtischen Proletariat durch die neue Geschwornenordnung den zweiten Stand, durch die Ausdehnung des Bürgerrechts die Bundesgenossen auf seine Seite, und hatte dadurch für eine Zeit die souveräne Gewalt in seiner Hand. Wenn er mit seinen Plänen endlich scheiterte, so lag das nur an der unvollständigen Organisation seiner Werkzeuge, die durch anderweitige Interessen und Leidenschaften leicht umgestimmt werden konnten. „Er war ein politischer Brandstifter; nicht blos die hundertjährige Revolution, die von ihm datirt, ist sein Werk, sondern vor allem ist er der wahre Stifter jenes entsetzlichen Proletariats, das mit seiner Fratze von Volkssouveränetät ein halbes Jahrtausend hindurch wie ein Alp auf dem römischen Gemeinwesen lastete. Und doch dieser größte der politischen Verbrecher ist auch wieder der Regulator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf C. Gracchus. Es sind in diesem seltenen Mann Recht und Schuld, Glück und Unglück so in einander verschlungen, daß es sich hier wohl ziemen mag, was der Geschichte nur selten ziemt, mit dem Urtheil zu verstummen." — Die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die wiederhergestellte Aristokratie entwickelte alle Unwürdigkeiten einer Restauration. Die Familienpolitik wurde das herrschende Motiv der Verwaltung, dem echten Aristokraten ward jeder Frevel verziehen, die Regierenden und die Regierten glichen nur darin nicht zwei kriegführenden Parteien, daß in ihrem Krieg kein Völkerrecht galt. „Die Aristokratie saß auf dem erledigten Thron mit bösem Gewissen und getheilten Hoffnungen, den Institutionen des eignen Staats grollend, und doch unfähig, auch nur planmäßig sie anzugreifen, unsicher im Thun und im Lassen, außer wo der eigne materielle Vortheil sprach, ein Bild der Treulosigkeit gegen die eigne wie die entgegengesetzte Partei, des innern Widerspruchs, der kläglichsten Ohnmacht, des gemeinsten Eigennutzes." — Die Demokratie hatte ihre Führer und den Glauben an ihre Kraft verloren; aber die Unzufriedenheit wuchs immer mehr, und es kam darauf an, ob sie unter den militärischen Capacitäten einen Führer zu gewinnen wußte. Sie fand ihren Mann in dem Sieger der Cimbern und Teutonen, der sich eigentlich

um die Parteiungen gar nicht kümmerte, den aber der Unverstand der Aristokratie an der empfindlichsten Stelle verletzt hatte. Marius ließ sich verführen, eine Rolle zu spielen, der er nicht gewachsen war. Das Unternehmen machte einen schmählichen Bankrott, aber es war von neuem Blut geflossen, es handelte sich jetzt nur noch darum, daß die einzig reale Gewalt, das Militär, in die Hände eines entschlossenen Charakters kam. In Sulla fand die Stadt ihren Herrn. Sein Heer war wenig mehr als eine ihrem Führer unbedingt ergebne und in politischen Dingen indifferente Lanzknechtschaar. Sulla selbst war ein blasirter, kalter und klarer Kopf, dem die souveräne römische Bürgerschaft ein Pöbelhaufen war, die formelle Legalität eine Phrase, Rom selbst eine Stadt ohne Besatzung und mit halbverfallenen Mauern, die viel leichter erobert werden konnte als Nola. In diesem Sinn handelte er. — Rom sah ein siegreiches Heer in seiner Stadt, die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die Anführer geächtet, aber Sulla zog mit seiner Armee in den Krieg, und eine neue Revolution mit dem bekannten Marianischen Schreckensregiment war die Folge davon. „In Zeiten, wie diese sind, wird der Wahnsinn selbst eine Macht; man stürzt sich in den Abgrund, um vor dem Schwindel sich zu retten." — Der Taumel des Revolutionsfiebers konnte nicht dauern — das natürliche Ende war die Militärdictatur, auf welche die Entwickelung der Geschichte seit lange hindrängte. Sie trat unter entsetzlichen Formen ein, denn der neue Dictator war der würdige Sohn einer verworfnen Zeit, kalt und herzlos und aller sittlichen Ueberzeugung entkleidet. Aber sie führte noch nicht zur Monarchie, sondern zu einer scheinbaren Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung, denn Sulla hatte keinen Ehrgeiz im größern Stil. — Seine Verfassung trug den Stempel ihres Ursprungs an sich. Unter dem Anschein der historisch-aristokratischen Formen war sie ein organisirtes Raub- und Plünderungssystem, und verhielt sich zu der alten Verfassung ungefähr wie der neue Augurendienst zur alten Religion. Sie half keinem der organischen Schäden des Staats ab, sie gab nach außen keine Kraft. Das römische Publicum, der ewigen Unruhen müde, ließ sich auch die Proscription gefallen, um nur eine einigermaßen haltbare Autorität über sich zu empfinden. Diese Autorität ruhte aber lediglich in Sulla's Persönlichkeit; nach seinem Tod fiel alles auseinander, die herrschende Classe war unfähiger als je, die alten Sullanischen Klopffechter trieben mit ihren Schaaren offenen Unfug in der Hauptstadt, die Piraten verwüsteten ungestraft alle Küsten, die auswärtigen Feinde machten immer weitere Fortschritte. Es war eine demokratische Bewegung, die wiederum einen glücklichen General, Pompejus, gegen die Bestimmungen der Sullanischen Verfassung mit einer unerhörten Machtvollkommenheit bekleidete, und als er nach einer Reihe siegreicher Feldzüge zurück-

kehrte, trat er nicht, wie man vermuthete, als Führer der conservativen Partei auf, ebensowenig wagte er mit Hülfe der Armee die Alleinherrschaft an sich zu reißen; er verband sich vielmehr mit den Führern der Volkspartei, und so entsprang jenes erste Triumvirat, bei dem das Ende, die militärische Monarchie nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sondern nur zweifelhaft, welchem von den Prätendenten sie zufallen werde. Unter diesen Umständen erlebte die alte verrottete Aristokratie einen schönen Nachsommer. Sie war jetzt die Opposition, die Vertreterin des alten Rechts, sie wurde populär; aber der Macht der Ereignisse konnte sie keinen dauernden Widerstand leisten, und es war ein Glück für Rom, daß der würdigste unter den Prätendenten auch der entschlossenste war, und daß mit dem Verlust der Freiheit die Herstellung des Staats erkauft wurde.

Die fast leidenschaftliche Verherrlichung Cäsars hatte in jenen Tagen (1856) für das Publicum noch ein besonderes Interesse. Die französische Republik war noch kein Jahr alt, als Schriftsteller auftraten, die in gutem Glauben der Welt verkündeten, die Zeit der Völkerfreiheit sei vorbei und die Zeit der Cäsaren sei wiedergekommen; die Menschen seien der Freiheit nicht mehr fähig, und nur ein eiserner Wille könne den verrotteten Zuständen einen äußern Halt geben. Es war ein neues Stichwort, und Europa war der alten Stichwörter herzlich müde. Ein Rechtsboden hatte fortwährend den andern verdrängt, ein constitutionelles System war an Stelle des andern getreten, keines hatte den Zwang innerer Nothwendigkeit bewährt. Die Doctrinärs waren in Verachtung gerathen, man sehnte sich nach realer Politik d. h. nach Thatkraft und Entschlossenheit. Einer Zeit gegenüber, auf deren Oberfläche man nur kraftlose Zuckungen wahrnimmt, ist die Apotheose der Kraft, der Genialität, des entschlossenen Willens wohl begreiflich. Der Cäsarismus war freilich das Fatum Roms, aber was unvermeidlich ist, darf deshalb noch nicht für preiswürdig gelten: Cäsar war doch nur der Vorgänger von Caligula und Nero. Die Römer wurden durch ihr Schicksal zur Monarchie getrieben, weil die Ausdehnung ihrer Eroberungen die Geschlossenheit des nationalen Bewußtseins aufhob. Die neuere Zeit hat wirkliche Nationen hervorgebracht, die an ihrem Inhalt auch ihre Grenze finden, und sie hat die Form gefunden, die Masse durch Vertreter zu gliedern und sie dadurch in den Staatsorganismus aufzunehmen. Das weiß Mommsen sehr gut, und weit entfernt, in seinem eignen politischen Leben ein Anhänger des Cäsarismus zu sein, hat er vielmehr als Mitbegründer der Fortschrittspartei den demokratischen Bewegungen vielleicht mehr in die Hände gearbeitet, als ursprünglich seine Absicht war.

In der praktischen Politik ist es nicht günstig, was man dem Historiker

wohl nachsehn kann, scharfes Licht auf eine einzelne Seite fallen zu lassen, und die andere zu übersehn. Die scheinbaren Widersprüche, die sich daraus ergeben, kann der verständige Leser durch die nothwendige Ergänzung aufheben, was im wirklichen Geschäft nicht möglich ist. Diese Einseitigkeit tritt auch bei dem Glänzendsten hervor, was Mommsen's Werk enthält, bei den historischen Porträts: aber man darf nicht vergessen, daß auch der wirkliche Maler nicht beide Seiten des Kopfs zugleich wiedergeben kann. Von den Farben, die in Mommsen's Charakterbildern abfallen, könnte leicht ein Dutzend Belletristen leben. Als Probe die Schilderung Sulla's.

„Sulla ist eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen, eine einzige Erscheinung in der Geschichte. Physisch und psychisch ein Sanguiniker, blauäugig, blond, von auffallend weißer, aber bei jeder leidenschaftlichen Bewegung sich röthender Gesichtsfarbe, übrigens ein schöner, feurig blickender Mann, begehrte er vom Leben nichts als heitern Genuß. Aufgewachsen in dem Raffinement des gebildeten Luxus, wie er in jener Zeit auch in den minder reichen senatorischen Familien Roms einheimisch war, bemächtigte er rasch und behend sich der ganzen Fülle sinnlich-geistiger Genüsse, welche die Verbindung hellenischer Feinheit und römischen Reichthums zu gewähren vermochte. Im adeligen Salon und unter dem Lagerzelt war er gleich willkommen als angenehmer Gesellschafter und guter Kamerad; vornehme und geringe Bekannte fanden in ihm den theilnehmenden Freund und den bereitwilligen Helfer in der Noth, der sein Geld weit lieber seinen bedrängten Genossen, als seinem reichen Gläubiger gönnte. Leidenschaftlich huldigte er dem Becher, noch leidenschaftlicher den Frauen; selbst in seinen spätern Jahren war er nicht mehr Regent, wenn er nach vollbrachtem Tagesgeschäft sich zu Tafel setzte. Ein Zug der Ironie, man könnte sagen, der Bouffonerie, geht durch seine ganze Natur. Es ist bezeichnend, daß er seine Gesellen gern unter den Schauspielern sich auswählte und es liebte, nicht blos mit Roscius, dem römischen Talma, sondern auch mit viel geringeren Bühnenleuten beim Weine zu sitzen, wie er denn auch nicht schlecht sang und sogar zur Aufführung für seinen Zirkel selbst Possen schrieb. Das specifische Römerthum stieß ihn eher ab. Von der plumpen Morgue, die die römischen Großen gegenüber den Griechen zu entwickeln liebten, und von der Feierlichkeit beschränkter großer Männer hatte Sulla nichts, vielmehr ließ er gern sich gehen und machte sich nichts daraus, zum Scandal mancher seiner Landsleute in griechischen Städten in griechischer Tracht zu erscheinen oder auch seine Freunde zu veranlassen, bei den Spielen selbst die Rennwagen zu lenken. Noch weniger war ihm von den halb patriotischen, halb egoistischen Hoffnungen geblieben, die in Ländern freier Verfassung jede jugendliche Capacität auf den politischen Tummelplatz

locken; in einem Leben, wie das seine war, schwankend zwischen leidenschaftlichem Taumel und mehr als nüchternem Erwachen, verzetteln sich rasch die Illusionen. Wünschen und Streben mochte ihm eine Thorheit erscheinen in einer Welt, die doch unbedingt vom Zufall regiert ward, und wo, wenn überhaupt auf etwas, man ja doch auf nichts spannen konnte als auf diesen Zufall. Dem allgemeinen Zug der Zeit, zugleich dem Unglauben und dem Aberglauben sich zu ergeben, folgte auch er. Seine wunderliche Gläubigkeit ist nichts, als der gewöhnliche Glaube an das Absurde, der bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen sich einstellt. Sein Glaube ist nicht der plebejische Köhlerglaube des Marius, der von dem Pfaffen für Geld sich wahrsagen und seine Handlungen durch ihn bestimmen läßt, noch weniger der finstre Verhängnißglaube des Fanatikers, sondern der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegirt erachtet, jedes Mal und überall die rechte Nummer zu werfen. In praktischen Fragen verstand Sulla sehr wohl, mit den Anforderungen der Religion ironisch sich abzufinden. Aber darum wiegte er nicht weniger gern sich in dem Gedanken, der auserwählte Liebling der Götter zu sein, vor allem jener, der er bis in seine späten Jahre den Preis gab, der Aphrodite. In seinen Unterhaltungen wie in seiner Selbstbiographie rühmte er sich vielfach des Verkehrs, den in Träumen und Anzeichen die Unsterblichen mit ihm gepflogen. Er pflegte wohl zu sagen, daß jedes improvisirte Beginnen ihm besser angeschlagen sei, als das planmäßig angelegte, und eine seiner wunderlichsten Marotten, die Zahl der in den Schlachten auf seiner Seite gefallenen Leute regelmäßig als Null anzugeben, ist doch auch nichts, als die Kinderei eines Glückskindes. Es war nur der Ausdruck der ihm natürlichen Stimmung, als er auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt und all seine Zeitgenossen in schwindelnder Tiefe unter sich sehend, die Bezeichnung des Glücklichen, Sulla Felix, als förmlichen Beinamen annahm und auch seinen Kindern entsprechende Benennungen beilegte. Eine halb ironische Leichtfertigkeit geht durch sein ganzes politisches Thun. Es ist immer, als sei dem Sieger der Sieg selbst nichts werth; als habe er eine halbe Empfindung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des eignen Werkes und behandle die Reorganisation des Staats nicht wie der Hausherr, der sein zerrüttetes Gewese und Gesinde in Ordnung bringt, sondern wie der zeitweilige Geschäftsführer, dem am Ende auch die leidliche Uebertünchung der Schäden genügt."

Das Buch erregte ebensoviel Widerspruch als Enthusiasmus. Ausgerüstet mit dem ungeheuren Material und zugleich mit der strengen Methode, die wir der Anstrengung eines halben Jahrhunderts verdanken, verbindet Mommsen

mit diesem kritischen Ernst das Feuer der Jugend und jene lebendige Gestaltungskraft, die man sonst nur den Dichtern zuschrieb. Sein Verstand dringt mit eiserner Schärfe in das Gewirr der Thatsachen, keine altehrwürdige Meinung täuscht ihn, um seine Lippen spielt zuweilen das bittere Zucken des Hohns, wenn er eine neue Schlechtigkeit entlarvt, aber sein Herz ist warm und rasch bewegt, wo er eine wirkliche Größe entdeckt. Der Haß verleitet ihn zuweilen zu Formen, die aus der Grenze der Schönheit heraustreten: bei der Bewunderung fühlt man, daß seine eigne Seele sich erweitert, und daß etwas von der Größe des Gegenstandes in seine Darstellung übergeht. Um das Große zu sehn, muß man freilich in seinem eignen Auge schon das Maß der Größe besitzen, mit dem Verstand allein wird man der Gegenstände nicht Herr. Mommsen kann darum gut erzählen, weil ihm das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist. Wo er eine Farbe, einen Strich gebraucht, hat er ihn augenblicklich bei der Hand. Er besitzt jenen entschlossnen Verstand, der schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, der niemals vom Detail abhängig wird; er besitzt die divinatorische Kraft, aus der Kenntniß des Einzelnen das Bild eines concreten Ganzen zu entwerfen. Die Aufgabe des modernen Geschichtschreibers, der die Zeit des Herodot oder Thucydides, des Livius oder Sallust behandelt, fällt nicht mit der Aufgabe jener alten Historiker zusammen; seine Auswahl des Stoffs muß eine andere sein, nicht minder seine Behandlung. Er steht zu den Thatsachen und zu den sittlichen Ideen und Zuständen, welche dieselben voraussetzen, in einem ganz andern Verhältniß als seine Quellen. Durch die Lectüre des Livius oder Cäsar lernen wir unmittelbar die Eigenthümlichkeit der damaligen Zustände nicht kennen. Der moderne Geschichtschreiber hat die Aufgabe, uns sowohl den Contrast der Zustände, auf die er sich bezieht, gegen die unsrigen fühlbar zu machen, als die Verwandtschaft hervorzuheben, die in allen menschlichen Dingen besteht. Mommsen ist dies in einem seltenen Grade gelungen, theils wegen der Gelehrsamkeit, die ihm aus dem gesammten Gebiet der Weltgeschichte zahllose Analogien zur Disposition stellt, theils auch wegen der nervösen Empfänglichkeit seiner Natur, in der die Gegenstände stärker vibriren, als bei der bloßen Forschung möglich wäre. In dieser Gabe — man möchte es die poetische Seite seiner Natur nennen — liegt zugleich die Gefahr eines doppelten Abwegs. Er schreibt stets mit voller Seele, und es widerfährt ihm daher zuweilen, daß das Urtheil gefällt wird, ehe sich die Leidenschaft beruhigt hat. Ohne leidenschaftliche Betheiligung ist freilich kein richtiges Urtheil möglich, aber es ist auch nur möglich, wenn man sie überwunden hat.

Ein gelehrtes Buch ohne Citate, eine römische Geschichte ohne die Könige, ein Werk endlich, in dem Cicero ein schlechter Journalist und Pompejus ein

mittelmäßiger Unterofficier genannt wird — wenn das noch von einem der schlagfertigen Tagespolemiker herrührte, aber vom Herausgeber des Corpus Inscriptionum, vom Schüler Lachmann's, von dem Professor, der alljährlich Pandekten und Institutionen liest —: man kann das Erstaunen begreifen. Noch schlimmer ergeht es den Politikern. Die sogenannte conservative Gesinnung wird fortwährend mit Füßen getreten, auf der andern Seite erscheint gegen den Ton, in dem hier vom souveränen Pöbel geredet wird, die Sprache Coriolan's wie die eines schüchternen Mädchens, und wenn die mittlere Classe des Publicums sich einen Augenblick darüber freuen sollte, daß der Verfasser der Reaction und der Anarchie gleichmäßig entgegentritt, so wird sie gleich darauf in der Person ihres glänzendsten Vertreters von zwei Seiten gegeißelt. Rücksichtslos in seiner Bewunderung wie in seiner Verwerfung, greift Mommsen überall mit rauher Hand zu, und es begegnet ihm wahl, daß er mehr Kraft aufwendet als nöthig wäre, auch daß Instinct und Ueberzeugung sich nicht ganz decken. Der Grundzug seiner Natur ist Haß gegen die fertigen Stichwörter, an die sich die Mittelmäßigkeit klammert, um sich der eignen freien Entschließung zu überheben, und was unmittelbar damit zusammenhängt, die Verehrung vor der geschichtlichen Kraft, vor der schöpferischen Genialität, die in dem festen Glauben an ihren Beruf alle physischen und moralischen Hindernisse zertrümmert. Wenn sein Verstand ihm die Grenzen dieser Berechtigung zeigt, so geschieht es zuweilen zu spät. Mit einem sprudelnden Esprit ausgestattet, weiß er uns in seinen Sätzen häufig zu überraschen, durch das unerwartete Resultat zu blenden und fortzureißen. In den meisten Fällen liegt dieser Witz in der Sache selbst, und es überrascht uns nur, daß wir nicht selbst darauf gekommen sind. Aber die schöne Gabe, die Contraste des Ideals und der Wirklichkeit sinnlich zu empfinden, will geschont sein. Nicht alle sind frei, die ihrer Ketten spotten; der Kampf gegen die Sentimentalitätspolitik schließt Sentimentalität nicht aus. Geht Mommsen in der That mit Macchiavell, mit Talleyrand und ähnlichen Politikern, die das momentan Zweckmäßige über das ewig Rechte, die kalte Berechnung über das heiligste Gefühl stellen, Hand in Hand? Ist ihm der Freiheitsdrang einer Nation, auch wenn man die Nothwendigkeit des Unterliegens voraussieht, wirklich nur ein Fehler? Gilt die Verzweiflung ihm nicht als eine historische Macht? — Mommsen weiß sehr gut, daß Gefühl und Gewissen historische Mächte sind, ebenso einflußreich auf die Entwicklung der Menschheit, als der Verstand, er weiß, daß dem Menschen nicht immer gegeben ist, einem Conflict zu entgehn, daß jene dämonische Gewalt, die den Willen der Einzelnen durchkreuzt, sich auch am Leben der Nationen geltend macht, und daß in diesen großen Conflicten die kalte Berechnung nicht mit zu reden hat. Er weiß das alles, aber

der Ungestüm seiner Empfindung läßt es ihn auf Augenblicke vergessen. Die Gesichtspunkte, die er angiebt, so sehr sie sich dem Anschein nach widersprechen, sind durchweg treffend; aber er läßt den einen nach dem andern ausschließlich hervortreten, und es ist nicht immer die Natur der Thatsachen, die ihn bestimmt, sondern zuweilen seine eigne Stimmung. In den Thatsachen unterscheidet Mommsen nicht immer genau zwischen Evidenz und Wahrscheinlichkeit. Höchst geistvoll im Combiniren, entdeckt er rasch den Kern der Dinge, die Resultate seines Nachdenkens haben fast immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit; aber das berechtigt ihn nicht, seine Vermuthungen so hinzustellen, als ob die Acten geschlossen wären. Diese Vermischung von Evidenz und Wahrscheinlichkeit wird um so gefährlicher, da Mommsen sich gern auf psychologische Entwickelungen einläßt. Mit unglaublicher Schnelligkeit erkennt er den Kern eines Charakters; aber dann begeht er den Fehler, aus diesem heraus alle einzelnen Handlungen herzuleiten. Der größte Denker, der entschlossenste Charakter ist nicht im Stande, sich die Folgen seiner That bis in ihre letzten Verzweigungen auszumalen. Ein Schritt führt den andern herbei, und gerade das nachtwandlerisch schaffende Genie wird zuweilen durch seine eignen Consequenzen am meisten überrascht. Der Historiker ist nicht berechtigt, gleich dem Romanschreiber auch das zu erzählen, was er nicht weiß. In Cäsar und Pompejus hat Mommsen den innern Kern vollkommen richtig dargestellt; aber nun versäumt er niemals, bei jedem einzelnen Factum die Handlungsweise des Pompejus aus niedrigen und lächerlichen, die Handlungsweise des Cäsar aus weisen und hohen Motiven herzuleiten, auch wenn beide genau dasselbe thun. Er huldigt leidenschaftlich dem Cult des Genius. Gegen die Schwäche hat er keine Nachsicht; wo ihm aber eine starke und entschlossene Natur entgegentritt, sieht er gern über Regel und Gesetz hinweg, und das fällt um so mehr auf, da er in jedem Augenblick ganz ist, da sein Urtheil immer mit Entschiedenheit nach einer bestimmten Richtung hingeht. Von einem Conflict gleicher Berechtigungen im bestimmten Fall weiß er nichts. Die subjective Färbung wird noch verstärkt durch die Neigung zu modernen Ausdrücken, die in den meisten Fällen freilich ein überraschend neues Licht auf die Sache werfen, in denen aber zuweilen etwas mehr liegt, als für den Vergleich paßt. Wenn z. B. Cicero ein Literat und Journalist im schlechtern Sinn genannt wird, so liegt doch ein wesentlicher Unterschied darin, daß er weder ein Journal schrieb noch von seinen literarischen Arbeiten lebte. Durch die modernen Ausdrücke wird Mommsen verführt, was er an unserm Leben haßt, auch in den Schattenbildern der Vergangenheit zu verfolgen: so die schwankenden Charaktere, ohne zu erwägen, daß damals, wer nicht gerade selbst die Herrschaft an sich reißen wollte, unmöglich eine feste Haltung beobachten konnte,

da die Parteien in stetem Kreislauf begriffen waren. Der Mann des abstracten Princips konnte freilich consequent bleiben, aber den Cato macht Mommsen ja selbst lächerlich. Er haßt ferner in der modernen Literatur das leichtsinnige Arbeiten; aber er vergißt, daß damals, wo die wissenschaftliche Arbeit eine Ausnahme war, der Dilettantismus eine ganz andere Berechtigung hatte als jetzt. Gewiß sind Cicero's philosophische Arbeiten von einer erstaunlichen Nachlässigkeit, seine Reden von Sophismen und Phrasen überfüllt; aber er war doch mehr als ein bloßer Stilist, er war der gebildetste Mann seiner Zeit, der Mann, der die Bildung seiner Zeit fixirte, und diese Bildung ist das Fundament unsers eignen Wissens, Denkens und Empfindens. Trotz unsrer großen christlich-germanischen Vergangenheit würden wir im gesunden Menschenverstand und in der Bildung noch sehr weit zurück sein, wenn wir nicht zuerst die römische Cultur und dann durch ihre Vermittelung die griechische entdeckt hätten. Der Journalist Cicero ist der Vermittler des sittlich intellectuellen Bewußtseins unsrer Zeit, sowie der Journalist Voltaire der Erneuerer desselben, und die Menschheit hat diesen leichtsinnigen Literaten mehr zu verdanken, als einigen Hunderten gelehrter Philologen.

Die Bedenken, die sich vom Standpunkt der ruhigen objectiven Forschung gegen Mommsen erheben lassen, hat Director Peter in Schulpforte, selbst Verfasser einer vortrefflichen Römischen Geschichte, zusammengestellt. In den meisten Punkten wird man ihm beipflichten — am wenigsten in Bezug auf den akademischen Stil, den er vom Geschichtschreiber verlangt. Desto schwerer fällt in's Gewicht, was er zum Lobe seines Gegners sagt. — Er schildert den Eindruck Niebuhrs: „es war, als ob die römische Geschichte mit einem Zauberstabe berührt worden wäre, so viel des Todten war lebendig gemacht, so viel Neues war an das Licht gezogen worden.“ „Durch Mommsen ist jener Zauberstab von neuem in Bewegung gesetzt. Die römische Geschichte ist wieder etwas Neues geworden; sie hat durch seine Gelehrsamkeit eine Menge neuer Gebiete oder doch Gebietsstrecken gewonnen; was aber noch viel höher anzuschlagen, es ist ihr ein neuer Geist eingehaucht und damit eine neue Gestalt verliehen. Es ist bewunderungswürdig, wie Mommsen überall neue Quellen der Erkenntniß in Inschriften, in der Sprachforschung, in den Denkmälern aller Art, nicht minder aber auch in den allgemein benutzten Schriftstellern durch einzelne erst von ihm an's Licht gezogene Stellen entdeckt nnd flüssig gemacht, und vielleicht noch bewunderungswürdiger, wie er diesen Reichthum an Material durch Aufnahme in den Zusammenhang und durch Herstellung von Bedingungen und Beziehungen zu beleben und fruchtbar zu machen gewußt hat. Das Werk bietet in dieser Hinsicht vielleicht den höchsten Genuß, den überhaupt das Studium gewähren kann, den Genuß, unter dem Lesen

sich klarer, und durch Beseitigung des Drucks, den alles Unverstandne oder Unvollständige und Lückenhafte auf den Geist ausübt, sich freier werden zu fühlen. Dazu kommt der ungemeine Reiz der frischen, erregten, geistvollen, überall in ungehemmtem Fluß strömenden Darstellung. Es ist Mommsen nicht selten in glänzendster Weise gelungen, ohne den Boden der Geschichtschreibung zu verlassen, das Werk des Dichters zu üben, und den historischen Ideen eine wahrhaft plastische, den Leser durch die ganze Macht sinnlicher Wirkung fesselnde Gestaltung zu verleihen." „Zum nicht geringen Theil haben seine Mängel ihren Grund darin, daß dieselbe schöpferische Kraft, die sein Werk zu einer so ausgezeichneten Leistung erhoben hat, nicht selten durch ein gewisses Uebermaß in ihrer Anwendung die der Geschichtsforschung wie der Geschichtsschreibung gesetzten Schranken überschreitet."

Es wäre für die deutsche Literatur ein großer Gewinn, wenn Mommsen's freilich höchst fruchtbare Betheiligung an dem Werk der Inscriptionen sowie seine politische Beschäftigung ihm Spielraum geben wollten, seine Geschichte auf die Kaiserzeit auszudehnen. Ein werthvoller Beitrag für diese Periode ist das „Sittengemälde Roms von August bis auf die Antonine" (1862), von Prof. L. Friedländer in Königsberg. — Noch vor Mommsen's „Römischer Geschichte" (1853) schilderte Jac. Burkhardt, Prof. in Basel, im „Leben Konstantins" den Uebergang der Alten Welt in das Mittelalter.

Seit Gibbon waren verschiedene glänzende Versuche gemacht worden, den Kampf zwischen dem absterbenden Cult der Heidengötter und dem emporstrebenden Christenthum in einem halbromantischen Bilde zu krystallisiren: von Chateaubriand in „Les Martyrs", von Moore in „The Epicurean", dann, fast gleichzeitig mit Burkhardt, in Kingsley's „Hypatia". Man pflegte Gibbon's etwas Voltaire'sche Art zu tadeln, und für die Wunder des neuen Evangeliums eine gewisse Sympathie an den Tag zu legen; man hatte feiner empfinden gelernt für fremdartige Erscheinungen, man wußte Christen und Heiden besser zu würdigen, ohne doch deshalb an religiösem Inhalt gewonnen zu haben: die Arbeiten von Creuzer und seinen Nachfolgern waren nicht verloren. — Wie die altheidnische, d. h. die griechisch-römische Cultur in sich selber zusammenfiel, noch ehe sie an das Christenthum stieß, das ist von Burkhardt höchst anschaulich dargestellt. Schon ist der Orient mächtig über das Abendland; Isis und Astarte, Mithras und Osiris sind populärer als die heimischen Götter; man traut ihnen mehr, weil sie geheimnißvoller sind. Neben dem leersten Unglauben der wüste Aberglaube; der egoistischen Zeit kommt es hauptsächlich an, ihr Schicksal voraus zu wissen, die Religion verwandelt sich in Magie, die Götter in Dämonen, Astrologie und Nekromantik

sind unentbehrliche Künste. Ein an's Scheußliche grenzender Cult der Wollust, und hart daneben Abwendung in's Jenseits, freilich nur mit dem Wunsch, drüben das werthlose Dasein fortzusetzen. Burkhardt empfindet, wie zu dieser Entartung die sinnliche Basis das Heidenthum nothwendig führen mußte; aber „man vergesse nicht, daß die höchsten Gefühle in jedem Volk anders erregt werden müssen. Denkt man sich das christliche Gefühl der Sündhaftigkeit und der Demuth, dessen die Alten einmal nicht fähig waren, hinweg, so wird man auch ihren Götterdienst richtiger würdigen."

Die Zersetzung des Heidenthums war nicht nur als solche dem Christenthum im Allgemeinen günstig, sondern die einzelnen Symptome derselben enthielten mannigfach eine Verehrung des Christenthums, eine Annäherung an dasselbe. Die Göttermischung entnationalisirte das Göttliche und machte es universell; sie brach den Stolz des Griechen und Römers auf seinen alten einheimischen Cultus; das Vorurtheil zu Gunsten alles Orientalischen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiet des Wahns am Ende auch zu Gunsten des Christenthums durchschlagen. Sodann war der wesentliche Inhalt der spätheidnischen Anschauungen dem Christenthum geradezu analog: der Zweck des Daseins wird nicht mehr auf das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein beschränkt, sondern auf ein Jenseits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die Einen sich der Unsterblichkeit zu versichern, die Andern wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdrängen, alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Läuterung steigert, und wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Die Spiegelung hievon findet sich wieder in dem philosophischen Wegschaffen und Umdeuten der griechischen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidenthum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge, mochten dieselben sich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtsein der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft bleiben; die Voraussetzungen dazu sind aber deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele in's irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlösung bezeichnet. Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es all diese Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhang beantwortete.

Man kann nicht sagen, daß Burkhardt von einer unbedingten Begeisterung für die neue Lehre ausgeht. „Unter den Christen waren die idealen

Menschen voll geistiger Tiefe und praktischer Hingebung gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdischen Dingen; die große Masse hatte sich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund gestellte Sündenvergebung, durch die verheißene selige Unsterblichkeit, durch das Mysterium, welches die Sacramente umgab, und gewiß für manchen nur eine Parallele der heidnischen Mysterien war. Den Sklaven lockte die christliche Freiheit und Bruderliebe, manchen Unwürdigen das sehr bedeutende Almosen. Die große Zahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spannkraft herstellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweist viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche, als man wohl annimmt. Es hat schon Märtyrer in Masse für alles Mögliche gegeben. Der feste Glaube an einen sofortigen Eintritt in den Himmel begeisterte gewiß auch manchen innerlich unklaren und unmoralischen Menschen zur freiwilligen Hingabe des Lebens, dessen Werthschätzung ohnedies in jener Zeit der Leiden und des Despotismus eine geringere war als in den Jahrhunderten der germanisch romanischen Welt."

Gleichwohl nimmt er sich, gegen Gibbon und andere Skeptiker, wie vor ihm J. Müller und Hegel, des Christenthums auch in seiner endlichen Erscheinung an. „Die großen Männer dieser Jahrzehnte, Athanasius u. s. w., tragen wohl neben ihrer Religiosität ein mehr oder weniger starkes Gepräge äußerer Kirchlichkeit, und erscheinen deshalb einseitiger, unangenehmer als die großen ganzen harmonischen Menschen des Alterthums, aber ihr Lebensprincip ist ein höheres, incommensurables." Er versucht selbst dem von der ganzen Aufklärungs-Literatur einstimmig verdammten Eremitenthum positive Seiten abzugewinnen. „Einen ganz gesunden Zustand der Gesellschaft und des Individuums setzt dies Einsiedlerleben nicht voraus; es gehört vielmehr in Zeiten der Krisis, da viele gebrochene Gemüther die Stille suchen, während zugleich viele starke Herzen irre werden an dem ganzen Erdenleben, und ihren Kampf mit Gott fern von der Welt durchkämpfen müssen. Wer aber dem modernen geschäftigen Treiben und der allersubjectivsten Lebensauffassung anheimgefallen ist, und von diesem Gesichtspunkt aus jene Einsiedler gern in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte sich nur selber nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu als manchen Leuten des 4. J., welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben. Sehen wir aber ab von dem persönlichen Gewinn oder Verlust, den der Ascet in der Thebais davontragen mochte, so bleibt eine ungeheure historische Wirkung übrig, welche der Geschichtsforscher auf seine Weise zu würdigen hat. Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem geistlichen Stand der folgenden Jahr-

hunderte die höhere ascetische Haltung des Lebens oder doch den Anspruch darauf mittheilten. Unsere Zeit aber, in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Bewegung, vergißt es gar zu gern, daß sie dabei noch von dem Schimmer des Ueberweltlichen zehrt, welchen die Kirche im Mittelalter der Wissenschaft mitgetheilt hat." — Das klingt fast nach einer, aus tiefem Gefühl hervorquellenden Anerkennung; man wird jedoch bald belehrt, daß es sich nur um eine Ablehnung des Urtheils überhaupt handelt, da keine Zeit berufen sei, die andere zu richten. „Ein allgemeineres Räsonnement über den sittlich religiösen Werth und die historische Nothwendigkeit des Mönchthums und der ganzen Ascese wäre völlig überflüssig. Die betreffenden Ansichten werden sich ewig unvermittelt gegenüberstehn. Bei einer gewissen Sinnesreife wird man diese Dinge im Leben wie in der Geschichte hassen und anfeinden, bei einer andern sie lieben und loben. Wer aber vom christlichen Standpunkt aus mit jenen alten Helden der Wüste rechten will, der sehe wohl zu, daß er nicht als der inconsequentere Theil erfunden werde." Da Burkhardt selbst diesen christlichen Standpunkt nicht einnimmt, so wäre doch die Frage, welcher Auffassung ein religiöseres Motiv zu Grunde liegt, der hart verurtheilenden des Deismus des 18., oder der allseitig gelten lassenden der Skepsis des 19. J.

Von den christlichen Geschichtschreibern, namentlich Eusebius, läßt sich Burkhardt keinen Sand in die Augen streuen. Ihm ist allerdings Konstantin ein großer Mann, aber ebenso Diocletian der Verfolger. Beide sind Erzeugnisse historischer Nothwendigkeit. „Es ist jene wundersame Verkettung von Thaten und Schicksalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunkeln Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm seinen Protest entgegen, vergebens steigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemesis empor; — der große Mensch vollzieht, oft ohne Wissen, höhere Beschlüsse, und ein Weltalter drückt sich in seiner Person aus, während er selber seine Zeit zu beherrschen und zu bestimmen glaubt." Der das Christenthum zur Staatsreligion erhob, ist dazu durch nichts weniger als christliche Motive bestimmt worden. „In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christenthum und Heidenthum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein: ein solcher ist wesentlich unreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehn. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der innern Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz andern Gluth aufgezehrt, weltumfassende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen

dahin; er gedenkt wohl sich zur Ruhe zu setzen, wenn er dies und jenes erreicht haben wird, was ihm noch fehlt, um alles zu besitzen; einstweilen aber gehn alle seine geistigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrschaft nach, und wenn er sich einen Augenblick auf sein wahres Glaubensbekenntniß besinnt, so ist es der Fatalismus."

Gleichzeitig mit dem „Leben Konstantins" (1853) gab Chr. Baur seiner Geschichte des Kampfs zwischen dem Juden- und Heidenchristenthum, der petrinischen und paulinischen Richtung, den Abschluß, und versuchte Heinr. Rückert, Sohn des Dichters, in der „Culturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum" die geniale Entdeckung J. Grimms, daß eine innere Umwandlung des deutschen Götterglaubens der fremden Lehre die Bahn gebrochen habe, durch eine freilich sehr gewagte Construction zu einem vollständigen Gemälde auszudehnen. — Das Allgemeine hebt vortrefflich G. Freytag in den „Bildern aus dem Mittelalter" hervor. „Während der Deutsche in der Wanderzeit an seine Helden die poetische Forderung einer finstern, alterthümlichen Größe stellte, kam gerade damals in die Seelen ein neuer Inhalt, für welchen die Poesie des Volks noch keinen Ausdruck hatte. Nicht mehr dauerten sie in der starren Festigkeit ihrer Sagenhelden, in denen Haß und Kampfeszorn geradlinig dahin strömten. Der starre Sinn bog sich unter dem Druck der Wirklichkeit; die ideale Volkssitte, welche einst Vielen Gedanken und Thun gerichtet hatte, verlor in der wilden Zeit einen Theil ihrer zwingenden Gewalt. Aber in dem Verlust war auch ein hoher Gewinn: viele wurden schlechter, die Guten vermochten jetzt besser zu werden. Durch die Seelen der wirklichen Menschen zog in entscheidender Stunde häufig ein fremder Accord, Trauer, Entsagung, Sehnsucht nach besserem Leben, ein weiches Schmerzgefühl über die Nichtigkeit alles irdischen Treibens. Während der Verwilderung und gehäufter Frevelthat wurde in dem Volk der Boden bereitet für einen neuen Glauben." Und mit schöner Wärme giebt er weiter an, wie die tiefere Empfänglichkeit für denselben mit dem innersten Kern des germanischen Wesens zusammenhing. „In der Seele des jungen Volks lebten unvertilgbar die idealen Forderungen an das Leben. Die Sehnsucht eines reichen Volksgemüths, Liebe und Treue in der Welt zu finden, und das Bedürfniß, edle Empfindung in öde Wirklichkeit hineinzutragen, blieb ein Grundzug der germanischen Nation. In diesem Sinn war auch der lasterhafte Germane selten ein verworfner Mann. Die Leidenschaft stachelte ihn, übermächtige Versuchung, die Noth seines bedrängten Lebens und die ordnungslose Welt. Aber in sich trug er ein lebhaftes Bild von dem, was er sein sollte, und den stillen Wunsch nach gerechtem Thun. Der Frevel, welchen er übte, war vielleicht wilder und schrecklicher, als bei dem Mann aus Byzanz

und Rom, aber in ihm pochte mahnend das Gewissen, lebendig fühlte er den Zusammenhang zwischen seinem Unrecht und den Folgen, welche auf ihn zurückfielen, und plötzlich packte auch den verhärteten Bösewicht die Reue. Die Seele des Germanen wurde nicht in gleicher Weise wie die des Südländers durch die Leidenschaft der Stunde und die Macht der Situation ausgefüllt; immer blieb etwas in ihm übrig, was die Bewegung zu beherrschen suchte, und über den Augenblick hinweg Vergangenes und Zukünftiges erwog."

Gustav Freytag hatte um 1854 angefangen, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zu veröffentlichen, die aus gleichzeitigen Aufzeichnungen ausgelesen, die Umwandlungen im Gemüthsleben des deutschen Volks unserm Jahrhundert vor die Augen führen sollten. „Es sind," sagt er in der Vorrede zum 1. Bd. (1859), „zuweilen unbedeutende Momente aus dem Leben der Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Geist, seine ersten Worte, das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein fertiges Bild von dem Leben des Volks zu geben, ein sehr unvollständiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalls. Aus einer der Zeit nach geordneten Reihe dieser Berichte werden wir die Bewegung und allmähliche Umwandlung einer höhern geistigen Einheit wahrnehmen."

„Ueberall erscheint uns der Mensch durch Sitte und Gesetz, durch die Sprache und den ganzen gemüthlichen Inhalt seines Wesens als kleiner Theil eines größern Ganzen. Wie der Mann, entwickelt auch das Volk seinen geistigen Gehalt im Lauf der Zeit, gefördert und gehemmt, eigenthümlich, aber mächtiger und großartiger. Aus Millionen Einzelnen besteht das Volk, in Millionen Seelen fluthet die Seele des Volks dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Antheil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volks zur selbstschöpferischen lebendigen Einheit wird. Welcher Mensch hat die Sprache erschaffen? wer das älteste Volksrecht erfunden? wer hat in erhobner Stimmung den Vers erdacht? — Nicht Einer erfand dies für praktische Zwecke, es war ein gemeinsames geistiges Leben, welches in Tausenden, die zusammenlebten, aufbrach. Alle großen Schöpfungen der Volkskraft, angestammte Religion, Sitte, Recht, Staatsbildung, sind für uns nicht mehr die Resultate einzelner Männer, sie sind organische Schöpfungen eines hohen Lebens, welches zu jeder Zeit nur durch

das Individuum zur Erscheinung kommt, und zu jeder Zeit den geistigen Gehalt der Individuen in sich zu einem mächtigen Ganzen zusammenfaßt. Jeder Mensch trägt und bildet in seiner Seele die geistige Habe des Volks, jeder besitzt die Sprache, ein Wissen, eine Empfindung für Recht und Sitte, in jedem aber erscheint dies allgemeine Nationale gefärbt, eingeengt, beschränkt durch seine Individualität. Die ganze Sprache, das gesammte sittliche Empfinden repräsentirt nicht das Individuum, sie stellen sich nur dar, wie der Accord in dem Zusammenklingen der einzelnen verbundenen Töne, in der Gesammtheit, dem Volk. So darf man wohl, ohne etwas Mystisches zu meinen, von einer Volksseele sprechen."

„Und sieht man näher zu, so erkennt man mit Verwunderung, daß die Entwickelungsgesetze dieser höhern geistigen Persönlichkeit sich merkwürdig von denen unterscheiden, welche den Mann frei machen und bilden. Für sich und seine Zwecke lebt der Mensch, frei erwählend, was ihm schade oder nütze; verständig formt er sein Leben, vernünftig beurtheilt er die Bilder, welche aus der großen Welt in seine Seele fallen. Aber nicht mehr bewußt, nicht so zweckvoll und verständig wie die Willenskraft des Mannes arbeitet das Leben des Volks. Das Freie, Verständige in der Geschichte vertritt der Mann, die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwang einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprocessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüthe hervortreibt. Das Leben einer Nation verläuft in einer unaufhörlichen Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze. Jedes Menschenleben, auch das kleine, giebt einen Theil seines Inhalts ab an die Nation, in jedem Manne lebt ein Theil der schöpferischen Gesammtkraft, er trägt Seele und Leib aus einer Generation in die andere, er bildet die Sprache fort, er bewahrt das Rechtsbewußtsein, alle Resultate seiner Arbeit kommen dem Ganzen wie ihm selbst zu Gute. Millionen leben so, daß der Inhalt ihres Daseins still und unbemerkbar mit dem großen Strom zusammenrinnt. Nach allen Richtungen aber entwickeln sich aus der Menge bedeutende Persönlichkeiten, die als gestaltende größern Einfluß auf das Ganze gewinnen. Zuweilen erhebt sich eine gewaltige Menschenkraft, welche in großen Gebieten auf eine Zeit lang das übermenschliche Leben des Volks beherrscht und einer ganzen Zeit das Gepräge eines einzelnen Geistes aufdrückt. Dann wird für unser Auge das gemeinsame Leben, welches durch unser Haupt und unser Herz dahinströmt, fast so vertraut, wie uns die Seele eines einzelnen Menschen werden kann; dann erscheint die ganze Kraft des Volks auf einige Jahre im Dienst eines Einzelnen, ihm wie einem Herrn gehorchend. Das sind die großen Perioden in der Bildung eines Volks."

Das Gefühl der Achtung vor wirklicher Größe zu erwecken, zu beleben und zu erhalten, bezeichnet schon Goethe als die wesentlichste Aufgabe der Erziehung. Etwas davon hatte Strauß vorgeschwebt, als er den Cult des Genius gewissermaßen als Surrogat der Religion empfahl. Gleichzeitig mit ihm (1840) hielt Carlyle, der entschiedenste Vertreter der deutschen Ideen in England, Vorlesungen über „Hero-Worship", voll stolzer Invectiven gegen die pietätslosen Seelen, die im Eifer der Analyse jede Gestalt, die größte am liebsten, hoffnungslos zertrümmern. das Buch wurde 1853 in's Deutsche übersetzt. Es spricht sich geringschätzig über den vermeintlichen Fortschritt der Gattung aus; nur in den großen Männern käme die echte Menschheit zur Erscheinung; für die Andern sei der höchste Lebensgenuß, sie zu erkennen. Mit Geist und Feuer wurden Mahomed, Shakespeare, Napoleon, Goethe in diesem Sinn in den großen Grundzügen ihres Charakters entwickelt; am tiefsten der viel geschmähte Cromwell. In derselben Richtung gehn des Amerikaners Emerson Vorlesungen über „Representative Men", solche Männer, welche die Kraft und Fülle der Gattung vertreten. Die allgemeine Richtung der Zeit ging nicht dahin, am wenigsten bei den Engländern, deren lange parlamentarische Uebung sie gewöhnt hatte, auch die gewaltigsten Erscheinungen auf dem Fuß der Gleichheit zu behandeln. „Unsere Zeit," schreibt Hermann Grimm, Wilhelm's Sohn, Emerson's Freund und Schüler, 1858, als einmal Macaulay den parlamentarischen Ton gegen einen unserer Helden am härtesten angeschlagen hatte, „erkennt keine mythischen Zeiten mehr an. Niemand glaubt mehr an Heroen, auf deren Thaten alle die kleinen Bedürfnisse des menschlichen Lebens ohne Einwirkung waren, deren Gedanken eine ewige Begeisterung, deren Gefühle eine ewige Leidenschaft lenkte. Solche Gestalten sind aus dem Gebiet der Geschichte verbannt, kaum daß man sie in dem der Poesie noch duldet. Mit derselben Gelassenheit, mit der wir die Epochen der Bildung unseres Planeten beobachten, ziehn wir die Wurzeln der ältesten Völker aus dem mährchenhaften Boden heraus, lösen die Erde von den feinsten Fasern, und vergleichen die Pflanze mit denen, die heute blühen und Früchte tragen. Diese Art der Anschauung ist unserer Denkweise so gemäß, daß sie in allen Wissenschaften die herrschende geworden ist." Sie ist aber für das rechte Verständniß der Geschichte unfruchtbar. „Die Geschichte ist die Erzählung der Schwankungen, die im Großen eintreten, weil im Einzelnen die Kräfte der Menschen ungleich sind. Unser Trieb, Geschichte zu studiren, ist die Sehnsucht, das Gesetz dieser Fluctuationen und der sie bedingenden Kraftvertheilung zu erkennen, und indem sich hier unserm Blick Strömungen sowohl als unbewegliche Stellen oder im Sturm gegen einander brausende Wirbel zeigen, entdecken wir als die bewegende Kraft Männer, große gewaltige Er-

scheinungen, die mit ungeheurer Einwirkung ihres Geistes die übrigen Millionen lenken, die niedriger und dumpfer sich ihnen hinzugeben gezwungen sind. Diese Männer sind die großen Männer der Geschichte, die Anhaltspunkte für den in den unendlichen Thatsachen herumtastenden Geist; wo sie erscheinen, werden die Zeiten licht und verständlich; wo sie fehlen, herrscht unverwüstliche Dunkelheit; und werden uns Massen sogenannter Thatsachen aus einer Epoche mitgetheilt, der große Männer mangeln, es sind lauter Dinge ohne Maß und Gewicht, die zusammengestellt, so großen Raum sie einnehmen, kein Ganzes bilden. Jedes Menschen Werth und Einfluß hängt davon ab, inwieweit er fähig ist, selber groß genannt zu werden, oder sich denen anzuschließen, die es sind."

Maßvoller G. Freytag. „Es ist Aufgabe der Wissenschaft, das schaffende Leben der Nationen zu erforschen. Ihr sind die Seelen der Völker die höchsten geistigen Gebilde, welche der Mensch zu erkennen noch befähigt ist. In jeder einzelnen suchend, jedem erhaltenen Abdruck der vergangenen nachspürend, auch die Splitter der zerstörten beachtend, alles Erkennbare verbindend, sucht sie als letztes Ziel das Leben des ganzen Menschengeschlechts auf der Erde als eine geistige Einheit zu erfassen, mehr ahnend und deutend als begreifend. Während frommer Glaube die Idee des persönlichen Gottes mit unbefangener Sicherheit über das Leben der einzelnen Menschen stellt, sucht der Diener der Wissenschaft das Göttliche bescheiden in großen Bildungen zu erkennen, welche, wie gewaltig sie den Einzelnen überragen, doch sämmtlich am Leben des Erdballs haften. Aber wie klein er sich ihre Bedeutung auch gegenüber dem Unbegreiflichen, in Zeit und Raum Endlosen denken möge, in diesem immerhin engen Kreise liegt alles Große, das wir zu erkennen fähig sind, alles Schöne, das wir je genossen, und alles Gute, wodurch wir je unser Leben geweiht. Für das aber, was wir noch nicht wissen, und zu erforschen bemüht sind, eine unermeßliche Arbeit. Und diese Arbeit ist, das Göttliche in der Geschichte zu suchen."

Die vortrefflichsten seiner Bilder sind diejenigen, wo er aus einzelnen Zügen, in denen sich das Volksgemüth krystallisirt, ein sinnvolles Ganze zusammenstellt, oder wo er die Seelen einzelner großen Menschen erforscht, kurz diejenigen, in denen der Poet sich zeigt. So im Mittelalter das Bild Karl des Großen, recht in der Mitte. Die Darstellung der äußern und innern Culturverhältnisse jener Zeit verräth zwar gleichfalls den einsichtsvollen Beobachter, aber hier muß er doch der eigentlichen Gelehrsamkeit das Feld räumen.

Den größten Fortschritt in der Rechtsgeschichte unseres Mittelalters seit Eichhorn hat Waitz gemacht. Seine „Deutsche Verfassungsgeschichte" wurde

1844, zur tausendjährigen Feier des Vertrags von Verdun begonnen, sie ist im 4. Bd. (1861) bis zum Vertrage von Verdun fortgeführt. Waitz ist Ranke's Schüler, als Forscher und Lehrer vielleicht der erste in seinem Fach, in der Darstellung ganz von ihm abweichend; streng, abwehrend, fast trocken. Für die Anschauung der mittelalterlichen Zustände verdankt er Guizot sehr viel, den er selber in Paris gehört; doch ist er vorsichtiger und gewissenhafter als der Franzose, der die Thatsachen militärisch in Reih' und Glied stellt, und genial, aber auch oft voreilig construirt, bei Waitz muß man bei dem Gewirr des Thatsächlichen oft im Nebel seinen Weg suchen. — „Für die Kenntniß der deutschen Verfassung ist es allerdings nothwendig, auf die Urzeit der Stämme zurückzugehn: alle ihre Elemente haben hier ihre Wurzel; in zusammenhängender, nie ganz unterbrochener Entwickelung sind sie hervorgewachsen, und es ist uns in den meisten Fällen vergönnt, den allmählichen Fortschritt, die stufenweise Ausbildung der Keime, die Umbildung der ursprünglichen Institutionen zu dem, was später bestand, zu erkennen. Doch so sehr wir genöthigt sind, diesen stetigen Fortgang in den Verfassungsverhältnissen geltend zu machen, so wichtig erscheint es doch, daß wir nicht rücksichtslos, was der spätern Zeit angehört, auf die ältern Zustände übertragen, oder umgekehrt diese wiederfinden, wo schon durchgreifende Umgestaltungen stattgefunden haben. Jeder erkennt, daß wie Leben und Sitte, so auch Recht und Verfassung des deutschen Volks, da es zertheilt in eine Menge kleiner Gaugemeinden oder Völkerschaften zuerst in der Geschichte auftritt, völlig verschieden sind von den Verhältnissen, die nach der Vereiniguug der großen Stämme zu mächtigen Herrschaften bestanden; das Volk war aus den beschränkten Zuständen herausgetreten, die wichtigsten historischen Begebenheiten, Wanderungen, Kämpfe hatte es durchlebt, zum Theil selbst veranlaßt, neue Gebiete eingenommen, neue Formen der Herrschaft kennen gelernt und sich angeeignet." — Einen festen Kern gewinnt die deutsche Geschichte erst im Vertrag von Verdun. — „Eine Herrschaft ist gebildet, die ganz und gar deutsch ist und die große Mehrzahl der deutschen Stämme umfaßt. Eben dadurch sind diese fester zusammengefügt als vorher; das Gefühl der Zusammengehörigkeit war mächtig genug, um bei den Wechselfällen der Herrschaft die staatliche Verbindung aufrecht zu erhalten, die hier zuerst begründet wurde. Das deutsche Volk sondert sich ab von den übrigen Nationen Europa's, die es unterworfen und mit seinem Blut erneuert, von denen es wiederum Elemente neuer Bildung empfangen hat: es geht jetzt seine eignen Wege." Aber wie diese Trennung, so war vorher die Vereinigung für Deutschland eine Nothwendigkeit: die Verbindung des Kaiserthums mit der Kirche, die Basis der modernen Geschichte, war die freie That eines großen Mannes, die doch den Naturwuchs der deutschen Stämme nicht untergrub. —

„Nicht alle Staaten zeigen den einfachen Verlauf, den wir bei den Erzeugnissen der organischen Natur wahrnehmen, Wachsthum, Blüthe und Verfall. Wie es reicher ausgestatteten Völkern wohl vergönnt ist, sich auch aus tiefem Verfall zu neuem frischem Leben herauszuarbeiten, so gelangt mitunter nicht blos ein Staat, der auf einer bestimmten Volksthümlichkeit beruht und um deswillen alle Entwickelungen des nationalen Lebens theilt, sondern auch ein staatlicher Körper, der sich keiner solchen natürlichen Grundlagen erfreut, aber dafür in dem geschichtlichen Leben der Völker eine eigenthümliche Aufgabe zu erfüllen hat, durch Umstände verschiedener Art mehr als einmal zu einer kräftigen Ausbildung. Gerade ein Staatswesen der letztern Art hat fast immer mit großen, mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gilt es die Vereinigung verschiedner Nationalitäten oder verschiedner Bildungselemente, so widerstreben die einzelnen dem Proceß der Umbildung; das Gefühl der Selbständigkeit regt sich in den Völkern und Stämmen, die einer Einigung entgegengeführt werden sollen; und erlahmt die Kraft derer, welche als Vertreter der Einheit, überhaupt als die Träger der staatlichen Verbindung erscheinen, so regen sich auf's neue alle zuerst nur durch Gewalt oder durch die Macht einzelner Persönlichkeiten überwältigten Gegensätze und Verschiedenheiten, welche da sind. Eben auf die Macht großer Persönlichkeiten kommt es an, wenn ein staatlicher Bau der Art zum Abschluß geführt werden soll. Ein Volk oder ein Same desselben giebt wohl die Kräfte her, aber nur durch eine starke Herrschergewalt werden sie in Wirksamkeit gesetzt. Auch die Verfassungsgeschichte hat es nicht blos mit den Institutionen oder den ihnen zu Grunde liegenden, im Leben des Volks waltenden Kräften und Richtungen zu thun: sie hat die Bedeutung der Persönlichkeiten anzuerkennen, die umgestaltend oder neu belebend in die Entwickelung der Staaten und Völker eingreifen."

Im Wesentlichen mit diesen Ideen in Uebereinstimmung hat Giesebrecht (jetzt Professor in München), seit 1853 übernommen, die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", begründet auf die Forschungen des Jahrhunderts, in ihrer Vollständigkeit und zugleich in künstlerischer Form darzustellen. Ein edles nationales Werk, wenn man dem historischen Stil auch eine größere Freiheit von rhetorischen Wendungen wünschen möchte. Andere, z. B. Souchay, Pfaff, wetteifern mit ihm. Wichtiger noch sind die Monographien, die Urkunden aus dem Städteleben und die Provincialgeschichten, unter denen Stälin's „Schwaben" das Muster sein möchte. Auch die Quellenkunde geht durch treffliche Bearbeitungen immer mehr in's Bewußtsein des Volks über. Rühmliche Erwähnung verdient Scheffel's historischer Roman „Ekkehard", der aus strengstem Studium der Quellen ein

anschauliches und anziehendes Bild von den Ungarkämpfen am Ende des 9. J. geschöpft hat.

Für die philosophische Anschauung des Mittelalters findet man die reichste Ausbeute in Schnaase's Kunstgeschichte, deren bedeutendste Lieferungen (1850—1861) das Mittelalter behandeln. Mit Kühnheit hatte er, gewissermaßen noch vor Actenschluß, die Bearbeitung übernommen: „aber," bemerkt er mit Recht, „eine völlige Erschöpfung des Materials wird niemals gewonnen werden; die Geschichte würde nie beginnen, wenn sie diese abwarten wollte. Sie darf und muß von Bekanntem auf Unbekanntes schließen, sie hat nicht das Recht, den vollkommenen mathematischen und juridischen Beweis des Thatsächlichen zu verlangen, und in seiner Ermangelung zu schweigen. Die Chronologie selbst bedarf der Geschichte, theils um Beweisregeln aus ihr zu entnehmen, theils um sich über die Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit einzelner Thatsachen aufzuklären; sie ist nur Mittel, nicht Zweck. Sie ist sogar nur ein Mittel, wie dies namentlich die Geschichte der romanischen Kunst sehr deutlich ergiebt, wo die Gruppirung verwandter Gebäude, die Begrenzung der verschiedenen Bauschulen und die Feststellung ihrer Verhältnisse unter sich und zu dem ganzem Lande, die Ermittlung ihrer localen Ursachen, mit einem Worte das geographische Element, auch bei mangelhafter chronologischer Feststellung, schon eine ziemlich lebendige Anschauung von dem künstlerischen Leben des Mittelalters gewährt. Die Geschichte steht über diesen vorbereitenden Disciplinen; sie hat die Aufgabe, sich in den Geist der Zeiten einzuleben, und erlangt dies nicht ausschließlich durch die Anhäufung des Materials, sondern im geistigen Umgang und Verkehr mit der Vergangenheit." „Auch bei jener ungenügenden Behandlung des chronologischen Details stehen doch die weiteren Grenzen der Zeit ziemlich fest, und gestatten annähernde Schlüsse. Wir befinden uns ungefähr in der Lage eines Menschen, der nahe genug ist, die Umrisse und den Gliederbau eines Gegenstandes vollständig zu erkennen, und bei näherem Herantreten nur weitere Anschauung und plastische Details zu gewärtigen hat."

Fr. Schlegel bleibt das große Verdienst, zuerst auf den Zusammenhang der Kunst-, Literatur- und Culturgeschichte hingewiesen zu haben. Aber wie schaal und nüchtern kommen uns jetzt die Theorien vor, die man noch vor einem halben Jahrhundert anstaunte. Damals waren die Sympathien das ausschließliche Motiv der Darstellung, und man mußte es der romantischen Schule Dank wissen, daß sie nur überhaupt die Sympathien zu erwecken und anzuregen verstand. Von eindringendem Verständniß war wenig die Rede, und da alle Neigungen des Zeitalters in der schönen Literatur ihren Sammelpunkt fanden, so darf man sich nicht wundern, daß auch die bildende Kunst vorzugsweise wie eine Art Illustration zu den beliebten literarischen Grund-

sätzen verwerthet wurde. Weder der kölnischen Schule noch den weimarischen Kunstfreunden war die Kunstgeschichte die Hauptsache; sie suchten zumeist nach Vorbildern für ihr abstractes Princip, und je objectiver sie zu Werke zu gehen glaubten, desto blinder verrannten sie sich in das Netz ihrer Dogmatik. Es waren auch nicht ausübende Künstler, die sich für ihre Bedürfnisse bei der Vergangenheit Rath erholten, sondern Schriftsteller, und zwar Tendenzschriftsteller, Virtuosen in der Redekunst und außerordentlich geübt, die seltsamsten Gesichtspunkte aufzufinden und geltend zu machen. Sie sahen in ihren Gegenständen nicht, was wirklich darin lag, sondern was die Sehnsucht einer im Ganzen armen und nüchternen Zeit zu suchen hatte. Jetzt weiß man aus eigner Anschauung, aus eigner Erlebniß, was Kunst ist; nicht umsonst haben uns Cornelius, Gallait, Paul Delaroche nach den verschiedensten Richtungen den Blick in das Walten schaffender Kraft erschlossen. Die Denkmale der Vorwelt sind massenhaft aufgespeichert und geordnet; die strenge Methode der Forschung, wie sie die andern Wissenschaften besitzen, kommt auch der Kunstgeschichte zu gut; man respectirt die kleinste Spur, weil man sie in Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen weiß. Nicht umsonst hat die neuere Philosophie das Gesetz der Evolution und der Wechselwirkung der verschiedenen Culturmomente festgestellt.

Von dem Irrthum der romantischen Schule, die Kunst gehe rein aus sich selber hervor, ist man zurückgekommen: man weiß, daß der Künstler zu seiner Thätigkeit durch allgemeine Bedürfnisse getrieben, durch die allgemeine Meinung getragen wird. Nur indem die Kunst einem bestimmten Zwecke dient, und diesen auf eine ideale Weise durchzuführen sucht, erhebt sie sich in jenes Gebiet der freien Schönheit, welche nach Kant's vollkommen richtiger Definition den Eindruck des Zweckmäßigen macht, ohne daß damit die Vorstellung eines bestimmten endlichen Zweckes verbunden wäre. Es ist daher nicht blos interessant, es ist nothwendig, daß die Geschichte der Kunst sich nach den Bedürfnissen, Stimmungen, Grundsätzen und Vorurtheilen umsieht, welche die verschiedenen Zeitalter dem Künstler entgegenbringen, und daraus eine organische Entwickelung der Kunst herzuleiten sucht. Die Kunst hat zwar auch ein Leben und eine Geschichte für sich, gewissermaßen ein esoterisches Leben, welches die endlichen Voraussetzungen und Beziehungen bis zu einem gewissen Grade überwindet; aber auch dies innere Leben wird nur dann verständlich, wenn man seinen Zusammenhang mit dem äußern nachweist. Die Romantik betrachtete einseitig die Religion als die Vermittlerin zwischen dem Leben und der Idee, wodurch das Ganze sogleich einen sehr einheitlichen Anstrich erhielt, aber den wirklichen Verhältnissen nicht gerecht wurde. Schnaase bemüht sich vielmehr, für jeden Zeitraum über die Totalität aller Lebensbeziehungen klar zu werden;

er faßt den Markt und die Werkstätte ebenso scharf in's Auge, wie die Kirche und den Palast.

In der ersten Periode des Mittelalters bildete die Geistlichkeit nicht in dem Sinn wie heute einen einzelnen Stand, sie umfaßte vielmehr die Stände mit Ausschluß des Waffenamts und der niedrigsten Stufe des Verkehrs. Eine Theilung der Arbeit, wie sie sich in civilisirten Zeiten naturgemäß bildet, war noch nicht eingetreten; in den Schulen der Klöster und der Bischöfe wurden alle Künste und Wissenschaften und selbst alle Handwerke gelehrt. Zu der Einsicht, daß gewisse Leistungen besondere natürliche Anlagen fordern, daß derselbe Schüler in einer Beziehung sehr fähig und dessen ungeachtet für andere Aufgaben unbrauchbar sein könne, war man noch nicht gelangt. Man unterrichtete die Begabtern in allen Fächern, hielt den Gelehrten zu allem berufen und nahm ihn für alles in Anspruch. Freilich machte sich die Verschiedenheit des Talents immer geltend, und es verstand sich von selbst, daß man besonders bei wichtigern Unternehmungen sich nach dem Fähigsten und Bewährtesten unter den Mitgliedern des Diöcesanklerus oder des Klosters umsah. Allein schon wegen dieser Beschränkung auf einen engern Kreis konnte man nicht ängstlich wählen, und sah jedenfalls mehr auf technische Kenntnisse als auf geistigen Beruf. Daher finden wir fast kein Beispiel, daß einer der ausgezeichneten Männer nur in einer Kunst gerühmt wird; er umfaßt meistens alle, ist Baumeister, Erzgießer, Bildner, Maler, auch wohl Kalligraph, Goldschmidt und sogar Orgelbauer, wirkt außerdem als Schulmann und Gelehrter, als Prediger und Theolog, vereinigt zuweilen mit all diesen Aufgaben noch die des Arztes, des Staatsmanns und Juristen. Mehre der Männer, welche als Leiter und Ausübende von Kunstschöpfungen genannt werden, sind auch Rathgeber und Kanzler der Fürsten, begleiten sie auf ihren Reisen, und bewegen sich überhaupt in einem Chaos von Geschäften, deren Bewältigung kaum begreiflich ist. Besonders in Deutschland sind die Beispiele dieser Art sehr zahlreich, und werden durch die Größe des Reichs, die weite Entfernung verschiedener gleichzeitiger Unternehmungen und durch das Wanderleben, welches diese Männer mit dem kaiserlichen Hofe führten, um so auffallender. Es ist einleuchtend, daß eine solche Vielgeschäftigkeit mit dem künstlerischen Beruf nicht wohl vereinbar war. Wenn auch, wie man voraussetzen darf, diese hochgestellten, vielfach in Anspruch genommenen Männer die Ausführung nicht mehr selbst übernahmen, so gaben sie doch den Ton an, und ihre übrige Thätigkeit wirkte auf die Kunst zurück. Man hat wohl die Mängel dieser Kunstepoche der klösterlichen Abgezogenheit und Unkenntniß der Mönche, welche sie übten, zugeschrieben; in gewissem Sinne verhielt es sich aber grade umgekehrt, die Kunst stand vielmehr mit dem praktischen Leben in allzu großer,

nicht wünschenswerther Verbindung. Der Staatsmann, der Priester und überhaupt jeder, der praktisch wirkt, muß im Drang der Umstände mit dem Erreichbaren zufrieden sein, kleine Uebel wegen größerer Vortheile übersehen, er darf nicht nach dem Höchsten, dem Vollendeten streben, nicht mit weichherziger Vorliebe am Einzelnen hängen. Seine Hand, an den Kampf mit harten Stoffen gewöhnt, wird nothwendig das zarte Gefühl für die feinern Schönheiten verlieren. Mit Recht und instinctmäßig pflegen sich daher auch die Künstler von allzu großer, praktischer Thätigkeit, von dem Kampf mit der Noth des Lebens fern zu halten. Diese Vermischung so heterogener Thätigkeiten wirkte aber besonders nachtheilig auf die darstellenden Künste. Der Architektur stand sie weniger im Wege, weil diese Kunst selbst von der Nützlichkeit ausgeht, weil sie, wie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, vorwaltenden Verstandes bedarf und ihre geistige Aufgabe in der Darstellung allgemeiner Verhältnisse hat, in deren Würdigung der Blick des klugen Weltmannes geübt wird, weil endlich das Detail ihrer Formen keine praktische Anwendung duldet. Die darstellenden Künste dagegen, weil sie allgemein verständliche Gestalten mit moralischen Beziehungen geben, können allerdings auch zu Nutzanwendungen gebraucht werden, aber ein solcher Gebrauch ist ihrem Wesen feindlich, zerstört gerade die innere Freiheit ihrer Entfaltung. Und doch brachte es die Noth der Tage und die lehrhafte Stellung der Geistlichen mit sich, daß sie nach unmittelbaren Wirkungen strebten. Sie mußten gewissermaßen ihre Kunstübung dadurch rechtfertigen, daß sie sie als nützlich betrachteten. Das konnte in mehrfacher Weise geschehen. Der allgemeinste, künstlerischer Auffassung nächste Zweck war der unbestimmtere, durch ernste, strenge Haltung und Würde die Beschauer feierlich zu stimmen, rohe, sinnliche Gefühle aus ihrer Brust zu verdrängen, sie zur Theilnahme am Kirchendienste vorzubereiten. Dieser Zweck war ohne Zweifel auch der vorherrschende, aus ihm gingen die höchsten Leistungen der Zeit hervor, die meisten Kunstwerke verrathen ihn. Sie dienen nur der Architektur, verstärken die Stimmung, welche diese hervorbringen sollte. Dies wird indessen nirgend von den gleichzeitigen Schriftstellern ausgesprochen; es verstand sich für feinere Gemüther von selbst, lag aber nicht in dem bewußten Zwecke der Zeit. Daher genügte es der großen Zahl gemeiner Praktiker unter den Geistlichen noch nicht, sie wollten noch eine andere, handgreiflichere Nützlichkeit. Ihnen mußte es wichtig scheinen, die rohe, stumpfe Masse zu bewegen, den Mängeln abzuhelfen, mit denen der Beichtvater und der Lehrer täglich zu kämpfen hatte. Daher finden wir häufig ausgesprochen, daß das Bild auf die *Unwissenden* wirken, die Schrift bei denen, die nicht lesen konnten, ersetzen, ihnen die heiligen Hergänge versinnlichen sollte. Dieser Zweck war bei einem rohen aber gläubigen Volk leicht erreicht,

und es wird oft gerühmt, daß die Einfältigen, welche dem Wort und der Ermahnung unzugänglich waren, durch die Bilder zu Thränen gerührt und bekehrt worden seien. Bei rohen Gemüthern bedurfte es dazu starker, greller Motive; auf tiefere Wahrheit, auf feinere, der Natur abgelauschte Züge kam es nicht an, sondern auf derbe Darstellung der Martern, Leiden und Wunder. Schrecken, Erstaunen, Furcht zu erregen, den Gedanken an Strafe hervorzurufen, die stumpfe Phantasie mächtig zu treffen und das Gewissen aus seinem Schlummer zu wecken, das war die zuweilen mit dürren Worten ausgesprochene Aufgabe der Kunst. — Es ist begreiflich, daß gewaltsame Bewegungen, Uebertreibungen aller Art für diese Zwecke am dienlichsten waren, nnd daß selbst die Unschönheit der Gestalten dazu mitwirken konnte. — Ein zweiter für die Kunst nachtheiliger Umstand war die traditionelle Stellung der damaligen Welt. Die Griechen des hierarchischen Zeitalters, wenn auch bei ihnen der Sinn ausschließlich auf das Strenge nnd Allgemeine gerichtet war, und wenn sie auch, sei es aus Asien oder aus Aegypten, künstlerische Traditionen erhalten hatten, welche sie mit religiöser Ehrfurcht befolgten, schöpften doch im Wesentlichen aus der Natur. Die Völker unsrer Epoche betrachteten dagegen die Tradition als ihre ausschließliche Lehrmeisterin; der Gedanke, die Natur zu beobachten und aus ihr zu nehmen, war ihnen völlig fremd. Sie wußten daher auch in der Kunst nicht anders, als sie aus überlieferten Vorbildern zu erlernen und diese nachzuahmen, sie hatten dabei die Erzeugnisse der altchristlichen und spätrömischen oder allenfalls byzantinischen Kunst, mithin bereits abgeleitete, halb verstandene Vorbilder vor sich, und faßten ihrerseits dieselben wieder mit halbem Verständniß auf.

In der zweiten Periode erörtert Schnaase die Beziehungen der frühgothischen Baukunst zur Scholastik. — Es versteht sich, daß ein unmittelbarer Verkehr zwischen der Bauhütte und den Lehrsälen der Philosophen nicht bestand, daß Meister und Gesellen nicht Schurzfell nnd Meißel ablegten, um den Disputationen zu lauschen. Aber das Bestreben der Forschung und der Geist scholastischer Distinction und Bestimmtheit theilte sich allen Classen so weit mit, als ihr Beruf dafür empfänglich war, und von keinem galt dies in höherem Grade als von dem der Architekten. Daher bei ihnen das Betonen des geometrischen Elements, die erwachende Neigung zu einem principiellen und theoretischen Verfahren, zu Unterscheidungen und Gegensätzen der Formen. Beide Richtungen, die phantastisch-ritterliche und die pedantisch-scholastische, traten indessen in dieser Epoche noch nicht einseitig und störend hervor; sie standen noch völlig unter der Herrschaft sowohl des religiösen Geistes als der Naturkraft des Volkes, und der durch beide bedingten Einheit des Gefühls. Die Architekten waren eben schlichte, aus dem Handwerk hervorgegangene Meister,

die sich im Dienste der Kirche fühlten und zunächst mit ihrer technischen Aufgabe vollauf zu thun hatten. Sie verfuhren zwar freier als die früheren geistlichen Baumeister, sie kamen nicht aus der Klosterschule, waren nicht von den Traditionen der Antike beherrscht, liebten es, sich in neuen Erfindungen zu versuchen. Aber sie waren Empiriker, die nicht luftigen Theorien folgten, sondern von der erlernten Form ausgingen, diese nur zu verbessern suchten und sich daher mit langsamen Schritten von ihr entfernten. Sie führten überdies selbst den Meißel, ihre Hand hatte sich mit dem Steine vertraut gemacht, ihm die Formen abgelernt, welche ihm am natürlichsten waren; sie dachten gleichsam im Geiste des Materials. Daher der unschätzbare Vorzug ihrer Arbeiten, daß sie nichts verhüllten, daß alle ihre Formen eine unmittelbare, natürliche Wahrheit hatten. Ueberdies gingen sie aus dem Volke hervor, und zwar aus einem Volke von noch sehr einfachen Sitten, das der Natur nahe stand und mit ihrer Weise der Production bekannt war; sie bildeten daher ein so feines Gefühl für organische Entwicklung der Form aus, wie es mit Ausnahme der Griechen kein anderes Volk gehabt. Ihre Werke machen den Eindruck innerer Nothwendigkeit, sie scheinen aus dem Boden zu wachsen, wie die Erzeugnisse der Natur selbst. Die Willkür, welche in den Ritterdichtungen herrscht und ihnen selbst einen Reiz verleiht, fand hier keine Stelle. Um so merkwürdiger ist es, daß diese schlichten Meister das kühne und künstliche Constructionssystem des gothischen Stiles erfanden, welches dem Steine statt der horizontalen Lagerung auf der Fläche des Erdbodens den Ausdruck aufstrebender Kraft verleiht, und so von den unmittelbaren Andeutungen der Natur weit abweicht. Allerdings lag diesem luftigen Systeme eine weise Benutzung statischer Gesetze zum Grunde und es entstand nicht aus theoretischem Uebermuth oder aus symbolischen Rücksichten; aber es konnte nur in einer Zeit entstehen, welche an künstliche Systeme gewöhnt war, welche auch in der Wirklichkeit über die gemeine Natur hinwegsah, und sich eine Welt von Ansichten und Sitten erschuf, die auf kühnen Voraussetzungen beruhte und durch künstliche Mittel zusammengehalten wurde, und giebt einen höchst merkwürdigen Beweis der schweigenden, aber mächtigen Einwirkung, welche die geistige Richtung der Zeit selbst auf die statischen Grundlagen der Architektur ausübt.

Je tiefer man durch Specialstudien nach jeder Richtung in das Mittelalter eindrang, desto augenscheinlicher stellte sich der zuerst von Hegel markirte Gegensatz desselben gegen die Neuere Zeit heraus, der Gegensatz substantieller Gebundenheit gegen individuelle Freiheit. „In ganz anderm Sinn," schreibt G. Freytag, „ist im Mittelalter der Einzelne ein Theil der Volkskraft, als jeder von uns. In Gemüth und Sitte, in Sprache, Glauben, Recht und Poesie erscheint uns die Kraft des Individuums noch gebunden. Sicherheit

vor dem Verderben, Förderung seines Lebens erhielt der Einzelne nur durch engen Anschluß und Unterordnung unter Genossen; erst in ihr empfand er die Berechtigung seiner Existenz. Die reiche Spruchweisheit des Mittelalters beruht auf demselben Bedürfniß, gemeinsame Ordnung und giltige Formel zu finden, welcher sich das innere Leben des Einzelnen unterordnet. So kam überall das Leben des Individuums erst in der Gemeinschaft zum vollen Ausdruck. Und als eigenthümliche Schönheit der jungen Volksseele empfinden wir zuweilen die Verbindung eines lebhaften Freiheitsgefühls mit gehorsamer Unterordnung; sie erscheint uns in einer Zeit voll von lyrischem Einzelleben vielleicht beneidenswerth. Aber im Mittelalter fügte man sich nicht mit der bewußten Resignation, welche uns nöthig ist, oder mit der werthvollen Freudigkeit, welche wir unsern Nachkommen wünschen: es trieb die bittre Noth, die innere Armuth und Unfreiheit der Individuen zur Einordnung in den Zwang der Gesellschaft." Es mußte endlich zum Losreißen kommen, sollte man auch, wie Fichte in den „Grundzügen" von dem Uebergang des zweiten in das dritte Zeitalter, zunächst in die Periode der leeren Freiheit, d. h. der absoluten Sündhaftigkeit gerathen.

Den Uebergang aus dem Zustand stubstantieller Gebundenheit in den Zustand des freien Individualismus zu schildern, hat sich Jac. Burkhardt (1860) in dem „Versuch", „die Cultur der Renaissance in Italien", zur Aufgabe gemacht. „Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurch gesehn erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objective Betrachtung des Staats und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit aller Macht das Subjective, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches. Der Italiener ist am frühzeitigsten zum modernen Menschen ausgebildet; er ist der Erstgeborne unter den Söhnen des jetzigen Europa."

Gewöhnlich leitet man die neue Zeit aus der Wiederbelebung des Alterthums her: Burkhardt sucht nachzuweisen, daß nicht sie an sich, sondern ihr enges Bündniß mit dem italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat. Sobald in Italien die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntniß seiner Vorzeit, die Erinnerung an seine eigne alte Größe. Es war dazu eine Entwickelung des städtischen Lebens nothwendig, wie sie nur in Italien vorkam; Bildung einer allgemeinen Gesell-

schaft, welche sich bildungsbedürftig fühlte, und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung, sobald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntniß der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solcher bot sich das classische Alterthum dar. Daraus entsprang der moderne italienische Geist, dem es bestimmt war, für den ganzen Occident maßgebendes Vorbild zu werden.

Dies ist der Punkt, von dem aus Burkhardt sich in dem bunt und reich wogenden Leben der drei Jahrhunderte, 1250 bis 1540, zu orientiren sucht, mit einem poetisch und historisch gleich entwickelten Auge, einem ungemeinen Scharfsinn, großer Liebe und großem Verständniß. Man muß ihm aber doch scharf auf die Finger sehn: es wird nicht eigentlich erzählt, sondern die zahlreichen historischen Thatsachen dienen nur als Belege, als Randglossen zu der principiellen Entwickelung; der Unterschied der Zeiten, die denn doch eine ziemlich verschiedene Physiognomie haben, wird nicht immer beachtet, und bei aller Pietät für die Physiognomie des Gegebenen geht die Dialektik doch zuweilen mit den Thatsachen durch.

Schon in viel früheren Zeiten — dies etwa ist sein Gedankengang — giebt sich in Italien eine Entwickelung der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit zu erkennen, wie sie im Norden nicht so vorkommt. Mit Ausgang des 13. J. aber beginnt Italien plötzlich von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist völlig gebrochen; schrankenlos specialisiren sich tausend einzelne Gesichter; kein Mensch scheut sich davor, aufzufallen, anders zu sein und zu scheinen als die Andern. Dante wird schon durch die Fülle des Individuellen der nationalste Heros seiner Zeit.

Das mächtigste Motiv dieser Entwickelung waren die Tyrannien in den einzelnen Städten. In merkwürdiger Mischung liegt Gutes und Böses in ihnen durch einander. Die Persönlichkeit der Fürsten wird eine so durchgebildete, eine oft so hochbedeutende, für ihre Lage und Aufgabe so charakteristische, daß das sittliche Urtheil schwer zu seinem Recht kommt. Sie lebten ohne Garantie, für den Augenblick, die dauernd bedrohte Lage entwickelte in ihnen eine große persönliche Tüchtigkeit; in einer so künstlichen Existenz konnte sich nur ein Virtuose mit Erfolg bewegen, und jeder mußte sich erweisen als den, der die Herrschaft verdiene. Ihre Charaktere haben große Schattenseiten, aber in jedem war etwas von dem, was das Ideal der Italiener ausmachte. Ihr Geist lernt nothgedrungen alle seine innern Hülfsquellen kennen, die dauernden wie die des Augenblicks; auch ihr Lebensgenuß wird ein durch geistige Mittel erhöhter und concentrirter, um einer vielleicht nur kurzen Zeit

der Macht und des Einflusses einen größtmöglichen Werth zu verleihen. — Man gewöhnt sich daran, den Staat als ein Werk der Reflexion, als ein Kunstwerk aufzufassen. Es bilden sich Staatskünstler, welche durch künstliche Zerlegung und Vertheilung der Macht einen dauerhaften Zustand begründen, Groß und Klein gleichmäßig zufriedenstellen oder auch täuschen wollen. — Machiavelli faßt die vorhandenen Kräfte immer als lebendige, active, stellt die Alternative richtig und großartig, und sucht weder sich noch andere zu täuschen. Seine Gefahr liegt nicht in falscher Genialität, auch nicht im falschen Ausspinnen von Begriffen, sondern in einer starken Phantasie, die er offenbar mit Mühe bändigt. Seine politische Objectivität ist allerdings bisweilen entsetzlich in ihrer Aufrichtigkeit, aber sie ist entstanden in einer Zeit der äußersten Noth und Gefahr, da die Menschen ohnehin nicht mehr leicht an das Recht glauben noch die Billigkeit voraussetzen konnten. „Tugendhafte Empörung gegen dieselbe macht auf uns, die wir die Mächte von rechts und links in unserm Jahrhundert an der Arbeit gesehn haben, keinen besondern Eindruck."

Daß die italienischen Staaten fast sämmtlich auf ziemlich neuen Usurpationen beruhen, ist für ihre auswärtigen Beziehungen so verhängnißvoll als für das Innere. Keiner erkennt den andern ohne Rückhalt an; dasselbe Glücksspiel, welches bei Gründung und Befestigung der eignen Herrschaft gewaltet hat, mag auch gegen den Nachbar walten. Hängt es doch gar nicht immer von dem Gewalthaber ab, ob er ruhig sitzen wird oder nicht. Mit gebildeten, vorurtheilslosen Despoten kann man unterhandeln, man kann sie zu überzeugen, d. h. durch thatsächliche Gründe zu bestimmen hoffen. So wird Italien die Heimath einer auswärtigen Politik, welche dann allmählich auch in andern Ländern die Stelle eines anerkannten Rechtszustandes vertreten hat. Die völlig objective, von Vorurtheilen wie von sittlichen Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge erreicht bisweilen eine Vollendung, in welcher sie elegant und großartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrunds hervorbringt.

Die Unterthanen freilich erleiden durch die Knechtschaft Einbuße am sittlichen Charakter, aber gerade innerhalb der allgemeinen politischen Machtlosigkeit gedeihen die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen des Privatlebens um so stärker und vielseitiger. Der politisch indifferente Privatmensch mit seinen theils ernsten, theils dilettantischen Beschäftigungen möchte wohl in diesen Gewaltstaaten zuerst vollkommen ausgebildet aufgetreten sein. Der Unterschied der Stände gleicht sich aus. Der italienische Tyrann ist nicht auf den Umgang mit einem Adel angewiesen, der sich für die einzig beachtenswerthe Classe der Welt hält, und auch den Fürsten in diesen Dünkel hineinzieht, er darf und muß vielmehr jeden kennen und brauchen. Für die höhere Geselligkeit

giebt es nur noch einen höheren Stand im modernen Sinn, auf welchen Geburt und Herkunft nur dann noch Einfluß haben, wenn sie mit ererbtem Reichthum und gesicherter Muße verbunden sind. Der Edelmann verkehrt mit allen Ständen auf dem Fuß der Gleichheit, Talent und Bildung sind seine Hausgenossen. Alles was sich auf äußere Erscheinung und Sitte bezieht, wird verschönert und verfeinert; das Auftreten des Einzelnen und die höhere Form der Geselligkeit werden ein freies, bewußtes Kunstwerk. Vor allem veredelt sich die Sprache der Conversation. Der Mann, der auf der Höhe der Gesellschaft stehn will, muß eine allseitige virtuose Bildung besitzen, nicht blos in Künsten und Wissenschaften, sondern in all den Geschicklichkeiten, die man sonst nur vom Adel verlangt. Solche allseitig gebildete Menschen stehen in der ersten Reihe der damaligen Geschichte, so später Lionardo, Michelangelo; mit besonderer Vorliebe beschreibt Burkhardt Pius 2.: „Es giebt Menschen, die wesentlich Spiegel dessen sind, was sie umgiebt; man thut ihnen Unrecht, wenn man sich nach ihrer Ueberzeugung, nach ihren innern Kämpfen und tiefern Lebensresultaten erkundigt. Pius ging völlig auf in den Dingen, ohne sich um einen sittlichen Zwiespalt sonderlich zu grämen. Und nachdem er in allen geistigen Fragen, die sein Jahrhundert beschäftigten, mitgelebt, und mehr als einen Zweig derselben wesentlich gefördert hatte, behielt er doch am Ende seiner Laufbahn noch Temperament genug übrig, um den Kreuzzug gegen die Türken zu betreiben und am Gram über dessen Vereitelung zu sterben.“ Auch Menschen von untergeordneter Bildung, wie Benvenuto Cellini, machen den Eindruck einer völlig durchgebildeten Natur, wenn man sie mit unseren nordischen Selbstbiographen vergleicht. „Ob wir es gern hören oder nicht, es lebt in dieser Gestalt ein ganz kenntliches Urbild des modernen Menschen, des Menschen, der sein Maß in sich selber trägt.“

Die Gewohnheit des Exils bei dem beständigen Wechsel der Gewaltherrschaften löste das Individuum mehr und mehr von seinem Boden, machte es zum Weltbürger und übte es in unbeschränkter Freiheit sittlicher Begriffe. Diese Freiheit empfanden namentlich die Künstler, mit denen durch ganz Italien ein Cultus getrieben wurde, wie ihn kaum ein anderes Zeitalter kennt. In das Pantheon der gefeierten Genies aufgenommen zu werden, war der höchste Ehrgeiz, der sich allenfalls vor herostratischen Mitteln nicht scheute. Als Ergänzung war für jeden entwickelten Individualismus, für jede Art von Berühmtheit ein bestimmter Hohn als Zuchtruthe vorhanden: Witz, Spott, Parodie und Lästerung wucherten neben den überschwänglichsten Ausgeburten der Phantasie, und Aretin war eine Macht. Von sittlichen und religiösen Vorurtheilen wenig eingeengt, von massenhaften neuen Anschauungen in Bezug auf Natur und Menschheit überströmt, erkannte man die Berechtigung aller

individuellen Religionsformen, und die berühmte Fabel von den drei Ringen ist eine italienische Erfindung. Novellisten, Geschichtschreiber und Philosophen wetteiferten, durch allseitige Beobachtung den vollen Gehalt des Menschen zu erkennen, die ästhetische Empfänglichkeit wird ungemein ausgebildet, der Begriff der menschlichen Schönheit gewissermaßen physiologisch untersucht, auch die Bedeutung der Landschaft für die erregbare Seele zuerst warm empfunden. Nicht die ausübende Kunst ging voran, sie blühte erst auf in dem Boden einer harmonisch vollendeten allgemeinen Bildung. Mit Begeisterung gab man sich dem Studium des Alterthums hin, das man ja in der großen Ruinenstadt Rom noch gegenwärtig hatte. Die geschulten Kenner des Alterthums, die auch die idealistische Philosophie der Vergangenheit wieder aufnahmen, wurden selbst an die Spitze der Geschäfte gestellt; eine nicht geringe Zeit hindurch haben die Humanisten Italien beherrscht. Frei von den Schranken, die anderwärts den Fortschritt hemmten, individuell hoch entwickelt und durch das Alterthum geschult, wendet sich der italienische Geist auf die Entdeckung der äußern Welt, und wagt sich an deren Darstellung in Wort und Form. Columbus ist mit der größte einer ganzen Reihe von Italienern, welche im Dienste der Westvölker in ferne Meere fuhren; sie haben nicht blos zufällig gefunden, sondern sie haben gesucht, und stehen im Zusammenhang mit den Interessen ihrer Vorgänger. Auch die italienischen Naturforscher stehen im Volk nicht isolirt, sie können auf das Entgegenkommen verwandter Geister rechnen, die Betrachtung der Natur ist lebendig in der ganzen Nation.

Die sittliche Bildung der Italiener steht einerseits unter der Herrschaft einer sprudelnden und höchst energischen Phantasie, die in allen bedeutenden und unbedeutenden Angelegenheiten des Lebens mitspielt, und den Tugenden und Lastern des Volks besondere Farbe giebt; andrerseits unter der Herrschaft eines kalten voraussetzungslosen Verstandes, der, ganz von dem natürlichen Zusammenhang der Dinge erfüllt, den eigentlichen moralischen Motiven nicht blos widersteht, sondern sie gar nicht begreift. Burkhardt bemüht sich, auch für das Gemüth der Italiener einen Ort zu finden, ohne jedoch in diesem Bestreben sonderlich glücklich zu sein. Das ist überhaupt die schwache Seite seines Buchs. Er hat den hohen Werth der italienischen Renaissance für die Geschichte in so glänzenden Farben und so richtig dargestellt, daß er einfach darauf verweisen und die Moralisten mit der Betrachtung abfertigen könnte, daß man mit diesen Lichtseiten auch die Schattenseiten in den Kauf nehmen müßte. Aber seine Vorliebe treibt ihn weiter: er möchte die Moralisten nöthigen, nicht blos gelten zu lassen, sondern anzuerkennen. Er entschuldigt die Laster der Italiener durch die Herrschaft der Tyrannen, vor deren Gesetzen und deren Polizei man keinen Respect haben konnte, und mit der

Verweltlichung der Kirche, die an ihre eigenen Lehren nicht glaubte, und vergißt dabei, daß die Tyrannen und die verweltlichte Kirche gleichfalls Phänomene der italienischen Sittlichkeit waren, und zwar sehr hervorragende. Mit Härte verlangt er ein objectives Urtheil, das er aber selber nicht giebt; er nimmt vielmehr entschieden Partei. Mitunter sieht es so aus, als wolle er pantheistisch die moralische Zurechnung überhaupt abweisen. „Der Populärglaube an den freien Willen herrscht im Abendlande von jeher, wie man denn auch zu allen Zeiten jeden persönlich für das, was er gethan, verantwortlich gemacht hat, als verstehe sich die Sache ganz von selbst. Anders verhält es sich mit der religiösen und philosophischen Lehre, welche sich in der Lage befindet, die Natur des menschlichen Willens mit den großen Weltgesetzen in Einklang bringen zu müssen. Hier ergiebt sich ein Mehr oder Weniger, wonach sich die Taxirung der Sittlichkeit überhaupt richtet." Allein er bleibt darin nicht consequent, und es bedarf überhaupt nicht eines feststehenden speculativen Moralprincips, um den Werth herrschender sittlicher Maximen abzuwägen: denn diese haben allgemeine Folgen, nach denen die Geschichte ihr Urtheil fällen darf. Man kann nicht sagen, daß Burkhardt die Thatsachen vertuscht: er zeigt, wie in der Blüthezeit der Renaissance die Ruchlosigkeit der Phantasie bis in's Satanische wächst, wie sämmtliche Verbrechen häufiger waren wie in allen übrigen Ländern, wie der Mord und namentlich die schlimmste Gattung desselben, der Giftmord, in den besten Kreisen zur Tagesordnung gehörte; wie Heimtücke, Lug und Trug in einer Weise walteten, daß jeder, der an ein Wort oder an einen Eid glaubte, als Thor verlacht wurde. Er empfindet sehr fein, wie die Unheiligkeit der Ehe, die grenzenlose Unsittlichkeit des Familienlebens in der Mitte dieser Ruchlosigkeit stand; aber er weiß auch hier Rechtfertigungen aufzufinden. „Es ist wesentlich, zu wissen, daß das Weib dem Manne gleich geachtet wurde. Die Frau von Stande mußte ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Der herrschende Genius der damaligen Novellen ist nicht die heutige Weiblichkeit, d. h. der Respect vor gewissen Voraussetzungen, Ahnungen und Mysterien, sondern das Bewußtsein der Energie, der Schönheit und einer gefährlichen, schicksalsvollen Gegenwart; deshalb geht neben den gemessensten Weltformen ein Etwas einher, das unserm Jahrhundert wie Schamlosigkeit vorkommt, während wir nur eben das Gegengewicht, nämlich die mächtige Persönlichkeit der dominirenden Frauen des damaligen Italiens, uns nicht mehr vorstellen können." — Allerdings nehmen die Novellisten überall Partei für den sinnreichen Ehebruch, wie für una bella vendetta, sie machen den Eindruck, als bestände die Liebe durchaus nur im Genuß, und als wären zu dessen Erreichung alle Mittel, tragische wie komische, nicht nur

erlaubt, sondern je kühner und frivoler, desto interessanter. „Innerhalb des Unerlaubten aber bewegte sich nicht nur das gemeine Gelüst, nicht nur die dumpfe Begier des gewöhnlichen Menschen, sondern auch die Leidenschaft der Edelsten und Besten; nicht blos weil die unverheiratheten Mädchen sich außerhalb der Gesellschaft befanden, sondern auch weil gerade der vollkommenste Mann am stärksten angezogen wurde von dem bereits durch die Ehe ausgebildeten weiblichen Wesen. Diese Männer sind es, welche die höchsten Töne der lyrischen Poesie angeschlagen, und auch in Abhandlungen und Dialogen von der verzehrenden Leidenschaft ein verklärtes Abbild zu geben versucht haben: l'amor divino. Der letzte und höchste Ausdruck derselben wird gesucht in einer Aneignung antiker Ideen von einer ursprünglichen Einheit der Seelen im göttlichen Wesen."

Durch die Gleichstellung der Geschlechter wird die Ruchlosigkeit nicht gerade gebessert. Wenn Lucrezia Borgia sich zu einer ebenso freien harmonischen Person entwickelt als ihr Bruder Cäsar Borgia, so ist der Menschheit damit nicht viel geholfen. Wenn der Idealismus der Liebe des Ehebruchs als eines Stimulans bedarf, so ist dabei nicht blos die natürliche Folge in Betracht zu ziehen, Häufung von Mordthaten, Meineid und Verrath, sondern daß etwas als heilig ausgesprochen wird, was den vermeintlich höchsten Anforderungen des Ideals widerspricht. Und dies ist doch wohl die schlimmste Krankheit des Italiens der Renaissance. Es hat Zeiten gegeben, die viel gewaltthätiger waren in ihrem Frevel, aber keine, in der so vollständig das Leben mit all seinen Heiligthümern zu einer Lüge herabgesetzt war. Der deutsche Mönch, der im Anschaun dieser allgemeinen Lügenhaftigkeit 1510 in sich die Empörung gegen Rom vorbereitete, repräsentirt noch heute das deutsche Gemüth im Gegensatz gegen die Welschen. Sehr richtig schildert Burkhardt die Eigenthümlichkeit der Italiener, daß sie die Kirche, wie sie damals war, verachteten, zuweilen haßten, aber doch nicht entbehren konnten, theils aus Gründen äußeren Vortheils, theils weil sie ihnen phantastische Gnadenmittel zur Förderung ihrer Selbstsucht bot; trotzdem behauptet er, daß unter der Hülle dieses Zustandes ein starker Trieb echter Religiosität lebendig blieb. Worin derselbe aber bestand, vergißt er zu zeigen. — „Die Träger der Renaissance," sagt er sehr richtig, „kennen keine Sünde; jede Störung der innern Harmonie getrauen sie sich, vermöge ihrer plastischen Kraft wieder herzustellen zu können; deshalb kennen sie keine Reue. Bei den Bußpredigten war die Hauptsache nur das Rührungsbedürfniß, die Losspannung heftiger Gemüther, das Entsetzen über großes Landesunglück, der Schrei zum Himmel um Hilfe. Die Weckung des Gewissens hatte durchaus nicht nothwendig das Gefühl der Sündhaftigkeit und das Bedürfniß der Erlösung zur Folge." — Und das Endergebniß?

„Zu Anfang des 16. J., als das politische Unglück der Nation unabwendbar entschieden war, fehlte es nicht an ernsten Denkern, welche dies Unglück mit der großen Sittenlosigkeit in Verbindung brachten. Keiner von den gewöhnlichen Bußpredigern, sondern ein Machiavell ist es, der offen ausspricht: wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse!" — „Ein Anderer," setzt Burkhardt hinzu, „hätte vielleicht gesagt: wir sind vorzugsweise individuell entwickelt; die Race hat uns aus den Schranken ihrer Sitte und Religion entlassen." „Die große Verrechnung am Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gern allgemeine Censuren schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes kann einen mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt. Eine große Nation, die durch Cultur, Thaten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neuern Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker."

„Der Grundmangel des italienischen Charakters erscheint zugleich als die Bedingung seiner Größe: der entwickelte Individualismus. Dieser reißt sich zuerst innerlich los von dem gegebenen, meist tyrannischen und illegitimen Staatswesen, und was er nun sinnt und thut, das wird ihm zum Verrath angerechnet. Beim Anblick des siegreichen Egoismus unternimmt er selbst, in eigner Sache, die Vertheidigung des Rechts, und verfällt durch die Rache, die er übt, den dunkeln Gewalten, während er seinen innern Frieden herzustellen glaubt. Seine Liebe wendet sich am ehesten einem andern entwickelten Individualismus zu, nämlich der Gattin seines Nächsten. Gegenüber von allem Objectiven, von Schranken und Gesetzen jeder Art hat er das Gefühl eigner Souveränetät, und entschließt sich in jedem einzelnen Fall selbstständig, je nachdem in seinem Innern Ehrgefühl und Vortheil, kluge Erwägung und Leidenschaft, Entsagung und Rachsucht sich vertragen. Wenn nun die Selbstsucht im weitern wie im engsten Sinn Wurzel und Hauptstamm alles Bösen ist, so wäre schon deshalb der entwickelte Italiener damals dem Bösen näher gewesen als andere Völker. Aber diese individuelle Entwickelung kam nicht durch seine Schuld über ihn, sondern durch einen weltgeschichtlichen Rathschluß; sie kam auch nicht über ihn allein, sondern wesentlich vermittelst der italienischen Cultur auch über alle andern Völker des Abendlandes, und ist seitdem das höhere Medium, in welchem dieselben leben. Sie ist an sich weder gut noch böse, sondern nothwendig; innerhalb derselben entwickelt sich ein modernes Gutes und Böses,

eine sittliche Zurechnung, welche von der des Mittelalters wesentlich verschieden ist. Der Italiener der Renaissance aber hatte das erste gewaltige Daherwogen dieses neuen Weltalters zu bestehen. Mit seiner Begabung und seinen Leidenschaften ist er für alle Höhen und Tiefen dieses Weltalters der kenntlichste, bezeichnendste Repräsentant geworden, neben tiefer Verworfenheit entwickelt sich die edelste Harmonie des Persönlichen, und eine glorreiche Kunst, welche das individuelle Leben verherrlichte, wie weder Alterthum noch Mittelalter dies wollten oder konnten."

Der Gegensatz im Urtheil über den italienischen Charakter, hier Goethe und Humboldt, dort Herder und Niebuhr, wird sich immer wiederholen, je nachdem man für die sinnlich-ästhetische oder für die sittlich-politische Seite des Lebens empfänglich ist; gerecht abzuwägen, ist nicht leicht. Jeder Reisende freut sich noch heute an der schönen Erscheinung des Volks, jeder beschwert sich, daß man im Verkehr mit ihm unsre angeborenen Rechtsbegriffe zu Hause lassen muß. Die Antwort, welche das Jahr 1860 in politischer Beziehung zu geben schien, hat sich noch nicht als das letzte Wort erwiesen. Das Räthsel lockt immer von neuem, und mit dem resignirten Rath, das Urtheil überhaupt zu lassen, ist nicht viel gethan.

Am nächsten steht uns die Malerei, die uns gewissermaßen als die unsrige anheimelt. Daß die Sixtinische Madonna eine Zeitgenossin der Lucretia Borgia ist, erregt lebhafter unser Nachdenken, als das politische Gewirr im Zeitalter Macchiavelli's. Alle Kunstgeschichten — darunter die vortreffliche von Kugler — beschäftigen sich mit Vorliebe mit der italienischen Renaissance; die besten unserer Novellisten haben die Künstler und Dichter derselben psychologisch secirt. Zwischen beiden steht Herm. Grimm's „Michel Angelo" 1860, der mit großem Ernst die Frage erörtert: wie kann so schön sein, was doch nicht als gut erscheint? — Er giebt der Frage eine allgemeinere Wendung. „Es giebt sogenannte ruhige Zeiten, innerhalb deren dennoch die besten Handlungen wurmstichig erscheinen, während in andern Epochen offen daliegende Verdorbenheit, Fehler, Unrecht, Laster und Verbrechen nur die Schatten eines großen erhebenden Gemäldes bilden, dem sie erst die rechte Wahrheit verleihen. Je schwieriger die dunkeln Stellen, je heller die leuchtenden; eine unverwüstliche Kraft scheint beide zu bedingen und zu bedürfen: es wird uns klar, dieses sei das wahre Dasein; so möchten wir leben und handeln, das mit erringen, dort mit gekämpft haben." — So ist es in dem Florenz des 16. J. — „Man wird, wenn man sich mit der Geschichte der romanischen Völker lange beschäftigt hat, ohne es verhindern zu können, in moralischen Dingen zu einem künstlichen Standpunkt hinaufgetrieben. Man sieht, wie das Schöne, oft selbst das Gute und Große aus den frevelhaftesten Verhältnissen und Menschen

aufsprießt, und man hört endlich auf zu verurtheilen. Man betrachtet blos. Die Gerechtigkeit scheint es zu verlangen. — Es ist wahr, der moralische Zustand des Landes erscheint unerträglich für unser Urtheil. Vergleicht man unsere Tage, die von vielen verwirrt und haltlos gescholten werden, mit den damaligen Zeitläufen, so scheint der heutige Zustand ein ideal harmonisches Gefüge, wo Wahrheit, Würde und Langmuth das Scepter führen, wo alle unedle Leidenschaft ihr Gift und selbst das Geld seinen Zauber verloren hat. Das zwingende Gefühl politischer Sittlichkeit, das in den Gemüthern erwacht ist, berührte damals auch nicht die entferntesten Ahnungen der Menschen." — Endlich findet er den rechten Gesichtspunkt (1863): „Was uns heute entzückt an den Ruinen Roms und den Gemälden Rafaels, ist neben dem Genusse dessen, was wir sehen, mehr der Genuß dessen, was wir denken; der Stolz, daß wir leben und es zu würdigen wissen. Wer aber beneidet die Zeiten, in denen es entstand, und wünschte sich zurückversetzt in ihre Ketten und Banden?"

Das ist im Wesentlichen der Standpunkt, den bereits Schiller und Fr. Schlegel gegen die Antike einnahmen. Was aber bei ihnen unbewußt geschah, die Anschauung des Alterthums durch das Medium der Renaissance, ist bei dem jüngern Romantiker klare Reflexion geworden. Das Ideal der Griechen ist nicht mehr das unsrige. „Der Unterschied, den wir vom Menschen zum Menschen machen, ist vorwiegend geistiger Beschaffenheit. Unser Ideal liegt in der innern Kraft, im festen Charakter des Mannes; bei den Frauen in dem, was wir das Weibliche, das Anziehende, Beglückende nennen. Wir müssen uns erst hineinfinden in Gemälde und Statuen, die auf den ersten Blick nichts als die Hülle des Geistes zu geben scheinen." — Wie anders bei den Schöpfungen echt moderner Künstler, wie sie zuerst in der Renaissance auftauchen, z. B. Lionardo da Vinci. „Welch eine Luft umweht diese Gestalten, welch eine Begier erwacht, zu wissen, wieviel nur die bewußte Kunst hier gethan, wieviel das eigne Herz des Malers an dem Reiz des Bildnisses schuldig sei. Jene grübelnde Neugier wird thätig in unserm Geist, die alsbald zu fragen und Vermuthungen zu schmieden beginnt. So war uns gerade zu Muth bei Goethe's Gedichten. Es scheint unmöglich, daß sie nicht ganz und gar als Theile seines gelebten Lebens entstanden seien. Dies räthselhafte Wesen, dies aller Erklärung spottende, unsern Scharfsinn danach stets wieder aufreizende Geheimniß ist der ausschließliche Besitz der Werke, die von großen" (Grimm will eigentlich sagen, von „modernen") „Künstlern geschaffen sind." — „Möge die Venus von Milo dastehn als das verkörperte Ideal des größten bildenden Künstlers: was sagt er durch sein Werk? Nicht nur das Antlitz redet, alles spricht an ihr, von den der Arme beraubten Schultern herab alle die Linien um Leib und Busen spiegeln sich in unserm Blick, wie die Verse

eines reizenden Gedichts sich uns in das Ohr schmeicheln. Was aber erzählen sie? — Was Homer uns erzählt und Aeschylos und Sophokles. Mährchen, bezaubernde Gedichte von der Schönheit eines verschwundenen Volks und dem Glanz seines Daseins, die uns entzücken, wenn wir uns zu träumen sehnen, die in erhöhtem Maß uns beglücken, wenn das Glück schon da ist: heitere, liebliche, ernste, donnernde Musik, nicht aber das Glück, die Liebe, den Schrecken selber tragen sie in unsere Seele hinein. Keine Verse des Sophokles oder Pindar, die uns erschütterten wie Goethe und Shakespeare; keine Erinnerung an die Ideale des eignen Busens, wenn Antigone spricht und handelt oder die Venus von Milo dasteht. Prachtvolle Gestalten, aber Schatten, die, losgelöst vom Lebendigen des heutigen Tags, nicht mehr aus Fleisch und Blut gebildet erscheinen, wenn Goethe's Iphigenia oder Shakespeare's Julia neben ihnen erscheinen, aus deren Worten jedem das Liebste zu klingen scheint, das von der liebsten Lippe zu hören uns entzückte. Aus Rafaels Madonnenaugen sehen uns Blicke an, die wir verstehen; wer aber erhoffte das von griechischen Gestalten? die Griechen, die für sich und ihr Jahrtausend gearbeitet, vermögen unser Herz nicht auszufüllen. Seitdem sie nicht mehr gedacht, gedichtet, gebildet, sind weltbewegende neue Gedanken aufgekommen, unter deren Einfluß das Kunstwerk mit entstanden sein muß, das uns bis in die Tiefe ergreifen soll. — Eine seltsame Kälte haucht die Geschichte der antiken Welt aus. Kühl wie schattige Wälder im heißen Sommer erscheinen die Massen, einsamer und unverbundener die Einzelnen. Trotz der ungeheuren Thaten, die die Begeisterung sie verrichten läßt, flößen sie mir dies Gefühl ein. Etwas Starres hat das Leben, das sie führen, wie der Gang eines Kunstwerkes. Charaktere seh ich von so fester Prägung, daß die unsrigen verschwommen dagegen erscheinen; das aber fehlt, was das Element unserer Tage ist, was in seinem Extrem Schwärmerei, Melancholie, Schwermuth, in sanfterem Grade Stimmung, Sehnsucht, Ahnung genannt wird. Sie leben und sterben ohne Scrupeln, und ihre Philosophie kommt nicht aus dem Nebel, um sich in Nebel wieder zu verlieren. Kein Gefühl nicht zu befriedigender Sehnsucht läßt sie den Tod wünschen, als Befreiung zu höhern Gedanken, sondern Abschied nehmend vom Leben, nehmen sie Abschied zugleich von der Sonne, und steigen ruhig in die kühle Dämmerung der Unterwelt. Es ist, als hätte von der schattenhaften Ruhe, der sie dann ganz verfallen sind, ein Hauch im Leben schon sie umgeben, und ihre Gedanken gleichmäßig frisch erhalten. Sie wissen nichts von dem rastlosen Trieb, der uns ungewissen Ereignissen entgegendrängt, sie kannten das nicht, was Goethe das Dumpfe in seiner Natur nennt, das Auf- und Absteigen in klarer und verhüllterer Erkenntniß, die Trauer, die der Anblick des Vollendeten in unsrer Seele weckt. Sie fühlten das nicht: von innern

Schicksalen hin- und hergeworfen, in Zwiespalt mit sich, mit der Gesellschaft, mit den Gedanken der Zeit nach Ruhe zu suchen. Ihre Rechnung schließt immer klar ab, und die Gedanken derer, die anders empfanden, waren wie einzelne Gewölke, die niemals dem ganzen Volk vor die Sonne traten und seinen Himmel trübten. Wer von den griechischen Künstlern die Schönheit bilden wollte, stellte sie dar als etwas Ewiges mit unsterblichem Lächeln. Ihn durchschauerte das Gefühl nicht von der Vergänglichkeit des Irdischen, das in unsrer Seele beim Anblick der Schönheit die Freude anfrißt, die wir empfinden. — Dunkles Gewölk bildet bei uns den Hintergrund auch der heitersten Schöpfung. Unsre Meister müssen uns verwandter sein als die der Alten. Goethe und Shakespeare sind mir unentbehrlich, die antiken Dichter gäbe ich Preis gegen sie, wenn ich zu wählen hätte."

Mit diesem gleichsam persönlichen Interesse — darin sehr verschieden von Burkhardt — faßt H. Grimm M. Angelo und die ganze Renaissance auf; das Werk scheint bestimmt, seine eignen Stimmungen und Empfindungen vor sich selbst und Andern zu motiviren; der großen Vergangenheit, der er seine Bildung schuldet, Dank abzutragen, seiner Liebe und Sehnsucht Worte zu finden. Durchweg tritt eine edle und feine, etwas zu nervöse Natur hervor; die Eindrücke von Rom, Florenz, den Landschaften und Bildern, sind mit einer seltenen Schönheit nachgemalt, die Bildung ist reich, der Sinn für das Große und Gute lebhaft entwickelt. Freilich für das Große, insofern es in seiner Seele verwandte Saiten anschlägt: eiserne, einseitige Charaktere haben ihm etwas Schauerliches. „Wir Menschen leben in einer gewissen Unklarheit, deren wir bedürftig sind; Dumpfheit nennt es Goethe bei sich selber; die vergehende Zeit beraubt uns um Gedanken, die kommende führt uns neue zu; wir vermögen jene weder zu halten noch dieser uns zu erwehren." So belehrt er Savonarola, „daß ohne die Schönheit das Gute nicht gut, das Wahre nicht wahr, das Heilige selbst nicht heilig ist." Savonarola „vergaß, daß was die Menschen am meisten zwingt und bildet, nicht das gewaltsame Beharren auf einer scharf gezogenen Linie ist, die zu Gott leiten soll, sondern daß das unbewußte Aufnehmen eines freundlichen Beispiels, das leise Nachgeben, wenn das Gute und Schöne mit lockender Stimme redet, und das schmetterlingsartige Fortflattern, dem Göttlichen dennoch immer zugewandt, die Mächte eigentlich sind, die die Menschheit geheimnißvoll aber sicher weiterführen." Auch der Glaubenseifer hat stets den Wechsel alles Irdischen in Betracht zu ziehn. „Das Ideal ist nichts Feststehendes, sondern das, was wir sehen im Gegensatz zu dem, was wirklich ist. Das Ideal wechselt, je nachdem der Geist der Menschen frei oder unfrei, ihr Auge geübt oder ungeübt ist. Das Ideal läßt sich dem Bilde einer geliebten Frau vergleichen, wie

es dem vor der Seele steht, der von ihr bezaubert ist: was der Einzige, der sie liebt, erblickt, ist eine Erscheinung, die nur ihm sich aufthut." Für die Zeichnung gewaltiger Zeiten und gewaltiger Menschen ist diese Stimmung, diese Philosophie nicht gemacht; und selbst hier hat Rafael mehr als M. Angelo das Herz des Dichters — so darf man ihn wohl nennen. Am interessantesten ist ihm sein Held, wo er seine weichen Seiten hervorkehrt: so in der Freundschaft zu Vittorio Colonna. „Immer wo wir das Leben großer Männer betrachten, ist das der schönste Theil ihres Daseins, wenn sie, mit einer ebenbürtigen Kraft zusammentreffend, außer sich selbst einen würdigen Maßstab für die Tiefe ihres Geistes finden: einen Menschen, von dem sie im ganzen Umfang ihres Willens verstanden werden, zu dem sie reden dürfen, ohne ihre Worte hinterher erklären zu müssen; der, auch wo sie nur den abgerissenen Theil eines Gedankens aussprechen, mühelos aus seinem eignen Geist das Fehlende ergänzt. Es giebt keine größere Sehnsucht als die, einem solchen Geist zu begegnen, kein größeres Glück, als ihn gefunden zu haben, keine größere Trauer, als auf dies Glück verzichten zu müssen, sei es, daß man es niemals genoß, oder daß es verloren ging." Dieser lyrische Ton, der doch nicht recht sachlich ist, klingt durch das ganze Buch.

Nicht als ob der Verfasser nicht ernstlich sich bemühte, das Große in M. Angelo's Leben und Charakter wiederzugeben: in einer Beziehung thut er vielmehr des Guten darin zu viel. Indem er seinen Helden in den Mittelpunkt der ganzen Zeitbewegung stellt, verwirrt er nicht selten seine Perspective; es begegnet ihm, daß er irgend ein politisches Ereigniß ausführlich erzählt, und dann hinzusetzen muß: wie sich M. Angelo dazu gestellt, weiß man nicht. Die Erzählung ist voll Geist und Feuer, namentlich in den Porträts, erinnert aber sehr an Ranke, den man doch lieber zu Rathe zieht. Edler aber und feiner als bei Ranke ist der gemüthlich-ästhetische Ausdruck der Stimmung, die M. Angelo's und seiner Gleichgestimmten Freiheitsstreben in uns zurückläßt. „Mit derselben unerbittlichen Consequenz zerbrach damals das Alte in sich und gewann das Neue die Oberhand, wie in unsern Zeiten dieses Neue, das in jenen Tagen gebildet ward, als alt und unfruchtbar in sich abstirbt, und abermals ein Neues an seine Stelle treten muß, das wiederum kommende Zeiten als abgethan zerstören werden. Niemals aber haben die Menschen ein völlig klares Gefühl ihrer Lage. Sie sehen nur das Einzelne. Weder die, welche sinken, wissen was sie tiefer und tiefer stößt, noch die Ansteigenden kennen die geheime Hülfe ganz, die sie von Stufe zu Stufe siegen läßt, denn die Zukunft ist unenthüllt, und es scheint jeder Tag jede Möglichkeit in sich zu schließen. Nur eine dunkle Ahnung zeigt in Momenten, was als unabwendbares Schicksal hereinbricht. Daß M. Angelo eine leise Stimme gesagt,

der Kampf sei vergeblich, und daß ihn das Gefühl manchmal durchschauert, seine Mühe sei fruchtlos, läßt sein Charakter vermuthen und seine Neigung, die Dinge schwer zu nehmen. Er und die Besten neben ihm bezweifelten nicht, was kommen müsse. Das Mitgefühl erregen sie in unserer Seele, mit dem wir den Helden einer Tragödie sinken sehn."

Denselben tragischen Eindruck macht auf Grimm M. Angelo's künstlerisches Schaffen, das er mit ebensoviel Liebe als Einsicht charakterisirt. „Dante schuf, indem er die Gestalten des heidnischen Alterthums zu seinem christlichen Göttermythus umschmiedete, eine neue Welt für die romanischen Völker. Das vorher mystisch Verschwimmende begabte er mit festern Leibern, Himmel und Erde baute er neu auf. Aber immer nur noch für die Phantasie, bis M. Angelo kam und den fließenden Strom der Verse zu Gestalten gefrieren ließ. Jetzt erst besaßen sie volle Sichtbarkeit, von nun an gab es feste Bilder, von denen wir heute noch den Himmel der romanischen Völker erfüllt sehen." — „Es ist den romanischen Völkern eigen, das Reich der Religion körperlicher zu empfinden, als uns möglich wäre. Bei uns fallen Religion und Sittlichkeit zusammen, bei den Romanen sind es getrennte Gebiete. Es ist bei ihnen möglich, daß in demselben Manne ungeheure Verworfenheit in Moral und Politik verbunden ist mit Geschmack, Liebenswürdigkeit, ja sogar mit Eigenschaften des Herzens, die vereinzelt betrachtet einen blendenden Schimmer über den Charakter verbreiten. In der Auflösung aller sittlichen Zustände, in dem Mittelpunkt der Verderbniß wurde M. Angelo's Pietà geschaffen, und tief empfunden in ihrer Schönheit. Das Reich Gottes, das in unserer Seele jeder Gestaltung widerstrebt, ist den Romanen ein über den Wolken gelegenes Reich, ein ideales Abbild menschlichen Treibens enthaltend. Die Verzückung ist der Weg, der dahin führt... Dem Romanen ist seine Unsterblichkeit in Bildern bereits vorausgezeigt... Was besitzen wir Germanen dagegen? Einsam muß jeder seinen Weg sich selbst suchen. Eine stille Erwartung mit der Gewißheit, nichts zu wissen, aber dennoch keine vergebene Hoffnung auf höheres Dasein gehegt zu haben, ist alles, was an die Stelle jener festen, strahlenden Bilder tritt. Das Heilige zeigt sich uns mehr in Gedanken und Thaten. Den Romanen verschwimmen in dem Maße, als sie das körperliche klarer vor Augen sehn, die Gedanken zu allgemeineren Gefühlen; und diese Gefühle, die weniger aus dem, was täglich gethan und gedacht wird, entspringen, sondern wie eine ewige höhere Atmosphäre über ihrem Herzen schweben, sind ihnen nothwendig wie die Luft, die sie athmen. Auch in jenen Zeiten der höchsten Verderbniß mangelten sie nicht." — Dies ist die hohe sittliche und culturhistorische Bedeutung der damaligen Kunst. — „Alles Weltliche in den Künsten ist ein später hineingetragenes fremdes Element. Aber seltsam,

erst mit dem Eintritt dieses Weltlichen tritt die Blüthe einer Kunst ein. Erst wenn Einzelne erscheinen, die ihre eignen Gedanken im Anhang an dies Allgemeine auszudrücken beginnen, wird die Freiheit möglich, die einer Kunst die höchste Entwickelung giebt. Die christlichen Madonnenbilder sind erst dann Kunstwerke, deren Anblick das Herz durchdringt, wenn die Maler, versteckt zuerst, die Züge einer geliebten Frau in das himmlische Antlitz hineinfließen lassen. Der Verfall der Malerei und Sculptur tritt ein, sobald das Heilige ganz verschwindet. M. Angelo stand auf der Stelle, wo der Verfall begann."

In diesem Sinne ist die anscheinende Paradoxie zu verstehen, mit der H. Grimm seinen Helden als das italienische Gegenbild seines Zeitgenossen Luther darstellt. — „Dem deutschen Geist," sagt er, als er M. Angelo's „jüngstes Gericht" vor uns aufrollt, „widerstrebt es, das in fester bildlicher Gestaltung zu erblicken, was sich in Gedanken nicht einmal erreichen läßt. Nur Ahnungen, die wie der Himmel über uns je nach dem Stand der Sonne ewig ihre Farbe wechseln, sind hier das Erreichbare. Schon das verhindert uns, in linienumzogenen, farbigen Bildern das zu denken, was über die Grenzen des Menschenlebens fortlebt, daß wir zu genau die sich ändernde Auffassung der verschiedenen Epochen kennen, und die Ueberzeugung sich uns aufdringt, wie alles Bildliche nur das Product einer bestimmten Zeit sei, deren Anschauungen, auch wenn sie hunderte von Jahren dauern sollten, einmal ihre glaubenerweckende Kraft verlieren." — „Es ist schwer, über solche Dinge zu reden, wenn nicht unmöglich. Unser Gefühl darüber wohnt in einer Tiefe, die mit klarem Licht zu erfüllen nicht gelingen kann. Noch wagen wir freilich nicht, die körperlichen Bilder, die uns als heilige Vermächtnisse überliefert sind, ganz für Schatten zu erklären, aber wie der Gang der geistigen Entwickelung sich mir darstellt: immer blässer müssen diese Vorstellungen werden, und Anderes muß an ihre Stelle treten, das als Symbol der ewigen Dinge gilt. Denn ohne Symbole, seien es sichtbare Bilder oder Gedanken, beruhigen wir uns nicht, mag uns auch noch so deutlich werden, daß alles Symbolische nur ein Gleichniß sei: leer für den, der den Inhalt nicht selbst aus der eigenen Seele in sie hineinlegt. So aber wie das jüngste Gericht an der Wand der Sixtinischen Kapelle steht, ist es für uns kein Gleichniß mehr, sondern ein Denkmal des phantastischen Seelenlebens einer vergangenen Zeit und eines fremden Volks, deren Gedanken nicht mehr die unsrigen sind."

Zwischen der Renaissance und unserer Bildung steht die deutsche Reformation. Auch in Italien hatte man etwas Aehnliches lange im Auge, und M. Angelo war an diesen Bestrebungen betheiligt. „Durch die Einführung einer straffen Sittenregel hätten die Päpste nur gewinnen können. Aber dann hätte Rom mit gutem Beispiel vorangehn müssen, und wer die römischen

Zustände kennt, wird einsehen, es hätte sich nicht thun lassen. Daß es aber nicht ging, darin liegt die Ursache, warum die Hälfte Deutschlands abfiel von der römischen Kirche. — Was man im Anfang des 16. J. unter Reformation verstand, sollte Abhülfe bringen für alles Uebel. Diese Idee, die zu hoch und allgemein war, als daß bestimmte Leute auf ihre Verwirklichung hätten losarbeiten können, die jedermann nur in der Ferne sah wie eine Art irdisches Strafgericht bei allgemeiner Umkehr zu reinern Lebensformen, zündete in Deutschland plötzlich, und führte den Umschwung und die Kämpfe und Erfolge herbei, die wir heute die Reformation nennen. Für uns bedeutet Reformation eine geschichtliche That, für das 16. J. enthielt das Wort eine Fülle idealer Vorstellungen. — Zu einem Feuer, wie es in Deutschland ausbrach, mußte sich wie bei der Bildung eines Torfmoors Jahrhunderte lang alles geistige Wachsthum in Brennstoff verwandelt haben. In Italien brannte es seit ewigen Zeiten unaufhörlich; es war kein Vorrath da von Material; das politisch bewegte Leben füllte die täglichen Gedanken aus, es herrschte nicht die still brütende Atmosphäre wie in Deutschland. Man war zu fanatischem Losbruch täglich bereit, die Begeisterung ließ sich auf einzelne Jahre sogar frisch erhalten, endlich aber fiel man doch in die ironische Gleichgiltigkeit gegen das Priesterunwesen zurück." Dabei hing überall der politische Zustand zu sehr mit den einmal bestehenden Verhältnissen zusammen, als daß man eine Aenderung gewünscht hätte.

Auf die Entwickelung der Künste überhaupt, der italienischen insbesondere, übte die Reformation einen verhängnißvollen Einfluß. „Durch die Erregung, mit der sie die Gemüther erfüllte, wurde der Sprache eine Gewalt verliehn, die sie bald als den einzigen Spiegel gleichsam für die Geschichte der Völker erscheinen ließ, und es mußte von nun an das durch die Kunst an Gedanken zur Erscheinung Gebrachte zurückstehn neben dem, was geschrieben wurde. Rafael und M. Angelo beherrschen das 16. J.: im 17. steht die Literatur übermächtig da. Seitdem hat sich die Sprache zu solcher Herrschaft erhoben, daß es uns heute ganz unmöglich scheinen würde, es könne ein Maler oder Bildhauer durch seine Werke Eindruck machen auf das Volk, wie Schiller oder Goethe." Dabei kommt noch der nationale Gegensatz in Betracht. „Während uns die Gestalten selbst immer wieder zu Begriffen auseinanderschießen, zieht den Romanen auch der ungewissešte Begriff sich in eine Gestalt zusammen. Wir wollten damals uns befreien von diesem Göttersaat voll geformter Bilder, die uns fremd sein mußten; den Romanen aber mußten wir erscheinen halb wie tempelschänderische Zerstörer."

„Die deutsche Kunst ist durch die Berührung mit den Italienern aus ihrer eigenthümlichen Bahn herausgedrängt worden Jahrhunderte lang, und

lenkt erst heute in die alten Spuren wieder ein, die, dem germanischen Kunsttrieb entsprechend, uns weiterzuführen allein geeignet sind. Es giebt viele, welche, groß geworden in antiker und italienischer Anschauung, den heute einbrechenden Naturalismus für eine Verirrung halten: wenn sie die deutsche Kunst als etwas Berechtigtes in sich von ihren Anfängen ab verfolgen wollten, und ihr Bestreben erkennten, als Verkörperung deutscher Ideen dem Volk das zu geben, was unser Volk von der Kunst verlangt, so müßten sie in dem großen Wirrwarr des heutigen Tages nichts als die Umkehr zu dem für uns Angemessenen und Natürlichen erblicken." — Würde Grimm diesen Satz tiefer erwägen, so würde sein Urtheil über das Verfallen des deutschen Volks gegen Cornelius milder ausfallen.

Es wäre erwünscht, wenn die deutsche Renaissance ähnliche Bearbeiter fände, wie die italienische in Burkhardt und Grimm. An monographischen Vorarbeiten fehlt es nicht, als Ganzes steht Ranke's „Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter" noch immer im Vordergrund, obgleich in der Auffassung jener großen Bewegung mehr Geist als Ernst sich zeigt; auch überwiegt das politische Interesse das culturhistorische. Strauß' „Leben Ulrichs von Hutten" (1858, gleichzeitig mit Böcking's Gesammtausgabe dieses Schriftstellers), musterhaft in Bezug auf die kritische Durchforschung des Materials, leidet in Bezug auf die Darstellung an dem Uebelstand, daß Hutten sich zu sehr in den Mittelpunkt drängt, und darum bedeutendere Figuren, wie Erasmus, in Schatten stellt; dem moralischen Eifer des Verfassers für seinen Helden, der doch eine dissolute Natur war, kann man nicht immer beipflichten. — Ein vortreffliches Genrebild im großen Stil ist Waitz' „Jürgen Wullenweber" (1853). — Es giebt Knotenpunkte in der Geschichte, in denen sich alle Fäden des geistigen und materiellen Lebens auf eine so seltsame Art verzweigen, daß ein anschauliches Gemälde derselben in gewissem Sinn die Darstellung der gesammten Culturentwickelung vertritt. Ein solches ist um so wichtiger, da das Studium der Stadtgeschichten allein über die reale Entwickelung Deutschlands Aufschluß geben kann. Die Geschichte zeigt den Bürgerstand nicht in so abgeblaßten Farben, wie er in der Gegenwart erscheint, er hat seine wilden, abentheuerlichen Züge, oder wenn man will, seine Romantik gehabt, wie der Adel. Aber der geschichtlichen Behandlung dieses Stoffs stehn unendliche Schwierigkeiten im Wege. Im Großen und Ganzen betrachtet zeigt die Geschichte der Städte allerdings eine gegliederte Entwickelung, und dem philosophischen Geschichtschreiber, der nur die wesentlichen Punkte in scharfen Umrissen hervorhebt, wird es gelingen, dieselbe herzustellen. Sobald man sich aber in's Einzelne einläßt, verliert sich dieser Zusammenhang. Bald regt sich der Geist der neuen Zeit in der einen Stadt, bald in der andern. Der Ge-

schichtschreiber muß die Localität fortwährend wechseln, und doch ist er genöthigt, auch für jede einzelne Stadt die Continuität festzuhalten, weil man sonst vieles nicht verstehn würde. Dabei machen die Reibungen der einzelnen Parteien unter einander, so wichtig und inhaltschwer sie sind, wenn man sie in ihrer Beziehung auf das Allgemeine betrachtet, fast in jedem einzelnen Fall einen kläglichen und niederschlagenden Eindruck, und es wird dem Geschichtschreiber schwer, das Gefühl der Verstimmung ganz zu vermeiden. Wie lebhaft wir den Verlust der großen Güter, welche uns die Entwickelung des Bürgerthums im Mittelalter in Aussicht stellte, beklagen, die Möglichkeit dieser Entwickelung beim Fortgang des allgemeinen politischen Lebens läßt sich kaum denken. So ruhmvoll sich die Hansa eine lange Zeit hindurch behauptete, so war ihre Existenz doch nur in den irrationellen Zuständen des Mittelalters möglich, und mußte aufhören, sobald die privatrechtliche Haltung der Politik überhaupt aufhörte. Im heiligen römischen Reich, das seit dem Fall der Hohenstaufen überhaupt aller wirklichen Einheit entbehrte, ließ sich ein Staat im Staate denken; mit der entwickelten Fürstenmacht war er unvereinbar.

Eine ähnliche Empfindung der Hoffnungslosigkeit durchzieht die Reichstagsberichte aus der Zeit Maximilian's, die Ranke in seiner „Reformationsgeschichte" giebt; zuletzt scheint dem Verfasser die Geduld auszugehn, leeres Stroh zu dreschen. Das Entscheidende für diese Periode bleibt immer der Charakter Luthers, der auch das Einzige war, das Goethe an der Reformation interessirte. Bei dem confessionellen Standpunkt der meisten Reformationsgeschichten kommt derselbe zu wenig zu seinem Recht; das Beste über ihn, wenn auch nur in kurzem Umriß, findet man in G. Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". Der Plan dieses Buches erweiterte und vertiefte sich immer mehr unter den Händen des Verfassers, namentlich sind die Partien erfreulich, in denen das Gemüth und die Einbildungskraft des Dichters, der zugleich mehr als Dilettant in der Wissenschaft ist, sich in fruchtbaren Constructionen geltend macht. Die Geschichte des deutschen Teufels, namentlich im 16. J., die Entwickelung des deutschen Bauernlebens bis zum Mittelalter zurück — aus ihr versteht man erst gründlich, was B. Auerbach's „Dorfgeschichten" zu bedeuten haben —; die Bilder aus dem Gemüthsleben einzelner nicht gerade bedeutender Männer zu Ende des 15. J.: das alles bildet nur die historische Grundlage zu dem Bilde des großen Reformators.

„Wie jedes große Menschenleben macht auch das Leben Luthers den Eindruck einer erschütternden Tragödie, sobald man die Hauptmomente zusammendrängt. Dreigetheilt erscheint es uns, wie die Laufbahn aller geschichtlichen Helden, denen das Schicksal ward, sich auszuleben. Im Anfang bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem Zwange der um-

gebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber aus dem Innersten der Menschennatur erhärten sich unter dem Zwang des Charakters allmählich Gedanken und Ueberzeugungen zum Willen, eine That bricht hervor, der Eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Action, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des Einen auf die Welt, mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in einem Mann. Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar: auch die Seele des Volks ist endlich, aber dem Einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann zwingt die logische Consequenz seiner Gedanken, alle Geister seiner eignen Thaten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn, die Seele des Volks bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unabläßiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles, was der Einzelne nicht in sein Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Reaction der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehreren Seiten, in verschiedner Tendenz, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkt sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es krystallisirt zu einem einzelnen Bildungselement des Volks. Immer ist der letzte Theil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillen Leiden."

Zuerst wird die Bildung der Volksschicht charakterisirt, aus der Luther hervorging. „Der Knabe stammt aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geistern des Fichtenwaldes und der finstern Erdspalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirgs galt, noch stark und lebendig war. Sicher war die Phantasie des Knaben oft beschäftigt mit verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, er war gewohnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur wie in dem Leben der Menschen. Als er Mönch wurde, verdüsterten sich solche Erinnerungen der Kindheit zur Gestalt des biblischen Teufels, aber der geschäftige Versucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt ihm immer etwas von dem Antlitz des schadenfrohen Kobolds, welcher heimlich um Herd und Stall des Landmanns fuhr."

Die allmähliche Entwickelung seiner Ueberzeugungen, der Lauf seiner Thaten, wird mit Geist verfolgt. Endlich tritt der Rückschlag ein. „Oft klagte er gegen seine Freunde über die Schrecken der Kämpfe, die ihm der Teufel

verursache: er ist von Anbeginn nie so grimmig gewesen als jetzt am Ende der Welt; ich fühle ihn sehr wohl. — Wer genauer zusieht, wird hinter diesem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüth des Mannes an die alte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im schreienden Gegensatz standen zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte. Denn kein Mensch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Thaten seiner Mannesjahre. Wir selbst werden nicht neu durch neues Thun, unser inneres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schicksal erkoren wird, das größte Neue zu schaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der schlägt zugleich einen Theil seines eigenen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen. Je gewissenhafter er ist, desto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht, auch in seinem Innern. Das ist der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters. Es giebt wenig Sterbliche, welche dies Weh so tief empfunden haben wie Luther. Das Große in ihm ist, daß er dadurch niemals verhindert wurde, das Kühnste zu thun. Uns aber erscheint dies als ein tragisches Moment in seinem innern Leben." — „Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnsucht der Creatur nach idealer Reinheit des Daseins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, so waren es verdämmerte Erinnerungen des deutschen Volks aus fernster Vergangenheit, welche noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetisches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete sich vor, aber der dreißigjährige Krieg."

Der Rückschlag war ein allgemeiner. Seit 1540 untergruben die Jesuiten und ihre Anhänger alle Lebensfreude in den katholischen Landen; wie schlimm es in der protestantischen Kirche aussah, erfährt man am gründlichsten in Tholuck's „Vorgeschichte des Rationalismus". — Ein Bild von dem allmählichen Absterben des deutschen Lebensmuths hat Strauß im „Leben Frischlin's" (1856) gegeben. — Das Mißbehagen war allgemein, ein Zug von Trauer, die Neigung, Uebles zu prophezeien, sind bedeutsame Zeichen dieser Zeit. Aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften schallt schmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menschen, die unseligen, argen letzten Jahre vor dem Weltende. Zwar ist die Sittenlosigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden, aber solche Trauer hatte doch ihre Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutschen, auf ihnen lastete ein Unverstandenes, das auch die Bildung der Besten verkümmerte. Mit jeder Erweiterung der Seele steigern sich auch die Forderungen an das Leben, der idealen Neubildung hätte eine entsprechende Fortbildung der irdischen Verhältnisse folgen

müssen. Aber in zahllose Territorien unter schwache Fürsten getheilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutschen Seele, was ihr zum fröhlichen Leben unentbehrlich ist, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinsames Wollen, welches die Menschen vorzugsweise freudig und mannhaft macht. So gingen die Deutschen schon innerlich erkrankt in den dreißigjährigen Krieg. Dieser zerstörte die Volkskraft und isolirte die Deutschen zu Einzelleben. — Die Schilderung dieses Krieges, und was Deutschland in ihm verloren, ist der Inhalt des 2. Bds. von Freytag's „Bildern": keine Specialgeschichte hat dies Elend so gründlich dargestellt.

Nur Eins hob sich glänzend aus dieser Zeit des Jammers hervor, der werdende preußische Staat, der Staat des großen Kurfürsten. — Diese Regierung ist der Kern des großen Werks, in dem Droysen seit 1855 die Versuche Stenzel's und anderer Vorgänger zu überbieten, die „Geschichte der preußischen Politik" in ihrem philosophischen Zusammenhang wiederzugeben sich bemüht. Es ist nicht leicht, in der Zeit des absterbenden Mittelalters die leitenden Fäden zu erkennen, wo die Rechnung auch des verständigsten Zeitgenossen durch die wachsende Verwirrung fortwährend gestört, wo auch der mächtigste Wille von den Verhältnissen hin und hergeschoben wird. Aber mit bewundernswürdiger Sicherheit stellt Droysen schon in den Anfängen des preußischen Staats die Aufgabe, die ihn in's Leben rief und wachsen ließ, actenmäßig an's Licht. Das Lebensprincip der Marken hatte sich schon zur Zeit der Kreuzzüge entwickelt, und es war lediglich die treue Pflege dieser Idee, durch die das Geschlecht der Hohenzollern groß geworden ist. Droysen hat das Verdienst, diese wichtige Thatsache urkundlich nachgewiesen und psychologisch begründet zu haben.

„Es giebt mancherlei Ansicht über Art und Aufgabe der historischen Studien. Vielleicht darf man alles zusammenfassend sagen, ihr Wesen sei, forschend verstehn zu lernen. Eine Bezeichnung, die sich auch darum dem ihr weiter Nachgehenden empfehlen mag, weil sie die Ansprüche mit umfaßt, die unsere Wissenschaft, und in sinkenden Zeiten nur um so ernstlicher, festzuhalten die Pflicht hat. Denn jedes Blatt der Geschichte giebt Zeugniß von dem Walten der sittlichen Mächte, das allein das Leben lebenswerth macht; und denen, die alles und endlich auch ihr Denken aus der ewigen Materie und dem Spiel der Stoffe ableiten zu müssen glauben, tritt unsre Wissenschaft mit der ganzen Wucht ihres Inhalts entgegen. Sodann: sie hat es mit Nichten nur mit der Todtenmaske der Vergangenheiten zu thun; auch die fernen, wie viel mehr erst die nähern sind noch da, leben, wirken noch mit; nur ihre Summe ist das Jetzt und Hier, in das jeder hineingeboren wird, an seinem Theil das Gewordene mit dem, was werden will, zu ver-

mitteln; sie sind dem Staate, dem Volk, jedem geschichtlichen Leben die Bedingung und der Stoff seines weiteren Werdens. Verstehend und verstanden ist ihnen ihre Geschichte ein Bewußtsein über sich, ein Verständniß ihrer selbst. So fordert sich unsre Wissenschaft ihre Stelle und ihre Pflicht in dem zu Werdenden; was um uns her und mit uns geschieht, was ist es anders als die Gegenwart der Geschichte, die Geschichte der Gegenwart."

„Schon sonst haben sich meine Studien der preußischen Geschichte zugewandt. Bewundert viel und viel gescholten, wie sonst so heut, von Andern anders ausgedeutet und ausgebeutet, erscheint sie nur um so mehr als eine der bezeichnendsten Gestaltungen, die das tief bewegte und schwer ringende Leben unsrer Nation hervorgebracht hat. Es trieb mich, dieser Geschichte weiter bis zu ihren Anfängen nachzugehn, in ihr diesen Stoff verstehn zu lernen, der in guten und bösen Tagen unsers Volks eine so scharf gezeichnete Rolle gespielt hat, dem es zu Theil geworden ist, von den immer neuen Gegensätzen, die das Leben zerklüftet haben, die einen zu versöhnen, die andern zu bewältigen, um von andern desto hartnäckiger angefeindet oder im Innern ergriffen und erschüttert zu werden. Was sich mir in solchen Studien ergeben hat, will ich darzustellen versuchen, unbekümmert um die Ebbe und Fluth des Augenblicks. — Den preußischen Staat trägt keine natürliche Nothwendigkeit weder des Gebiets, das er umfaßt, noch der Millionen, deren Mitleben in der Geschichte er vermittelt. Wie zufällig scheinen Land und Leute sich gerade so zusammengefunden zu haben. Und doch zeigt die vierhundertjährige Geschichte dieses Staats eine Stetigkeit des Wachsens, eine Bestimmtheit der Richtungen, einen geschichtlichen Charakter, wie immer nur die lebensvollsten staatlichen Bildungen haben; Vorzüge, die in dem Glück und Geschick ausgezeichneter Regenten mehr ihren Ausdruck als ihre Erklärung finden. Was diesen Staat gegründet hat, ist eine geschichtliche Nothwendigkeit. Zu seinem Wesen und Bestand gehört jener Beruf für das Ganze, dessen er fort und fort weitere Theile sich angegliedert hat. In diesem Beruf hat er seine Rechtfertigung und seine Stärke. Er würde aufhören nothwendig zu sein, wenn er ihn vergessen könnte; wenn er ihn zeitweise vergaß, war er schwach, verfallend, mehr als einmal dem Untergange nah." — Es ist bemerkenswerth, daß dies 1855 geschrieben wurde, in einer Zeit, wo man über der dumpfen, kalt boshaften und unproductiven Reaction in Berlin den Beruf Preußens fast ganz aus den Augen verloren hatte.

Wenn Droysen bisher nur den eigentlichen Gründer der preußischen Macht in Deutschland, den großen Kurfürsten, in das rechte Licht gesetzt hat, so mußte die Frage nach dem Könige, der Preußen in die Weltgeschichte eingeführt, sich bald viel lebhafter regen. Was Ranke nach dieser Richtung

versucht, ist wohl das schwächste unter seinen Werken; die Historiker des vorigen Jahrhunderts nehmen einen veralteten Standpunkt ein. Als Macaulay's abfälliges Urtheil bekannt wurde, regten sich von allen Seiten die deutschen Publicisten, ihren nationalen Helden zu vertheidigen; ein Sturm der Entrüstung brach los, als (1860) der Prophet des höhern Welfenthums, Onno Klopp, die Gestalt des großen Königs bösartig zu einer scheußlichen Carricatur verzerrte. An Macaulay hat uns Carlyle mit seiner Apotheose Friedrichs gerächt; das Gemüthsleben Friedrichs nachzuempfinden, ist G. Freytag in seinen „Neuen Bildern" (1862) am besten gelungen; hier nur ein Zug daraus. „Sehr ungerecht haben ihn die beurtheilt, welche ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen. Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Aeußerungen der Nichtachtung liegen in der Regel dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit ... Friedrich hatte ebensosehr das Bedürfniß, sich das Leben zu idealisiren, als den Drang, sich und Andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören ... Er besaß in hohem Grade jene eigenthümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eignen Wesens umzubilden strebt; es war ihm Bedürfniß, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls das Bild seiner Lieben sich zuzurichten, und das Verhältniß, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei. Wurde ihm einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen ... Solche Gabe wird doppelt verhängnißvoll für einen König, dem Andre so selten sicher und gleichberechtigt gegenübertreten. Friedrich wurde dies Bedürfniß nach idealen Verhältnissen durch seinen durchdringenden Scharfsinn gekreuzt, und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche sich gegen jede Illusion unwillig sträubte. Sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete ... Im Alter wurde es in ihm stiller und kälter; gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Augenblicken das Innere, dann bricht der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist."

Sehr schön hat Freytag in der Charakterskizze der aufeinanderfolgenden Jahrhunderte nachgewiesen, wie durch die Erscheinung des großen Königs auch die Seele des Volks erweitert und höher gestimmt wurde; am besten in dem Leben eines Edelmanns von 1750. Die Culturzustände der Zeit hat er mit Einsicht nach allen Richtungen durchforscht. Eine Reihe tüchtiger Schriftsteller hat ähnliche Versuche gemacht, alle rechtfertigen das schöne Wort

Goethe's über die Bedeutung Friedrichs für die deutsche Literatur. — Das 18. J. übt auf uns Nachgeborne eine große Anziehung: während der Anfang unsers Jahrhunderts seinen Vorgänger mit den ungerechtesten Vorwürfen überhäufte, tritt ihm gegenwärtig volles Verständniß gegenüber. Daß wir seine Erben sind, seine Aufgaben, wenn auch vertieft, durchzuführen haben, diese Erkenntniß bricht sich in allen Kreisen Bahn; selbst der so viel geschmähte Voltaire kommt wieder zu Ehren. Dies ist der Kern in Hettner's „Literaturgeschichte", in Kuno Fischer's trefflicher Geschichte der Kantischen Philosophie, welche die alten Constructionen der Hegelianer weit hinter sich läßt: jetzt erst lernt man verstehn, was Kant eigentlich gewollt. Derselbe Geist im „Leben Diderot's" von K. Rosenkranz. Und hier muß noch mit höchsten Ehren das „Leben Mozarts" von O. Jahn erwähnt werden, ein Meisterstück sachlicher Darstellung, dem andere Monographien der Musikgeschichte, Chrysander über Händel, Marx über Gluck, gefolgt sind: alle Schätze jener Zeit sollen aufgespeichert und dem Verständniß erschlossen werden.

Für die politische Geschichte ist Heinrich v. Sybel's „Geschichte des Revolutionszeitalters von 1789—1795" (1855) bahnbrechend, der freilich Tocqueville's glänzende Untersuchungen vorangingen. Sybel hat sich durch langjährige, eindringende und gewissenhafte Studien auf sein Werk vorbereitet; er hatte das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig, als er an die Ausarbeitung ging. Außer der fast unübersehbaren Memoirenliteratur hat er noch die Departementalgeschichten Frankreichs, die handschriftlichen Documente in den Archiven zu Paris und Brüssel, die Depeschen des State paper Office in London und eine reiche Sammlung von Briefen und Depeschen deutscher Staatsmänner und Feldherrn benutzt. Es kam ihm nicht, wie den meisten seiner Vorgänger, auf die lebhafte, anschauliche, episch gegliederte Schilderung der einzelnen Ereignisse an, sondern auf eine gewissenhafte Analyse der sittlichen Zustände, auf eine methodische Auseinandersetzung des Causalzusammenhangs in einer der wichtigsten Uebergangsperioden der Weltgeschichte. Es war ein Unglück für Deutschland, daß für die Geschichte der Revolution fast ausschließlich die französische Auffassung den Ton angab; die gleichzeitige Entwickelung Deutschlands wurde als eine unvermeidliche aber unbequeme Zuthat betrachtet, über die man so schnell als möglich hinwegeilte. Sybel's Standpunkt ist zwar nicht lediglich der deutsche, aber der wissenschaftliche, was in diesem Fall zu demselben Resultat führt. Mit schonungsloser Härte enthüllt er die Unwürdigkeit in den Einzelheiten jenes geschichtlichen Processes, die man bisher mit einem romantischen Firniß überkleidet hatte. Jener Zersetzungsproceß sondert sich in drei Gruppen: die französische Revolution, den Untergang Polens und die Auflösung des deutschen Reichs bis zu dem Augenblick,

wo innerhalb desselben der Friede zu Basel zwei einander fremde oder wohl gar feindliche Staatengruppen enthüllte. — Durch Sybel ist jener poetische Nimbus entfernt worden, mit dem französische und deutsche Schriftsteller das freche Willkürregiment der Jakobiner umkleidet haben. Man gedachte früher des Terrorismus zwar mit Schauder, aber immer mit einem gewissen Respect, als einer entsetzlichen aber großen Zeit. Diese Auffassung ist fortan unmöglich. Wir dürfen den Helfershelfern Robespierres nicht blos den Vorwurf der Immoralität, sondern den schlimmern der Schwachköpfigkeit machen; die unglaubliche Misere dieser Freiheitshelden ist schonungslos an's Licht gebracht. Ebenso ist schlagend gezeigt, daß der Jakobinismus, gegen das gewöhnliche Vorurtheil, in einem eminenten Sinn socialistisch war, daß er nicht durch die auswärtigen Mächte zum Schrecken gezwungen wurde, sondern die Mächte zum Kriege zwang; daß er sie nicht durch Schrecken besiegte, sondern daß ihre eigne Unfähigkeit und Uneinigkeit die Sache entschied. — Eine ähnliche Kritik übt Sybel an Polen aus. Bisher verlor sich der nüchternste Mensch, wenn er auf die Theilung Polens zu sprechen kam, in Declamationen, und wenn jemand die Dinge beim rechten Namen nannte, wurde er der Herzlosigkeit beschuldigt. Sybel zeigt, was Polen war. Der Staat ist nicht durch die Bosheit fremder Mächte untergegangen, sondern durch sich selbst, weil seine innere Lebenskraft ausgegangen war, und seine Nachbarstaaten, so viel niedrige Motive ihrem Handeln zu Grunde lagen, verfuhren im Ganzen der innern Nothwendigkeit ihrer Lage gemäß. Ueber die schmähliche Haltung der deutschen Mächte in jener Zeit ist alle Welt einig; aber Sybel zeigt, daß die Rivalität zwischen Oestreich und Preußen mit ihren letzten Folgen, den Frieden von Basel nicht ausgeschlossen, keineswegs an den bösen Willen Einzelner geknüpft war, daß sich in ihr nur jene Dialektik der Geschichte vollzog, deren Ursprung in dem innersten Kern der deutschen Nation zu suchen ist.

So scharf Sybel die Misere der Revolution im Einzelnen verfolgt, verliert er doch die große Perspective des Ganzen nicht aus den Augen. „Die Revolution war nur die Fortsetzung des Strebens, welches Europa seit Columbus, Luther und Copernicus geleitet hatte. Es war die Beseitigung aller eingebildeten Autoritäten, die Lösung aller willkürlichen Bande, die Sprengung aller unnatürlichen Schranken. Die Welt wiederholte sich das alte heilige Wort: du sollst keinen Götzen dienen, die von Menschenhänden gemacht sind. Es giebt keine Stelle in Europa, wo der Geist der Neuerung, der Trieb nach echter Wahrheit und wahrer Menschlichkeit nicht empfunden würde. Dieser Geist war in seinen Wünschen schöpferisch und human, aber auch nach seinem ganzen Wesen zerstörend und unbändig. Die alten Ordnungen waren gesunken, die neuen Gesetze aber noch weit von Anerkennung und Durchführung entfernt.

Für's Erste schwankte der ganze Boden der Zeit, alte Schlacken und rohe Keime lagen wirr durcheinander, alle Leidenschaften rührten sich und der Gewalt allein schien die Welt zu gehören. Indem die Zeit sich stark genug fühlte, um keine Götzen verehren zu wollen, so geschah es nicht selten, daß sie überhaupt nichts verehrte als die eigne Stärke. Indem sie die willkürlichen Gesetze abzuthun trachtete, vergaß sie in manchem entscheidenden Augenblick, unter welchen ewigen Gesetzen die Natur des Menschen selbst steht, und fand dann bei dem Bruch der äußern Zucht nur noch die eigne Leidenschaft und Willkür als Führerin. Auch der Gedanke der modernen Freiheit ist bei seinem schöpferischen Entwicklungsgange den Leidenschaften der Menschen anheimgefallen; so wenig aber sein Werth den mit ihm getriebenen Mißbrauch entschuldigt, so thöricht wäre es, umgekehrt wegen des Mißbrauchs seine lebenspendende Bedeutnng in Abrede zu stellen. Es ist nicht schwer die Ursachen zu erkennen, aus denen die Sache der Freiheit eine für das ganze Jahrhundert so verhängnißvolle Wendung genommen hat. Der Grund liegt mit grauenvoller Deutlichkeit in dem sittlichen Zustand Frankreichs und zwar des alten, feudalen, conservativen Frankreichs zu Tage. Man kann sich hier nicht wundern, daß der Freiheitssturm alles Bestehende in Trümmer warf, denn hier war alles schon seit Menschenaltern in seinem sittlichen Kern angefault und erkrankt. Es war ein Zustand, der sich ohne Uebertreibung mit jenem des byzantinischen Kaiserthums vergleichen läßt, dieselbe Versumpfung der regierenden Stände und dasselbe Elend des verachteten Volks — nur daß letzteres in Rom vollkommen ermattet den Staat gänzlich aufgab, um sich der gnadenspendenden Kirche unbedingt in die Arme zu werfen, während es in Frankreich wenigstens nationales Ehrgefühl empfand und so mit einem wüthenden Verzweiflungskampf innerhalb des Staates seine Rettung suchte. Bei solchen Verhältnissen wird jede Bewegung krampfhaft und verzerrt, wie erhaben und rein der geistige Antrieb dazu auch sein möge, und wenn man das Christenthum deshalb nicht herabsetzt, weil auf seinen Ruf die versunknen Römer ebenso den Pflichten und Arbeiten wie den Lastern dieser Welt den Rücken gewandt, so soll man auch die Idee der Freiheit nicht deshalb verurtheilen, weil ihr Bild die Zöglinge Ludwig's 15. zu Wildheit und Frevel entflammt hat."

Mit ebenbürtiger Kraft kämpfte in derselben Zeit (1854—1857) L. Häusser in der „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" für die preußische Hegemonie, die er 1848 mit Gervinus in der „deutschen Zeitung" vertreten, die er als Mitglied der badischen Kammer wie in seiner akademischen Thätigkeit in Heidelberg mit gleich erfreulichem Erfolg verfocht. Nach beiden Seiten hin ist durch seinen frühzeitigen Tod eine Lücke entstanden, die schwer auszufüllen sein dürfte, da

nur ein Süddeutscher Aussicht auf eine gleich günstige Wirksamkeit haben kann. Sein Werk ist im Ganzen populärer geworden als das Sybel's: das männlich tüchtige Urtheil, der gesunde Menschenverstand, die edle aus voller Brust tönende Leidenschaft fanden leichteren Anklang, als das sorgfältig, ja allseitig erwägende Urtheil des Andern, der darin den Schüler Ranke's ebenso verräth, als Häusser den Schüler Schlosser's. In den Resultaten kamen beide Werke überein. Sybel versuchte einige Jahre hindurch, da König Maximilian von Bayern in edlem Eifer für die deutsche Wissenschaft Gelehrte jeder Art heranzog, die deutsche Geschichtsforschung in München zu centralisiren: vielleicht ist es kein Unglück, daß dieses Unternehmen nicht ganz den gewünschten Erfolg hatte.

Indeß hatte Napoleon 3. der europäischen Politik eine neue Wendung gegeben. Den Vorurtheilen seines Volks entgegen öffnete er sein Land dem freien Verkehr; durch den Krieg, den er gegen Rußland erregte, zerstörte er das alte Allianzsystem; in dem italienischen Feldzug eröffnete er dem Princip der Nationalstaaten zum ersten Mal freien Spielraum. Gleichzeitig erweckte die „Neue Aera" größere Hoffnungen für Preußen, der „Nationalverein" schien einen Umschwung der deutschen Nation von Innen heraus zu verheißen. Leider verlor er bald die richtige Waage für die realen Mächte: den Feinden machte er verhängnißvolle Zugeständnisse, befreundete Kräfte stieß er ab, über seinen eignen Einfluß machte er sich die seltsamsten Illusionen. Die Phrase, durch Massenversammlungen genährt, wurde wieder übermächtig. Man machte an Preußens Kraftentwicklung ungebührliche Forderungen, und geizte mit den dazu nöthigen Mitteln: so kam es zum Verfassungsconflict, und der Weg der deutschen Politik schien wieder ganz in der Irre zu verlaufen.

Auch die tüchtigste historische Bildung hielt nicht immer Stand gegen die Zeitströmung; dennoch fand im Großen und Ganzen das Gemeingefühl sich wieder. Bei aller Leidenschaftlichkeit, mit der die Zuschauer auf der Tribüne die preußischen Staatsmänner auszischten, die ihrer Rolle nicht gewachsen schienen, der Glaube an Preußen selbst wankte doch nur für Augenblicke. Man werfe einen Blick in die von S. Hirzel veranlaßte „Staatengeschichte der neuesten Zeit" (seit 1814), an der bedeutende Forscher, wie v. Bernhardi, Baumgarten, Springer, Rosen u. A. arbeiten, es ist doch im Grunde ein Gefühl, daß all diese Anschauungen belebt, und ohne dies Gefühl hätten die großen Thaten von 1866 nicht die genügende Frucht getragen.

Es war ein richtiger Instinct, wenn man annahm, daß nur im Bund mit der Freiheit Preußen seine Kräfte zur Geltung bringen kann. Die Reaction war seit Stahl in ihrer Doctrin um keinen Schritt vorwärts gekommen, aber auch dem Liberalismus fehlte es an Selbstkritik. Es war

R. Gneist, der in seinem „englischen Verfassungs- und Verwaltungsrecht" (1857) dieser Selbstkritik Bahn brach, und wenn sein Werk auch nur langsam durchdrang, nach Aufräumung alter eingewurzelter Irrthümer die Grundlage für eine richtige Ansicht vom Staat bildete.

Die frühern Staatsrechtslehrer hatten durchweg darin gefehlt, daß sie den Begriff des Staats abstract auffaßten. Entweder sahen sie darin ausschließlich ein Bild dessen, was sein soll, oder ausschließlich ein Bild dessen, was war: in Wahrheit ist er beides, und nur durch Anerkennung beider Seiten wird der Begriff concret. Das ganze 18. J. leitete den Begriff des Staats aus dem Begriff des Menschen an sich ab, und bemühte sich, einen Staat zu construiren, der diesem Begriff entspräche; erst theoretisch, dann praktisch; in beiden machte es Fiasco. Wenn dieser aprioristischen Anschauung Freiheit und Gleichheit die höchsten Ideale waren, so ging die entgegengesetzte Richtung von dem Begriff der Abhängigkeit aus. In der wirklichen Welt kann kein Einzelner seinen Bedürfnissen völlig genügen, er ist, je nach dem Maß seiner Stärke, seiner Klugheit, seines Besitzes u. s. w. von Andern abhängig; das System dieser in verschiedenen Stufenleitern erscheinenden Abhängigkeit ist die wirkliche Gesellschaft, und jeder Versuch, dieselbe aufzuheben, eine Utopie oder ein Frevel. Der erste, der mit Ernst und Humor diese Ansicht vertrat, war J. Möser; K. L. v. Haller brachte sie in ein vom Fanatismus gefärbtes System. — Die beiden Gegensätze hatte eines gemein: sie wollten Idee und Erscheinung identificiren. Es handelt sich aber um zweierlei: um die Erscheinung, das gegenseitige Abhängigkeitsverhältniß, die Gesellschaft; und um den jedem Menschen angeborenen und nothwendigen Begriff, den Staat. Der Irrthum des Liberalen, der einen Staat auf dem Begriff aufbauen will ohne Rücksicht auf das Naturgesetz der bestehenden Gesellschaft, ist nicht größer als der Irrthum des Conservativen, der das Naturgesetz der erscheinenden Gesellschaft zugleich zum Gesetz für den Willen des Politikers, zum kategorischen Imperativ für den Staat machen will.

Ad. Smith vollzog in großem Sinne die Analyse der aus der Arbeitstheilung hervorgegangenen erscheinenden Gesellschaft, die Volkswirthschaftslehre: er und seine Nachfolger gingen darauf aus, die Thätigkeit des Staats möglichst einzuengen, da die Gesellschaft, von ihren Interessen geleitet, sich schon von selbst helfen werde. Die Interessen wurden mehr und mehr in materiellem Sinn aufgefaßt, die moralischen Motive als gleichgiltig bei Seite gestellt. Da nun auch die materiellen Interessen sich durchkreuzen, so stellten die Franzosen Harmonie der Interessen als Ideal der Volkswirthschaft auf. — Seit einem Menschenalter haben nun auch die Deutschen sich in diese Studien vertieft, und wenn zuerst die einseitigste Abstraction zu dominiren schien, so

erkannte man bald den Werth der sittlichen Bestimmungen auch für die Oekonomie: Männer wie Prince Smith, Lette, Michaelis, Roscher, Schulze-Delitsch haben sich darin ein hohes Verdienst erworben. Nebenbei ist kein Studium so geeignet, die leere politische Phrase zu bekämpfen, als die Volkswirthschaft.

Freilich ist auch keines so dazu angethan, den Dilettanten zu beschäftigen. Wenn alle principiellen Oekonomen darauf ausgehn, den Gegensatz der Stände auszugleichen, den Einzelnen vom Stande, von der Corporation zu emancipiren und ihn zur freien Association anzuregen, so hat der Romantiker dagegen Freude an dem bunten Durcheinander und dem Naturwuchs festgegliederter Stände. Das anmuthigste Geplauder in diesem Sinn ist Riehl's „Naturgeschichte des Volks", (1854) ein Idyll, über die „gute alte Zeit", die freilich nie existirt hat.

Gneist nun hat zweierlei gezeigt. Einmal. Der Staat soll auf die Bedingungen der Gesellschaft eingehn, aber nur, um dieselbe seinen Zwecken dienstbar zu machen; hergeleitet werden aus der Beschaffenheit der Gesellschaft kann er ebensowenig, als der kategorische Imperativ aus der Psychologie: das Tollste wäre, die bestehende Gliederung der Gesellschaft fixiren, gewissermaßen versteinern zu wollen. Sodann. Aus dem Naturwuchs der Gesellschaft ergeben sich die realen Kräfte, und jede reale Kraft repräsentirt ein Recht; aus dem Begriff des Staats, der durch Freiheit angestrebt sein will, die Pflichten; die Aufgabe ist nicht, die Harmonie der Interessen herzustellen, eine Aufgabe, der die sich selbst überlassene Gesellschaft nie gewachsen sein würde, sondern: die Harmonie der Rechte und Pflichten. Rechte im Staat hat nur, wer Pflichten in der Gesellschaft erfüllt: aus der Combination dieser Begriffe geht der Begriff der Amts-Gentry hervor, den Gneist mit einem wunderbaren Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aus der englischen Geschichte herausconstruirt.

Ein Staatswesen, welches so gewaltige Aufgaben wie der heutige Staat zu erfüllen hat, in der Vertheidigung nach Außen, im Rechtsschutz der schwächern gegen die stärkern Classen, in der Vereinigung widerstrebender sich bekämpfender Gesellschaftsgruppen, in der Erhebung, Belehrung, Förderung des sittlichen und wirthschaftlichen Lebens der zahlreichsten und der schwächsten Classen des Volks, bedarf in der Gesetzgebung und Besteuerung der Centralisation; die Decentralisation kann sich nur auf die Verwaltung beziehn: Heranziehung der Communen zur Ausführung der Gesetze und bei Erhebung und Verwendung der Steuern. Oft wird auf dem Continent für Gemeinden und Corporationen eine Selbstständigkeit beansprucht, die mit dem Wesen des heutigen Staats unvereinbar ist: ihre Rechte reichen genau so weit wie ihre

Pflichten. Die Mannigfaltigkeit der Aufgaben des Staats verbietet einen Rückfall in die mittelalterliche Isolirung der Elemente, aus denen der heutige Staat zusammengesetzt ist.

Wie gewaltig die Geldanforderungen des Staats gewachsen sind, wie überwiegend die Geldwirthschaft die einstigen Naturalleistungen verdrängt hat, so muß doch die Gegenwart unablässig daran erinnert werden, daß ein gesundes Staatswesen der geistigen und sittlichen Kräfte des Individuums ebenso bedarf wie seiner Steuern, daß das Staatswesen andern Gesetzen folgt als die Volkswirthschaft, daß also der Grundsatz der Arbeitstheilung unzureichend ist für die Gestaltung des Staats. In jedem Gebiet des Communallebens ist das Verhältniß von Steuer und Amt, von Geldleistung und persönlichem Dienst ein anderes und künstlich verflochtenes. Nur eine Gesetzgebung, die nicht durch den unmittelbaren Einfluß der gesellschaftlichen Classen beherrscht wird, kann dies Gleichgewicht erhalten, indem sie nach der Natur der Gemeindepflichten den persönlichen Dienst so weit festhält und erzwingt, als es praktisch möglich ist.

Die Geltung der Stände kann nicht auf dem beruhen, was sie einst waren, sondern nur auf dem, was sie sind. Die Geltung in der Gesellschaft beruht auf dem Besitz; die Geltung im Staat beruht auf den Leistungen für das Gemeinwesen, also Steuern und Amt. — Staat und Gesellschaft bestehen aber aus denselben Personen. Die Macht des Besitzes macht sich auch im Staat geltend, unabhängig, ja im Widerspruch mit seinen Leistungen für das Gemeinwesen; jeder Besitz gilt auch neben der Verfassung und gegen die Verfassung. Auf diesem Widerspruch beruht die Geschichte der untergehenden Verfassungen. — Alternde Völker erliegen diesem Widerspruch; lebenskräftige und gesunde lösen ihn einfach, indem der Besitz die Leistungen für den Staat (Kriegsdienst, Amt, Steuer) freiwillig übernimmt, die ihm zukommen, d. h. die dem Maß seiner gesellschaftlichen Geltung entsprechen. Darauf beruht die Möglichkeit und das Wesen der Republik. — Allein diese Lösung ist nur möglich bei Völkern einfacher Gesellschaftsordnung, deren Gesellschaft auf einer Hauptbesitzweise beruht. Sie ist unmöglich bei zusammengesetzter Ordnung. Ländlicher, städtischer, geistiger Besitz verstehn sich wohl innerhalb ihres Lebenskreises zur Uebernahme einzelner staatlicher Pflichten; sie verstehn sich niemals dazu gegenüber den geschiedenen Kreisen. Hier bedarf der Staat eines selbstständigen Vertreters, um durch gleichen Zwang gegen die widerstrebenden Gruppen die Harmonie, die Einheit, die Freiheit im Staat herzustellen. Darauf beruht die legitime Monarchie. — Die legitime Monarchie hat in England das Selfgovernment geschaffen, das nicht naturwüchsig entsteht, sondern nur durch positive Acte der Staatsgewalt.

Die Eigenthümlichkeit der englischen Staatsbildung beruht darauf, daß im 11. J. durch die Eroberung und durch die Ineinanderschiebung zweier Nationalitäten der Staat der Gesellschaft vollständig Herr wurde, indem eine thatsächlich unumschränkte Monarchie entstand, die alle bisherigen ständischen Freiheiten auflöste und die gesammte freie Bevölkerung Englands vom größten Herrn herab bis zum knappenlosen Ritter dem König in gleich unbedingter Weise unterwarf. So gelangte in England der Staat am frühesten zu allem, was ihm zukommt, indem er eine vollständige Kriegs-, Gerichts-, Polizei-, Finanz- und Kirchenhoheit ausübt, und die gesammten besitzenden Classen sich dienstbar macht. Von einer Bevorrechtung der höhern Stände, von Steuerfreiheit des Adels, von gutsherrlicher Polizei, von einer Rechtsungleichheit der verschiedenen Classen, von einem privilegirten, von den Staatslasten befreiten Geburtsstand ist in England niemals die Rede gewesen. — Die besitzenden Classen vermochten die persönliche und politische Freiheit nur wiederzugewinnen, indem sie sich mit den damaligen Mittelständen, die rechtlich und thatsächlich in durchaus gleicher Lage waren, zu gemeinsamer Action vereinigten. Die Kirche und der große Besitz waren durch ihre Stellung genöthigt, in diesen Freiheitskämpfen sogar voranzugehn. Nach mannigfachen Wechselfällen wurden dieselben dahin beigelegt, daß die höhern Classen zu neuen Staatsleistungen herangezogen wurden, indem sie in unentgeltlichen Ehrenämtern die Verwaltung der Kreise und Ortsgemeinden nach den Gesetzen des Landes übernahmen, und dafür neue politische Rechte, die Theilnahme an der mit dem König über Gesetze, Steuern und deren Verwendung beschließenden Landesversammlung (Parliament) eintauschten. Die Gestaltung dieser Verhältnisse durch eine Reihe organischer Gesetze beginnt mit Eduard 1. Der Grundcharakter dieser Gesetzgebung, in der es sich wesentlich um die Ordnung des öffentlichen Rechts handelt, ist die Verbindung der Staatsverwaltung mit der Grafschaftsverfassung in der Weise, daß die Ausübung der ungeschmälerten Staatshoheitsrechte durch gesetzlichen Auftrag in die Grafschafts- und Stadtverbände übergeht. So bildet sich das Selfgovernment, das darin besteht, daß die Kreise und Ortsgemeinden Englands von den höhern Ständen und den Mittelständen in Ehrenämtern (also unentgeltlich) verwaltet werden — nach den Gesetzen des Landes mittelst Communalsteuern. Diese Gestaltung der Kreis-, Stadt-, und Ortsgemeinden ist die eigentliche Lebenswurzel der englischen Verfassung, aus der in unverwüstlicher Triebkraft die Harmonie der Stände, die Gesammtheit der Parlamentsrechte, der feste Sinn zu ihrer Behauptung und rechten Ausübung, die politische Freiheit, die sittliche Tüchtigkeit der Nation hervorgegangen ist. Die Selbstthätigkeit der besitzenden Classen in Kreis- und Gemeindeamt ist das Lebensprincip der Parlamentsverfassung, das

Mittel, durch welches der Staat Herr der Gesellschaft bleibt, durch welches er den erwerbenden, besitzenden, genießenden, politisirenden Menschen zwingt, das praktische Verständniß und den rechten Sinn zu gewinnen für das, wodurch der Mensch würdig wird, ein freier Mann zu sein in einem freien Staat. Die Parlamentsverfassung ist nur eine naturgemäße Folge dieser Kreisverfassung, die ihre Voraussetzung bildet. Das Ober- und Unterhaus entsteht dadurch, daß diejenigen Elemente, Personen und Corporationen, welche die Staatspflichten erfüllen, zusammengefaßt werden zu den entsprechenden politischen Rechten. Aus den steuernden sich selbst verwaltenden Communen hat sich das Unterhaus, aus der Selbstthätigkeit der höhern Stände im obrigkeitlichen Amt hat sich das Oberhaus zusammengefügt, als ein erblicher Rath der Krone, soweit jene Gewohnheit der besitzenden Classen, in Ehrenämtern die Kreise und Gemeinden zu verwalten, eine erbliche wurde. Das Königthum hatte dadurch nichts eingebüßt. Es war innerhalb der durch die Verfassung gezogenen Schranken, durch die es in Gesetzgebung, sowie in Beschaffung und Verwendung der Staatsgelder an die Zustimmung der Stände gebunden war, der unabhängige, mächtige Regierer des Staats geblieben, und es hat sich auf dieser Stelle, berathen durch seinen engern aus dem hohen Civil- und Militär gebildeten Staatsrath (Privy Council) Jahrhunderte lang glänzend und kraftvoll bewährt.

Die wiederholte Treulosigkeit der Stuarts führte zu neuen Kämpfen, die mit der in der Declaration der Rechte ausgedrückten Verlegung des Schwerpunkts der staatlichen Gewalt endigten. Alle außerordentlichen Regierungsgewalten werden von dem King in Council auf den King in Parliament übertragen. Dadurch wird das Parlament ganz abweichend von der alten Rechtslehre ein actives, und zwar das wichtigste active Glied der Staatsverwaltung, in der es die eigentlich königlichen Regierungsgeschäfte durch Private Bills erledigt, deren Zahl von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maß anschwillt. Folgeweise gelangt unter diesen Umständen auch die laufende Verwaltung in die Hände von Ausschüssen der Parlaments-Majoritäten (Cabinet), die dann, formell noch immer als Kings Council, in Wahrheit als Vertrauensmänner des Parlaments die Geschäfte erledigen. Die Praxis führt dahin, den Monarchen von einer geregelten Berathung über die Initiative neuer Maßregeln auszuschließen. — Diese Allgewalt des Cabinets wird dadurch minder schädlich, daß die Gesetze für die Ausübung der Staatshoheitsrechte scharf specialisirt sind, der Ministerrath mit der bestrittenen Auslegung und Anwendung derselben nichts zu schaffen hat, vielmehr die ordentlichen, von der Parteiregierung gänzlich unabhängigen Gerichte über das Verwaltungsrecht entscheiden, und daß die ganze Localverwaltung von den Ministerwechseln unberührt bleibt; daß das Oberhaus etwa versuchte Abänderungen bestehender

Gesetze mittels bloßer Majoritätsbeschlüsse des Unterhauses durch sein verfassungsmäßiges Zustimmungsrecht verhindert; daß endlich die kirchlichen Verhältnisse ihre Unabhängigkeit von der laufenden Staatsverwaltung wiedererhalten haben, und ebenso die Rechtsinnungen als die Universitäten und andre gelehrte Körperschaften durch starke corporative Selbstständigkeit gänzlich außerhalb des Bereichs der Gewalt der zeitigen Minister stehn. Das Entscheidende indeß bleibt immer die genaue Fixirung und Gestaltung des Verwaltungsrechts, ohne dessen festen Rahmen eine Parteiregierung in England ebenso verkehrt sein würde, als sie es sonst überall ist.

Die ganze englische Verfassung ist in Wirklichkeit aus der Verwaltung hervorgegangen. Die gleichmäßige Gewöhnung aller Classen an die directe Steuerpflicht, die Gewöhnung der höhern Stände an die persönlichen Amtspflichten hat ihnen den gebührenden Einfluß zuerst in engern Kreisen gesichert, und seit dem 18. J. den beherrschenden Einfluß einer regierenden Classe auf Gesetzgebung, Besteuerung und Verwaltung des Landes vollendet. Aus der englischen Weise der Vertheilung der Steuern und der Amtspflichten folgte die parlamentarische Verfassung mit derselben Nothwendigkeit, wie auf dem Continent aus der Gestalt der Steuern und Amtspflichten der reine Beamtenstaat hervorgehen muß. Das Verständniß der englischen Verfassung auf dem Continent wurde erschwert, theils durch die völlig verschiednen ständischen Grundlagen, theils durch die Entwöhnung der höhern Stände von den persönlichen Lasten des Staatswesens, herbeigeführt durch jene Arbeitstheilung, die wir den absoluten Staat zu nennen pflegen.

Das Staatswesen, welches aus dem Zerfall des karolingischen Reichs hervorging, konnte nicht wie in England unmittelbar eine monarchische Regierung erzeugen; sondern, den natürlichen Machtverhältnissen folgend, sonderten sich Land und Stadt und Kirche in selbstständige Lebenskreise, innerhalb welcher immer nur eine Seite des heutigen Staatswesens zur Entfaltung kommen konnte, zwar lebensfrisch und großartig, aber immer gebunden durch den beherrschenden Einfluß einer Besitzweise auf die Staatsidee, daher unfähig, die andern Lebenskreise sich zu unterwerfen und zu einem größern Ganzen zu verbinden. Erst aus der fürstlichen Gewalt entfaltete sich hier allmählich die höhere Einheit, die in England seit dem 12 J. bereits selbst begründet vorhanden war. Die Monarchie wuchs bei uns unendlich langsamer empor, gehemmt durch Rechte der ehemals regierenden Classen, daher genöthigt, ihre Kräfte aus den Schichten des Volks zu ziehen, die, durch kein ständisches Recht gedeckt, der Regierungsgewalt Jahrhunderte lang allein zugänglich waren, und ebenso genöthigt, ihre Beamten von den alten regierenden Classen abzulösen und als ihre persönlichen Diener über die Stände zu setzen. Es ent-

stand dadurch ein Zustand, in dem die Steuerlast überwiegend auf die erwerbenden und arbeitenden Classen fiel, die geistige Arbeit des Staats in einen besoldeten Beamtenstand. Wo in dem reinen Beamtenstaat sich durch Arbeitstheilung die Besorgung der öffentlichen Pflichten auf wenige beschränkt, wo den Tausenden, die wirklich im Staat regieren, ebensoviele Millionen gegenüberstehn, die außer dem Staat die Thätigkeit der Regierenden anschauen und beurtheilen, da erhält die Beschäftigung mit dem Staat statt des Charakters einer schweren ernsten Pflicht den Charakter des Dilettantismus, statt der täglichen Beschäftigung mit öffentlichen Pflichten den Charakter des täglichen Zeitungslesens. Regierende und Regierte scheiden sich dadurch, wie Theorie und Praxis im schlimmen Sinn des Worts sich scheiden. Je mehr dieser Scheidungsproceß fortschritt, um so mehr nahmen die Vorstellungen der Völker eine einseitige Richtung nur auf die Formen, welche den Nichtbeamteten Macht und Einfluß auf den Staatswillen sichern (die Verfassung); während man die wirkliche Erfüllung der Staatspflichten (Verwaltung) als etwas Nebensächliches ansah, welches sich von selbst finde. Auch die gemäßigtsten Parteiansichten befanden sich stets in einem kühlen Verhältniß zur Verwaltung. Oder man sah auch wohl geradezu den Staat als eine Maschine an, die trotz der veränderten Einwirkung der Stände ihren gewohnten Gang im Einzelnen fortgehn werde. Die politischen Theorien, in welche sich diese Vorstellungen zusammenfaßten, nahmen folgeweise die Richtung, entweder sich ein ganz neues Staatswesen auszudenken, oder wenigstens in dem vorhandenen Staat sich mit unermüdlichem Eifer Formen zu erdenken, in welchen die eine oder andre Classe einen beherrschenden Einfluß auf die Staatsgewalt üben will: während doch der wirkliche Staat nicht zu erfinden, sondern vorhanden ist, und keiner neuen Personen bedarf, um ihn zu lenken, sondern vielmehr neuer, stärkerer, vielseitigerer Kräfte, um seine vorhandenen Pflichten zu erfüllen. — Am einseitigsten hat sich diese Richtung Frankreichs bemächtigt, wo dem Charakter der Nation gemäß die Staatsideale unmittelbare Verwirklichung des Genusses der Gewalt erstreben. Nachdem das Königthum die politische Adelsmacht gebrochen, kommen beide Theile, ihrer nächsten Neigung folgend, stillschweigend überein, sich in dem großgewordenen Staat wohnlich einzurichten, und die neue Macht gemeinschaftlich zu genießen. An Stelle der königlichen Pflichten tritt der königliche Egoismus, der nach unten hin, nach der Seite der beherrschten Classen, als Privatrecht stehn läßt, was er nach oben, nach der Seite der Staatsgewalt hin, zerstört. — Diese Sinnesweise begann im 18. J. als eine Staatsphilosophie des high life, dehnte sich dann auf die studirten Classen, die besitzenden Classen, die zeitunglesenden Classen aus, und vollendete als Philosophie de la misère ihren ersten hundertjährigen Kreislauf. Analog

tritt aber dieselbe Richtung überall hervor, wo das Bestreben nach selbstthätiger Theilnahme am Staat zusammentrifft mit einer Umbildung der erwerbenden Arbeit.

Es war ein Irrthum, wenn man die Parlamente und Reichsstände als einen lebens- und entwickelungsfähigen Factor der französischen Verfassung betrachtete: sie übten, da sie keine Staatspflichten repräsentirten, sondern die egoistischen keines Ausgleichs fähigen Interessen der Stände, nur einen störenden und verwirrenden Einfluß aus. Der wirkliche Zustand vor der Revolution war ein Staatswesen, in welchem der Bauer und die niedern Classen der Städte das Hauptgewicht der Steuerlast und des Zwangsdienstes trugen, ein besoldetes Beamtenthum die geistige Arbeit des Staats besorgte, während Adel und hohe Geistlichkeit alle Rechte beanspruchten, die vor Jahrhunderten aus denselben Pflichten entstanden waren. Die Einsicht in die Wurzel dieser Zustände hing viel weniger von der allgemeinen geistigen Bildung der Zeit ab, sondern vielmehr von den praktischen Erfahrungen und von dem rechten Sinn, welchen höhere und Mittelstände nur erwerben durch die gewohnheitsmäßige Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Commune. Darum konnte alles Philosophiren über den Staat den Schlüssel des Räthsels nicht finden: die Trennung der Pflichten und Rechte im Staat. Dies war die Unnatur, der gegenüber das 18. J. so unablässig das wahre Naturrecht gesucht und nicht gefunden hat. Auch für Montesquieu blieb das Räthsel ungelöst: er hat weiter nichts gefunden als ein Gleichgewicht der Gewalten. — Das eigentliche Testament der alten Gesellschaft, die Cahiers der Wähler von 1789, enthält eine Menge Anforderungen an den Staat, aber kein Wort darüber, mit wessen Geld und persönlichen Kräften dies alles bewerkstelligt werden soll. Alles ruft nach Rechten, niemand nach Pflichten. — So kam es zu einem Bruch der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung, in welchem die berechtigten und die verpflichteten Stände wie zwei Völkerschaften im Kriegszustand einander gegenübertraten. — Zurückgeblieben ist aus dem trostlosen Kreislauf nur die Erfahrung, daß die Formen des Parlamentarismus sich nicht übertragen lassen auf den nackten rohen Organismus einer unverbundenen Gesellschaft.

Englische und französische Staatsbildung können uns nur Mittel der Erkenntniß unsers Selbst sein, die der deutsche Geist so gern in weiter Ferne sucht. Die wirkliche Gestaltung unsers Staatswesens kann schon darum weder dem englischen noch dem französischen folgen, weil es in vielen seiner Grundlagen tüchtiger, weil es in der geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Entwickelung der Massen des Volks sowohl England als Frankreich überlegen ist. Reste dieser altpreußischen Institutionen waren unser Wehrsystem, unser Staats-

rath, die Centralisation der eigentlichen Träger der Staatspflichten, der Aemter, und ein Theil unserer Gemeindeordnung. Aber nach dem großen organisatorischen Aufschwung von 1808 verkümmerte unser Staatsleben in dem geschäftigen Müßiggang der reinen Routine. Statt einer Kreisverwaltung mit administrirender Thätigkeit der höhern Stände hatte der Regierungsdecernent nur die endlosen Zänkereien der kleinstädtischen Communen vor Augen, und bildete danach seine Vorstellungen. Die juristische Form des Decretirens und Rescribirens wurde immer vorherrschender auch da, wo nichts zu decretiren ist, wo vielmehr der praktische Verstand der Nachbarn wirksam handeln müßte und würde, wenn man sie nur gezwungen und gewöhnt hätte, ihre Angelegenheiten selbst zu berathen und zu besorgen. Bis zum Kanzlisten herunter richtet sich jeder sein Departement mit möglichster Abgeschlossenheit des Geschäfts ein. Jeder wünscht nur die Aufsicht zu führen und Andere für sich arbeiten zu lassen. Die Verwaltungsmaschinerie führt eine Arbeitsmethade ein, bei der das Gegenzeichnen von Dingen, die ein Anderer gedacht und gemacht hat, so sehr zur amtlichen Gewohnheit wird, daß immer seltner jemand noch etwas Ganzes auf eigne Verantwortung zu thun gewohnt, geneigt und fähig ist. Das Fortkommen des Beamten im Dienst hängt nur ab von der Routine in irgend einem Specialzweig des Geschäftslebens. Trotz aller Examina ist ein Zurückgehn in dem Geist der Verwaltung sichtbar. Ueberall Geschäftsmänner: aber selten jemand, der mehr als einen Geschäftszweig zu beherrschen wüßte.

„Das alles geht, so lange die Dinge in der alten Weise gehn. Allein die Dinge stehn nicht still, am wenigsten in einer Periode, in welcher die erwerbende Arbeit in völliger Umbildung, und das politische Denken der Nation in heftigen Gegensätzen sich bewegt. In Zeiten, wo Millionen von Steuerzahlern auf einmal mit ihren gesellschaftlichen Anschauungen eindringen, und ihre Vorstellung im Staat verwirklichen wollen, fehlt dem Beamtenstaat der schöpferische umfassende Geist, der, mit lebendigen Menschen und deren Interessen umzugehn gewohnt, jedes berechtigte Element an seine Stelle zu setzen versteht. Man vergegenwärtige sich unsere vom Besitz abgelöste regierende Classe, d. h. das Militär- und Civilbeamtenthum einerseits; ihr gegenüber die Public Opinion der steuerzahlenden Classen, des großen Grundbesitzes, der gelehrten Welt. Eine organisirende Thätigkeit der Monarchie, um diese Elemente mit einander zu verbinden, hat seit etwa einem Menschenalter aufgehört. Der reine Beamtenstaat war auf die Defensive beschränkt, und leistete den möglichsten Widerstand, einerseits gegen den Andrang zur Theilnahme am Staat, andrerseits gegen die Bestrebungen des großen Grundbesitzes, seine ältere Stellung wiederzugewinnen. Durch diesen schon an sich schwierigen

Zustand ging quer hindurch eine pensée immuable ständischer Gliederung und einer neuen Stellung von Kirche und Staat, die mit der Geschichte unsres Landes nicht vereinbar sind. Die Staatsregierung ließ sich drängen, zuerst langsam von den einflußreichen Classen, bald nach der Seite des Besitzes, bald nach der Seite des Beamtenthums hin; dann aber rascher von den stürmischen Forderungen der Steuerzahler. Statt den Staat auf seinen vorhandenen gesunden Grundlagen durch das Selfgovernment des Kreises hindurch zur Reichsverfassung fortzubilden, ließ man sich Concessionen abdringen, die immer das zunächst gefährdete Recht zugestanden, ohne die dazu gehörigen Pflichten. Es entstand dadurch die scheinbare Befriedigung aller Forderungen, und erst heute (1860) wird es sichtbar, daß eine Reihe von Institutionen entstanden ist, die in einem Staat neben einander keinen Platz haben, und daß wir in Gefahr stehen, in der neuen Disharmonie die alten guten harmonischen Grundlagen einzubüßen."

Die Idee, alle Staatsgewalten in einen absoluten Einzelwillen zu legen, der die Staatsdiener ernennt, welche dann aber der gewählten Volksvertretung für jeden Schritt mit Leib und Leben verantwortlich sein sollen, beruht auf einer Verkennung des Verhältnisses zwischen Staat und Gesellschaft. Die lebendigen Interessen der wirklichen Welt lassen sich nicht in den eisernen Rahmen einer Staatsverfassung einengen; das Recht oder Unrecht einer bestehenden Staatsregierung läßt sich nicht auf eine blos criminalistische Verantwortlichkeit zurückführen.

Auch in England hatte sich seit der Reformbill die Harmonie der Staatsgewalten gelöst. Sie war nothwendig, da die gesellschaftlichen Zustände sich geändert hatten und den staatlichen Formen entwachsen waren, aber in Folge dieser Veränderung verlor das Regiment der herrschenden Gentry seine Wurzel in den Communen, die gemeinsame tägliche Arbeit im Gemeindeleben wurde durch gemeinsamen Erwerb und Geselligkeit ersetzt, die immer mehr zur Herrschaft vordringende Public Opinion wurde durch Actiengesellschaften und Zeitungen gebildet.

Gneist findet (1860) keine andere Abhülfe als im legitimen Königthum. „Von ihm kam die Gewalt der Parlamente vor der Reformbill, nach der Reformbill. Ist das zersetzte Parlamentsregiment nicht im Stande, die königlichen Pflichten in und außer dem Lande mit Würde und Stetigkeit zu erfüllen, so kehrt die Majestät des Staats zurück an ihre Quelle. Der Tag, an welchem dies geschehen muß, ist gekommen, sobald die Gefahr des Landes dem nicht zeitunglesenden Publicum vor Augen stehn wird. Wer wollte diesen Tag berechnen, oder dem englischen Volk eine Beschleunigung dieses Ausgangs herbeiwünschen? Eine andere Frage aber ist, ob es mit der königlichen

Pflicht vereinbar, unthätig zusehend den Staat diesem Ziel entgegentreiben zu lassen. — Es bedarf zur Lösung der Frage keiner neuen Erfindung, keiner rettenden That, sondern nur eines Acts des königlichen Gewissens: der Geltendmachung des unverjährten Grundsatzes, daß das Privy Council von der Königin ernannt wird, folgerecht auch der mit den Hauptgeschäften des königlichen Raths betraute Ausschuß. Die Königin wolle nicht länger mit den Parteiagenten der heutigen Parlamentsfractionen verhandeln, sondern in formellster Weise ihren Geheimrath berufen, um ihr königliches Belieben kund zu thun. Dies Privy Council besitzt alle formellen Gewalten einer Regierung auch im Widerspruch mit der augenblicklichen Majorität des Parlaments." — „Den Erfolg des Schrittes darf man wagen, nach der Geschichte, nach der Verfassung des Landes, nach der Zergliederung ihrer einzelnen Unterlagen vorherzusagen. Trotz der sicherlich stärksten Ausbrüche des Factionsgeistes werden nicht blos die regierten Classen, sondern auch die regierenden sich fügen, wenn die Königin von ihrem Besitzthum Besitz nimmt. Denn niemand fühlt besser als jene, niemand weiß besser als diese, daß die königliche Prärogative das einzig Sichere, Feste, Unantastbare in dem rathlos gewordenen England ist. Die Drohung mit der Steuerverweigerung werden die conservativen und liberalen Parteihäupter wohl unter sich abmachen in der Weise der römischen Auguren."

Trotz aller Umschreibungen kommt dieser Rath denn doch immer auf einen Staatsstreich heraus. Und denselben Rath findet er für Preußen, für das Preußen der beschwornen Verfassung von 1850. „Wie in England, so ist in Deutschland nicht ein Schritt vorwärts mehr möglich ohne das unmittelbare Eintreten des königlichen Willens. Die Wahrheit zur Geltung zu bringen, daß, nachdem so lange nur daran gedacht ist, gesellschaftliche Vorstellungen, Einflüsse, Ansprüche, Stände, Rechte zu repräsentiren, nach einem halben Jahrhundert endlich die Zeit da ist, die Erfüllung der persönlichen Staatspflichten wieder zu repäsentiren, zu incorporiren und zu befestigen in der Gestalt, die ihr zukommt — das vermag nur ein Act des königlichen Gewissens."

Das ist die schwache Seite in Gneist's System: es schwebt ihm ein Ideal des Staats vor, und dieses ist das richtige; er erkennt mit scharfem Blick den Abweg, der von demselben abgeleitet hat, allein er findet nicht den Weg zurück. Die politische Stellung, die er — ohne Zweifel der glänzendste Redner des preußischen Parlaments — seit 1860 eingenommen hat, ist das Gegentheil seines Raths: er ist auf die Seite der Demokratie gegen das Königthum getreten, und hat den Conflict nach Kräften verschärft. Ohne Zweifel hat er das nach ernsten principiellen Erwägungen gethan, aber es ist ihm nicht

gelungen, den Zusammenhang seiner Theorie und seiner Praxis Gegnern oder Bundesgenossen verständlich zu machen, und für den ausübenden Staatsmann ist das verhängnißvoll, denn es vermindert das Capital seiner Thätigkeit, das Vertrauen. —

So mannigfach diese modernen Historiker von einander abweichen, zeigt ihre Physiognomie doch etwas Verwandtes, wenn man sie neben die Prosaiker der vorigen Generation hält. Ihre Züge sind mehr durchgearbeitet, es steckt mehr Erlebtes, Gedachtes dahinter, sie laden zum Sinnen ein; dagegen fehlt oft Bestimmtheit und Deutlichkeit. Kommt man von dem Umgang mit jenen — etwa Herder und Fr. Schlegel ausgenommen — so weiß man genau, wovon die Rede gewesen ist: zu den Neuern muß man öfter zurückkehren und nachfragen, ob man sie nicht etwa mißverstanden hat. Es ist ein feiner, oft schillernder Stil, reich an Nuancen, an überraschenden Wendungen, aber selten von großem Schnitt; gesättigt mit Kenntnissen und Reflexionen jeder Art, eignen und fremden; der Schaum der ganzen Romantik, Goethe, Hegel, J. Grimm, Schleiermacher; feinfühlig und überall bemüht, Denken und Empfinden zu vermählen. Die junge Generation hat eine viel gründlichere und tiefere Bildung durchgemacht als die ältere, sie ist frühreif; man merkt es auch wohl bei der am schärfsten hervortretenden Eigenart, daß sie früh geleitet ist: geleitet nicht blos im Wissen, sondern auch im Empfinden. Der Zusammenhang aller Wissenschaften ist inniger, lebendiger, seelenvoller: freilich wird es nun auch viel schwieriger, die mannigfachen Fäden so sicher festzuhalten, daß sie sich nicht in einander wirren.

Es ist heilsam, daß dieser stillsinnenden Gelehrsamkeit das laute parlamentarische Wort den Gegenpart hält. Hier gilt es gerade Linien, große und deutliche Contouren, Gemeinsinn und Leichtflüssigkeit: man halte Vincke und Braun, beides Redner erster Größe, gegen Gneist, Droysen, Waitz, und man wird den Contrast zweier Bildungssphären verstehn. Zur Gesundheit des geistigen Lebens gehört bereits, wie wir heute wohl bekennen werden, daß Herder ebenso nothwendig war als Lessing. Das parlamentarische Leben hat auch darin seine Bedeutung, daß es den Einzelnen zwingt, aus sich herauszugehn und mit dem gemeinen Verstand die Fühlung zu behalten. Früher war das Ideal ein subjectives, durch den Glauben, d. h. den Wunsch und die Sehnsucht vermittelt; mehr und mehr befestigt sich die Ueberzeugung, daß nur in der dienenden Theilnahme am Gesammtleben die Kraft des einzelnen Willens sich realisirt.

Das Lebensprincip der classischen Zeit war das Streben, die Persönlichkeit nach allen Seiten gleichmäßig auszubilden und sie zum vollen Lebensgenuß des Universums zu befähigen. Die augenblickliche Erfüllung dieses

Strebens giebt die Kunst, unter den Wissenschaften am meisten diejenige, die das Nervengeflecht der Ideen bloßlegt, um in großen Zügen ein Gesammtbild der Natur und des Geistes zu geben. Das Centrum der deutschen Speculation war, eine harmonische Weltanschauung zu gewinnen, als Spiegelbild einer harmonisch vollendeten Persönlichkeit. Die deutsche Bildung hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts etwas Jugendliches: für uns liegt darin ein außerordentlicher Reiz, und wir blicken mit einem geheimen Neid auf jenes überquellende Gefühl, auf jenen träumerischen Glauben, der uns selbst versagt ist. Die Jugend, welche das Leben als Totalität empfindet, blüht nur einmal, und wir müssen uns darauf resigniren, daß unser Lebensprincip nicht mehr der harmonische Genuß, sondern die hingebende Arbeit ist. Der rastlos schaffende Mann ist in seiner Art eine ebenso vollkommene Erscheinung, als der sehnsuchtsvolle Jüngling, der die ganze Welt umfaßt, weil er noch keine Grenzen sieht; er wird nur dann unschön, wenn er sich abmüht, die Welt mit den Augen des Jünglings anzuschauen. Die Arbeit verlangt Concentration aller Kräfte auf einen bestimmten Punkt, und folglich Sonderung des Wissens und der Fertigkeit. Jenes dilettantische Bestreben, das gesammte Wissen zu umfassen, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts den Denker über die Bildung seiner Zeit erhob, würde ihn heute unter dieselbe herabdrücken.

Die moderne Philosophie hat unstreitig eine neue Richtung einzuschlagen. Ihre Vorgängerin vergaß zuweilen, daß es nur ein Organ des Denkens giebt, die Sprache, und daß man sich diese nicht selbst machen kann, sondern sie mit ihrem Wörtervorrath und ihren Gesetzen hinnehmen muß, wie sie gegeben ist. Das haben jene Männer verkannt, indem sie ein Wörterbuch, eine Etymologie und Syntax erfanden, die von dem Wörterbuch, der Etymologie und Syntax der deutschen Sprache himmelweit entfernt waren. Sie haben in dieser selbsterfundenen Sprache äußerst merkwürdige Entdeckungen gemacht, im Himmel wie auf Erden, und man hatte große Freude darüber, so lange sich eine ziemliche Anzahl von Schülern fand, die diese Sprache erlernten. Aber diese anticipirende Genugthuung muß einmal ein Ende nehmen, da das Publicum sich nicht erwehren kann, nach den Resultaten zu fragen. Die andern Wissenschaften bedienen sich freilich auch einer Kunstsprache, aber ihre neuerfundenen Worte sind stets die Ausdrücke für bestimmte concrete Begriffe, und wenn der Purist sich gegen die „negativen Potenzen" und die „irrationalen Wurzeln" auflehnt, so lange er nicht weiß, was damit gemeint ist, so wird er augenblicklich zum Schweigen gebracht, wenn man ihm die Berechtigung jener Kunstausdrücke ad oculos demonstrirt d. h. wenn die angewandte Mathematik ihm zeigt, daß man durch jenen Schlüssel die geheimsten Werkstätten des Weltalls aufschließt und den Inhalt derselben für den allgemeinen Nutzen verwerthet.

Als dagegen die Philosophie Rechenschaft ablegen sollte, und zu diesem Zweck sich der schwierigen Aufgabe unterzog, ihre Lehren aus der selbsterfundenen Sprache in's Deutsche zu übersetzen, kam sie in Verlegenheit, denn die wenigen positiven Resultate, die sie vorzeigen konnte, standen nicht im Verhältniß zu ihren frühern Verheißungen, und je zuversichtlicher sich früher die Eingeweihten geberdet hatten, desto reichlicher ernteten sie jetzt Spott und Schande ein. — In ihren engen Kreis gebannt, gaben sich sämmtliche Schulen den Anschein, von den exacten Wissenschaften keine Notiz zu nehmen, während sie doch die Hauptsache daher entlehnten; sie nahmen die Resultate auf, indem sie die Methode der Forschung verschmähten, und das rächte sich u. a. dadurch, daß sie jene Resultate nur ungenau aufnahmen, daß also ihr Wissen ein vielseitiges, aber ein unklares, unwissenschaftliches war. Die gemeinsame Lossagung aller Wissenschaften von der Speculation und deren letzter Form, der Hegel'schen Schule, ist unter diesen Umständen wohl zu begreifen; und daß sie darüber vergaßen, wie sehr sie selber durch eben jene Philosophie befruchtet waren, ist eine im Reich des Denkens vollkommen gerechtfertigte Undankbarkeit.

Die zu starke Anspannung einer bestimmten einzelnen Kraft zieht unausbleiblich eine Reaction nach sich, und es dauert dann eine geraume Zeit, bevor die verschiedenen Kräfte sich wieder soweit in's Gleichgewicht setzen, um ohne Gefahr auch jener Seite ihr Recht angedeihen zu lassen. Unzweifelhaft ist seit Kant bis in die Zeiten Feuerbachs in der Philosophie zu viel producirt worden, von Berufnen wie von Unberufnen. Eine Periode philosophischer Productivität hat ihr Kennzeichen nicht blos darin, daß sich eine ungewöhnliche Zahl begabter Männer vorfindet, die für diese Richtung Talent und Neigung mitbringen, sondern auch darin, daß alle Welt sich in gutem Glauben ihren Eingebungen überläßt, fest davon überzeugt, daß dem Muthigen die Welt gehört. Es gehört eine ganz außerordentliche Unbefangenheit des Denkens dazu, auf die Weise zu speculiren, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland speculirt wurde. Es erweckt einen gewissen Neid, wenn wir z. B. in Fichte's Schriften psychologisch dem Gedankengang dieses nicht blos ehrlichen, sondern auch wissenschaftlich hochgebildeten Mannes folgen, und die Kühnheit der Gedankensprünge ermessen, die dazu gehört, ein solches System zu Stande zu bringen. Es ist nicht grade ein Uebermaß von Klugheit, das uns heute vor ähnlichen Deductionen bewahrt, vielmehr ein Mißtrauen gegen unsere eignen Gedanken, das mit einem gewissen Gefühl von Schwäche verbunden ist. Wenn die Empiriker jeder Gattung über die Niederlage der Philosophie einen Triumphgesang anstimmen, so sollten sie doch erst genauer ihre eigne Thätigkeit untersuchen. Die empirische Wissenschaft fällt mit dem niedrigsten Handwerk zusammen, wenn sie nicht vom Denken ausgeht und vom Denken unablässig geleitet wird.

Wissenschaftliches und methodisches Denken sagt aber das Nämliche, und methodisches Denken findet nur dann statt, wenn man sich der Methode bewußt wird d. h. wenn man philosophirt. Die Kunst kann bestehen, ohne daß der Künstler über die Art und Weise, wie er schafft, Reflexionen anstellt; die Wissenschaft kann es nicht, und ein Zeitalter, welches einen so überwiegend wissenschaftlichen Charakter hat, wie das unsrige, muß nothwendigerweise wieder zur Philosophie zurückkehren.

In der That zeigen sich sehr erfreuliche Anfänge, wenn auch vieles noch Tendenz bleibt. Zunächst galt es, sich von den Phrasen der alten Schulen loszureißen. Die Philosophie tritt aus dem Dilettantismus heraus, sie bekennt die Methode ihrer Forschung, sie sucht sich über die Grenze ihres Vermögens klar zu werden. In der Kritik der überwundenen Systeme geht man bis auf Leibnitz, am liebsten aber auf Kant zurück: die psychologischen Systeme von Herbart und Beneke werden neu cultivirt und erweitert. Dieser Richtung verdankt auch Schopenhauer zum Theil seine neuesten Schüler, zum größern Theil freilich den realistischen Neigungen der Zeit, die, der farblosen Worte und Abstractionen müde, sinnliche Greifbarkeit auch in der Sprache verlangt. Die moderne Philosophie steigt von ihrem alten Isolirschemel herab, und begreift die Bedeutung der übrigen Wissenschaften, von denen sie zu lernen, die sie selber aber zu orientiren hat: mehr und mehr bemüht sie sich, den Namen „Wissenschaftslehre" zu verdienen, den Fichte ein glücklicher Instinct eingab. Neben der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften, Jurisprudenz und Volkswirthschaft, ist es hauptsächlich die Sprach- und Naturwissenschaft, von denen sie Förderung hofft. Nicht die alte Philologie, der die Grammatik nur Mittel war, die Autoren zu verstehen, um für den neuen Humanismus Muster zu finden, sondern die Philologie im Sinn W. v. Humboldt's, die echt moderne Wissenschaft, die für die Naturgeschichte des Geistes auf dem Wege der Beobachtung das Gesetz zu finden, zu zeigen sucht, wie die Natur auf das Persönliche hinarbeitet und es erreicht. Der jugendliche Name „Völkerphysiologie" wird in reifern Jahren wohl revidirt werden.

Andere Forscher — unter ihnen vielleicht Lotze in erster Stelle — lehnen sich mehr an die Physiologie, an die Naturwissenschaft überhaupt an, die im geistigen Leben unserer Tage den weitesten Raum einnimmt. „Die Naturwissenschaften," sagt Ad. Stifter, „sind uns viel greifbarer als die Wissenschaften der Menschen, wenn ich ja Natur und Menschen gegenüberstellen soll, weil man die Gegenstände der Natur außer sich hinstellen und betrachten kann, die Gegenstände der Menschheit aber uns durch uns selbst verhüllt sind. Man sollte glauben, daß das Gegentheil statthaben solle, daß man sich selbst besser als Fremdes kennen sollte, viele glauben es auch; aber

es ist nicht so. Thatsachen der Menschheit, ja Thatsachen unsers eignen Innern werden uns durch Leidenschaft und Eigensucht verborgen gehalten, oder mindestens getrübt."

Auch die Naturwissenschaft bedurfte einer ernsten Umkehr. Wenig Jahre dauerte es nach Kant's „metaphysischen Anfangsgründen", welche der Speculation die Grenze abzustecken suchten, bis die von ihrem eignen Idealismus trunkene Philosophie sich blindlings ihrem Ahnungsvermögen überließ und jene Grenzlinie als eine ängstliche Pedanterie beseitigte. Es folgte dann eine umfassende Literatur, welche nicht blos die Philosophen, sondern auch die Dichter und das Publicum elektrisirte, und die Hoffnung erregte, daß man, wie Faust, den Makrokosmus ohne Analyse erforschen könne. Diese ganze Literatur gilt heute mit Recht als Maculatur. Die geistreichsten Menschen haben sich vergebens abgequält, einen andern Weg zur Erkenntniß zu finden, als den der Wissenschaft, und ihre mystischen Grübeleien sind als leere, nüchterne Scholastik allgemein anerkannt und verurtheilt. Während der Zeit ist die Naturwissenschaft auf dem einzigen Wege, der zum Ziele führt, auf dem Wege der methodischen Beobachtung, rüstig weiter gegangen, und hat durch eine Reihe der wunderbarsten Entdeckungen nicht blos der bisherigen Weltanschauung eine ganz veränderte Physiognomie gegeben, sondern sie hat einen unmittelbaren Einfluß auf das Leben geübt, und den Menschen mehr und mehr befähigt, die Natur der Cultur dienstbar zu machen. Das wesentliche Instrument der Beobachtung ist die Analyse. Die neuen Naturforscher entdeckten durch scharfsinnige Combination mühsamer und sorgfältiger Beobachtungen ungeahnte Geheimnisse; sie lösten die Abstractionen der alten Naturlehre in physikalische Gesetze auf, wie man die sogenannten vier Elemente zersetzt hatte. Die Naturwissenschaft hat im Lauf eines Menschenalters einen Aufschwung genommen, der alles zurückläßt, was die frühern Jahrtausende geleistet. Die gegenwärtige Philosophie hat einen unendlich reichern Schatz von positivem Wissen, den ihr die exacten Wissenschaften zuführen, zu verarbeiten, als die frühere, und es genügt nicht, von den Früchten zu naschen, auszuwählen, was in den subjectiven Gedankenkreis paßt, und das Andere zu ignoriren. Wenn Schelling den Fachmännern Anstoß gab, so schadete das damals wenig, weil nicht die Fachmänner die Höhe der Bildung repräsentirten, sondern die Dilettanten. Wer heute eine Naturphilosophie schreiben will, hat zu seinem Publicum und zu seinen Richtern nicht die Goethe und Schiller, die Schlegel und Tieck, sondern die Naturforscher von Profession, und diese zu überzeugen, muß er die exacte Wissenschaft selbst in ihrer Breite und Tiefe durchforscht haben.

Viel entschiedner als in jener Zeit, wo Goethe und Herder mit Forster

und Blumenbach (1784) oder mit Schelling und Ritter (1800) über das Wesen der Natur philosophirten, nimmt die heutige Naturwissenschaft die Richtung auf's Praktische. In gewaltiger Schnelle und doch unmerklich für die Mitlebenden hat das ganze Leben durch die Erfindungen der Physiker seine Physiognomie verändert; vieles, was uns heute als alltägliche Erscheinung gilt, würde das 18. J. als Mährchen verlacht haben; schon wird es uns schwer, uns mit der Phantasie in jene Zeiten zurückzuversetzen. In ein paar Tagen trägt uns die Locomotive aus St. Petersburg nach Bordeaux, in nicht viel längerer Zeit bringt uns von da das Dampfboot nach Amerika, was heute in Amerika vorgeht, flüstert in einigen Minuten unter dem atlantischen Ocean der elektrische Draht dem ganzen Europa zu; Zeit und Raum haben ihren Begriff verändert. Diese Erfindungen haben mit unwiderstehlicher Gewalt zugleich der Verkehrsfreiheit Bahn gebrochen, eine Schranke nach der andern ist gefallen. Die Chemie hat den Ackerbau befruchtet, neue Mordwaffen dem Krieg einen andern Sinn gegeben, und die Nationen zu raschen, strammen Anstrengungen genöthigt. Für sinnige Träumereien wird in diesem Geräusch der Raum immer enger.

Aber weit entfernt, in diese realen Interessen ganz aufzugehn, vertieft die moderne Naturwissenschaft den Blick der Seele in sich selbst und in die Welt: der höchste Genuß des geistigen Lebens, das Verständniß für den Zusammenhang des Weltalls, ist ihr den größten Dank schuldig. Die freundliche Wirkung der Lichtbilder für das gesellige Leben, für die Verbreitung der Kunstschätze über die gesammte Erde — was will sie sagen gegen den ungeheuern Blick, den wir dadurch in das Wechselleben der sinnlichen Natur gewonnen haben! die Natur sucht sich selbst in unendlicher Vervielfachung. Wem es vergönnt war, in Helmholtz' „Tonempfindung" einen Blick zu thun: man schwindelt, aber man wird auch voll von diesem ungeahnten Ineinanderleben des Tons; zwei Welten von gleicher Unermeßlichkeit. Dazu das Mikroskop und das Fernrohr. Selbst die Urzeit der Erde muß uns Rede stehn, und die Fortschritte unsers Wissens von der Natur geben der ganzen Geschichte eine neue Färbung: das ist z. B. der Sinn in Meyer's „Geschichte der Botanik".

In Humboldt's „Kosmos" (vollendet 1852) finden all diese Tendenzen der Naturwissenschaft ihren Knotenpunkt; der herrliche Greis, mit den edelsten Geistern der Welt in beständiger Beziehung, und dennoch den tiefsten Empfindungen seiner eigenen Nation nie entfremdet, ebenso wichtig für das geistige Leben der Deutschen als für die Wissenschaft der Welt, hat erfüllt, was gerade hundert Jahre vorher Kant angebahnt hatte. Auf der stolzesten Höhe des Wissens, hat er doch auch die Menge in seinen Kreis zu zwingen, sie

mit seinen Früchten zu beglücken gewußt. Auf ihn läßt sich ein schönes Wort von Grimm anwenden, das dieser freilich in anderer Beziehung gebraucht hat. „Was wir an großen Gelehrten bewundern, ist nicht der ungeheure Vorrath ihrer Kenntnisse, sondern der dunkle Trieb, durch den geleitet sie zu sammeln begannen; das Wunder, das geschah, indem die Betrachtung der Dinge den Menschengeist zu einem schöpferischen Theil der Welt gestaltete. Die Ahnung des Ganzen, die ihm innewohnt, bildet den Gegensatz gegen die ungeheure Zersplitterung in einzelne Symptome, in die sich alles Leben auflöst, sobald wir es in den kleinsten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen, so fest dennoch erfassen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht. Tragen wir ein Gefühl der Dinge in uns, so lernen wir sie kennen, und alles nimmt Gestalt an und wird wahrhaft."

Diese Vertiefung des Gedankens in das Wesen der Natur giebt auch der Kunst einen andern Inhalt. In Folge der modernen Reiselust, die kaum noch eine Schranke kennt, leben wir freilich weniger zu Hause, aber wir leben mehr mit der Natur; nicht blos unser Auge, all unsere Sinne sind schärfer geworden für ihre Bilder und Stimmungen. Das herrliche Capitel im „Kosmos" über das Gefühl für Naturschönheit würde in den letzten Jahren gewaltig bereichert sein. Der modernste Realismus unserer Malerei, Landschaft und Genre, ist nicht blos Rückkehr zu unsrer eigensten deutschen Natur, er ist der nothwendige Ausdruck für die Umformung unsrer Sinne. Die Kunst, die Natur in ihrer rastlosen Bewegung, gleichsam ihren Pulsschlag, zu zeigen, entspricht der Uebung unsers modernen Auges, sie zu sehn: wie wunderlich kommen uns heute manche Capitel aus dem „Laokoon" vor! Mit der Landschaftsmalerei wetteifern die Reisebeschreiber und Poeten: sie verstehn es, nicht mehr blos die Umrisse der Dinge dem Tastsinn und Gesicht deutlich zu machen, sondern die Lichtwellen, die in flüchtigem Vorüberrauschen Farbe und Glanz gaben, von ihnen gewissermaßen abzulösen. Dickens hat zuerst in großem Stil diesen Pulsschlag der sinnlichen Natur in die Empfindung aufzunehmen verstanden; jetzt überbietet ein Romanschreiber den andern. Den Preis verdient vielleicht „der Landschaftsmaler" von H. Grimm; aber daneben halte man die prächtigen Ostseebilder in Spielhagen's „auf der Düne", in Fanny Lewald's „Mädchen von Hela"; die Naturbilder in G. Freytag's beiden Romanen; bei Edm. Höfer, Ad. Stifter und P. Heyse durchweg. Unsere modernen Poeten haben wirklich gelernt, die sinnliche Natur zu einem Spiegel und Wiederhall des Geistes zu machen.

In frühern Zeiten war die Naturlehre egoistisch, sie lobte zwar die Werke des Schöpfers, aber nur insofern sie den Zwecken des Menschen dienten, und

war unermüdlich geschäftig, an allen Gegenständen die Brauchbarkeit aufzuspüren; später wurde durch die Abstractionen der Naturphilosophie das wirkliche Leben der Natur ganz in Schatten gestellt. Jetzt aber hat uns die Wissenschaft darüber aufgeklärt, wie in jedem Naturgegenstand ein eignes Leben waltet. Die Welt hat sich mit Individualitäten angefüllt, deren jede ihr eignes Recht in sich trägt. Berge und Steine sind für uns nicht mehr todte Gegenstände; wir belauschen sie in ihrem stillen Wachsthum, in ihrer Geschichte.

In der Vorrede zu den „bunten Steinen" (1852) spricht sich Adelb. Stifter sehr schön darüber aus, daß man sowohl in der Betrachtung der Natur, als in der Auffassung der geschichtlichen Welt einen ganz willkürlichen Unterschied zwischen Groß und Klein macht, daß in dem unscheinbaren Wachsen eines Grashalms sich ebenso mächtig die schöpferische Kraft der Natur entwickelt, als in einem furchtbaren Gewitter, daß die anspruchslosen Motive einer stillen Seele ebenso den Proceß des Geistes veranschaulichen, als der große Entschluß einer heldenhaften Natur, daß, wenn wir diese Erscheinungen in das auflösen, was doch für den Geist allein das Bleibende ist, in ihr Gesetz, die eine Erscheinung für uns so fruchtbar sein muß wie die andre. Er macht darauf aufmerksam, daß auf den Unkundigen die Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel, die an vielen Orten zu gleicher Zeit stattfinden, auch einen sehr kleinlichen Eindruck machen würden, während doch dieser heimlich wirkende Fleiß allein im Stande ist, die großen Siege zu vermitteln, die der menschliche Geist über die Natur davongetragen hat. Aber der Dichter übersieht einen Umstand. Der Eindruck des Großen wird zwar durch diese kleinen, anscheinend unbedeutenden Unternehmungen vermittelt und knüpft sich an dieselben, aber er geht keineswegs darin auf, er ist vielmehr aus der Einsicht in das großartige Zusammenwirken hergeleitet, welches aus einem tiefen Gedanken entspringt und eine große und hingebende Aufopferung nach allen Seiten hin erheischt. Nun hat die Kunst die Aufgabe, diesen Eindruck des Großen und Bedeutenden, den der gewöhnliche Mensch durch Einzelstudien sich mühsam erwerben muß, in ein Bild zu concentriren und dadurch zur Unmittelbarkeit zu erheben. Die Kunst kann nicht darauf ausgehn, Studien zu geben, wie sie der denkende und feinfühlende Mensch selber macht, sondern sie hat die Aufgabe, uns dieser Studien anscheinend zu überheben und uns das als wirklich daseiend darzustellen, dessen Existenz wir uns im gewöhnlichen Leben nur durch Schlüsse und Reflexionen vermitteln. — Stifter hat ein wunderbar seltenes Auge für die kleinen Züge im Leben der Pflanzen, Steine, Thiere, und auch das stille Walten des Gemüths bleibt ihm nicht fremd; er hört im buchstäblichen Sinn das Gras wachsen. Seine zarte, fast nervöse Empfänglichkeit für das Kleine und Unscheinbare in der Natur, das warme

Gemüth, in dem die Sinnenwelt wie zum zweiten Mal schöner lebt, thut wohl. Im Kampf gegen die Abstractionen unserer Bildung, die ungeprüft aufgenommen werden, beginnt er damit, die Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin zu schärfen, ja sie zur Andacht zu steigern. Er wendet dazu zwei Mittel an. Die Zerstreutheit unsres Denkens liegt zum Theil in den unklaren d. h. unaufgelösten Begriffen, mit denen wir operiren, als hätten wir darin einen sichern Besitz, mit andern Worten in der Gewohnheit der Verallgemeinerung. Stifter bemüht sich nun zunächst, aus seiner Sprache wie aus seiner Anschauung jede Abstraction zu verbannen, er giebt stets das sinnliche Bild. Sodann zerlegt er die allgemeinen Vorstellungen in ihm bekannte d. h. in einzelne sinnliche Anschauungen, die in einer bestimmten Folge nebeneinandergestellt werden, während man in der gewöhnlichen Sprache nur das dürftige Resultat derselben besitzt. Um dies in klarer Folge zu thun, wendet er die genetische Methode an, und wie ein guter Lehrer der Mathematik Figur nach Figur dem Schüler vor Augen bringt, ihn auf die Entstehung derselben aufmerksam macht, und ihn nicht eher entläßt, als bis er das System des Euklid in seinem Geist reproduciren kann, so macht es Stifter nicht blos bei seinen Deductionen, sondern auch bei seiner Erzählung. Er stellt an den Dichter wie an den Erzieher die Anforderung, gar keine Voraussetzung zu machen, gewissermaßen so zu referiren, als wollte man auch einem Neuseeländer verständlich werden, der Deutsch versteht. Hierin liegt nun freilich die Romantik: es giebt keinen Neuseeländer, der Deutsch versteht, denn die deutsche Sprache, Wörterbuch und Syntax, ist das Resultat einer Culturentwicklung, die man mit der Sprache zugleich überkommt. Es ist nicht möglich, den Knaben in der deutschen Sprache so zu erziehn, wie einen Wilden, dem man die deutsche Sprache beibringen wollte, und es ist falsch, für ein deutsches Publicum so zu schreiben, als hätte es Schiller und Goethe noch nicht gelesen. — In dem Bemühn, andächtige Aufmerksamkeit für das Insichsein der Dinge zu erregen, versetzt sich Stifter fortwährend in eine feierliche Stimmung, die allen Humor ausschließt, und behandelt das Unbedeutende und Gleichgültige nicht blos mit derselben Wichtigkeit wie das Große, sondern zuweilen mit einer noch größern Andacht. Wer sich z. B. unterrichten will, wie man seine Privatwohnung, seine Bibliotheken, seine Gärten, seine Werkstätten u. s. w. ebenso geschmackvoll als zweckmäßig ausstatten kann, findet in dem Roman „Nachsommer“ (1858) die reichhaltigsten Notizen. Die Poesie des Luxus ist selten so einsichtsvoll dargestellt worden. Aber der Ernst, mit dem diese Dinge behandelt werden, macht in den meisten Fällen einen unfreiwillig komischen Eindruck. Stifter ist ein Sohn des Volks, aber sein ästhetischer Sinn verleitet ihn zu einer ungebührlichen Verehrung der socialen Aristokratie. Selbst

in Augenblicken, wo nur die Seele sprechen sollte, kann er sich nicht erwehren, auf schöne und kostbare Gewänder, glänzenden Schmuck und vornehme Bewegungen eine Aufmerksamkeit zu richten, die der echten Leidenschaft fremd ist. Sein sociales Ideal ist die höchste Vereinigung des Einfachen und des Vornehmen, ein Ideal, dem gewiß jedes künstlerische Gefühl huldigen wird. Aber indem alle Ecken abgeschliffen werden, welche aus dem bestimmten Beruf, aus den Umgangskreisen, aus der Gewohnheit des Befehlens und Dienens hervorgehn, kommt in die Zeichnung etwas Verwaschenes. Wie in den Zeiten der Romantik isoliren sich Stifter's ideale Naturen von dem wirklichen Leben und führen ihre künstlerischen Absichten in der Einsamkeit durch. Man fühlt sich wie auf einer Robinsoninsel, zu der von dem bewegten Treiben der Menschen nur selten eine Kunde gelangt. Die meisten dieser Personen sind anonym, man erfährt ihren Namen erst im letzten Band. Der Name gehört zur Physiognomie des Menschen, und man kommt sich unter diesen schönen, aber beziehungslosen Figuren wie in einer Schattenwelt vor: kurz gesagt man hat es mit lauter Rentiers zu thun, die zwar ihre Muße nützlich und schicklich ausfüllen, aber doch nach Gutdünken, wie die Gesellschaft des „Phantasus". Es fehlt die strenge Nothwendigkeit des Lebens, die allein greifbare Gestalten möglich macht. Gearbeitet wird viel in diesem Roman, aber nur aus Neigung, aus Liebhaberei, und erst das ist die wahre Arbeit, welche sich entäußert und dient. Selbst in dem bürgerlichen Kaufmannshaus sehn wir nur den Sonntag, nur die Erziehung der Kinder und die ernsten Liebhabereien des Vaters: sein eigentliches Geschäft hat mit seinem Gemüth nichts zu thun, es ist ihm nur ein äußeres Mittel, Ideal und Leben fallen auseinander. So fehlt sämmtlichen Figuren eine gewisse Körperlichkeit, und nur Eins ist es, was uns mit ihnen aussöhnt: die ganze Erzählung ist vom Geist ernster und edler Pflicht durchhaucht, es waltet darin eine Heiligkeit und Keuschheit der Empfindung, die uns noch mehr ergreifen würde, wenn der Dichter nicht blos mit Licht gemalt hätte. Der Schatten fehlt gänzlich, und doch entwickelt sich die Kraft erst durch den Widerstand, das Licht erst durch den Contrast gegen das Dunkel. Eine Spur starker Leidenschaft würde uns in dieser Dämmerung glücklich machen. Diese beständige Resignation, diese Abwesenheit aller heftigen und trotzigen Regung verräth doch einen Mangel an jugendlicher Dichterkraft, und wenn wir in dem Buch echte Lebensweisheit haben, so ist es doch nur die Weisheit des Alters. Nach diesem Alter schmeckt auch Stifter's Lieblingsgrundsatz: „Weil die Menschen nur ein Einziges wollen und preisen, weil sie um sich zu sättigen, sich in das Einseitige stürzen, machen sie sich unglücklich. Wenn wir nur in uns selbst in Ordnung wären, dann würden wir viel mehr Freude an den Dingen dieser Erde haben. Aber wenn ein Uebermaß von

Wünschen und Begehrungen in uns ist, so hören wir nur diese immer an, und vermögen nicht die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen. Leider heißen wir sie wichtig, wenn sie Gegenstände unsrer Leidenschaften sind, und unwichtig, wenn sie zu diesen in keinen Beziehungen stehn, während es doch oft umgekehrt sein kann."

Der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus, den wir schon mehrfach berührt haben, hat auch eine historische Seite. In jeder Zeit, wo die aufstrebende Literatur der herrschenden Convenienz entwachsen zu sein glaubt, kehrt sie zur Natur zurück; sie vermeidet geflissentlich die geläufigen Redewendungen, und bemüht sich, die Sachen zu sehen wie sie sind, d. h. zunächst anders, als sie in der hergebrachten Vorstellungsweise erscheinen. Freilich ist damit nicht selten eine gewisse Selbsttäuschung verknüpft, denn es gehört ein starkes Auge dazu, der Natur auf den Grund zu sehen, und oft sind gerade diejenigen, die sich am heftigsten gegen die Ueberlieferung sträuben, abhängig von einer andern Art der Ueberlieferung

Was der moderne Roman als Convenienz vorfand, war die rationalistische Art und Weise, aus der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens in der Darstellung nur dasjenige auszuwählen, was zu den herrschenden Ansichten über Freiheit und Sittlichkeit stimmte. Die Charaktere wurden nach der geraden Linie entworfen, man hatte ein bestimmtes Urtheil über ihren Werth und Unwerth, ihr innerer Zusammenhang und ihr Unterschied gegen Andere zeichnete sich deutlich ab, in der Handlung zeigte sich ein festes Gewebe von Grund und Folge. Ein tieferes Studium der psychologischen Gesetze mußte zeigen, daß bei dieser Art von Idealismus von der Fülle und dem Reichthum der Natur viel verloren ging.

Im wirklichen Leben zeigt sich selten ein Gefühl rein und ungemischt, noch viel seltener eine gerade Linie in Vorsatz, Ausführung, Erfolg. Die Vorstellungen, von denen der Wille nicht wenig abhängt, treten unabhängig vom Willen in sonderbarem Wechsel in die Seele ein: die eine ruft die andere, verwandte hervor, oder sie unterbricht auch wohl den Zusammenhang einer Reihe, und eine Kette wird durch die andere verwirrt. Wie Vorstellung, Empfindung und Begierde einander motiviren, wie weit an einzelnen Phänomenen des Lebens die Individualität sich geltend macht, läßt sich auch bei der sorgfältigsten Analyse schwer ermitteln. Nicht blos im Traum, sondern auch im Wachen laufen einer edel angelegten Natur Bilder und Triebe unedler Art durch die Seele, und es scheint, daß diese Association der Bilder und Ideen bei allen Individuen dem nämlichen Naturgesetz folgt. In der ältern Poesie, z. B. in den Romanen von W. Scott, werden diese Nebenvorstellungen als gleichgiltig nicht blos für die Handlung sondern auch für den Kern des

Charakters ohne Weiteres bei Seite gelassen. Die neuere Poesie dagegen untersucht sie mit dem Mikroskop, ihr entgeht nicht die kleinste Nebenbewegung, und da ihr Standpunkt sehr nahe ist, so wird ihre Perspective oft ungenau. Denn der Realismus der Poesie besteht nicht darin, daß sie alles Einzelne sieht und ausmalt, sondern daß sie es in den richtigen Verhältnissen sieht und ausmalt.

Es ist nicht möglich, das Leben in seinem beständigen Fluß zu photographiren: und das ist in der That das Hauptstreben des modernen Romans. Er steht nicht wie der ältere Erzähler gleichsam in der Mitte zwischen dem Gegenstand und den Zuhörern, sondern er sucht den Gegenstand oder vielmehr die Lichtbewegung, in welcher derselbe sichtbar wird, wirklich zu geben. Der moderne Novellist vermeidet mit einer gewissen Aengstlichkeit jedes moralische Urtheil: man soll nicht richten, sondern anschauen; aber durch diese scheinbare Objectivität wird nicht selten gerade das Urtheil verwirrt. Indem in jeder Handlung das Naturgesetz von der Bewegung und Verknüpfung der Vorstellung sich zeigt, wird man leicht zu dem Mißverständniß verführt, es bestehe zwischen dem Werth der Individuen kein erheblicher Unterschied, und je nach der eignen Stimmung des Poeten klingt durch sein Werk entweder der Refrain durch: alles auf Erden ist gleich göttlich, oder alles ist gleich erbärmlich: dort Leopold Schefer, hier Thackeray. Man hat eben die Einzelheiten durch das Mikroskop gesehen und den Grad ihrer Stärke nicht richtig geschätzt. Der edle Charakter unterscheidet sich nicht dadurch vom unedlen, daß ihm nichts Unedles durch den Sinn läuft, sondern dadurch, daß dieses Unedle durch den großen Zug seines Geistes leicht beseitigt oder durch die Kraft seines Willens und seines Pflichtgefühls gewaltsam überwunden wird. Es giebt eine Form der Darstellung, welche das atomistische Gewebe von Vorstellungen und Zufällen durch ein subjectives Licht wieder zu Gestalten, zu wirklichem Fleisch und Blut zu erheben sucht: der Humor. Dieser nimmt zwar die einzelnen Momente wie der blos analysirende Realist, in ihrer nackten, zusammenhanglosen Unmittelbarkeit, aber er malt mit Energie den Eindruck, den eine bestimmte Figur oder Handlung auf seine eigne Seele macht, und ergänzt dadurch das bloße Schema wie in einem Stereoskop. In dieser Macht, auch das Unbedeutende im Wiederklang der Stimmung zu verklären, ist Dickens groß, viel bedeutender als Jean Paul. Freilich ist man damit der sachlichen Wahrheit nicht näher gekommen, und je mächtiger die eigene Seelenstimmung ist, desto fraglicher wird die Treue des Bildes.

Diese Betrachtungen gehen dem Leser durch den Kopf, wenn er sich den „grünen Heinrich“ von Gottfried Keller zu erklären sucht; das Werk

eines echten Dichters, in dem doch vieles ein unbequemes Räthsel bleibt. Der Roman ist von 1854, der junge schweizer Poet hatte schon acht Jahre vorher Gedichte von schönem Ton veröffentlicht, in denen sich ein warmes Gefühl für alles echte Leben der Natur und eine bittere Abneigung gegen alle Abstractionsmenschen, gegen die ascetischen Thoren ausspricht, welche sich „die köstliche Neige der Zeit mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen." Dieser Haß gegen das Schrankenlose geht bei ihm nur aus dem lebhaften Blick für die Anmuth des Endlichen hervor. Die Schilderungen des Romans sind zuweilen von einem wunderbaren Zauber, zunächst wo die Sinnlichkeit in Betracht kommt, aber auch in jeder Gattung des Gemüthslebens. Mit einer leicht beweglichen Phantasie, mit aller Heftigkeit eines stark reproducirenden Nervensystems vertieft sich der Dichter in jede neue Situation, die er erfindet, und weiß, ohne ungewöhnliche Striche und grelle Farben anzuwenden, vor unserer Seele schnell und sicher ein lebendiges Bild zu entfalten; unser Mitgefühl wird stark erregt und dabei auch unser Gedanke beschäftigt. Eine fein gebildete, zuweilen überraschend wahre Reflexion, ein Sprühfeuer von Einfällen, die auf individuelle Begebenheiten bezogen doch in bleibende, allgemein menschliche Maximen sich zu verwandeln streben. Freilich ist es bedenklich, die Empfindung und Betrachtung des einzelnen Moments zu fixiren, und dadurch einer individuellen Wahrheit den falschen Schein einer allgemeinen zu geben. Oft auch tritt die Reflexion, d. h. die Zersetzung des Lebens ein, ehe das Bild fertig ist, und macht es trübe und verwaschen. Es fehlt die behagliche Ruhe der Erzählung. Zuweilen gehen die Bilder ohne Vermittlung in uns auf, und verschwinden ebenso schnell wieder, als sie gekommen sind. In des Dichters Phantasie bewegt sich neben der wirklichen immer eine symbolische Welt, auf welche sich das Endliche beziehen soll, und man wird über die Bedeutung irre.

Der grüne Heinrich ist ein junger Maler, der, mehr durch Neigung als Talent zur Kunst geführt, noch in ziemlich grüner Jugend zu dem Gefühl kommt, er habe sein Leben verfehlt. Das scheint wenigstens die Tendenz zu sein, da der Held, als es ihm endlich gut zu gehen anfängt, plötzlich stirbt, nachdem er vorher ohne seinen Willen seinen Liebsten das größte Herzeleid zugefügt hat; es scheint die Tendenz zu sein, das Leben des grünen Heinrich, trotz der wunderbar schönen Bilder, durch die es führt, sei doch nur ein Traumleben gewesen, ein Leben in der Dämmerung, ohne Ziel und ohne höhern Gehalt. Aber nicht immer macht das Buch diesen Eindruck, oft ist es von einer so reinen Heiterkeit gefärbt, daß man durch den tragischen oder melancholischen Ausgang überrascht wird. Zuweilen schleicht sich noch eine andere Nebenvorstellung ein, ob nicht etwa der grüne Heinrich den Menschen

überhaupt darstellen, ob nicht das Leben des Menschen überhaupt als ein Leben im Traume und in der Dämmerung aufgefaßt werden soll, beglückt freilich durch eine Reihe der holdesten Bilder, oder doch nur flüchtig vorüberrauschende Schatten ohne festen Gehalt und ohne tiefere Bedeutung. Keine von diesen drei Annahmen würde den Sinn des Dichters völlig treffen, der zwischen allen dreien schwankt, und gerade darum wird der Eindruck zuweilen unbehaglich.

Den Kern des Buchs bildet ein Aufsatz, den der noch sehr grüne Heinrich über sein Kinderleben schreibt. Es ist eigen, daß bei uns Deutschen, die wir doch ein entschiedenes Gefühl für den Reiz der Kindheit haben (außer zahlreichen glücklichen Zeichnern möge hier auf Reichenau's „Aus unsern vier Wänden" aufmerksam gemacht werden) im Roman so wenig auf die Entwicklung der Kindheit Rücksicht genommen wird. Jean Paul hat es einige Male versucht, aber sein Gustav, Gottwald, Albano kommen doch gegen David Copperfield, Paul Dombey, Grete Tulliver lange nicht auf. In dem Kinderleben des grünen Heinrich finden sich die glücklichsten Züge mit einer Fülle von Gemüth und Anmuth dargestellt, die auch über unbedeutende Vorfälle ihren Zauber ergießen; daneben aber Paradoxien, die zuweilen die Vermuthung erregen, der Verfasser des Aufsatzes verläumde seine eigene Vergangenheit. Es ist bekannt, wie in der Kindheit, wo noch der Traum in's Wachen, die Phantasie noch in die Erinnerungen des Gedächtnisses spielt, die Neigung zur Lüge trotz alles scheinbar ausgesprochenen Wahrheitsgefühls sich leichter begreift und leichter entschuldigt, als in späteren Jahren; es ist ferner bekannt, daß die Hauptquelle der Lüge die falsche Scham ist, aber was der grüne Heinrich in dieser Beziehung aus seiner Jugend erzählt, ist so unerhört, so unglaublich, daß wir es nur aus jener falschen Anwendung des Mikroskops begreifen. Als er jenen Aufsatz schrieb, wurde sein Gedächtniß wieder durch die Phantasie verwirrt, er erinnerte sich wohl an die einzelnen Bilder und Empfindungen, die ihm damals durch den Kopf gegangen waren, aber er hatte von ihrer Stärke, Gewalt und Dauer eine falsche Vorstellung, und so ist sein Selbstportrait verzeichnet, weil die Perspective eine unrichtige war. Das kommt wohl bei solchen Selbstportraits häufig vor, aber der Dichter theilt es nicht in dieser Absicht mit, er findet es vielmehr getroffen. Hätte der Knabe Heinrich wirklich begangen, was er hier von sich aussagt, so würde seine spätere Entwicklung eine ganz andere geworden sein. So denkt er aber nicht, auch über seinem Selbstportrait schwebt die freilich nur dunkel ausgesprochene Vorstellung, das Gesetz, nach welchem dieser Knabe empfindet und sich bewegt, sei das allgemeine Naturgesetz. So ist, indem die Welt der Erscheinungen von dem Glauben an den sittlichen Kern derselben, an die Macht

des Gewissens, sich ablöst, in der That ein Traumreich hergestellt, das, in den Glauben der Zeit aufgenommen, die Bildung derselben auf eine bedenkliche Weise verwirren müßte.

Wenn innerhalb der jungdeutschen Poesie für den Charakter die Form der Molluske die typische war, so lag der Grund davon in einem gewissen Unvermögen des Schaffens: hier ist es umgekehrt eine gewisse Ueberreiztheit der schöpferischen Kraft, die, um der Wahrheit des Lebens näher zu kommen, statt der geraden Linie die wunderlichste Curve einschlägt. Gottfried Keller steht aber nicht allein, die Verwandtschaft mit den bessern Versuchen von Schefer und Mörike springt in die Augen; auch in dem neuesten Roman von Hermann Grimm, den „unüberwindlichen Mächten", wird man daran erinnert. Jemand hat den Trieb, etwas zu sagen; aus Gründen beschließt er es nicht zu thun, und gleich darauf thut er es dennoch. Gewiß kommt das im Leben vor, wenn es aber in einem Roman sich einige Dutzend Mal wiederholt, bei Charakteren von der allerverschiedensten Bildung, so sagt man sich, abgesehen von allen sittlichen und ästhetischen Bedenken: das ist einfach nicht wahr! Es kommt vor, daß die Handlung dem Willen widerspricht, aber die Regel des menschlichen Lebens ist es keineswegs, sondern in der Regel entspringt die Handlung aus dem Entschluß. So entfernt sich durch fieberhaftes Streben nach der Wahrheit der Realist weiter von der Wahrheit als der alte unbefangene Idealist.

In einer Dorfgeschichte, „Romeo und Julie", in den „Leuten von Seldwyla", hat Gottfried Keller noch einmal das Kinderleben zum Gegenstande gemacht: es ist durch seine Innigkeit, wie durch die helle, schöne Farbe eine kleine Perle unserer Literatur In andern Erzählungen der Sammlung drängt sich die Tendenz zu sehr vor.

Geht in dieser Reihe von Romanen der Realismus von der Vertiefung der psychologischen Studien aus, so stützt sich eine andere auf die gründlicher durchdachte Physiologie der Gesellschaft: jene erläutert das innere Seelenleben, diese die Bildung des Individuums nach den Beziehungen und Gesetzen des Ganzen, zu denen es gehört. Seit Wilhelm Meister war die Nothwehr des Individuums gegen die Vornirtheit des Ganzen, das Streben nach harmonischer Bildung gegen die Anforderungen und Vorurtheile der Gesellschaft der leitende Zug. Sich selbst zu genießen, nicht in roher Weise, sondern durch Vermittlung der Bildung, das schien die Aufgabe jedes echten Menschen zu sein; jede Verpfändung an einen bestimmten Kreis der Thätigkeit schien diese Harmonie zu beeinträchtigen. Zur Zeit Wilhelm Meisters ließ sich der echte Mensch nur herab, durch Lectüre, Theater und etwas Liebe mit der gemeinen Welt in Berührung zu bleiben, in späteren Jahren kam die Politik dazu, aber diese

wurde ebenso getrieben wie früher Lectüre, Theater und Liebe, d. h. dilettantisch. Man lernte wohl eine Reihe Forderungen des Menschen an den Staat schicklich formuliren und mit rhetorischem Glanz ausstatten, aber selber zuzugreifen, Pflichten gegen den Staat anzuerkennen, von dem man so große Leistungen beanspruchte, fiel keinem ein. Wilhelm Meisters Erbe, Herrmann in den „Epigonen", hat in der Politik ebensoviel Velleitäten wie in andern Dingen, aber mit wahrem Horreur weist er die Zumuthung von sich, in der gemeinen Weise des Referendariats sich der Politik zu ergeben: statt dessen dirigirt er, wie sein Vorbild, die Zerstreuungen einer blasirten Adelsfamilie. In diesem krankhaften Streben nach individueller Freiheit hatten wir unsere idealen Gestalten immer weiter von der edlen Wirklichkeit des Lebens isolirt. In jedem englischen Roman lernt man etwas über das Wesen und die Gesetze der Gesellschaft und des Staats, aus denen er hervorgegangen ist; der französische Roman zeigt wenigstens den lebendig bewegten Salon, die Liederlichkeiten der Demi-Monde, die Assisen. Der deutsche Roman dagegen führte uns in eine Gesellschaft ein, von der man nicht wußte, ob sie auf dem Monde oder der Erde lebte. Im wirklichen Leben begegnete man in Deutschland fortwährend tüchtigen Persönlichkeiten, die fest auf ihren Füßen standen, mit Behagen das Leben genossen und widerwärtige Schicksale mit Anstand zu tragen wußten; der Roman zeigte nur Schwächlinge, Figuren ohne Zweck und Inhalt, von jedem Hauch der Zeit hin- und hergeworfen, dünkelhafte Geschöpfe, die sich, wenn einmal die Noth über sie einbrach, wie hysterische Weiber geberdeten. Der Deutsche ist sehr tüchtig, behaglich und lebensfroh, wo er sich zu Hause fühlt, bei seiner Arbeit, die er ganz versteht, in der er einen gesegneten, ununterbrochenen Fortschritt erlebt. Der Deutsche ist dagegen unausstehlich, wo er versucht den Dilettanten zu spielen. Gewisse Zeiten im Leben muß jeder haben, wo er Dilettant ist; der wackerste Geschäftsmann muß einmal kannegießern, über Concert und Theater sprechen, das gehört zum Leben und dient dazu, die Einseitigkeit des Geschäfts aufzuheben. Aber unsere Belletristen machten diesen Dilettantismus zum Mittelpunkt des Lebens; sie bewegten sich fast ausschließlich auf dem Gebiet der Conversation, und ließen ihre Herren und Damen mit unermüdlicher Ausdauer ihre unmaßgeblichen Ansichten und Meinungen über Völkerleid und Familienwohl, über Schiller und Goethe, über Sinnenglück und Seelenfrieden vortragen, mit etwas Politik und Liebelei zersetzt: man sollte annehmen, daß in Deutschland die Männer und Frauen nicht Anderes zu thun hätten, als sich über diese interessanten Gegenstände zu unterhalten. Den Dichtern der classischen Zeit konnte man es nicht verargen, wenn sie mit gänzlicher Nichtachtung der sogenannten Philister, das heißt des wirklichen Lebens, die Kunst in das Reich der Schatten

flüchteten. Harmonische Ausbildung aller Kräfte war nur den bevorzugten Ständen oder den Vagabunden möglich, der Bürger ging in einseitiger Thätigkeit unter und hatte innerhalb der Gesellschaft keine Ehre. Seit der Zeit haben sich die Ueberzeugungen geändert: durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die gymnastischen Uebungen, durch die ersten parlamentarischen Versuche, sowie durch den ungeheuren Aufschwung des Handels und der Industrie hat der Bürger Lebensmuth und Selbstgefühl gewonnen; der Stand der Ritterschaft und der Officierstand ist dem Bürger geöffnet, die eximirten Gerichte haben aufgehört, in der Städteordnung hat die Bürgerschaft ein eignes Leben. Productionskraft ist Macht, und wo die Macht vorhanden ist, wird die Berechtigung nicht ausbleiben.

Die Vorzüge des Adels beruhn auf der Stellung einer herrschenden Classe im Staat. Die Ehre wird ihm bereits durch seinen Stand vermittelt, dessen Sitte er sich fügen, dessen Würde er in seiner Person vertreten muß; durch den esprit de corps, der, wo der individuelle Charakter und die individuelle Bildung nicht ausreicht, mit Regel und Maß aushilft und die Freiheit möglich macht, indem er ihr eine Grenze und ein Vorbild giebt. Er wird durch beständige Betheiligung am höhern Staatsleben, namentlich an den Kriegen, durch befestigten Grundbesitz, der ihm eine Heimath im höhern Sinn giebt, durch ununterbrochene Tradition, die ihm die Vergangenheit als Gegenwart zeigt, zu einem gesteigerten Nationalgefühl geweckt. Endlich verleiht ihm seine Befreiung von den Einseitigkeiten und Verkümmerungen des Geschäftslebens die Fähigkeit, sich nach allen Seiten hin gleichmäßig auszubilden. Diese Vorzüge sind in ihrer vollen Ausdehnung nur denkbar, wenn man eine fortwährende Theilung in zwei Volksclassen annimmt: ein Zustand, der auf die Dauer unmöglich ist. Denn wie die Wissenschaften, Künste und die verschiednen Zweige der Gewerbsthätigkeit sich ausdehnen und vervielfältigen, wird nur durch Beschränkung auf einen bestimmten Kreis der Thätigkeit Macht und Einfluß gewonnen, und wo die herrschende Classe fortfahren wollte, ausschließlich nach harmonischer Bildung zu streben, würde sie Macht und Einfluß einbüßen, sie würde aufhören, die herrschende Classe zu sein. Diesem Untergang der exclusiven Adelsherrschaft durch das Aufstreben der bürgerlichen Thätigkeit kann kein moderner Staat entgehn, und wo bei einem Volk das Bürgerthum sich innerhalb des Staatslebens gar keine Stellung errungen hat, wie bei den Polen, tritt es die Geschichte unerbittlich in den Staub, so romantisch und rührend das Schauspiel dieses Todeskampfes sein mag.

Wer in der Gegenwart sich erhalten will, muß in der Weise des Bürgerthums auf Erwerb denken, d. h. folgerichtig, mit ausdauerndem Verstand arbeiten. Die bürgerliche Arbeit ist die Grundlage der modernen Gesellschaft,

das Gesetz der Volkswirthschaft das Gesetz des modernen Staats. Dies Gesetz dem bloßen Streben nach Genuß und Repräsentation vorzuhalten, ist die Aufgabe, die Gustav Freytag's Roman „Soll und Haben" (1855) sich stellt. Der Dichter, damals 39 Jahr alt, hatte in seinen frühern dramatischen Versuchen sich keineswegs als Anhänger der gemeinen Volkswirthschaft und der spießbürgerlichen Sittlichkeit gezeigt. Seine Lieblingsfiguren gingen vielmehr mit den Helden der romantischen und jungdeutschen Zeit insofern Hand in Hand, als sie die Befangenheit der sittlichen Vorurtheile durch souverainen Uebermuth, die falsche Ehrbarkeit des Spießbürgerthums durch Humor, und die Gleichmacherei kleinlicher Naturen durch Stolz bekämpften, der sich in aristokratische Formen hüllte. Solche Figuren sind Valentine, Georg Saalfeld, Graf Waldemar, Georgine, endlich Bolz. Sie spielen sämmtlich gern mit dem Leben, sie haben das Gefühl, in diesem tintenklexenden Säculum nicht recht an der Zeit zu sein, sie nehmen es auch wohl in der Freude an einem augenblicklichen Einfall mit den sittlichen Gesetzen nicht zu genau, sie gehören der Aristokratie oder der Demi-Monde, eigentlich aber einer Schicht an, die zwischen beiden steht. Die Sphäre ist nicht ganz sauber, aber der Dichter weiß durch Anmuth der Sprache, durch artistische Feinheit und durch öfters hervortretende Gemüthswärme auch an dieser Welt Interesse zu erregen. Die Stücke, die auf das Vortheilhafteste gegen die damaligen Versuche abstachen, fanden großen Beifall: erhalten auf der Bühne hat sich nur das letzte, „die Journalisten", dessen Figuren sogar typisch geworden sind.

Zwischen diesem Stück und dem nächst vorhergehenden, dem „Waldemar" liegen sechs Jahre angestrengter publicistischer Thätigkeit, als deren leitende Tendenz man zweierlei bezeichnen kann: politische Einigung Deutschlands durch Preußen und Hebung des Bürgerstandes zum herrschenden im Staate. Mit männlicher Kraft hatte Freytag seine Ueberzeugung in sich durchgearbeitet, der Roman sollte sie nun in die Welt der Kunst einführen. Bisher waren seine Helden Lebensvirtuosen in der Manier Wilhelm Meister's; sie gehörten der Classe der Genießenden an und zeigten keine historische Bestimmtheit. Der Kreis, in welchem sich Waldemar, Valentine u. s. w. bewegten, übte durch Gewohnheit auf ihre Seelen einen gewissen Reiz aus, aber er war nicht die Grundbedingung ihres Daseins; sie konnten sich ihm entziehn, sobald sie wollten, und damit alle Voraussetzungen ihres Willens wie ihres Schicksals aufheben. Der Fortgang der Handlung entwickelte nicht ihren Charakter, er veränderte nur ihre Stimmung; sie suchten dann eine andere Atmosphäre des Lebens, und die Mittel fehlten ihnen nicht, sich in derselben nach Wunsch und Bequemlichkeit einzurichten. In „Soll und Haben" werden wir tief in das wirkliche Leben eingeführt, und die endlichen Be-

dingungen des Berufs, der Arbeit und des Genusses werden in der Form von Grund und Folge entwickelt. Freytag war im Stande, diese Aufgabe mit künstlerischer Freiheit und doch naturgetreu zu erfüllen, da er vorher die gründlichsten Studien dazu gemacht hatte. Dem Gelehrtenstand angehörig, hat er gewußt sich auch von der Landwirthschaft und dem Handel gediegene und zusammenhängende Vorstellungen zu verschaffen; jede Seite des Romans zeigt den Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Das Leben des Kaufmanns zu schildern, war nicht gerade neu, W. Scotts Osbaldistone ist trotz seiner Einseitigkeit immer noch eine bedeutendere Figur als T. O. Schröter, und auch in Deutschland gab es glückliche Bilder der Art, z. B. Hackländer's „Handel und Wandel", (1850). Die Kritiker der Zeit von 1855, die freilich im Durchschnitt von sehr trauriger Beschaffenheit waren, empörten sich dagegen, daß Freytag den Handelsstand den geistigen Interessen gegenüber verherrlichen und alle Kaufleute für sich gewinnen wolle. Ein unbefangener Leser wird das im Roman nicht finden. Das düstere Comptoir und die immer etwas verkümmerten Existenzen der „Herren" von T. O. Schröter sind wahrlich nicht anziehender als die Tanzstunden der adligen Backfische; der Landsitz des Baron Rothsattel ist viel poetischer geschildert als die Fabrik, die ihn verdrängen soll, ja als die Gewölbe des großen Colonialwaarengeschäfts, Leonore hat viel mehr Farbe als Sabine, Fink, der alte Erbe von Saalfeld, Waldemar und Bolz viel mehr Farbe als der ehrliche Anton. Nicht der Kaufmannsstand als solcher, sondern die strenge bürgerliche Rechtlichkeit desselben ist verherrlicht. Der Kaufmannsstand hat auch seine kühnen abentheuerlichen Charaktere, und vielleicht sind es gerade diese, die ihn emporbringen. Solche zu schildern, lag aber außerhalb der Aufgabe des Dichters. Die Stimmung seines Buchs ist Resignation. Ja es geht viel verloren von der Schönheit des Lebens, wenn die behagliche vornehme Existenz, die es nicht genau nimmt mit Soll und Haben, genöthigt wird an den Erwerb zu denken, die Gesetze der Volkswirthschaft sich anzueignen; wenn ein starker und verwegner Wille, wie der von Fink, sich zum Arbeitstisch bequemen muß.

Warum geht Baron Rothsattel zu Grunde? — Er ist doch bereit, sich den Gesetzen der Volkswirthschaft zu bequemen, die Behaglichkeit und die gemüthvollen Erinnerungen seines angeerbten Landguts dem modernen Fortschritt zu opfern, seinen erfrischenden Waldesduft durch die rauchenden Essen einer Fabrik anzukränkeln. Es sieht wie ein Verhängniß aus, daß der Adel dem Bürgerthum unterliegt: so faßt es auch der große Kaufmann auf, der die rettende Hand versagt. Es scheint, daß die Existenz der einen Macht die Existenz der andern ausschließt, wie auch ohne blutige Kämpfe die Indianer allmälig aussterben, wenn die europäischen Pflanzer einziehn. Es scheint, daß

der Rauch der Fabriken nicht blos die Landsitze des Adels, sondern den Adel selbst erstickt, und mit ihm die adlige Sitte, das adlige Behagen: der Dichter empfindet es nicht ohne Schmerz.

Der Baron geht unter, nicht blos durch seine eignen Fehler, sondern durch die seiner Ahnen. Der Adel, bisher regierender Stand im Staat, hat sich zu einer blos genießenden Classe herabgesetzt, er erfüllt keine Pflichten, er repräsentirt nur. Er hat verlernt, zweckmäßig zu wirken, der gute Wille des Einzelnen rettet ihn nicht. Der Baron geht unter, weil er eine Sache übernimmt, die er nicht selber ausführen kann, deren Ausführung er andern übertragen muß. Er geht unter, weil er in seiner vornehmen Art, Gleichberechtigte unter dem Bürgerstand nicht zu dulden, solche Werkzeuge wählt, die sich ihm unterthänig zeigen und ihn betrügen. Der unreelle Handel der Ehrenthal und Veitel Itzig ist nur die Schmarotzerpflanze, die aus dieser ungesunden Selbstsucht des Adels aufwächst. Freytag's Roman enthält einen sehr feinen Zug. Als die — mit wenig Strichen prächtig gezeichnete — Baronin den ehrlichen Schwärmer Anton bestimmt hat, sich für sie aufzuopfern, in ihren Dienst zu treten, erscheint er ihrer Phantasie gepudert und in Kniehosen, als Domestik. Diese Stimmung des Adels fordert ihre Nemesis heraus. — Baron Tuchheim bei Spielhagen, Baron Arten bei Fanny Lewald, Axel von Rembow bei Fritz Reuter — sämmtlich die Nachkommen Rothsattel's — gehn an demselben Gebrechen zu Grunde.

Wie denkt sich nun Freytag den Ausgang? — Wenn in der Welt nichts übrig bliebe, als T. O. Schröter, Sabine, Anton, Jordan u. s. w., so würde der Welt nicht blos viel Freude und Farbe fehlen, sie würde auch sehr langsam vorwärts kommen: die bloße Gewissenhaftigkeit ist nicht productiv. — Freytag scheint seinen Liebling Fink zum Erben der alten Parteien zu bestimmen. Er hat in Amerika gelernt frisch zuzugreifen. bei T. O. Schröter hat er erkannt, daß bei jedem Unternehmen nur das Reelle bleibend gedeiht; er wendet die Manchesterlehren auf das adlige Geschäft des Ackerbau's an, aber er verlernt nicht, die Waffen zu führen. So wird bei Fritz Reuter der strebsame Edelmann einem tüchtigen Inspector zur Erziehung gegeben, bei Hermann Grimm macht Erwin, der künftige Staatsmann, mehrere Jahre einen bürgerlichen Beruf durch.

Daß Freytag diese Ideen in edlen und würdigen Formen ausgesprochen und mit dem Reiz seiner angeborenen Anmuth schmeichlerisch umkleidet hat, das ist das Große und Bleibende des Buchs. Die Fortschritte des öffentlichen Lebens, dies wird den „Rittern vom Geist" entgegengehalten, müssen von den sittlichen und intellectuellen Fortschritten des Privatlebens getragen werden; es wird im Staat nicht eher besser

werden, bis jeder Bürger gelernt hat, vor seiner eignen Thür zu kehren. Man soll mit seinem Credit nie über sein Vermögen hinausgehen, man soll z. B. nicht eher nach Feinheit und Größe in den Empfindungen streben, bevor nicht die nothwendige Grundlage der gemeinen Sittlichkeit festgestellt ist. Die Seele in ihrer Tiefe wird in diesem Roman weniger aufgeregt, man wird weniger zum Sinnen und Träumen geleitet als bei den Romanen der pantheistischen Schule, aber man bleibt in einer schönen Wärme, der Nachklang ist ein wohlthuender und die Figuren prägen sich unauslöschlich dem Gedächtniß ein. Freytag hat, und das ist bei unsern neuern Dichtern selten, eine große Kraft des Typischen. Die Familie Rothsattel und das Judenhaus, allerdings die Glanzpunkte des Romans, kehren bei den meisten der spätern Dichter in mannigfachen Verkleidungen wieder. Mehr und mehr stellt sich als die Aufgabe des modernen Romans heraus, das Verhältniß der Stände zum Staat, das die Wissenschaft analytisch untersucht, durch die Anschauung festzustellen.

Der Kampf zwischen Sympathie und Ueberzeugung, den der aufmerksame Beobachter schon in „Soll und Haben" wahrnimmt, zeigt sich auch in der Tragödie, die einen ähnlichen Entwurf behandelt, den „Fabiern". Der adlige Consul Fabius regiert den Staat nach idealen Begriffen; als er erfährt, daß diese idealen Begriffe der Wirklichkeit nicht entsprechen, daß in seinem eignen Stamm sich Mörder vorfinden, denkt er zu adlig, das Recht des Marktes anzurufen, er will erst im heimlichen Familienrecht den Mörder richten, und da ihm das nicht gelingt, verurtheilt er den ganzen Stamm zum Heldentode für's Vaterland. Diesem vornehmen Handeln steht die kluge Berechnung des Bürgers gegenüber, der die Verletzung des öffentlichen Rechts nicht durch Blut, sondern durch vernünftige Ausgleichung der ständischen Unterschiede sühnen will. In der ersten Ausgabe scheitert sein Vorhaben, die rücksichtslose Heldenkraft, die nur ein Princip kennt, die Ehre, trägt den Sieg davon über die Berechnung, die sich doch zu voller Kraft nicht entfalten kann, da sie durch bürgerliche Familiengefühle gehemmt wird. Diesen poetisch richtigen Ausgang hat Freytag später verändert, und damit sein eignes inneres Schwanken verrathen.

Der Stil von „Soll und Haben" war überwiegend anmuthig. Freytag's zweiter Roman, „die verlorene Handschrift", schlägt einen höheren Ton an. Die symbolische Bedeutung ist in kräftigeren Tönen angezeigt, der Kampf zwischen dem Sonnenlicht echten und ehrlichen Wissens und Wollens mit dem trügerischen Mondschein subjectiver Gelüste klingt wie eine ahnungsvolle Melodie durch das ganze Buch. Die Heldin desselben, Ilse, ebenfalls typisch gedacht, ist der Anlage und ersten Erscheinung nach von einem tiefern poetischen

Gehalt, als alles was Freytag früher gedichtet. Die Entwicklung entspricht dieser Anlage nicht ganz. Es werden in Bezug auf das innere Seelenleben sehr ernste Fragen angeregt, deren Fäden der Dichter dann aus den Händen verliert. Der äußere Conflict, der sehr tragisch aufgefaßt wird, streift einige Male an's Komische, weil der Dichter die Fühlung mit der Wirklichkeit verliert. Diesmal ist es nicht das Bürgerthum gegen den Adel, sondern der moderne Staat gegen die absolute Fürstengewalt. Freytag kennt das Leben an den kleinen Fürstenhöfen aus intimer Anschauung, und die Einzelheiten desselben sind nach dem Ausspruch von Sachkennern meisterhaft wiedergegeben, aber die Haltung des Ganzen ist insofern unrichtig, als sie nicht typisch ist für unsere Zeit. Sollte eine Geschichte wie die zwischen dem Duodez-Tiberius und der Frau Professorin heute wirklich möglich sein, was wir bezweifeln, so ist sie doch abnorm gegen alle unsere sonstigen Verhältnisse, sie spielt in den Zeiten der Emilia Galotti und der Louise Miller. Vor der Gewaltthat eines lüsternen Fürsten sein Weib zu schützen, dieser Sorge ist der angesehene Bürger heute wohl überhoben. Die unrichtige Voraussetzung wirft auf den Charakter des Gelehrten, ja auf das ganze tragische Problem ein schiefes Licht: giebt man die realen Voraussetzungen des Dichters zu, so handelt der Professor mit einer unverzeihlichen Pflichtvergessenheit. Etwas der Art scheint wirklich dem Dichter vorgeschwebt zu haben, es scheint, als ob die krankhafte Jagd nach der verlorenen Handschrift des Tacitus, über welcher der Gelehrte seine weiteren Lebensbeziehungen vergißt, ein tragisches Motiv, ein Moment der Schuld enthalten solle. Noch in einer anderen Beziehung scheint er beschämt werden zu sollen: er hat ein stark ausgeprägtes Rechtschaffenheitsgefühl in wissenschaftlichen wie in sittlichen Dingen, das ihn aber zuweilen verleitet, hart und selbst lieblos gegen andere zu sein: der eigne Irrthum, in den er verfällt, scheint ihn nun darin milder stimmen zu sollen. Allein wenn dies beabsichtigt war, so wird es nicht stark genug ausgeführt, und dem Professor durch die Demüthigung des armseligen Knips und durch das Verfahren gegen den geisteskranken Fürsten die Sühne zu sehr erleichtert. Vor allem aber verringert der unbefangene Blick auf die wirklichen Verhältnisse die Verantwortlichkeit eines gebildeten Mannes, der unmöglich das Absurde in Rechnung ziehen kann. Wenn eine angesehene Dame von buhlerischen Anträgen eines Fürsten verfolgt wird, so kann sie bei der Oeffentlichkeit unserer Verhältnisse ruhig über die Straße gehen und sich Postpferde bestellen. Gerade bei einem Roman, der etwas Typisches und Symbolisches in sich trägt, muß man es darin genau nehmen. Und noch eines Gedankens kann man sich nicht erwehren: — die Zeit des alten, geisteskranken Tiberius ist vorüber; aber die Benno sollen doch nicht etwa zur Regierung kommen?

Aehnliche Bedenken erregt Berthold Auerbach's neuester Roman „Auf der Höhe". Daß des Dichters Talent nicht im Abnehmen ist, zeigen die Geschichten aus dem bürgerlichen Leben, „Edelweiß" u. s. w., in denen sogar mit größerer Tiefe als in seinen frühern Werken die Gemüthsconflicte einfacher und etwas bornirter Naturen dargestellt werden; aber wo er aus diesem Kreise heraustritt und es unternimmt, das vornehme Leben zu schildern, läßt ihn seine Gabe der Beobachtung ebenso im Stich, als seine Composition. Die große Scene, in welcher der König in Gegenwart der schönen Irma auf die Statue klettert und ihr den „Kuß der Ewigkeit" giebt, macht einen namenlos komischen Eindruck, und die Art, wie Irma ihre Schuld büßt, sieht wenigstens wunderlich aus. So reich auch dieser Roman an einzelnen schönen Stellen ist, den Eindruck der Wahrheit, nach welchem der Dichter doch immer so redlich gestrebt habt, empfängt man nirgend.

Unter den Versuchen, welche den Gegensatz des Adels und des Bürgerthums, des anständigen Genießens und des hingebenden Arbeitens, zum Vorwurf haben, nimmt Fanny Lewald's „Von Geschlecht zu Geschlecht" eine ansehnliche Stellung ein. In Steub's „deutschen Träumen (1858) wird man in die Zeit der Revolution zurückversetzt. Es ist seltsam, daß der Verfasser, der sich als liebenswürdiger Tourist ein gerechtes Ansehen erworben, die Verkehrtheit seiner Helden ganz richtig durchschaut, die Ironie sogar ziemlich stark hervortreten läßt, und sie doch als Helden, nicht als Don Quixotes behandelt; fast möchte man annehmen, er habe ein altes Manuscript nach seiner neu gewonnenen Ueberzeugung durchgearbeitet. — Etwas Aehnliches gilt von den politischen Romanen Spielhagen's.

Spielhagen's erstes Werk, die „problematischen Naturen" (1860) erregte einen großen und gerechten Beifall. Das Talent, gut zu erzählen, ist selten bei uns, wir stehen darin hinter den Franzosen und Engländern weit zurück. Hier trat nun ein Dichter auf, der nicht blos gut, sondern glänzend zu erzählen verstand: eine glatte, gefällige und doch lebendig bewegte Sprache, frische, rasch in einander greifende Handlung, die Personen scharf und ohne viel Aufwand kenntlich gemacht, ihr Dialog natürlich und im Ganzen wahrheitsgetreu, und dabei eine Mannigfaltigkeit der Physiognomie, die auf Reichthum der Lebensanschauungen schließen ließ. Die Situationen, durch welche man geführt wurde, waren nicht sehr erbaulich; die Liebesabentheuer, die vom pommerschen Adel erzählt wurden, durften recht wohl mit der pariser Demi-Monde wetteifern. Aber man kann nicht sagen, daß der Dichter sie frivol auffaßte; er hat über Werth und Unwerth der Empfindungen und Grundsätze, die bei der Gelegenheit zum Vorschein kamen, ernste und starke, wenn auch anfechtbare Ueberzeugungen. Vielleicht hätte das Buch gewonnen,

wenn es unvollendet geblieben wäre, und man es als eine Reihe anmuthiger Novellen nach Art der alten italienischen hätte betrachten können. Spielhagen hat später noch einige kleinere Novellen geschrieben, die höchst interessante Anschauungen, höchst eigenthümliche Physiognomien enthalten, wie z. B. „die Sphinx". Aber sein Ehrgeiz ging nach einer andern Richtung: er wollte seinerseits das Problem unserer socialen und politischen Gegensätze wenn nicht lösen, doch wenigstens klarer, als bisher geschehn, vor Augen stellen. Diesen Zweck verfolgen die größern Romane, der Schluß der „problematischen Naturen", die „Familie Hohenstein", „In Reihe und Glied".

Die Poesie öffnet ihren Spielraum allen Parteien, wenn man nur über der Partei das allgemein Menschliche nicht vergißt. Freytag hatte in seinen Romanen seine Ideale der Zukunft klar hingestellt: ein gebändigter Fink, ein zu freierem Lebensmuth erzogener Anton, ein durch das Leben milder gewordener Werner, ein mit den bessern Kreisen des Bürgerthums bekannter Oberst-hofmeister. Was man vom Standpunkt der Partei gegen sie einwenden mochte, das allgemein Menschliche in diesen Figuren mußte jeder anerkennen. — Man wird nicht behaupten, daß Spielhagen seine demokratischen Ideale zu gleicher Klarheit ausgearbeitet habe. Die Vertreter der Zukunft, wie er sie sich denkt, sind echte Ritter von Geist, d. h. strebsame und reichbegabte Naturen, mit dem Bestehenden zerfallen, aber ohne positiven Inhalt. Der Unterschied gegen Gutzkow liegt nur darin, daß Spielhagen sich über sie nicht täuscht, daß er sie vollkommen richtig und consequent schildert, daß er über sie gerade so urtheilt wie unsereiner, ja zuweilen sogar noch mit größerer Härte. Er zeigt, wie problematische Naturen trotz der besten Gaben des Geistes und Herzens durch die Unstätigkeit und den Wankelmuth ihres Wesens mehr und mehr in sich selbst zerfallen, bis sie als „catilinarische Existenzen" auf den Barrikaden endigen, weil sie mit ihrem Leben sonst nichts anzufangen wissen. Der Ausgang ist natürlich, aber nicht wenig wird man durch den Eindruck überrascht, den er auf den Dichter macht. Er sieht in ihrem Untergang eine That, ein Martyrium. Da sie nun meistens den gebildeten Classen angehören, so liegt doch die Frage nahe: wie sie sich einbilden konnten, dadurch den Staat und die Gesellschaft zu verbessern, daß sie mit beliebigen ihnen ganz unbekannten Leuten aus dem Volk das Straßenpflaster aufrissen und auf die Soldaten feuerten? Ihnen wäre im Fall eines Sieges das Regiment nicht in die Hände gefallen, und auch dann hätten sie nichts damit zu machen gewußt. Sollte aber die Existenz solcher Naturen eine Anklage gegen den bestehenden Staat sein, so mochte man das bis zu einem gewissen Grade gelten lassen, dann aber ebenso den bestehenden Gewalten das Recht zuschreiben, sich ihrer zu entledigen; wo die Gefahr der blinden zügellosen

Barbarei droht, ist jede Autorität an ihrem Platz. Seltsamerweise hat Spielhagen das Motiv noch zweimal wiederholt, und man kann nicht behaupten, daß Thomas Münzer in sittlicher oder politischer Beziehung einen Fortschritt gegen Oswald Stein ausdrückt.

Vielleicht aber wollte der Dichter im Gegentheil Naturen erfinden oder zeichnen, die in der gegenwärtigen Verwirrung des öffentlichen Lebens, wie sie ihm erscheint, zu helfen im Stande wären? vielleicht wollte er sagen, daß zu der dämonischen Gewalt, mit der ein neues Princip in die Welt eingeführt werden soll, eine ebenso wilde wüste Leidenschaftlichkeit gehört, die sich dann auch im Kreise des sittlichen Lebens verhängnißvoll ausspricht. Man pflegt in solchen Fällen gern auf Mirabeau's Beispiel hinzuweisen, dessen leidenschaftliche Natur ebenso sein Leben zerrüttete, wie sie ihm Macht über die Menschen gab, und dadurch die Mittel, wenigstens den Versuch zur Umwandlung des Staats zu wagen. — Aber einmal war Mirabeau seinen Zeitgenossen, Gegnern und Verbündeten an politischer Bildung, an Einsicht in das, worauf es ankam, wirklich und sehr bedeutend überlegen, und Spielhagen ist es nicht gelungen, dem Leser die Meinung beizubringen, daß Oswald Stein, Thomas Münzer, Leo Guttmann u. s. w. sich der gleichen Ueberlegenheit erfreuen. Mirabeau war nicht blos mit der Leidenschaft, sondern mit der ganzen Kraft seines Denkens in der Politik: Spielhagen's Helden treiben die Politik nur dilettantisch, und wenn sie einmal ganz darin aufgehen, wie Leo, so schildert sie der Dichter selbst als Fanatiker einer fixen Idee. — Sodann sind ihre Leidenschaften nicht im großen Stil; sie werden von ihren Wünschen und Einfällen hin und her getrieben, ihre politische Agitation geht in demselben Taumel, wie ihre Liebesverhältnisse, und das ist nicht gerade die Seelenstimmung, die den Reformator macht.

Allerdings geht ein bestimmter Zug durch ihre politische Haltung: der Haß gegen den Adel. Was in diesen drei Romanen vom Adel erzählt wird, könnte diesen Haß freilich motiviren; auch von edlen Gemüthern wird es bitter empfunden, einer Classe im Staat als nicht ebenbürtig zu gelten; aber es mischt sich noch ein anderes unerfreuliches Gefühl hinein: es ist nicht das Selbstgefühl des Bürgers, der seiner Kraft sich bewußt, einen Stand verdrängen will, der sich selber nicht mehr zu helfen weiß; es ist im Gegentheil die übertriebene Vorliebe für die Vorzüge und Genüsse, deren der Adel als solcher sich erfreut, und der Wunsch, dieser Vorzüge und Genüsse theilhaftig zu werden, mit einem Wort, der Neid. Diese aristokratisch angelegten Naturen haben eine krankhafte Sehnsucht nach feinen eleganten Umgebungen, es zieht sie in den Salon, an den Hof; einer fein geputzten Gräfin widerstehn sie nicht leicht, selbst für das Verständniß ihres Gemüths bedürfen sie einer Frauenseele, deren

parfümirtes Empfinden nur aus dem Luxus aufwächst, und nicht selten entpuppt sich der Führer der Demokratie mit einem gewissen Behagen als Bastard eines Edelmanns. So seltsam es klingt, die deutsche Demokratie ist besser, als sie in diesen Büchern erscheint. Zwar läßt es Spielhagen an einzelnen würdig gesinnten und hingebenden Idealisten nicht fehlen, aber diese sehn so farblos und nüchtern aus, daß sie gegen die genialen Abentheurer nicht aufkommen. — Wenn es unbillig scheint, den Dichter zu schelten, daß er nur einzelne Figuren des großen Kampfs auf den Schauplatz bringt, so ist darauf zu erwidern, daß ein Sittenroman, der den Anspruch auf Gemeingiltigkeit erhebt, diese Freiheit der Auswahl nicht beanspruchen darf, die der einfachen Novelle niemand versagen wird. Alle diese Dichter, Freytag, Auerbach, Spielhagen, wollen nicht einzelne wunderliche Figuren schildern, sondern Typen der Zeit. In der ausgezeichnet scharfen, ja glänzenden Beobachtungsgabe die Spielhagen besitzt, liegt noch eine andere Gefahr. Motive aus wirklichen, bekannten Persönlichkeiten zu nehmen, ist erlaubt, denn man kann das Bild der Zeit nicht aus Visionen schöpfen; aber es kommt darauf an, diese Motive zu einer neuen wirklichen Schöpfung zu verarbeiten: gegen die Mischung eines Portraits und Idealbildes läßt sich nicht blos aus äußern, sondern auch aus innern Gründen Erhebliches einwenden. — Unsere nationale Bildung hat seit einem Jahr eine ernste und entscheidende Wendung genommen, das Interesse an den Barrikaden ist vorläufig vorüber, es ist zu hoffen, daß diese Wendung sich auch für das große Talent des Dichters fruchtbar erweisen wird.

Mitten in diesen Wendepunkt stellt sich Hermann Grimm's neuester Roman, „Unüberwindliche Mächte"; er hätte ihn auch „deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften" taufen können. Der vierjährige Bürgerkrieg Nordamerika's hat diejenigen beschämt, welche dem demokratischen Staatsleben die Lebensfähigkeit absprachen, die Schlacht von Königgrätz hat den historischen Mächten, die Preußens Geschichte bestimmen, ihre volle Geltung für die Welt wieder erobert. Welches sind diese Mächte? — Der Historiker sucht sie zu analysiren: eine typische Figur zu erfinden, die menschlich solche Charaktere begreiflich macht, wie wir sie 1756 und 1866 in der Arbeit gesehen haben, wäre wohl die Aufgabe eines echten Dichters, der freilich von innen heraus, aus dem Vollgefühl des märkischen Lebens schaffen müßte. — Es ist schade, daß Grimm seinen Roman zum größeren Theil wohl schon vor Königgrätz entworfen hatte. Er hat eine klare Vorstellung von der Bedeutung dieses Ereignisses, aber es tritt hier doch blos als Episode, nicht als wirklicher Wendepunkt der Geschichte ein. Es zeigt sich darin ein gewisser Mangel an poetischer Kraft. In Dickens' „Tales of two Cities" hört man die Fußtritte des Pöbels, welche den Helden zur Guillotine schleifen sollen, lange voraus; das

Blut, welches in der Revolution strömen soll, wird mit einem Geisterfinger Jahre vorher auf die Häuser geschrieben, man wittert es in der Luft. Die Ausführung ist manierirt, aber, symbolisch betrachtet, ist die Sache sehr richtig. Nicht blos der Prophet, auch der Dichter bedarf dieses Second Sight, wenn er historische Leidenschaften wiedergeben will. Die Kanonen von Königgrätz mußten schon zu Anfang des Romans bis in die berliner Theecirkel vorklingen, wenn diese Schlacht mit Furcht erlebt sein sollte. Aber die Herren und Damen sind taub, sie werden durch das Ereigniß gerade so überrascht, wie es das preußische Publicum wurde: und wer sich überraschen läßt, beherrscht weder poetisch noch politisch die Dinge. Nachträglich sucht Grimm die Größe des Moments durch die gehobene Stimmung zu versinnlichen, die sich im Lazareth von Sadowa aller Kranken bemächtigt: die Scene ist schön gedacht und echt symbolisch. Aber die Ausführung ist verfehlt. Je symbolischer der Poet auf das Gemüth einzuwirken sucht, desto realistischer müssen die Mittel sein, deren er sich bedient; er muß den Schein der allerhärtesten Realität hervorbringen, um durch das Medium der Phantasie den Gedanken zu beflügeln. Unüberwindliche Mächte zu schildern, ist die größte Aufgabe des Dichters: aber um diese Mächte, die über allen Verstand hinausgehn, wirklich zu schildern, muß er das Leben, das ihnen zum Opfer fällt, nach den uns bekannten Gesetzen bis in's kleinste Nervengeflecht zu verfolgen wissen.

Hermann Grimm hat einen feinen Blick für das Historische, wo es ihm in den Formen, die er liebt, fertig überliefert ist; mit Theilnahme folgt man ihm in seinen Wanderungen durch das Florenz des 16. J., dessen Statuen und Gemälde, dessen Straßen und Kirchen ihm wie eine bunte Bilderwelt vorliegen. Er weiß dem Eindruck, den diese Gegenstände auf seine Seele machen, einen so sinnigen Ausdruck zu geben, daß man sich öfters täuscht, als habe er sie wirklich gezeigt. Wo er ruhen kann im Gefühl der Freude über ein reich bewegtes Leben, da sieht er vortrefflich, aber im Gewühl des Markts zu beobachten, mitten im Tumult der Parteien, mit seinen eignen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen beschäftigt, ist seine Sache nicht. Er hat die Eigenheit mancher vornehmen Naturen, daß ihm die unmittelbare Nähe der wogenden Menge lästig wird, und so hat er in den „Unüberwindlichen Mächten" die historische Ferne, die ihm allein Ruhe giebt, dadurch ersetzt, daß er zwischen sich und die Wirklichkeit ein Medium einschiebt: das Medium der blos betrachtenden, ihm wahlverwandten Naturen, mit einem Wort, den Salon. Man athmet nicht den frischen Hauch des wirklichen Lebens, sondern Stubenluft, es ist ein Kreis schöner Seelen, die, wie im Kreise Rahels, Bettinens oder der Gräfin Hahn, fein gebildet und im Ganzen vorurtheilsfrei, die Dinge aus der Vogelperspective betrachten; nicht abgeneigt, hie und da einzugreifen, aber

nur soweit es ihnen bequem ist. Wenn die Luft draußen sie anwidert, so schließen sie die Thür.

Was dem Dichter vorschwebte, kann man wohl ahnen. Der preußische Adel ist wesentlich ein Kriegsadel. Verkümmert in der langen Friedenszeit, hatte er den Begriff seines echten Berufs verloren, und die Bilder von der Vergangenheit seines Standes verwirrten nur seinen Blick für das, was der Gegenwart noth thut. Er wurde aus Haß gegen die Revolution einseitig conservativ und abwehrend gegen das Leben des Bürgerstandes, weil er kein eigenes Leben hatte. Da nun die Nation wieder aufgewacht ist, wird er einen freien Spielraum für seine eigene Thätigkeit finden, und ebendarum die Berechtigung anderer Stände neben sich begreifen. Leider sind die beiden Helden des Romans keine rechten Repräsentanten des Adels. Es ist nicht gerade ein neues Unternehmen, den Erben eines vornehmen Hauses, das seinen Besitz verloren hat, und doch zu stolz ist, auf dem gewöhnlichen Wege sich vorwärts zu bringen, in seiner Verbitterung gegen die ganze Zeit darzustellen. Der Junker von Ravenswood ist das Vorbild zum Grafen Arthur, und auch seine Liebe zu der Tochter des Emporkömmlings mit dem innern Schwanken seines Gefühls erinnert an die heiße und doch unsichere Liebe Arthurs zur Amerikanerin. Aber in W. Scotts Aristokraten ist eine robustere Natur, sein Stolz und seine Noth hat etwas Plastisches, schon im Costüm: Caleb, der Wolfsthurm, die tollen Junker, die Hexen, Lady Ashton gehören sehr zur Sache. Graf Arthur mit seinem trägen Adelstolz will zu der eleganten Theegesellschaft des berliner Hotels nicht recht stimmen, so wenig, wie er sich in Amerika orientiren kann. Sind denn für diesen Sohn des 19. Jahrhunderts die Vorurtheile des Adels wirklich unüberwindliche Mächte? Daß ihm hin und wieder der Gedanke durch den Kopf geht, für den Erben seines Namens zieme sich eine reiche bürgerliche Heirath nicht, führt nur durch ein seltsames Spiel des Zufalls zu scheinbar unedlen Aeußerungen, die entscheidend in sein Schicksal eingreifen — und auch das nicht einmal, denn den Ausgang bestimmt unvermuthet die Kugel eines Meuchelmörders, die mit dem Vorhergehenden in gar keiner Verbindung steht. Die Fäden des Gewebes sind in diesem Roman so fein gesponnen, daß sie alle Augenblicke reißen und daß man daher die Zeichnung nicht recht erkennt. Die Liebesgeschichte, die manche reizende Züge enthält, scheint ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Sehr bedeutend in der Stimmung, reich an Bildung, scheint Grimm für die Composition im Großen nicht die nöthige Energie zu besitzen. Seine Gestalten gehn ihm mehr durch das Medium der Mitempfindung und der Reflexion als durch das Auge auf; was sie thun und sprechen, regt ihn schnell zu Gedanken und Stimmungen an, die sich nun zwischen sie und den Leser stellen; es ist selten, daß man sie

vor sich sieht, wie sie stehn und sich bewegen, wie sie selbst empfinden und sich äußern. Sie lösen sich nicht von ihm ab; er geht weder in sie auf, noch hat er ein freies Urtheil über sie; er folgt nicht dem Zuge ihrer eignen Gedanken und Empfindungen, sie müssen mit den seinigen abrechnen, und da stimmt oft die Rechnung nicht.

Aus dem Kreise der großen Zeitkämpfe, im Parlament, auf der Straße und im Salon kehren wir in das Stillleben eingeschränkter bürgerlicher Gesellschaftskreise zurück, aber diesmal an der Hand eines echten Dichters, eines Dichters, dem an Kraft seit dem Tode Heinrichs von Kleist in Deutschland keiner gleich kommt. Otto Ludwig hat trotz zahlreicher Entwürfe nur wenig geschaffen, er war lange Jahre schwer erkrankt, mußte gegen die Gestalten ankämpfen, die seine Phantasie schuf, und die ihn wie körperlich bedrängten. Auch in diesen wenigen Werken empfindet man zuweilen unheimlich die Pein, die er beim Schaffen erlitt, sie erweitern nicht die Brust, sie beklemmen sie; aber sie üben einen mächtigen dämonischen Zauber auf die Seele, und wenn es bei der ersten Lectüre nicht leicht wird, das schöne, warme und liebevolle Gemüth zu erkennen, das hinter ihnen liegt: der Kraft seiner Bilder wird man sich nicht leicht entziehn.

Seine erste Tragödie, „der Erbförster", wurde 1852 gegeben. Der Stoff ist unansehnlich, man wird fast zu sehr an Ifflands Jäger erinnert, und die Wirkung wurde durch den Mangel eines befriedigenden Abschlusses beeinträchtigt. Aber es war eine Naturwahrheit in diesem Stück, eine Kraft der Seelenbewegungen, eine Anschaulichkeit bis in das Aeußerliche der Nebenfiguren hinein, wie man sie auf dem Theater seit mehr als einem Menschenalter nicht mehr gekannt hatte. Dabei eine Concentration der Leidenschaft bis in's Fieberhafte, ein gewaltiges Mitleben des Dichters mit seinem Helden. Vom Gleichgiltigen, ja halb Lustigen, wird man Schritt für Schritt in die Spannung geführt, wie von Geisterhänden widerstandlos gepackt, bis man den entsetzlichen Ausgang nicht blos in der Phantasie, sondern in allen Nerven mit erlebt, und sich dann freilich fragt, wozu man die ganze Qual ausgestanden habe.

Der Uebergang aus dem Idealen in das Charakteristische und damit aus den fremden Stoffen in unsere bürgerliche Wirklichkeit ist nicht willkürliche Wahl unserer Poeten, sie ist durch den ganzen Gang der Zeit bedingt; aber sie hat ihre Gefahr, namentlich im Drama. Das bürgerliche Leben ist nicht nur an die sittlichen Gesetze geknüpft, die wir auch in das ideale Trauerspiel mitbringen müssen, sondern es ist zugleich in ein Netz von Rechtsgewohnheiten, von willkürlichen, einer bestimmten Sphäre der Gesellschaft angehörigen sitt-

lichen Voraussetzungen und von positiven Gesetzen eingefangen, welche die freie individuelle Bewegung erschweren. Man kann keinen unzewöhnlichen Schritt thun, ohne in das Gebiet der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit überzutreten; die Theilnahme wird befangen, unruhig und ängstlich, nicht blos weil sie zu stark an die Realität erinnert wird, sondern auch, weil sie sich leicht versucht fühlt, den Inhalt des bürgerlichen Rechts an dem Maßstab des innern sittlichen Gefühls zu prüfen. Otto Ludwig hat nun die Unreife der Bildung, die unvollständige Kenntniß des bürgerlichen Rechts als tragisches Motiv benutzt. Wir befinden uns in einer Gesellschaft braver, tüchtiger, freilich etwas starrköpfiger Menschen, zwischen denen sich Mißhelligkeiten aller Art einstellen können, die aber doch vermöge ihrer guten Natur unabwendbar in das Gebiet des Lustspiels überzugehn scheinen. Aber der Held hat einen falschen Begriff von seinen bürgerlichen Rechten, er weiß nicht, wie weit seine Amtspflicht seinem Brodherrn gegenüber reicht, er kennt nicht den Unterschied eines Staats- und eines Privatbeamten, zwischen dem angebornen und dem positiven Recht will er keinen Unterschied gelten lassen, und da dem vermeintlichen Unrecht, das er erlitten, das Gesetz keine Abhülfe schafft, glaubt er sich wie Michael Kohlhaas selbst Recht nehmen zu müssen. Der schlichte einfache Mann ladet eine Blutschuld auf sich, und da er durch eine Kette schrecklicher Zufälle von seinem Unrecht überführt wird, und das bürgerliche Gesetz ihm wiederum, was er als sein Recht in Anspruch nimmt, das Recht, als Mörder enthauptet zu werden, versagt, obgleich in der Bibel steht, wer tödtet, soll getödtet werden, so begeht er, der Bibelchrist, ein zweites Verbrechen, den Selbstmord. Es ist nicht die Wildheit der Leidenschaft, sondern die Bornirtheit des Urtheils, welche die Handlung trägt. Die Zumuthung an unser Gefühl ist so arg und bei der Gewalt der Poesie so quälend, daß wir uns außerhalb des Stücks nach einer Erklärung umsehen müssen.

Man erinnere sich an den leidenschaftlichen Ausruf, der wie ein Refrain durch sämmtliche Werke H. v. Kleist's sich zieht: „Verwirre das Gefühl mir nicht!“ Was der Erbförster als das Entsetzlichste empfindet, ein heiliges Gefühl mit dem andern in Widerspruch zu sehen, das ist es, was ihn in Verzweiflung stürzt. Dies tiefe Klarheitsbedürfniß, das sich hier in einer unreifen Bildung ausspricht, das angstvoll nach der Einheit des Rechts verlangt, des göttlichen und des menschlichen, dieser Haß gegen die Lüge, die Halbheit, den innern Widerspruch ist ein Grundzug unserer deutschen Geistesgeschichte. Viele Kämpfe der Art haben in stärkeren Seelen, z. B. in Luthers Seele entscheidend auf den Gang unserer geistigen Befreiung gewirkt. Dem Dichter hat, was er wollte, nur dunkel vorgeschwebt, und er hat es, wenn auch mit sinnlicher Klarheit, doch sittlich incorrect ausgedrückt. Aber stellen wir uns auf einen etwas ent-

fernten Standpunkt, so sehen wir in dieser Concentration des ganzen Wesens auf einen Gedanken, in dieser fast prophetischen Sprache das zum Grunde liegen, was hauptsächlich unsere Stellung in der Weltliteratur bestimmt. — Es giebt nur ein Recht, es giebt nur eine Wahrheit. Das Recht gebietet kategorisch unbedingt, allgemein. Die größte Sünde und die Quelle alles Bösen ist die Lüge. Aus diesen in's Fleisch und Blut aufgenommenen Ueberzeugungen, aus diesem starken Gefühl von der Einheit alles Geistigen ist die Figur des Helden in Otto Ludwig's Roman „Zwischen Himmel und Erde" (1858) hervorgegangen. In der Person eines ungebildeten Handwerkers ist der kategorische Imperativ Fleisch geworden, das Gewissen hat sich zur poetischen Kraft erweitert.

Es ist ein Dichterwerk vom ersten Range, eins der wenigen aus unserm Jahrhundert, von denen man mit einiger Zuversicht voraussagen kann, daß sie unsere Generation überleben werden. Das Leben des Schieferdeckers, mit dem vollen Realismus aufgefaßt, den der Ernst des Dichters wie der Ernst seines Helden erheischt, und mit wunderbarer Kunst von allen Seiten dem Leser anschaulich gemacht, giebt zu tragischen Scenen Veranlassung, die an Shakespeare erinnern. Wie der grimmige blinde Alte den verbrecherischen Sohn vom Thurm herabstürzen will, wie dieser später in einem neuen verbrecherischen Versuch zu Tode kommt, wie den edlen Bruder trotz seiner Unschuld doch das Gefühl, zu diesem Tode die Veranlassung gegeben zu haben, als geheime Schuld drückt, wie das schreckliche Gefühl, mit sich selbst nicht mehr in Einheit zu sein, ihn, den starken, physisch und sittlich gleich schwindelfreien Mann, mit dem ungewohnten Gefühl des Schwindels umfängt, wie er endlich diese Unklarheit sühnt und überwindet, indem er bei einem furchtbaren Sturm und Gewitter auf der Spitze des Kirchthums den Brand löscht und die Stadt vor dem Untergange bewahrt, das ist in gewaltigen Zügen ausgemalt, die während des Lesens die Seele qualvoll erregen, deren Eindruck sich aber nie wieder verwischt. Und es sind nicht etwa die Kunststücke eines Virtuosen, sie gehen mit innerlicher Lebenskraft aus der Natur der starkgezeichneten Menschen, aus der schwülen Luft der ganzen Handlung hervor. Es ist eine schwüle Luft, die man athmet, der Dichter empfindet es selbst, nicht wegen des Schrecklichen, was man erlebt, sondern wegen der Enge und Armuth der Landschaft, in der es geschieht. Mit fürchterlicher Wahrheit ist die Entwicklung des schlechten oberflächlichen Menschen aus einer Lüge in die andere bis zu den entsetzlichsten Verbrechen gezeigt, mit fürchterlicher Wahrheit angedeutet, wie die nahe Berührung mit dem Schlechten auch auf edlere Gemüther einwirkt. Die arme junge Frau, die durch Lug und Trug ein Opfer des wüsten Menschen geworden ist, erweckt in einzelnen rührenden Zügen

unser Mitleid, aber es ist ein beklommenes Mitleid, denn aus diesem Kreise engumschriebenen kleinen Lebens öffnet sich kein Blick in's Freie, in's Licht, in den Himmel. Apollonius ist vielleicht die reinste Seele, die ein Dichter geschildert hat, und der Dichter ist nicht zu schelten, daß er diese Reinheit in den Formen zeigt, die dem Lebenselement des Handwerkers ziemen: Reinlichkeit, Ordnung, ängstliche Rechtschaffenheit. Wer im Stande ist, einen komischen Nebengedanken zu hegen, als der wunderbar gerettete Apollonius in dem Augenblick, wo das liebesbeklommene Weib seines Bruders sich ihm an den Hals wirft, unwillkürlich mit der Hand über den Rock fährt, als ob ein Stäubchen darauf wäre, das er abwischen müßte, bis er dann in sanfter Warnung das Kind zwischen sich und die Mutter stellt: wer nicht die volle Hoheit des Gedankens empfindet, der diese Scene eingegeben, der soll unserm Dichter fern bleiben. Aber die Form, in der dieser Gedanke erscheint, peinigt uns darum, weil wir aus der Atmosphäre unserer eigenen Bildung heraustreten müssen. Wir vermissen den Reichthum des Geistes, der gar nicht etwa von der Vollständigkeit der Cultur abhängt. Apollonius erkauft die Reinheit seines sittlichen Charakters durch Zusammendrückung seines Herzens. Wohl fühlen wir in Gedanken das Opfer an Lebensfreude, das er bringt, um in Einheit mit sich selbst zu bleiben, aber wir sehen zu wenig das Zucken seines Herzens, zu wenig seinen Schmerz, seinen Schmerz um das eigne verlorne Ideal, um das Unglück des Weibes, das er doch liebt. Es ist nicht Kälte aber Enge des Herzens, und in der Größe seiner Resignation liegt doch eine Wahlverwandtschaft mit dem trotzigen despotischen Eigensinn seines Vaters, den er sonst so hoch überragt. War die Luft, die wir im Anfang athmeten, von drückender Schwüle, so ist sie in dem resignirten Ausgang so dünn, daß sie kaum zum Leben ausreicht. Zu gewaltig sind die Gestalten, die er selbst geschaffen, über den Dichter, dessen reine edle Seele in der Einsamkeit der Krankenstube verkümmerte. Was hätte er schaffen können, wenn ein günstiges Geschick ihm die äußere Gesundheit gegeben hätte, die er im innersten Kern seiner Seele so voll besaß!

In die frische freie Luft treten wir, indem wir Fritz Reuter begegnen. Nachdem er einige Jahre seine mecklenburger Landsleute durch „Läufchen und Riemels" belustigt, ist es ihm gelungen, durch die Macht seiner Darstellung ganz Deutschland in den Bann zu zwingen, bis zu den Alpen hin wird nun von Herrn und Damen plattdeutsch gelesen, und diese Mundart, die man auf doctrinärem Wege vergebens zu ihrem Recht zu bringen suchte, ist durch ihn dem gesammten Vaterlande bekannter geworden, als in England durch W. Scott das Schottische. Selten wird sich die Kritik befriedigter über einen

Erfolg aussprechen, als bei diesen Bildern von derbster, frischester Gesundheit. Sie machen die Brust weit und den Athem leicht.

43 Jahre war Fritz Reuter alt, als er 1853 den ersten größeren von seinen Schwänken veröffentlichte, die „Reise nach Belgien". Alle Welt kennt das prachtvolle Stillleben des Anfangs, wie der dumme Bauer in der behaglichen engen Stube sein Mittagsschläfchen hält, alle Welt die köstlichen Einfälle des Küster Suhr, der seine ehrliche Mundart in gebildetes Hochdeutsch zu verwandeln strebt, alle Welt den lustigen Kehraus beim Hochzeitsfest der armen Küstertochter. Eine ganz andere Seite seines Talents zeigte das folgende Gedicht „Kein Hüsung" 1857; der Ausdruck wilden Hasses des unterdrückten mecklenburger Landvolks gegen seine Unterdrücker; von einer Energie der Leidenschaft, die den Leser gar nicht zum Gefühl der Beklemmung über die gräulichen Zustände kommen läßt. Wieder ein anderes Talent in „Hanne Nüte" 1860, wo der Dichter zeigt, daß er vom Trank gekostet hat, der ihm die Vogelsprache erschließt. — Fritz Reuter hatte als junger Student einer Burschenschaft angehört, und war in Folge dessen erst zum Tode verurtheilt, dann von der halbverrückt gewordenen preußischen Reaction sieben Jahre lang durch verschiedene Festungen geschleppt. Wie wenig sein innerer Lebensmuth gebrochen wurde, wie ernst und schwer er aber es dennoch empfand, daß sein Leben hoffnungslos aus seinem natürlichen Gange gebracht war, zeigt seine prächtige Erzählung „aus der Festungszeit", die alle Welt gelesen hat. Hoffentlich wird bald die Zeit kommen, wo man diese Geschichten für ein Mährchen hält. Fritz Reuter machte, nachdem er endlich befreit war, alle möglichen Versuche, als Maler, als Landmann (Stromtid), als Schullehrer, bis er sich endlich als Dichter fand. Was er in diesen verschiedenen Phasen seines Lebens mit scharfem Blick beobachtet hat, berichten die „Olle Kamellen", deren erster Band, „Aus der Franzosenzeit" 1859 erschien, und in welchen der Dichter seine wirkliche Sphäre gefunden hatte. Wer lernen will, wie sich gemeine Copie des Wirklichen von der poetischen Nachbildung unterscheidet, der vergleiche jenes köstliche Bild, das fast nur wirklich Erlebtes enthält, und zwar bis auf die kleinsten Züge, mit den Sticheleien in den „Rittern vom Geist". Der blaße Copist bringt nie lebendige Wesen hervor. — Unwillkürlich wird man an J. Gotthelf erinnert, den Reuter freilich bei Weitem an Reinlichkeit der Erzählung übertrifft. Es ist dieselbe wunderbare sinnliche Kraft, durch welche sich alles, was erzählt wird, in unmittelbarster Gegenwart aufdrängt, so daß jeder einzelne Zug aus dem innersten Lebensmotiv des Charakters hervorgeht. Niemand zeigt deutlicher, wie die Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit nur durch Abstraction getrennt werden, als der echte Dichter. Er zeigt uns seine Figuren in voller Freiheit; alles, was sie thun und reden, über-

rascht uns, erregt unser Gelächter, unsere Theilnahme, unsere Rührung, kurz ist uns etwas Neues; zugleich aber haben wir, wenn wir nun einmal das Neue erfahren, das ganz bestimmte Gefühl der Nothwendigkeit: so und nicht anders mußte er handeln und sich äußern! Die Kunst, beides zu verbinden, den Leser zu überraschen und zugleich zu überzeugen, ist eben das Geheimniß, das den wahren Dichter vom Dilettanten scheidet. Der altmodische Dilettant giebt moralische Rechenmaschinen, die jeder ihm nachschnitzeln kann, bei denen man auf der ersten Seite das Buch zumacht, da man schon alles weiß, was kommen wird; der jungdeutsche Dilettant giebt Mollusken ohne allen Knochenbau, die im Schlaf bald so bald so handeln und reden, ohne daß man wüßte, aus welchem Grund oder zu welchem Zweck. — In der Erzählung aus der Franzosenzeit, die uns besser als tausend hochtrabende Declamationen den Geist des Volks in jener bedrängten Zeit vor Augen führt, weht eine Luft, bei der auch dem Hypochonder wohl werden muß, die Luft robustester Gesundheit. Die Figuren sind nicht blos lebensfähig, sondern auch lebenswürdig; sie flößen uns nicht blos den Glauben an ihre Wirklichkeit ein, sondern auch den Wunsch nach ihrer Wirklichkeit: unter solchen Leuten möchten wir leben. Nicht etwa Tugendspiegel, im Gegentheil, rechte Erben von Adam und Eva, mitunter auch verschroben, leichtsinnig, abgeschmackt, aber lauter herrliche Menschen. Das eben ist der Zauber des wahren poetischen Spiegels, daß er die Figuren um so mehr verschönert, je treuer er sie darstellt. Es thut einem leid, wenn die Geschichte zu Ende ist, aber man hat, wenn man das Buch zuschlägt, die Menschheit um einige Procente lieber. Und das ist gut in einer Zeit, wo man nicht selten die Aufregung, die ein begabter Dichter hervorruft, mit einem häßlichen Katzenjammer bezahlen muß. Figuren wie der Amtshauptmann Weber, Mamsell Westphalen, der preußische Friedrich, der tugendbündlerische Rathsherr werden noch folgenden Geschlechtern lieb und werth sein. Der größere Roman „Ut min Stromtied" hat eine schnellere und weitere Verbreitung gefunden, und verdient sie wegen seiner tüchtigen Menschen, die fest auf ihren Füßen stehen, namentlich des unübertrefflichen Unkel Bräsig.

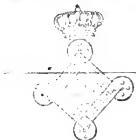
Man soll sich nicht etwa einbilden, wenn man plattdeutsch zu schreiben und Bauernschwänke zu erzählen versteht, daß man dadurch ein Fritz Reuter wird. Die plattdeutsche Literatur, die Dorfgeschichte und das Genre überhaupt ist eine berechtigte Episode in dem Gesammtbild unserer Literatur, aber eben nur eine Episode. Wir haben aus ihr gelernt, wirklich lebendige Menschen und fest begrenzte Zustände zu sehn und darzustellen, aber im Allgemeinen wird sich die Dichtung doch immer wieder gedrungen fühlen, zu gebildeten Menschen und zu Zuständen von größerer Perspective zurückzukehren.

Schwerlich wird sie es durch Wiederaufnahme der alten idealistischen Formen durchsetzen. Gervinus erklärte das Drama für die echt moderne Dichtungsart; der Erfolg hat ihm wenigstens augenblicklich nicht Recht gegeben. Die großen Fragen, die unsere Cultur bewegen, scheinen ihren poetischen Ausdruck hauptsächlich im Roman zu suchen und zu finden. Freilich darf man nach dem äußeren Erfolg nicht unbedingt schließen. Es hat in den beiden letzten Jahrhunderten zu allen Zeiten eine sehr ausgebreitete Romanliteratur gegeben, die ein zahlreicheres Publicum hatte, als die classischen Schriftsteller. Aber es war ein Publicum, dessen Stimme bei der geistigen Bildung des Volks nicht in Betracht kam: ob es sich an Kramer, Spieß und Vulpius, oder an Tromlitz, Clauren und Schilling, oder an Temme, Louise Mühlbach und Mützelburg erbaute, ist vollkommen gleichgiltig. Der eigentlich moderne Roman hat aber zu seinem Publicum auch die besten Köpfe der Nation, und wo dieselben Dichter es versuchen, im idealistischen Drama die Bahn Goethes und Schillers wieder zu betreten, bleibt bei der edelsten Anstrengung der Erfolg aus. Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytag's „Fabiern", Hebbel's, „Nibelungen", Otto Ludwig's „Maccabäern", Paul Heyse's „Sabinerinnen" aufgewandt! Das unbedeutendste von diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum. Man darf das Publicum deshalb nicht schelten: in den Drang des wirklichen Lebens vertieft, fragt es: was ist Hecuba, daß ich um sie soll weinen? und wollte man dem das stolze Selbstgefühl der reinen Kunst entgegenhalten, so würde das Publicum wahrscheinlich antworten, daß man auch den Schattengestalten der Dichtung anmerkt, ob sie wirklich vom Blut des Lebens getrunken haben, d. h. von den Gedanken und Empfindungen, welche die Zeit bewegen.

Wiederum stehen wir an einem großen Wendepunkt unserer Literatur. Seit mehr als hundert Jahren ging das ideale Streben unserer Dichter und Denker, bewußt oder unbewußt, darauf aus, unsere Nation aus der dumpfen Enge kleinbürgerlicher Verkümmerung, aus der Unterthänigkeit eines von geistlosen Höfen und von der Verachtung des Auslandes herabgedrückten Volksbewußtseins zu befreien, ihr Selbstgefühl einzuflößen, ihre schlummernde Kraft zu erwecken, sie ebenbürtig einzuführen in die Reihe der Nationen Europas. In hohem Grade ist das geistig gelungen, die Dichtung Goethes war unser Adelsbrief. Aber der stolze Muth des Poeten und Philosophen ließ uns im Stich, wo es galt, das wirkliche Leben nach dem Maß unsers Idealismus einzurichten. Bald war es Unklarheit über das Ziel, bald schwaches und halbes Wollen, bald die Herrschaft subjectiver Stimmungen über die Ueberzeugung, was uns irre führte. Das vergangene Jahr hat diesem traurigen

Zustand ein Ende gemacht. Die fremden Nationen, die uns in der letzten Zeit wohl gutmüthig und herablassend streichelten, die unserm Schiller wohl einen Platz neben Corneille einräumten, und zugestanden, daß Jakob Böhme ein tiefsinniger Schuster gewesen: sie haben uns fürchten gelernt, sie haben erkannt, daß das altgermanische Blut noch nicht versumpft ist! Nicht der Gesammtwille der Nation, sondern ein einziger, großer und gewaltiger Wille hat diese Umwälzung hervorgebracht. Aber wen das für den Augenblick beschämt und selbst verdrießt, der mag sich sagen, daß die Vollendung des Gebäudes ohne die Mitwirkung der Nation nicht möglich ist: und daß der Nation Kraft und Fähigkeit dazu nicht fehlt, zeigt in Vergangenheit und Gegenwart ihr geistiges Leben, von dem auch diese Bände einen schwachen Umriß zu geben suchen.

Das Lebenselement des Geistes ist die Freiheit. Aber Freiheit ist nicht die Lösung des einzelnen Lebens von der geistigen Substanz, der es angehört, der Nation: sondern ein inniges Verwachsen der Art, daß in der Größe der Nation jeder Einzelne sein höchstes Glück, in ihrem Dienst seinen höchsten Stolz, die reichste Befriedigung seines berechtigten Ehrgeizes sucht und findet; daß der Staat jeder Kraft nicht blos Spielraum, sondern den Stoff giebt. Es war noch ein Rest unsers alten Spießbürgerthums, daß das Volk sich nur als Publicum fühlte, daß die Vertreter der Gemeinden und Städte sich nur in der Abwehr des Regierungseinflusses zu bethätigen glaubten, und umgekehrt. Jetzt haben wir ein größeres Maß der Freiheit, des Ehrgeizes, der Nation empfangen: es kommt darauf an, hineinzuwachsen.



Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.